

Brandenburgia

Gesellschaft für Heimatkunde der
Provinz Brandenburg, Märkisches Provinzial-Museum

„Brandenburgia".

MONATSBLATT

DER

GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE

DER

PROVINZ BRANDENBURG

ZU

BERLIN.

Unter Mitwirkung des Märkischen Provinzial-Museums

herausgegeben

vom

Gesellschafts - Vorstande.

XVI. Jahrgang. — 1907/08.

Berlin 1908.

Druck und Verlag von P. Stankiewicz' Buchdruckerei

Bernburgerstrasse 14.



14. (9. ausserordentliche) Versammlung des XV. Vereinsjahres.

Sonntag, den 9. Dezember 1906.

Trotz der ungünstigen Witterung — das in den ersten Morgenstunden eingetretene Schneegestöber hielt mit kurzen Unterbrechungen den ganzen Vormittag über an — hatten sich gegen 11 Uhr vormittags über 80 Mitglieder und Freunde der Brandenburgia im Schlosse Ruhwald auf Westend eingefunden, wo sie in liebenswürdiger Weise vom Besitzer, Herrn Bankier Siegfried Abrahamsohn empfangen wurden. Nach einer kurzen Begrüßungsansprache, in der besonders den Damen, welche trotz des bösen Wetters zahlreich erschienen waren, Anerkennung gezollt wurde, erteilte der 1. Vorsitzende, Herr Geh. Regierungsrat Friedel, dem Mitglied der Gesellschaft O. Monke das Wort zu folgendem Vortrag über die Geschichte des Schlosses Ruhwald. Meine hochgeehrten Damen und Herren! Die Großstadtluft ist, wie man gewöhnlich meint, der Sagenbildung nicht förderlich, und die Neuzeit und das moderne Leben erst recht nicht. Doch hier oben, wo sich die Brandungswogen des großstädtischen Lebens allmählich ausebnen, da schreitet sie doch noch, die erhabene Göttin der Poesie über den dürren Sand der märkischen Heide, und wo ihr flüchtiger Fuß nur ein Augenblick rastet, da sprießen Blumen, herrliche Sträuße oder kleine winzige Blau-Blümelein im gelben Sande, die uns zuwinken: ich habe dir etwas zu sagen! Dort, wo zwischen den Föhrenwipfeln der Spiegel der blauen Havel blinkt, berührt sie mit ihrem Zauberstabe den sandigen Hügel auf der schmalen Landzunge, und aus den Wassern taucht vor unserm innern Auge die triefende Gestalt des alten Wendenhäuptlings empor, den das treue Roß aus den Händen der erbarmungslosen Christen in die Hände ihres erbarmenden Gottes trug. Weiter westwärts im Jagdschloß am See weckt sie die weiße Frau, die nächtlicher Weile durch die Räume des Schlosses schreitet; auf dem „alten Luisen-Kirchhof" beim Bahnhof

Westend verkündet sie uns durch den Mund der Kinder und alten Mütterchen: „Hier neben der umgitterten Kapelle ruht ein reicher Mann*) mit seiner Familie; der hat der Kirche soviel Geld vermacht, daß sie ihm einen eigenen Friedhof auf dem Friedhof herrichten ließ“.

Nördlich davon, auf dem Fürstenbrunner Wege**) sieht man wohl zuweilen zwischen 12 und 1 Uhr nachts eine hochragende Gestalt zur Quelle wandeln. Es ist der Große Kurfürst; er trägt einen Becher in der Hand, mit dem er das köstlich reine Wasser, das ihn oftmals labte, aus dem Brunnen schöpfen will.

Von einigen Vertiefungen im Park des Schlosses Ruhwald sowie auf dem benachbarten Bechmannschen Terrain ging früher die Sage, dort hätten die Franzosen Brunnen angelegt. In einem jetzt zugeschütteten „Franzosenbrunnen“ im Bechmannschen Park soll sogar vor vielen Jahren ein Mann, der die Sache untersuchen wollte, versunken sein. Tatsächlich haben die Franzosen auf Befehl des Marschalls Victor im Jahre 1808 auf Westend ein Lager aufgeschlagen und bei dieser Gelegenheit eine Anzahl Brunnen (Ziehbrunnen) angelegt.

---

*) Der Schöpfer des Schlosses Ruhwald, Herr L. von Schäffer-Voit, kaufte einen Teil des Friedhofs an und ließ darauf für sich und seine Familie ein Erbbegräbnis erbauen.

**) Der Fürstenbrunner Weg, auch die vor kurzem für die Vorortstrecke Lehrter-Bahnhof — Spandau angelegte Haltestelle „Fürstenbrunn“ verdanken ihren Namen einer in unmittelbarer Nähe der Station am Nordabhang der Grunewaldebene entspringenden Quelle, deren Wasser sich durch eine so außergewöhnliche Reinheit auszeichnete bzw. noch auszeichnet, daß die Volkssage behauptet, sie komme von weit her, aus dem Harze; sie habe nicht einmal Eisengehalt wie andere märkische Quellen. Die letzte Behauptung ist nach den Untersuchungen von Fresenius u. a. tatsächlich richtig. Der Große Kurfürst soll die Quelle bereits gekannt und benutzt haben. Am 15. 5. 1857 beantragte daher das Polizeiamt von Charlottenburg bei der Regierung für die Anlage in der Nähe der Quelle den Namen „Fürstenbrunn“, der laut Verordnung vom 25. 7. 1857 auch genehmigt wurde. Die Quelle selbst ist auf der Henningschen Karte vom Jahr 1719 als „Springbrunnen“ angegeben, und in einer von Gundlach (Geschichte der Stadt Charlottenburg 1905) mitgeteilten Eingabe der Charlottenburger Stadtverordneten vom 10. 12. 1718 werden bereits die beiden vor der Quelle angebrachten männlichen Figuren („Männekens“) erwähnt, durch welche das Wasser in einer nicht eben anständigen Weise seinen Lauf nahm. Zur Zeit Friedrichs des Großen (seit 1760) stand in der Nähe des Sprudels eine von Peter Friedrich Damm, einem Armeelieferanten, erbaute Lohmühle, die später abbrannte. Vielleicht hängt damit die Sage zusammen, das Haus neben der Lohmühle (das später „alte Schützenhaus“) habe dem alten Fritzen gehört und er habe dort sein „Archiv“ gehabt. Zur Zeit wird das Quellwasser zur Herstellung des allgemein beliebten Fürstenbrunner „Tafelwassers“ sowie der Fürstenlimonade und eines Sauerstoffwassers benutzt. 1890 erhielt die Direktion von Fürstenbrunn den Titel eines Hoflieferanten des Erbprinzen von Sachsen-Meiningen. Kaiser Wilhelm II. nimmt das Fürstenbrunner Tafelwasser sogar mit auf die Reise, selbst auf seinen Nordlandsfahrten; auch in Rominten darf es nicht fehlen. So führt denn die Quelle, die übrigens pro Tag etwa 17 000 Liter liefert, den Namen „Fürstenbrunner Quelle“ noch heut mit Recht.

Die neneste Sage des Grnnewaldgebietes aber bezieht sich auf die Anlage des Denkmals beim Schlosse Ruhwald. Bereits nm 1870 hörte ich an Ort und Stelle, der Besitzer des Schlosses habe einen einzigen Sohn gehabt. Als dieser 1866 im Kriege gegen Österreich fiel, holte der Vater den Leichnam vom Schlachtfeld, brachte ihn in die Heimat und begrub ihn im Park. Felsen, die er vom Schlachtfed, das des Sohnes Blut getrunken, herbeischaffen ließ, türmte er über dem Grabe znm ewigen Gedächtnis des Helden auf. Das Schloss aber nannte er seitdem Ruhwald, weil der Sohn in der Ruhe desselben seine Ruhestätte gefunden habe. Richtig ist, daß der Erbauer des Schlosses, Ludwig von Schäffer-Voit dort seinem ältesten Sohne Udo, welcher 1866 am österreichischen Feldzug als Leutnant bei dem Blücherschen Husarenregiment teilnahm nnd im Lazarett zn Jglan der Cholera erlag, im Park des Schlosses Ruhwald die Ruhestättc bereiten wollte. Der Friedensengel, der jetzt auf dem alten Lnisen - Friedhof bei Bahnhof Westend steht, hatte dort bereits Aufstellung gefunden. Doch erhielt L. von Schäffer-Voit nicht die erforderliche Erlaubnis zur Bestattung des Sohnes im Park. Die Leiche wurde daher vorläufig in der Gruft der Dorotheenstädtischen Kirche in Berlin beigesetzt und später auf dem alten Luisen- Friedhof auf Westend bestattet.

Lndwig von Schäffer-Voit, oder wie er früher hiess, Lndwig Schäfer, wurde nm 1819 in Halberstadt geboren, kam später nach Berlin nnd gründete dort 1854 die illustrierte Damen- und Modezeitung „Bazar", deren erste Nummer im Dezember 1854 erschien. (2 ältere Nummern, die vom 9. und 15. Januar 1857, enthaltend die Bildnisse des damaligen Prinzen von Prenssen Friedrich Wilhelms nnd seiner Braut, sowie der Kaiserin Eugenie mit der Krinoline, ihrer höchsteigenen unglücklichen Erfindung, hatte die Redaktion dem Vortragenden liebenswürdiger Weise übersandt; sie wurde dem Herrn Vorsitzenden für die Zeitungssammlung des Märkischen Musenms übergeben; ebenso kam eine Anzahl Nummern der neuesten Anflage zur Verteilung) L. Schäffer war der erste, der den Holzschnitt für die Illustration der Modezeitungen einführte, während bis dahin kolorierte Gravüren üblich waren. Bei der Redigiernng der Zeitung stand ihm seine Frau, eine geborene Voit, deren Namen er mit gutem Recht dem seinigen bei seiner Erhebnng in den Adelstand hinzufügte, trenlich zur Seite. Besonders prüfte sie die eingehenden Schnitt- nnd Stickmuster hinsichtlich ihrer Brauchbarkeit, nnd ihrer sorgfältigen Arbeit verdankt der Bazar nicht zum wenigsten den großartigen Erfolg, der seinem Begründer nicht nur Titel und Würden, sondern auch ein Millionen-Vermögen eintrug. Ludwig Schäfer wurde geadelt, zum Kommissions- nnd Kommerzienrat und (um 1860) später zum Geh. Kommerzienrat ernannt. Auch der bekannte Franz von Lipperheide ist durch seine Schule gegangen. Seit 1906 befinden sich Redaktion des

Bazars, welche 20 Jahre lang (seit 1887) in dem bekannten Hause in der Charlottenstrasse untergebracht waren, in dem „Fontane-Hause“ Potsdamer Str. 134c. Die Zeitung, welche jetzt in 10 Kultursprachen erscheint, steht noch heut als vornehmste Damen- und Modezeitung auf der Höhe; was sie der Großmutter einst war, das wurde sie der Tochter, das ist sie heut der Enkelin, eine getreue Ratgeberin in Sachen des guten Geschmacks. Wie gross die Fortschritte bezüglich des guten Geschmacks in der Mode seit 50 Jahren gewesen sind, das zeigt am besten der Vergleich der letzten Nummern vom Jahre 1906 mit denen aus dem Jahre 1857. In diesem Fortschritt liegt auch ein Stück Kulturarbeit, die der Bazar geleistet hat, ein Stück märkischer Arbeit.

Es ist nicht zu verwundern, daß ein Mann wie Ludwig von Schäffer-Voit, der sozusagen vom guten Geschmack lebte und der ihn machte, auch ein feines Verständnis für landschaftliche Schönheiten besaß; bald hatte er den schönsten Punkt in der näheren Umgebung Berlins, den Spandauer Berg mit seinem herrlichen Blick über das Spreetal bis zu den Horizontlinien der Barnimer Wälder in blauer Ferne, herausgefunden, und bereits zu Anfang der sechziger Jahre wanderte er oft von Charlottenburg aus, den Feldstuhl unterm Arm zu den Höhen neben der Spandauer Bergbrauerei, um dort in die Ruhe die Fernsicht zu geniessen.

Damals war das ganze Westendplateau noch völlig unbebaut. Außer dem Spandauer Bock-Etablissement und den dazu gehörigen Gebäuden auf der gegenüberliegenden Nordseite des Weges lag an der 1820 — 22 erbauten Spandauer Chaussee (der Fortsetzung der 1798/99 angelegten Berlin-Charlottenburger Chaussee) zwischen Ruhleben und Charlottenburg kein Haus.

Jenes Bock-Etablissement war eine Gründung Konrad Bechmanns*) der 1840 von Grünthal nach Spandau übersiedelte, um sich selbständig zu machen. Er kaufte dort für 12 000 Taler die Brauerei, die das damals so beliebte Königsbier herstellte, aber dazumal „umständehalber“

*) Bechmann stammte aus dem Bambergischen und war von Beruf Braumeister, daneben aber auch „gelernter Böttcher und Weinküfer“. 1827 veranlaßte ihn der Amtsrat Schütz aus Grünthal bei Biesenthal, der auf einer Reise durch Süddeutschland das Nürnberger Bier kennen und schätzen gelernt hatte, mit ihm nach Grünthal zu kommen, um dort eine Brauerei nach bayrischem Muster anzulegen. Hier braute B. von 1827 — 40 das Grüntbaler Unterhöhler, das erste bayrische Lagerbier der Mark, das in Berlin zuletzt in einem Restaurant in der Dorotheenstrasse verschänkt wurde und jetzt wieder in der Biesentbaler Amtsbrauerei (Inhaber Seidel) in alter Güte gebraut wird. Die Ruinen der von K. Bechmann bei Grünthal angelegten Kellereien sind noch heut vorhanden. Im untersten Teil derselben lagerte das dunkle, stark eingebraute Lagerbier, welches deswegen den Namen „Unterhöhler“ erhalten haben soll. Es war übrigens ein herrlicher Stoff, der dem echten „Nürnberger“, wie es an der Quelle verschänkt wird, nicht nachstand.

von ihrem Besitzer veräußert werden mußte. Unmittelbar darauf legte Bechmann an der Spandauer Chaussee auf einer Waldparzelle, die ihm der König gegen billigen Erbpachtzins überließ, einen Lager- und Eiskeller an und erhielt, da er sich darauf berief, daß er ein Landsmann der Königin (Elisabeth von Bayern) sei, die Erlaubnis dort einen kleinen Ausschank zu eröffnen. Die junge Königin wurde sogar seine Fürsprecherin, da sie der Ansicht war, man müsse den Alkoholgenuß durch den Biergenuß bekämpfen. Hier verzapfte Bechmann im Frühjahr auch ein besonders stark eingebrautes dunkles Bier, dem er nach bayrischer Weise den Namen „Bockbier"*) gab, wonach dann auch das Etablissement selbst „der Bock" genannt wurde. Um dieselbe Zeit stand an der gegenüberliegenden Seite der Chaussee, also auf der Nordseite derselben ein einzelnes Gehöft, das einem gewissen Hennig gehörte, der auf demselben vorübergehend ebenfalls einen kleinen Ausschank betrieben hatte. Ein noch heut im Besitz der Bechmannschen Familie befindliches kleines Ölgemälde aus dem Jahre 1846 zeigt uns dieses Hennigsche Gehöft von der Spreeseite her und jenseits der Chaussee das rote aus dem Grün des Kiefernwaldes hervorschimmernde Dach des ersten Bockgebäudes, das 1874 ein Raub der Flammen wurde. 1847 kaufte Konrad Bechmann das Hennigsche Gehöft, erweiterte das Wohnhaus zu einem Saalgebäude, das noch heut vorhanden ist und unmittelbar neben der Brauerei, etwas abseits von der Straße liegt, und verlegte 1854 dorthin seine Brauerei die daher den Namen der „Spandauer Bergbrauerei" führt. Der Berliner Volkswitz aber gab der neuen Restauration den Namen „Zibbe." Bald darauf veranlaßte der Fiskus Konrad Bechmann, etwa 40 Morgen östlich der Brauerei anzukaufen, obgleich dieser garnicht die Absicht hatte, sein Besitztum zu vergrößern. Doch schließlich willigte er ein, die 40 Morgen für einen Gesamtpreis von 400 Talern zu übernehmen. Als er im Jahre 1865 im Begriff stand, seinen beiden Söhnen das Besitztum zu verschreiben und mit 2 Notaren darüber verhandelte, erschien plötzlich ein Herr, der Konrad Bechmann dringend zu sprechen wünschte und auf die etwas kurze Frage, was er wolle, die Gegenfrage stellte, ob Bechmann nicht Lust habe, einen Teil seines Terrains zu verkaufen.

Bechmann, der wegen der Störung etwas ungehalten war, antwortete: „Ich habe überhaupt nichts zu verkaufen." Der Fremde — es war Ludwig von Schäffer-Voit — war damit entlassen; aber so leicht gab er seinen Plan nicht auf. Er kaufte vielmehr dicht neben dem

*) Während sich die Münchner Biere von jeher durch ihre Leichtigkeit und Bekömmlichkeit auszeichneten, führte man bereits im Mittelalter aus Eimbeck bei Hannover ein starkes Bier in München ein. Dieses Bier erhielt dort den Namen der „Aimbock" oder „Bock". Es war dies derselbe Stoff, von welchem der Graf Erich von Braunschweig dem Doktor Martin Luther am 18. 4. 1521 zu Worms eine Kanne zur Erquickung sandte.

Bechmanuschen Terrain von dem Charlottenburger Ackerbürger Sasse ein Gruudstück von 24 Morgen uud vergrößerte dasselbe später durch Zukanf. In den Jahreu 1867 nnd 68 ließ er dort durch den Banmeister Schwatlo das Schloß Ruhwald erbauen. Als König Wilhelm I. einst während des Baues vorüberfuhr, rief er ans: „Welcher verrückte Mensch will denn da bauen?" Später änderte er sein Urteil; er erschien sogar im Schlosse Rnhwald, um es zu besichtigeu uud den Park kennen zu lerueu. Bei dieser Gelegenheit änßerte er: „Ich bin ganz überrascht, einen laudschaftlich nud parklich so entzückendeu Punkt in Rnhwald zu finden." Inzwischen war für Westeud der Vorfrühling der Gründerzeit angebrochen. Die 1866 durch Werkmeister begründete „Kommandit-gesellschaft auf Aktien, Westend genannt", die einen Stadtteil für die wohlhabenden Klassen anlegen wollte, wurde durch die kriegerischen Ereignisse desselben Jahres nngünstig beeinflußt nnd löste sich bald auf, nud nnn entstand (1868) die „Nene Westendgesellschaft", von Quistorp und Scheibler ins Leben gerufen. Ludwig von Schäffer-Voit gehörte nicht zu diesen „Gründern", obgleich er ihren Bestrebungen im allgemeinen wohlwollend gegenüberstand; er verkaufte der Gesellschaft sogar 80 000 Ruten Laudes. Was ihn vou jenen nnterschied, war vor allem der Umstand, daß ihm nie die Mittel ausgingen. So gelang es ihm denn, eine Oase in der Wüste und das großartigste Banwerk der Gründerzeit zu schaffen, das uoch heut eines Fürsteusitzes würdig wäre, währeud die Qnistorpsche Gesellschaft 1873 verkrachte. Für seineu Park ließ er aus den entferntesten Teilen der Welt die auserleseusten uud seltensten Bänme (z. B. amerikanische Nadelhölzer) kommen; gegen 100 000 M. kostete ihu die nnscheinbar den Park umgebende Maner, nnd etwa die gleiche Summe erforderte die Anlage des sog. Deukmals, eine der Bastei und dem Knhstall nachgebildete künstliche Felsgrnppe, die zum größten Teil aus Backsteiueu aufgeführt uud mit eiuem sandsteinähnlichen aus Kalkmörtel und Zement besteheuden Überzng bekleidet wurde. Auch einige Rüdersdorfer Kalkblöcke scheinen Verwendung gefunden zu haben. Die Volkssage machte aus dieser Felsgruppe ein Deukmal für den im dentsch-österreichischen Feldzuge gebliebeuen Sohn des Schloßherrn.

Das Schloß enthält 30 Zimmer, das in einiger Entfernnng davon stehende Kavalierhaus deren 40. Die Standbilder au der grosseu Freitreppe siud Werke Calandrellis.

In den Stuckverzierungen der 7 Zimmerdeckeu kehrt häufig das Bild des Schwanes, des Schäffer-Voitschen Wappeutieres wieder. Das Wappen zeigt nnten 2 Schwäne, deren Hälse sich verschlingeu, im oberen linken Feld einen Steru nnd im rechten Lanze nnd Fahne.

1870 zogen 2 Söhne Ludwig von Schäffer-Voit in deu Krieg, der ältere Walter, als Lentnant beim 1. brand. Dragoner-Regiment Nr. 2 (Schwedter Dragoner), der jüngere, Edgar, im 4. Kürassierregiment.

Walter tat sich während des Feldzngs mehrfach rühmlichst hervor, so am 7. November, an welchem Tage er eine Franktirenrbande von etwa 100 Mann im Walde bei Gnmont mit seinen Dragonern nmstellte und schließlich mit Hilfe herbeigerufener Infanterie völlig vernichtete nnd am 14. Jannar beim Marsche nach Le-Mans = Laval, bei welcher Gelegenheit er allein in Gemeinschaft zweier Unteroffiziere 3 französische Kompanien dnrch wohlgezielte Schüsse in die Flucht trieb nnd 14 Gefangene machte.

Edgar dagegen wnrde am 16. August in der Schlacht bei Mars la Tour dnrch einen Schnß in die Brust und Zerschmetterung des linken Armes schwer verwundet nnd starb am 25. August im Feldlazarett zn Thionville. Später wurde die Leiche nach Berlin gebracht und am 5. September neben der seines Brnders Udo beigesetzt. Der Vater hatte bereits im Park von Ruhwald die Stelle bestimmt, an welcher die beiden Heldensöhne bestattet werden sollten nnd sogar einen Friedensengel auf hohem Postament anfstellen lassen. Da er aber die Erlanbnis, im Park ein Erbbegräbnis anznlegen, nicht erhielt, kanfte er ein Stück des alten Lnisen-Friedhofs beim Bahnhof Westend an, ließ eine Grabkapelle erbauen nnd vor derselben die beiden Söhne bestatten, denen 1880 anch Walter nnd später der vierte und letzte Sohn*) in den Tod folgten. Der Friedensengel, gleichzeitig als Genius des Todes dargestellt, wurde 1873 ans dem Park von Ruhwald nach dem Friedhofe gebracht. Beim Emporwinden der Figur im Park schlug das Postament um nnd tötete 3 der dabei beschäftigten Arbeiter.

Die betrübenden Familienereignisse hatten dem Herrn v. Schäffer-Voit die Freude an seinem Besitztum vergällt, nnd als er nnn noch mit seinen Nachbarn wegen eines Weges, der über das Parkgelände führte nnd den v. Schäffer eingehen lassen wollte, in einen Prozess geriet, der zu seinen Ungnnsten entschieden wurde, verkaufte er Schloß und Park an den bekannten Malzfabrikanten Johann Hoff, welcher das Schloß in ein Restaurant nmwandelte und dort das von ihm fabrizierte Porterbier nnter der Devise verschänken ließ:

„Ruhmvoll besiegt allhier
Dentsches Porterbier
Englisches Porterbier.“

Nnn wurden Schloß nnd Park dem großen Publikum bekannt; aber trotz aller Reklame, die Johann Hoff im großen Stil betrieb, wollte die Sache keinen gedeihlichen Fortgang nehmen, und bald sang man über Rnhwald den Spottvers:

„Nnn ruhen alle Wälder
Vor allem Rnhwald selber.“

*) Es verblieb den Eltern nur noch eine Tochter, die Frau Gräfin von Wartensleben, die z. Z. in Berlin lebt.

Der Betrieb wurde eingestellt, und da Johann Hoff die Kaufsumme nur zum Teil erlegt hatte, fielen Schloß und Park wieder an seinen früheren Besitzer zurück. War schon während der Hoffschen Periode der wertvolle Baumbestand des Parkes vielfach beschädigt worden, so brach für das Schloß nach Aufgabe der Restauration eine Leidenszeit an. Da es an Aufsicht fehlte, wurde alles, was nicht niet- und nagelfest war, von diebischem Gesindel geplündert und geraubt, selbst die Hähne der Wasserleitungen. Endlich brachte v. Schäffer-Voit wieder Ordnung in die Verhältnisse. Nachdem das Schloß längere Zeit leergestanden hatte, wurde es von einem Dr. Levinstein zur Nervenheilanstalt eingerichtet. Nun begann Ruhwalds fröhlichste Zeit; denn Levinstein war ein geselliger Mann, und gar oft wehte die „Besuchsfahne" lustig auf der Zinne des Schloßes.

Endlich erwarb im April 1895 Herr Bankier Siegfried Abrahamssohn die Besitzung. Er stellte sich die Aufgabe, Schloß und Park in dem Zustande zu erhalten, in der er sie übernommen, und hat diese Aufgabe bisher glänzend gelöst. Leider wird das Bestehen des Parkes durch den neuen Bebauungsplan für Westend gefährdet. Herr Abrahamssohn, der auch östlich vom Schloß noch ein Terrain von 36 Morgen, im ganzen also 60 Morgen besitzt, wird voraussichtlich durch die Verhältnisse, besonders durch den steigenden Bodenwert genötigt werden, das Terrain zu veräußern.

Die Anlage der Döberitzer Heerstraße hat die Bautätigkeit im Westen Charlottenburgs (Neuwestend) aufs neue mächtig angeregt, und die Baugesellschaft (Groß-Berlin), hinter welcher mehrere respektable Banken (Deutsche Bank, Dresdener Bank, Schaffhausener Bankverein und die Neue Westend-Aktiengesellschaft) stehen, bürgt dafür, daß Ereignisse wie die im Jahre 1873 nicht eintreten werden. Charlottenburg folgt unaufhaltsam dem Zuge nach dem Westen. Im Oktober 1908 soll die Untergrundbahn bis Platz F (gegenüber dem Schlosse Ruhwald fertig gestellt sein; man rechnet demnach auch wohl auf entsprechende Fortschritte der Bautätigkeit auf Westend. Sollte sich da nicht das Bedürfnis ergeben, würdige Räumlichkeiten für künstlerische oder wissenschaftliche Zwecke, vielleicht für ein Museum zu besitzen? Jetzt wäre es Zeit, der Stadt Charlottenburg durch Erwerbung des Schlosses Ruhwald und seines Parkes, der so vor der drohenden Parzellierung gerettet werden könnte, einen höchst wertvollen Besitz zu sichern. Hoffentlich verhallt dieser Appell an die städtischen Behörden nicht ungehört! Binnen kurzem wird sich neben Schloß Ruhwald die Bismarckwarte mit dem Standbild des größten aller deutschen Staatsmänner, des Mannes mit dem „weiten Blick" erheben. Sollten diejenigen, welche den Bau dieses Denkmals anregten, die also wahrscheinlich nicht nur Verehrung, sondern auch Verständnis für die Eigenart des Altreichskanzlers be-

sitzen, nicht auch ihrerseits den weiten Blick für die kommenden Bedürfnisse ihres stetig wachsenden Gemeinwesens durch Erwerbung und Erhaltung dieses herrlichen Besitztums bezeugen wollen?

Nach diesem halbstündigen Vortrage ergriff der I. Vorsitzende, Herr Geh. Regierungsrat Friedel das Wort, um Herrn Bankier Abrahamsohn für die liebenswürdige Aufnahme in Ruhwald zu danken und im Anschluß daran der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß nicht nur das Schloß, sondern auch der Park in seiner gegenwärtigen Gestalt erhalten bleiben möge und nicht das Schicksal des vor kurzem aufgeteilten Parkes von Killisch-Horn in Pankow teile. Darauf führte Herr Abrahamsohn seine Gäste durch den Park und zeigte ihnen u. a. auch das „Denkmal“ und das Kavalierhaus. Ein Teil der Mitglieder begab sich darauf in das Restaurant der Spandauer Bergbrauerei, um dort das Frühstück einzunehmen.

---

15. (6. ordentliche) Versammlung des XV. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 12. Dezember 1906, abends 7½ Uhr im grossen Sitzungssaal des Brandenburgischen Ständehauses,

Matthäikirchstraße 20/21.

Vorsitzender Herr Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XIV, sowie XVI bis XXII her.

A. Allgemeines.

I. Neue Handelshochschule. Anschließend an den Bericht über den Brandenburgia-Besuch daselbst am 2. d. M. lege ich vor:

a) Die trefflich illustrierte Folio-Schrift: „Das neue Gebäude der Handelshochschule. Errichtet von der Korporation der Kaufmannschaft von Berlin. Erbaut von den Architekten Cremer & Wolffenstein in Berlin in den Jahren 1905 — 1906.“

b) Ordnung der Handelshochschule folgenden Inhalts.

§ 1. Wirtschaftliche Grundlage.

Die Handelshochschule zu Berlin ist eine Einrichtung der Korporation der Kaufmannschaft von Berlin.

§ 2. Zweck.

Der Zweck der Handelshochschule ist, die für den kaufmännischen Beruf nötigen und nützlichen Wissenschaften durch Lehre und Forschung zu pflegen. Insbesondere ist es ihre Aufgabe:

1. Jungen Kaufleuten, unter steter Berücksichtigung der praktischen Verhältnisse, eine vertiefte allgemeine und kaufmännische Bildung zu vermitteln,
2. angehenden Handelsschullehrern und Handelsschullehrerinnen Gelegenheit zur Erlangung der erforderlichen theoretischen und praktischen Fachbildung zu geben,
3. praktischen Kaufleuten und Angehörigen verwandter Berufe die Möglichkeit zu gewähren, sich in einzelnen Zweigen des kaufmännischen Wissens auszubilden,
4. Justiz-, Verwaltungs-, Konsulats-, Handelskammer-Beamten etc. Gelegenheit zur Erwerbung kaufmännischer und handelswissenschaftlicher Fachkenntnisse zu bieten.

§ 3. Verwaltung.

Die Verwaltung der Handelshochschule steht den Ältesten der Kaufmannschaft von Berlin zu.

Dem Ältesten-Kollegium dient als gutachtliches Organ der „große Rat der Handelshochschule".

Derselbe besteht aus:

1. dem Präsidenten des Ältesten-Kollegiums oder dessen Stellvertreter als Vorsitzenden,
2. zwei Vertretern der Staatsregierung, von denen der eine vom Minister für Handel und Gewerbe, der andere vom Minister der geistlichen pp. Angelegenheiten ernannt wird,
3. dem Rektor der Handelshochschule,
4. einem Vertreter der Universität Berlin,
5. einem Vertreter der Technischen Hochschule Berlin in Charlottenburg,
6. sechs Delegierten des Ältesten-Kollegiums,
7. zwei Mitgliedern der Finanz-Kommission,
8. drei im Hauptamt angestellten, vom Lehrer-Kollegium zu wählenden Dozenten,
9. einem Mitgliede des Magistrats Berlin,
10. einem Mitgliede der Stadtverordnetenversammlung Berlin,
11. einem Mitgliede der Handelskammer,
12. dem Syndikus der Handelshochschule,
13. fünf sonstigen von den Ältesten der Kaufmannschaft zu berufenden hervorragenden Persönlichkeiten, welche ihr Interesse an der Handelshochschule betätigt haben.

§ 4. Rektor. Lehrer. Syndikus.

Die unmittelbare Leitung der Handelshochschule liegt einem Rektor mit dreijähriger Amtsperiode ob.

Der Rektor wird von den im Hauptamte angestellten Dozenten gewählt und von den Ältesten der Kaufmannschaft nach Einholung der Zustimmung des Ministers für Handel nnd Gewerbe bestätigt. Der erste Rektor wird von den Ältesten der Kaufmannschaft mit Zustimmung des Ministers für Handel und Gewerbe ernannt.

Die Lehrer der Handelshochschule zerfallen in Dozenten im Hauptamte, Dozenten im Nebenamte, Privatdozenten und Lektoren. Sie werden nach Anhörung des Großen Rats der Handelshochschule von den Ältesten der Kaufmannschaft ernannt. Für die Anstellung der an der Hochschule hauptamtlich wirkenden Dozenten ist die Bestätigung des Ministers für Handel und Gewerbe erforderlich.

Privatdozenten können nach Maßgabe einer von den Ministern für Handel nnd Gewerbe und der geistlichen pp. Angelegenheiten erlassenen Habilitationsordnung zugelassen werden.

Als Ratgeber bei den die Handelshochschulen betreffenden Rechtsangelegenheiten und für Mitwirkung bei Ausübung der Gerichtsbarkeit wird von den Ältesten der Kaufmannschaft ein Syndikus der Handelshochschule ernannt.

§ 5. Aufnahme-Ausschuss. Aufsicht.

Zur Erledigung der mit der Anfnahme der Studierenden verbundenen Geschäfte bildet der Große Rat der Handelshochschule aus seiner Mitte einen Aufnahme-Ausschuß, welcher zugleich die Aufsicht über die Studierenden der Handelshochschule führt.

Derselbe besteht aus:

dem Rektor,
dem Syndikus der Handelshochschule,
drei Dozenten der Handelshochschule,
zwei Delegierten des Ältesten-Kolleginms.

§ 6. Aufnahme-Bedingungen.

Zum Besuche der Vorlesungen und Übungen sind berechtigt:

a) Studierende,
b) Hospitanten,
c) Hörer.

Als Stndierende können aufgenommen werden:

1. Kauflente, welche die Berechtigung zum einjährigfreiwilligen Dienst erworben nnd die Lehrzeit beendet haben,

2. Abiturienten der höheren neunjährigen deutschen Lehranstalten, und solcher Lehranstalten, deren oberste Klasse der Ober-Prima der vorgenannten Anstalten entspricht,
3. Akademische und solche seminaristisch gebildete Lehrer und Lehrerinnen, welche die zweite Lehramtsprüfung bestanden haben,
4. Personen, welche diesen Bedingungen zwar nicht entsprechen, aber nach Ansicht des Aufnahme-Ausschusses eine genügende Vorbildung nachzuweisen vermögen.

Die vorstehenden Bestimmungen zu 2—4 finden auch auf Ausländer Anwendung.

Über die Zulassung von Hospitanten und Hörern bleibt der Erlaß weiterer Bestimmungen im Einverständnis mit dem Minister für Handel und Gewerbe vorbehalten.

§ 7. Aufnahme.

Die Studierenden haben sich durch Namensunterschrift und Handschlag den Ordnungen der Handelshochschule zu unterwerfen. Über die erfolgte Aufnahme wird eine Bescheinigung — Matrikel — ausgefertigt.

§ 8. Lehrplan.

Der Lehrplan umfaßt folgende Haupt-Abteilungen:

1. Volkswirtschaft, im Besonderen Bank-, Börsen-, Geld- und Kreditwesen, Genossenschaftswesen, Verkehrswesen, Handels-, Gewerbe-, Agrar-, Kolonial- und Sozial-Politik, Statistik, Finanzwissenschaft, Versicherungswesen, Handelsgeschichte, Wirtschaftsgeographie.
2. Rechtslehre: Grundzüge des Bürgerlichen Rechts, Handels-, Wechsel- und Seerecht, Versicherungsrecht, soziale Gesetzgebung, gewerblicher Rechtsschutz (Patent-, Muster- und Markenschutz u. s. w.), Grundzüge der Rechtsverfolgung, insbesondere im internationalen Verkehr, Staats-, Verwaltungs-, Völkerrecht, Strafrecht.
3. Warenkunde, Physik, Chemie, mechanische Technologie, chemische Technologie, gewerbliche Gesundheitslehre.
4. Handelstechnik, Buchführung, kaufmännisches Rechnen, Korrespondenz.
5. Methodik des kaufmännischen Unterrichts. Den Studierenden, welche sich zu Handelsschullehrern auszubilden beabsichtigen, soll Gelegenheit gegeben werden zu praktischem Unterricht und Übungen an den der Korporation der Kaufmannschaft unterstellten Lehranstalten.

6. Sprachen: englisch, französisch, spanisch, italienisch, russisch, deutsch (für Ausländer) und andere.
7. Allgemeine Geisteswissenschaften: Geschichte, Kunstgeschichte, Literaturgeschichte, Philosophie.

§ 9. Dauer des Studiums. Prüfung.

Der Studienplan ist auf vier Semester berechnet. Die Studierenden der Handelshochschule sind berechtigt, sich einer Schlußprüfung zu unterwerfen, über deren Ergebnis ein Zeugnis ausgestellt wird. Die Prüfung erfolgt auf Grund einer vom Minister für Handel und Gewerbe genehmigten Prüfungsordnung.

§ 10. Gebühren und Studiengelder.

Die Honorare für die Vorlesungen und die Teilnahme an seminaristischen Übungen, die Aufnahmegebühren sowie sonstige Gebühren werden nach Anhörung des Großen Rats der Handelshochschule von den Ältesten der Kaufmannschaft festgesetzt und bekannt gemacht.

§ 11. Ferien.

Die Ferien fallen mit denen der Universität zusammen.

§ 12. Disziplinarstrafen.

Als Disziplinarstrafen sind zulässig:

1. Verwarnung,
2. Verweis,
3. Androhung der Entlassung,
4. Entlassung,
5. Relegation wegen ehrlosen Benehmens.

Zur Erteilung der Verwarnung und des Verweises ist der Rektor selbständig und endgültig befugt. Zur Erteilung der anderen Disziplinarstrafen ist der Aufnahme-Ausschuß (§ 5) zuständig; gegen die Entscheidung des letzteren ist binnen einer Woche die Berufung an den Großen Rat der Handelshochschule zulässig.

Berlin, den 21. Dezember 1903.

(L. S.)

Die Ältesten der Kaufmannschaft von Berlin.
gez.: Kaempf. gez. Weigert.

Vorstehender Ordnung wird die staatliche Genehmigung erteilt.

Berlin, den 4. Januar 1904.

(L. S.)

Der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten.
gez.: Studt.

Der Minister für Handel und Gewerbe.
gez.: Möller.

c. eine größere Orientierungsschrift: „Handelshochschule Berlin, Eröffnung: Oktober 1906. Organisation und Lehrplan".

Ich benutze die Gelegenheit zu nochmaligem Danke an die Herren Stadträte Dr. Weigert und Jakoby, Ältesten der Kaufmannschaft, an die Herren Rektor Dr. Jastrow, Baurat Cremer, Bauinspektor Wolffenstein und Professor Dr. Martens als Experimental-Physiker, für die uns erwiesenen Gefälligkeiten und Freundlichkeiten.

II. Denkmals-Inventar der Provinz Brandenburg. Von diesem großartigen Werke, welches die Provinz Brandenburg mit über 400 000 M Kostenaufwand herausgibt, lege ich ihnen einen Aushängebogen betreffend Bantikow, Babitz und Meyenburg vor, woraus Sie den gediegenen Text, die treffliche bildliche Ausstattung, den schönen Druck und das tadellose Papier ersehen. Chefredakteur ist unser Mitglied Konservator und Bauinspektor Büttner, dem für den Regierungsbezirk Potsdam u. M. Architekt Herr Eichholz zur Seite steht, welcher, wie Sie sich entsinnen, von dem die Prignitz angehenden Bilderwerk uns eine bemerkenswerte Serie in einer Lichtbildvorstellung zeigte und erläuterte. Die beiden Prignitz-Kreise werden im Druck bald vorliegen. Die Rheinprovinz hat für ihr Inventarium eine Million, die Provinz Westfalen 800 000 Mark aufgewendet.

B. Persönliches.

III. U. M. Herr Oberlehrer Wilhelm Reuter hat den Charakter als Königlicher Professor erhalten.

C. Naturkundliches.

IV. Vogelschutzbestrebungen. Vom Forstmeister Kullmann-Darmstadt. Ich lege zu diesem unsere Brandenburgia allzeit interessierenden Thema aus der Zeitschrift „Der Tag" vom 8. d. M. einen illustrierten Artikel zur Beherzigung vor, welcher u. A. die Thüringer Versuchsstation für Vogelschutz auf Schloß Seebach betrifft.

D. Kulturkundliches.

V. Pichelsberg. Die Pflegschaft des Märkischen Museums besichtigte am 21. Oktober 1906 diesen romantischen nahe dem Kaiserdamm (Döberitzer Heerstraße) belegenen Punkt. Bei dieser Gelegenheit teilte uns u. M. Herr Rektor Otto Monke folgendes als geschichtliche Erinnerungen aus bewegter Zeit mit.

Der Königliche Förster Grove, der im Jahre 1805 den Dienst eines Pirschjägers auf dem Pichelsberge bei Spandau übernommen hatte, teilt in einem nachgelassenen Bericht über seine Erlebnisse in den Jahren 1806—13 folgendes mit: „Schon im Jahre 1806 wurde mir die Beaufsichtigung der Schwäne von dem Oberförster Sonnenberg mit über-

tragen, weil zu dieser Zeit das Königl. Domänenamt zu Spandau aufgelöst war. Mit vieler Mühe und großen Anstrengungen gelang es mir, von diesem ansehnlichen Schwanenbestande bis in das Jahr 1813 doch einige 30 Stück zu retten, indem ihnen damals von feindlicher Seite auf alle mögliche Weise nachgestellt wurde . . . Wie das jeder Einwohner in einer abgelegenen Gegend, erlitt ich gleichfalls im Jahre 1806 auf dem Pichelsberg große Verluste und war der Ausplünderung völlig preisgegeben; so wie es zu dieser Zeit meinen armen Schwänen erging, so erging es mir mit meinen Angehörigen beinahe nicht viel besser, indem mehrere Male unser Leben auf dem Spiele stand . . . . Zur Zeit der Belagerung der Festung Spandow begleitete ich den Major Hegener, Kommandeur des zweiten Bataillons des vierten Ostpreußischen Infanterieregiments, auf seine Aufforderung, um ihm bei der Erstürmung der Festung behilflich zu sein, auf den Nebenwegen über den Schlangengraben zu gelangen; er wurde in meiner Nähe von einer Kugel getroffen und dergestalt blessiert, daß ich ihn in meine Behausung Pichelsberge zurückbringen mußte, wo er, nachdem ich mit vieler Mühe und Gefahren einen Wundarzt aufgefunden hatte, verbunden wurde. Zu derselben Zeit war aber auch schon meine Wohnung mit den übrigen Verwundeten gänzlich angefüllt. Bei dem großen Mangel an chirurgischer Hilfe blieb nun nichts übrig, als daß ich mich mit meiner Frau dem ersten Verband dieser Verwundeten selbst unterzog und, so gut wir konnten, denselben ausführten; nachdem dieses geschehen war, eilte ich wegen Mangels an Fuhrwerk nunmehr nach Charlottenburg, requirierte die erforderlichen Wagen und schaffte diese Verwundeten in das dortige Lazarett, den Major Hegener aber auf sein Begehren in der Nacht zu der Schwester seiner Frau, welche damals in Berlin in der Stralauer Straße wohnte. Zu der Zeit, als sich einige Tage vor der Schlacht von Großbeeren ein russisches Armeekorps in meiner Nähe gelagert hatte, quartierten sich 24 russische Offiziere in meiner Behausung ein, denen ich unter dem Versprechen, daß alles bezahlt werden solle, drei Tage hindurch die benötigten Lebensmittel und täglich einige 30 Flaschen Wein verabreichen mußte; am vierten Tage, als zum Aufbruch geblasen wurde, eilte einer nach dem andern fort, und stets wurde ich auf Befragen wegen meiner Zahlung immer auf die noch zurückgebliebenen angewiesen. Als ich nun aber den letzten um meine Bezahlung ernstlich anging, erwiderte er nur: „Kaiser Alexander bezahlt alles!“ Bald darauf kam eine Kolonne russischer Truppen, deren Anführer mich in deutscher Sprache aufforderte, ihn mit seinen Truppen nach der Gegend zwischen Saarmund und dem Dorfe Arnsdorf hinzubringen. „Sie sehen“, sagte er, „der Wegweiser, den man mir von Spandow aus mitgegeben, ist so betrunken, daß er nicht zu stehen vermag, und ich habe große Eile!“ Er ließ mir darauf ein Pferd übergeben, und ich brachte ihn auf den mir bekannten

nächsten Wagen bis ins Angesicht des Feindes, worauf die Kosaken auch sogleich Order erhielten, den Feind zn attackieren. Dieser Offizier dankte mir höflichst, nachdem ich ihm in der Person eines Mühlenbesitzers einen nenen Wegweiser angeschafft hatte, der diese Gegend besser kannte als ich. Er reichte mir daranf seine Rnmflasche, schrieb meinen Namen in seine Brieftasche nnd entließ mich nnter wiederholten Danksagungen. Ich hatte aber kanm meinen Rückweg angetreten, als der Kannonendonner mir bemerklich machte, diesen zu beschlennigen; ich kam zwar wohlbehalten nnd nnverletzt nach Hanse, mnßte aber teils wegen Mangels an Lebensmitteln, das Hans sogleich wieder verlassen, da meine vorgedachten Gäste auch nicht einen Anbiß übrig gelassen, andererseits, um mir schlennig ärztliche Hilfe zn verschaffen, weil meine Frau infolge der großen Anstrengungen hoffnnngslos danieder lag. Mit Gottes Hilfe nnd dem stets gehegten Glauben, daß alles Mißgeschick nur vorübergehend ist nnd daß auch wiederum bessere Zeitnmstände eintreten würden, habe ich alle Leiden und Drangsale glücklich überstanden und danke jetzt täglich dem Allmächtigen dafür sowie für fortwährende Erhaltung meiner Gesundheit."

Pichelsberg gehört postalisch zn Spandau, Ruhleben, der Pichelswerder und Pichelsdorf gehören zum Kreise Teltow.

VI. Ans Spandan gehen nus folgende heimatkundlichen Mitteilungen unter dem 3. d. M. zn.

Der dritte ortsgeschichtliche Vortrag über alte Vororte nnd Ortschaften „vor Spandow", den Herr Oberpfarrer Recke am Dienstag-Abend im Gemeindesaal der Nikolaikirche, Heinrichsplatz 8, hielt, war sehr zahlreich besucht. Der Vortrag begann mit der Schilderung des alten „Kietzes" nnd der alten „Kietzer", eines nrsprünglich heidnischen, wendischen (slawischen) Fischervolks, das sieben Jahrhunderte hindurch bis in die Zeiten des christlichen, dentschen Markgrafen Albrecht des Bären, des Erbaners der Schloßburg Spandan, die Havel- und Spreegegend besetzt hielt. Wendisch ist Berlin (to dem Barlyn = Stelle am Flnßgitter), wendisch ist Potsdam (pod dubimi = unter den Eichen), wendisch ist Spandau (Szpandow = Zusammenflnß), wendisch ist „Kietz" (Keitz) = Fischerhütte, Fischerdorf. Bei der Germanisierung der Mark im zwölften Jahrhundert wnrden die znrückbleibenden Wenden — „Kietzer", ihre Ansiedlnng lag, in eine besondere Dorfgemeinde zusammengefaßt, in ältester Zeit unmittelbar vor der Burg und Stadt zwischen Havel und Spree, dann — seit Erbaunng der Zitadelle 1560 — anf dem „Damm" bezw. vor dem „Klostertor" auf und neben dem „Burgwall" (die Stätte wird noch heute anf den Karten als „Kietz", „Kietzer Feld" bezeichnet); im Jahre 1816 wurden die „Kietzer" in dem Fischerdorf „Tiefwerder" angesiedelt. Der „Damm" am Behnitz und Kolk „vor Spandow" wnrde erst 1875 mit der Stadt vereinigt. Das Dorf Tiefwerder

bildet noch heute eine eigue Gemeinschaft. Die Familiennamen ans alter Zeit eines Mahnkopf, Ziekow, Ellinger, Tübbicke, Kohlemey (Kuhlmey) u. a. siud bis auf nnsre Zeit geblieben.

Der „Damm“ ist die dnrch Sumpf und Wiesen führende Heerstraße in deu Barnim. Am Behnitz vorüber (das Fischerdorf „Damm“ oder der „neue Kietz“ lag dicht angelehnt anßerhalb der Manerbefestiguug des Behnitz) führte die Wegstraße dieses „Knütteldamms“ durch das alte Mühlentor (vor der jetzigen Schleusenbrücke) hart an der Schloßbnrg (Zitadelle) vorüber durch die „Schloßfreiheit“ (die Gegend vor dem jetzigen Berliner Tor), dann am Gasthaus „Znm güldenen Steru“ (Paulstern) vorbei dnrch die Jungfernheide nach Lützow (Charlotteuburg) nnd weiter nach Kölln-Berliu. Eiue Abzweigung bezw. eiu Stück dieses „Dammes“ ist der Nonnendamm. Das altberühmte, weit uud breit begüterte Benediktiner Nonnenkloster St. Marien „vor Spandow“ (1239 gegründet) hatte ihn gebaut, nm so auf festem Wege zu seinen großen Besitznngen am Nonnenberg, zu den Nonnenwiesen, zn deu Klosterdörfern Lützow und Kasemerswisch (dem hentigen „Nonnendamm“ mit den großartigen Siemenswerken) nnd weiter zu dem Klosterbesitztnm auf dem „Wedding“ gelangeu zn könnenn.

Einer der geschichtlich interessantesteu „Vororte von Spandow“ ist der „Behnitz“ (behns, bens) mit dem „Kolke“. Der Behnitz (slawisch = Sippe des ben, d. h. Mord, Mordsgesellschaft) ist nächst der Schloßbnrg und ihrem Znbehör der älteste Besitzteil Spandaus. Die Ablagerung des „Berges Bens“ ist der Kolk (dentsch = Kessel, Wasserloch, Abfluß der Spekte in die Havelbucht), dessen Fischreichtum oft gerühmt wird. Iu ältester Zeit war der Behns eiue eigene Dorfgemeinde „vor Spandow“, die später der Stadt inkorporiert wurde. Die „Flutrinne“ (jetzt „deutscher Rhein“, ans dem nuverstandeuen „Rinue“ volkstümlich nachgebildet) mit einer Schueide- uud einer Walkmühle, um die ein Mühlensteig führte, wnrde 1232 angelegt. Die Zn- nnd Aufschüttnng des „Kolkes“ mit seiuer „stnba (Barbierstnbe) Kolch“ erfolgte in noch späterer Zeit. Jetzt führeu fünf Brücken (die eiserne, die steinerne — früher „Kraftsbrücke“ —, die — hölzerne — Mühlen-, Damm- nnd Schleusenbrücke) zur Insel des Behnitz mit seinem „Kolk“ uud Damm“, mit seiner (katholischen) Kirche und seinem Schulhause.

Vom Behnitz führte der Vortrag durch die „Stresowgasse“ (unterer Teil der Charlottenstraße) nnd das „Stresowtor“ über die „Stresowbrücke“ zum „Stresow“. Der Name ist slawisch = Wache, bewachter Flußübergang. Dieselbe Bedeutung hat der „Stresow“ bei Burg nnd der „Stresow“ auf dem südlichen Rügeu. Ganz ähnlich wie der Behnitz war der Stresow ursprünglich eine Dorf-Insel „vor Spandow“ von der Spree-Havel, bezw. von dem „Fluß Croewel“ (Schlaugengraben) umflossen, dessen Iusassen, znmeist Gärtner nud kleine Besitzer in ärmlicheu

Rohrhäusern, dem „Rate“ der Stadt als „Kathsassen“ (Kossäten) zu Hand- und Spanndiensten verpflichtet waren. Jetzt ist der Stresow mit seinem Eisenbahn- und Straßenbahngetriebe, seinen fiskalischen Werkstätten und Kasernen, seiner „Plantage“ und seinen Palästen mit der bedeutendste Stadtteil Spandaus. Nur ein Stück aus alter Zeit ist ihm geblieben; der viel umstrittene „Stresow-Friedhof“, auf dem einst die „Stresow-Kirche“ (die St. Gertrauden-Kapelle) stand, während dahinter „am Wasser“ des Rates Ziegelscheune, und dem Friedhof gegenüber das St. Gertrauden-Hospital, später die „Heidereuterei“ (landesherrliche Oberförsterei lag.

Die alten Orte und Ortschaften „vor Spandow“ jenseits der Klostermühle, also außerhalb des Kloster-(Potsdamer)Tores — jetzt Wilhelmstadt —, gruppieren sich, abgesehen von Burgwall (Purgwald) = Kietz, „Krumme Gärten“ (Seeburger Straße), Pichelsdorf, Weinberge, Grimnitz und Götel (Gödel, Jütel) — slawisch Kobla = Stute, Stutenwiesen, jetzt das aufstrebende Gebiet der neuen Hafenbauten — wesentlich um das „Nonnenkloster zu St. Marien vor Spandow“. Das Kloster lag, durch einen Graben von dem Heiligen Geist-Hospital getrennt, unweit der Klosterstraße der Havel entlang in weiter Ausdehnung, dem Güterbahnhof, dem Wilhelmsgarten, dem „Klosterhof“ gegenüber. „Gein“ (gegen) dem Kloster befand sich das Georgen-(St. Jürgen-)Hospital oder St. Lazarus-Pilgrimhaus. Die „Klosterfreiheit“, später dem Kurfürstlichen bezw. Königlichen Amte unterstellt, umspannte ein sehr bedeutendes Gebiet, nicht minder das „Klosterfeld“ von der Spekte bis zum „Klosterbach“ (leider noch immer „Bullengraben“ genannt). Umfangreiche Gebietsstrecken von Falkenhagen, Staaken, Seeburg, Gatow und Cladow traten hinzu. Die alte Herrlichkeit verlor sich seit den Tagen der Reformation. Das berühmte Kloster selbst ist bis auf den letzten Stein verschwunden; andres, neues Leben erblühte aus den Ruinen. Der Vortrag erwähnte zuletzt die Neustadt („Vor dem Heidetor“), die zweifellos der neueste Bezirksteil Spandaus ist, des weitern den städtischen Friedhof an der Pionierstraße), um hier von neuem, wie bereits in einem frühern Vortrag geschehen, gegen den unrichtigen und unschönen Zusatz „in den Kisseln“ („Kusseln“, slawisch Kusu = verstümmelt, verstümmelte Kiefern) anzukämpfen, sodann neben dem Walde „staritz“ (Oberheide neben der Falkenhagener Forst (die „Papenberge“, hoch oben in der Stadtforst gelegen. Was bedeutet der Name? Ober (bâven)-Berge oder gar Papstberge? Gewiß nicht; Baba, slawisch, ist eine altwendische mythische Göttergestalt = nährende Weltamme. Wer die „Papenberge“ durchwandert, durchwandert den heiligen Hain der baba und darf dort etwas spüren von dem Geisteswehen aus alter märkischer Heidenzeit.

Mit der Verlesung eines überaus liebenswürdigen Schreibens des 83jährigen Grafen Maximilian zu Lynar auf Schloß Lübbenau, der von

dem ersten ortsgeschichtlichen Vortrag über den Stiftungsaltar seines Ahnherrn, des Grafen Rochus von Lynar, in der Nikolaikirche zu Spandau Kenntnis genommen hatte, schloß der Vortrag, der noch manchen Alt- und Neu-Spandauer vom Behnitz und Kolk, vom Stresow und Klosterfelde in anregendem Gedanken- und Meinungsaustausch, speziell über die ursprüngliche Lage des Nonnenklosters und der frühern Spreemündung (zweifellos weit nordöstlicher als jetzt gelegen), im Gemeindesaal zurückhielt. Leider fehlt gerade hier jede sichere Kunde. Das ausliegende ältere und neuere Kartenmaterial wurde eingehend besichtigt.

Der nächste, vierte (letzte) ortsgeschichtliche Vortrag findet voraussichtlich am Dienstag den 11. Dezember, abends 8 Uhr, in der Nikolaikirche selbst statt; er handelt von alten Stiften und Stiftungen (Kurrende und Kurrende-Segen, Kirchenbibliothek, Stipendien und Wohlfahrtseinrichtungen) bei St. Nikolai. Die Kirchenbücherei in der obern südlichen Sakristei kann des verhältnismäßig engen Raumes wegen nur einzelnen wenigen gezeigt werden. Seltene und seltsame Bücher (Folianten, Kettenbibeln, mittelalterliche Zauberbücher u. a. m.) werden in der Kirche ausliegen. Im übrigen steht der Zutritt zu dem Vortrag jedermann frei.

VII. U. M. Herr Major z. D. Noël teilt uns aus einem vom ihm im Verein für Geschichte der Mark Brandenburg kürzlich gehaltenen Vortrag das Nachstehende mit, wobei ich auf meine im Oktober-Protokoll 1906 enthaltene, die Schlacht bei Auerstedt und die Königin Luise betreffende Mitteilung Bezug nehme.

Die Reise des Königs Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise von Auerstedt über Küstrin bis Memel im Jahre 1806.

In meiner vor kurzem erschienenen kleinen Schrift „Aus der Geschichte Küstrins“ habe ich Seite 12 angeführt, daß der König Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise vom 19. bis 24. Oktober 1806 mit ihren Kindern in Küstrin gewesen wären. Hierbei hatte ich mich nach den Angaben in der „Chronik der Stadt Küstrin von Kutschbach“ und anderen Quellen gerichtet. Diese Angaben sind aber nicht richtig, denn wie neuere Forschungen ergeben haben, ist das Königspaar ohne Kinder, wie dies erörtert werden wird, vom 20. bis 26. Oktober in Küstrin gewesen.

Nachdem die Hauptarmee bei Auerstedt am 14. Oktober 1806 geschlagen war, befahl etwa gegen 6½ Uhr abends der König, daß der Rückzug auf Weimar gehen sollte. Gleichzeitig wurde dem Fürsten Hohenlohe und dem General v. Rüchel, die man in ihren Lagern bei Capellendorf bezw. Weimar noch vermutete, der Befehl zugesandt, nach dem Ettersberge nördlich Weimar zu marschieren, wo man die ganze

Armee vereinigen wollte. Der König setzte sich mit einer Kavallerie-Bedeckung von mehreren Eskadrons zuerst in Marsch, um vor Ankunft der Truppen die erforderlichen Anordnungen zu treffen. Bei einbrechender Dunkelheit befand sich der König auf der auf dem rechten Ilmufer nach Weimar führenden Straße. In der Nähe von Apolda bemerkte man, daß die Höhen nordöstlich dieser Stadt vom Feinde besetzt waren. Das Gros der preußischen Truppen, das bereits die Ilmbrücke nördlich Apolda überschritten hatte, erhielt den Befehl Kehrt zu machen und den Marsch auf dem anderen Ufer, dem nördlichen, auf Weimar fortzusetzen. Der König ging nun wieder mit seiner Bedeckung voraus. Der General von Blücher schreibt in seinem Bericht: „Ich ritt bald voran und bald beim Könige und hatte die Offiziere seines Gefolges aufgefordert, sich bei dem ersten Schuß, der vorne fiel, mit mir in den Feind zu stürzen, um die geheiligte Person des Königs zu sichern. Hätte der König die Schlacht gewonnen gehabt, so wäre Er mir wahrlich nicht ehrwürdiger gewesen als in dieser Nacht. Der ganze Zug war unbeschreiblich mühsam, da wir alle Augenblicke halten mußten, um zu untersuchen, wo und was für Truppen wir waren. Endlich erreichten wir die Höhe rechts von Weimar, von der wir die Stadt übersahen, die in Flammen stand." Aus den Aussagen feindlicher Husaren, die man gefangen nahm, und von Versprengten erfuhr man, daß Weimar vom Feinde besetzt sei, was durch die Biwaksfeuer, die man bei dieser Stadt sah, bestätigt wurde. Über den Verbleib der Truppen des Fürsten Hohenlohe und des Generals v. Rüchel hatte man aber immer noch nichts erfahren, und so nahm man an, daß sie sich auf Erfurt zurückgezogen hätten; der König befahl daher, daß der Rückzug auf Erfurt fortzusetzen sei. Kurze Zeit hierauf empfing der König die Nachricht von dem ebenfalls unglücklichen Ausgang des Kampfes bei Jena, und bog man in Folge dessen nach Norden aus. Feldmarschall v. Möllendorf und der Prinz von Oranien, die nichts von der Abänderung des Marsches erfahren hatten, marschierten weiter nach Erfurt, wo sie mit ihren Truppen eingeschlossen wurden; bereits am 16. Oktober ergab sich Feldmarschall Möllendorf mit 10 000 Mann.

Zum allgemeinen Sammelpunkte bestimmte der König Sömmerda, 21 km nördlich Erfurt. Nachdem der König mehrfach unter Lebensgefahr der Schlacht am Tage beigewohnt hatte, war er während der Nacht nach Sömmerda geritten, wo er am 15. früh fast ohne Truppen eintraf und im dortigen Pfarrhause abstieg. „Blücher, wir können uns gegenseitig Glück wünschen, daß wir durchgekommen sind," waren die ersten Worte des Königs bei seiner Ankunft. Der König war 26 Stunden ununterbrochen im Sattel gewesen. In Sömmerda sammelten sich nun im Laufe des Tages mehrere Reste von dem zersprengten Heere, über die der König dem General Grafen Kalkreuth den Oberbefehl gab, um Ord-

nung in die Verwirrung zu bringen. Bis zum Abend des 15. blieb der König in Sömmerda und langte am 16. Oktober morgens 9 Uhr in Sondershausen — an der Straße Erfurt-Nordhausen — an, wo er mit dem Fürsten Hohenlohe in einem Hause am Markt eine Zusammenkunft hatte. Der König übertrug dem Fürsten den Befehl über die Armee mit Ausschluß der beiden Kalkreuthschen Divisionen. Magdeburg wurde nun als allgemeiner Sammelpunkt bezeichnet; hier konnte die Armee unter den Wällen der Festung Ruhe und Zeit gewinnen, um sich von neuem zu formieren.

Die Straßen und Plätze von Sondershausen waren durch Fuhrwerke verfahren, Flüchtlinge aller Regimenter und Truppengattungen füllten die Stadt, ein erschütternder Anblick für den König; nach einem Aufenthalte von zwei Stunden verließ er Sondershausen. Der Fürst Günther Friedrich Karl I. von Schwarzburg-Sondershausen zeigte hier seine deutsche Gesinnung gegen den König, die ihm dieser Zeit seines Lebens nicht vergaß. Der Fürst gab nämlich dem Könige ein Gespann der besten Pferde seines Marstalles, aus dem kurz darauf Marschall Soult achtzig Pferde nahm. Der König fuhr über Nordhausen, Halberstadt nach Magdeburg, wo er am 17. Oktober nachmittags 2 Uhr eintraf und in der Dompropstei, heute Lazarett, Wohnung nahm. Über seine Ankunft schreibt ein Magdeburger Bürger: „Sein Blick war ernst jedoch freundlich, und seine Augen füllten sich mit Tränen, als er die Teilnahme seiner den Wagen umdrängenden guten Untertanen bemerkte. Man verschlang gleichsam seine bald Hoffnung, bald Verzweiflung erweckenden Blicke." An diesem Tage sah auch der König das Regiment Gardes du Korps hier einrücken, wobei er sich der Tränen über die vielen Verluste desselben nicht erwehren konnte. Das Regiment erhielt hier den Befehl, die Königlichen Equipagen und die Kriegskasse nach Stettin zu begleiten.

Von Magdeburg aus entsandte der König den Marquis Lucchesini zu Unterhandlungen ins Kaiserliche Hauptquartier in der Absicht, einen Waffenstillstand herbeizuführen; doch war dies infolge der weiteren Ereignisse erfolglos. Am 18. Oktober mittags erfolgte die Abreise des Königs nach Tangermünde. In seiner Begleitung befanden sich die Generale v. Köckritz und v. Zastrow, der Oberst von Kleist und der Major von Jagow.

Fürst Hohenlohe und General Kalkreuth waren am Abend des 17. Oktobers von Nordhausen abmarschiert, wo der Fürst die Reste der Armee gesammelt hatte; sie durchzogen in der Richtung auf Magdeburg den Harz. Dieser Marsch durch das Gebirge in finsterer Nacht auf den schlechten Wegen war überaus schwierig. Einzelne Abteilungen verirrten sich, und die Unordnung wurde immer größer, Geschütze und Fahrzeuge mußte man im Stiche lassen. Die schwere Artillerie unter

Bedeckung von einem Bataillon und 600 Pferden führte Blücher westlich um den Harz herum auf Braunschweig und überschritt am 24. Oktober die Elbe bei Sandau unweit Havelberg. Von der französischen Armee ging Murat gleichfalls um das westliche Ende des Harzes herum. Das 4. Korps Soult und das 6. Korps Ney folgten auf Nordhausen, das 5. Korps Lannes und das 7. Korps Augerau kamen am 17. nach Merseburg, Napoleon mit den Garden nach Naumburg. Bernadotte, 1. Korps, schlug den bei Halle stehenden Herzog von Württemberg; Davout, 3. Korps, stand in Weißenfels.

Am 20. Oktober kam Fürst Hohenlohe mit seinen Truppen nach Magdeburg, während General Kalkreuth unterhalb Magdeburg über die Elbe ging. Die Reste der preußischen Armee waren an diesem Tage bei Magdeburg, etwa 45 000 Mann stark, vereinigt. Die Franzosen unter Murat, Soult, Ney und Bernadotte rückten bis in die Gegend von Oschersleben, zum Teil auch unter die Kanonen von Magdeburg. Der Fürst Hohenlohe gab den Überresten der Armee bei Magdeburg eine neue Formation und marschierte am 21. mit etwa 24 000 Mann ab.

Da der Fürst glaubte, Berlin vor dem Feinde nicht mehr erreichen zu können, so faßte er den Entschluß, nach Stettin auf einem Umwege über Rathenow und Ruppin zu marschieren.

Bis in die Gegend von Ruppin kam man fast unangefochten, dann begann aber ein Wettlaufen mit der Kavallerie Murats, die Napoleon die Havel aufwärts marschieren ließ, um die preußische Armee von der Oder abzuschneiden. Am 28. Oktober kapitulierte der Fürst bei Prenzlau. Durch die Kapitulation fielen den Franzosen 10 000 Mann, 1800 Pferde, 30 Geschütze und ungefähr eine gleiche Zahl Regimentskanonen in die Hände. „Die Kapitulation war weniger durch den Verlust, den sie dem Vaterlande unmittelbar zufügte, als durch ihre Folgen unheilbringend. Sie gab das Signal zu allen anderen Kapitulationen.“ Blücher, der am 28. Oktober bis nach Boitzenburg — 18 Kilometer westlich Prenzlau — gelangt war, erfuhr hier die Kapitulation; er wandte sich gegen Strelitz und erreichte am 5. November Lübeck, wo er sich genötigt sah, nach tapferer Gegenwehr am 7. November mit 9000 Mann das Gewehr zu strecken.

Von Tangermünde setzte der König die Reise, unter Umgehung von Berlin, über Oranienburg, Bernau nach Wriezen fort, wo er unerwartet am Abend des 19. Oktobers eintraf und die Nacht dort verblieb.

Den 19. abends wurde in Küstrin die Ankunft des Königs für den folgenden Tag gemeldet, am 20. vormittags zwischen 9 und 10 Uhr traf der König ein und stieg am Markt in dem Gasthause zum „Goldenen Hirsch“ ab. Über den Empfang berichtet ein Augenzeuge: „Der Kommandant, die Präsidenten der Regierung und Kammer, die Kriegs-

räte empfingen ihn am Wagen. Seine Worte waren: „Ein sehr unglückliches Ereignis führt mich hierher." Jetzt wußten wir das Unglück der Armee aus dem Munde des Königs selbst, nun konnten wir nicht mehr daran zweifeln. Unglück vereint die Herzen noch näher; dies zeigte sich auch bei der Ankunft unseres unglücklichen Königs. Vor seinem Fenster standen Hunderte von Menschen aus allen Ständen mit Traurigkeit, aber herzlicher Liebe zu ihm, man geizte nach seinem Blicken, suchte Trost in seinen Zügen zu lesen, aber man fand keinen, denn ernst und traurig hingen seine Blicke an der versammelten Menge.

In der Begleitung des Königs waren der Erbprinz von Sachsen-Koburg, der Etatsminister v. Haugwitz, die Generale v. Zastrow und v. Köckeritz und der Major v. Jagow nebst dem Hauptmann v. Pirch vom Generalstabe."

Die Königin*) war am 13. Oktober der Armee von Weimar aus auf der Straße nach Auerstedt gefolgt. Vor Auerstedt begegnete ihr der Herzog von Braunschweig, der der Königin riet, da Naumburg bereits vom Feinde besetzt sei, umzukehren. Der König, den sie hatte rufen lassen, stimmte dem Rat des Herzogs zu; die Königin nahm bewegten Herzens vom Könige Abschied und kehrte nach Weimar zurück, wo sie um 6 Uhr eintraf und auf dem Schloß Wohnung nahm. Am nächsten Tage den 14. Oktober, an dem die preußischen Waffen bei Jena und Auerstedt unterlagen, wurde die Reise über Erfurt, Langensalza, Mühlhausen, Dingelstädt bis Heiligenstadt fortgesetzt. Die Oberhofmeisterin Gräfin Voß schreibt in ihrem Tagebuche: „Um 5 Uhr früh reisten wir zum zweiten Male von Weimar ab in der tödlichsten Angst und Unruhe um das Geschick des Heeres und der Unseren! — Bailloz, der Leutnant Jagow und 60 Mann eskortierten uns bis Langensalza. In Erfurt sahen wir einen Moment Haugwitz und Lucchesini. Abends kamen wir nach Heiligenstadt. Der geschlossene Wagen der Königin war unterwegs zerbrochen; sie fuhr in dem offenen Wagen von Buch, und wir fuhren mit den Kammerfrauen. Spät in der Nacht kamen wir an und übernachteten bei einem Kammersekretär." Von Heiligenstadt reiste die Königin am 15. Oktober über Göttingen nach Braunschweig und kam hier spät abends an. Am 16. brach sie früh 5 Uhr von Braunschweig auf und erreichte über Tangermünde**) am 17. abends Berlin. In Brandenburg erhielt die Königin durch einen Feldjäger ein Schreiben des Generaladjutanten Obersten v. Kleist vom 14. Oktober, das die

*) Vergl. P. Bailleu. Königin Luise im Kriege 1806. Deutsche Rundschau. Heft 1. Oktober 1906. Aus einer demnächst erscheinenden Biographie der Königin Luise.

**) Hier blieb die Königin die Nacht und wohnte im Hause der Witwe Hecht, deren Mann Schiffseigentümer gewesen war.

Nachricht von der Niederlage der Hauptarmee unter dem Herzog von Braunschweig bei Auerstedt und der Korps des Fürsten Hohenhohe und des Generals v. Rüchel bei Jena enthielt. In Berlin war am 17. ein Kourier Leutnant v. Dorville eingetroffen, der die Meldung von dem unglücklichen Ausgang der Schlacht brachte.

Eine gewaltige Unruhe bemächtigte sich der Berliner, niemand blieb zu Hause, die ganze Bevölkerung befand sich auf den Straßen, überall sah man angsterfüllte Gesichter. Am nächsten Morgen, den 18. Oktober erblickten die Berliner an den Straßenecken Zettel, die ihnen in aller Kürze das Unglück Preußens verkündeten:

> „Der König hat eine Bataille verlohren. Jetzt ist die Ruhe die erste Bürgerpflicht. Ich fordere die Einwohner Berlins dazu auf. Der König und seine Brüder leben!*)
>
> Berlin, den 17. Oktober 1806.
>
> Graf v. d. Schulenburg."

Der Staatsrat wurde versammelt und beschloß, nach Stettin zu gehen und die besten Effekten, die Kassen, die Hauptdokumente des Archivs in Sicherheit zu bringen. Die Garnison von Berlin, 7 dritte Bataillone, räumte am 19. Oktober die Stadt und marschierte unter dem Befehl des Grafen von der Schulenburg über Bernau, wo die Truppen spät abends eintrafen, in Eilmärschen nach Stettin.

Bereits vor der Ankunft der Königin hatten ihre Kinder am 17. Oktober nachmittags 3 Uhr auf Drängen des Ministers v. Schulenburg-Kehnert Berlin verlassen; es waren dies der Kronprinz mit seinen vier Geschwistern, Prinz Wilhelm geb. 1797, Prinzessin Charlotte geb. 1798, Prinz Karl geb. 1801, Prinzessin Alexandrine geb. 1803. Auch die vier Vettern und Cousinen der königlichen Kinder, Prinz Friedrich von Preußen mit seiner Schwester Friederike (Kinder des verstorbenen Prinzen Ludwig von Preußen aus seiner Ehe mit der Prinzessin Friederike von Mecklenburg, Schwester der Königin Luise) sowie deren Stiefgeschwister Prinz Friedrich Wilhelm und Prinzessin Auguste von Solms-Braunfels gehörten mit zur Reisegesellschaft. Man fuhr über Bernau, Angermünde nach Schwedt.**)

Die Königin verließ am nächsten Morgen 18. Oktober früh 6 Uhr Berlin und fuhr ebenfalls nach Schwedt, wo sie mit ihren Kindern zusammentraf. Dort begrüßte sie ihre Kinder mit den Worten: „Ich beweine das schwere Geschick, das uns betroffen hat. Der König hat sich

*) „Der König und seine Brüder leben!" sollte keinen Hochruf ausdrücken, sondern damit gesagt sein, daß sie am Leben sind.

**) Vergl. Hohenzollernjahrbuch IX. Jahrgang 1905.

in der Tüchtigkeit der Armee und ihrer Führer geirrt, und so haben wir nnterliegen müssen.“ Am nächsten Tage setzte die Königin die Reise nach Stettin fort, wo sie bis znm 20. Oktober mittags blieb. Von hier schreibt die Königin in einem Schreiben aus Stettin den 20. Oktober an den König inbezug anf die Berliner: „Das Volk in Berlin, welches glaubte, ich sei gefangen, begleitete meinen Wagen nnd sammelte sich zu tausenden am Palais unter meine Fenster und schrieen immer nach mir. Nein, solch ein Volk gibt es nicht mehr. Zwölftausend Bürger wollen sich bewaffnen und 15 hundert von den vornehmsten außer den 12 tausend, sind ebenfalls bereit, Dir zu folgen und für Dich zu fechten, wo Du willst. Die Nachricht der unglücklichen Bataille, statt sie niederzuschlagen, hat sie nur noch mehr erbittert gegen den Feind, nnd ihre Anhänglichkeit, Ergebenheit für Dich, für ihren König nnd Vaterland noch vermehrt. Es ist unbeschreiblich was sie Dich lieben, alle Aufopferung bereit zu bringen, ihr Blnt und Gut; Kinder und Väter, alles steht anf, Dich zn schützen!“

In Stettin erhielt die Königin am 20. ein Schreiben vom Könige aus Wriezen vom 19. Oktober, in dem er sie auffordert, zu ihm nach Küstrin zu eilen.

Unmittelbar vor ihrer Abreise ließ die Königin den Kabinettsrat Lombard, vielleicht mehr zu seinem eigenen Schutze, festnehmen, denn bereits in Berlin hatte sich eine äußerst feindliche Stimmung bei seiner Rückkehr aus dem Hauptquartier gezeigt, da man behauptete, daß er im Solde Napoleons stände. Der König gab aber nach einigen Tagen von Küstrin aus den Befehl, den Kabinettsrat Lombard aus der Haft zu entlassen.

Die Königin reiste in Begleitung der Gräfin Truchseß nnd des Kammerherrn v. Buch, einer Kammerfrau nnd Kammerdieners über Bahn, Schönfließ, Bärwalde nach Küstrin.

Zwischen Bahn nnd Schönfließ traf sie den Minister v. Hardenberg, der von Küstrin kam und nach Stargard fahren wollte. Die Königin bat den Minister nach Küstrin zurückzukehren; er erfüllte ihr die Bitte und stieg zu ihr in den Wagen.

Gegen 10 Uhr abends fuhr die Königin durch das Zorndorfer-Tor in die Stadt, wo der König die vom Schmerz tief gebeugte Königin im Gasthaus zum „Goldenen Hirsch“ empfing. Welche großen Ereignisse hatten sich doch innerhalb dieser einen Woche, nachdem die Königin vom König vor Auerstedt Abschied genommen hatte, zugetragen. Am 21. Oktober setzten die Kinder der Königin die Fahrt über Köslin nach Danzig fort, wo sie einige Tage blieben. In den ersten Tagen des Novembers erreichten sie Königsberg, aber erst am 9. Dezember sahen daselbst die Kinder ihre über alles geliebte Mutter wieder.

Das sonst so stille Küstrin hatte durch den Aufenthalt des Königspaares ein anderes Gepräge bekommen. Küstrin war bereits von Flüchtlingen angefüllt. Beamte, Grundbesitzer und Bauern hatten ihre Habe und ihre Familien nach der Festung geschafft. Wagen voll Möbel etc. verstopften die Straßen und erhöhten den Wirrwar.

Nach Küstrin wurden nun in aller Eile von Berlin verschiedene Kostbarkeiten und Papiere des Königlichen Hauses geschafft. Das Hofmarschallamt in Berlin schreibt unter dem 18. Oktober an den Oberst v. Ingersleben, Kommandant von Küstrin: „Euer Hochwohlgeboren werden hierdurch benachrichtigt, daß auf Befehl Sr. Exzellenz des Gouverneurs, Herrn Grafen v. d. Schulenburg, drei Kähne mit Königl. Silber, Pretiosen, Papieren an Ew. werden abgesandt werden, wovon gestern Abend der erste, und heute die beiden anderen abgegangen sind. — Ew. werden daher hierdurch ganz ergebenst ersucht, solche in der Festung an einem feuerfesten Ort gut aufbewahren zu lassen. Man muß es aber zugleich denenselben anheim gestellt seyn lassen, solche Maßregeln vorläufig zu treffen, daß diese Effekten bei etwaiger zu vermuthender Unsicherheit weiter nach Stettin transportiert werden könnten, und ob solche deshalb vorerst noch verladen bleiben müssen.“

Die Ladung der drei Schiffe bestand in 150 Kisten. Diese Schiffe blieben aber nicht lange in Küstrin, denn die gesamten in Stettin anwesenden Minister zeigten dem Könige unterm 23. Oktober an, daß das Kabinettsarchiv des auswärtigen Departements alle Dokumente, die Geldbestände und das goldene Service nach Danzig durch Lastfuhrwerk befördert sei, wohingegen das Silbergeld und die Bestände der Silberkammer in Schiffe verladen und bis zur weiteren Bestimmung nach Swinemünde gesandt wären. Es waren dies 4 dänische Schiffe, welche die Ladung bis Pillau brachten. In der Befürchtung, der Feind möge sich Königsberg nähern, hatte der König schon im November 1806 bestimmt, daß die nach Königsberg gesandten Geldbestände, Pretiosen und wichtigen Papiere teils nach Memel gesandt, teils in Schiffe verladen nach Riga oder Kopenhagen geschafft werden sollten. Am 22. Dezember 1806 verließen die 4 dänischen Schiffe die Pillausche Rhede, zwei, von denen das eine seeuntüchtig geworden, blieben in Danzig, die zwei anderen erreichten glücklich Kopenhagen. Diese beiden Schiffe fuhren im Mai wieder nach Memel zurück, wo sie am 24. Mai eintrafen. Auf Anordnung des Ministers v. Voß wurden sämtliche Kisten mit dem Silbergeschirr, Kostbarkeiten und Papieren in Memel sicher untergebracht.

Eine zweite Sendung des Hofmarschallamtes von 4 Kisten mit Gemälden, worin sich 62 Gemälde aus der Bildergalerie in Sans-souci und 8 aus dem Marmorpalais befanden, wurde am 23. Oktober mittels Fuhrwerk nach Küstrin gebracht und diese nebst 10 Kisten königlicher

Tafelwäsche der Kommandantur übergeben. Die Weiterbeförderung dieser Kisten wnrde aber unterlassen und so fielen sie bei der Übergabe der Festnng den Franzosen in die Hände. Die Bilder wurden von den Franzosen nach Berlin gebracht und dann nach Paris gesandt. In den Jahren 1814 und 1815 wurden die geraubten Kunstschätze größtenteils von dem siegreichen Heere nach Berlin und Potsdam zurückgebracht. Der Verbleib der königlichen Tafelwäsche hat aber nie ermittelt werden können. In Küstrin hat sich bis auf den heutigen Tag das Gerücht erhalten, das königliche Silbergeschirr wäre durch Verrat den Franzosen in die Hände gefallen, was aber erwiesenermaßen nicht der Fall ist, da es rechtzeitig über Stettin, Kopenhagen nach Memel in Sicherheit gebracht war.

Der Aufenthalt des Königspaares in Küstrin währte bis zum 26. Oktober früh. Am 21. Oktober besahen der König nnd die Königin, vom Kommandanten geführt, die Wälle der Festung. Der Kommandant soll hierbei dem Könige die Versicherung gegeben haben, er werde die Festung nicht eher übergeben, als bis ihm das Schnupftuch in der Tasche brenne.

Während des Aufenthaltes in Küstrin sahen die Bewohner ihre geliebte Königin, in einen einfachen Reisemantel gehüllt, mit gesenktem Haupte neben dem Könige in tiefem Gespräch öfter auf dem Glacis spazieren gehen. Von Küstrin aus wurden die weiteren Friedensverhandlungen mit Napoleon fortgesetzt. Unaufhaltsam näherte sich das feindliche Heer der Hauptstadt, in die Napoleon am 27. Oktober einzog. Da Davout bereits am 25. Oktober östlich von Berlin stand, so war das Königspaar genötigt, Küstrin zu verlassen. Bei seinem Fortgange befahl der König dem Kommandanten die Festung energisch zu verteidigen, was aber leider nicht geschah, nnd am 1. November hatte die Festung bereits kapituliert. Noch am 27. Oktober schrieb der Kommandant an den König: „Ich werde übrigens meiner Pflicht gemäß die mir anvertraute Festung auf das Äußerste verteidigen.“ Die Reise ging zunächst bis Driesen, von hier schrieb der König am 27. an den Kommandanten, daß er die Festung den Befehlen des Fürsten Hohenlohe unterstellt habe nnd dieser bei Stettin anzutreffen sei, und daß er, der König, am nächsten Tage, den 28. von Driesen nach Stargard dem Hohenloheschen Korps entgegengehen würde. In Stargard erfuhr aber der König die unglückliche Kapitulation des Fürsten Hohenlohe bei Prenzlau am 28. Oktober, die Reise wurde nun über Schneidemühl, Bromberg nach Graudenz fortgesetzt, welche Stadt das Königspaar am 3. November erreichte. Hier blieb die Königin bis 15. November abends, der König bis zum 16. früh, und fuhren nach Osterode, wo sie einige Tage blieben. Am 23. November wurde Ortelsburg erreicht, von hier ging der König am 25. nach Pultusk zum russischen General v. Bennigsen nnd unter-

stellte ihm die prenßischen Truppen. Der König traf am 10. Dezember nnd die Königin einen Tag früher in Königsberg ein. Nachdem sich nach der Schlacht von Pultusk am 26. Dezember 1806 die russischen Truppen zurückgezogen hatten, ging in den ersten Tagen des Jahres 1807 der preußische Hof von Königsberg nach Memel, das am 8. Jannar erreicht wurde.

VIII. Herr Wilhelm Oehlert, dessen ich als des Chronisten und gründlichsten Kenners nnsers Berliner Stadtteils Moabit im November-Protokoll gedacht, sendet einen von ihm verfaßten, im Moabiter Anzeiger veröffentlichten Artikel „Die Moabiter Brücke“ ein, der von dem Fleiß und der Kenntnis des Verfassers wiederum Zeugnis ablegt.

IX. Unser fleißiges Mitglied Herr Lehrer F. Wienecke überreicht einen von ihm verfaßten, mit wissenschaftlichen, mit archivalischen Belägen ausgestatteten Anfsatz „Das Schnlwesen der Mark Brandenbnrg vor der Reformation.“ Auch hier ist selbstverständlich die Altmark miteinbegriffen. Diese anch für alle Nichtpädagogen nnd für alle Heimatforscher lehrreiche, eine der dunkelsten Perioden nnserer Bildungsgeschichte behandelnde Arbeit ist bereits 1903 erschienen und vorteilhaft kritisiert worden.

X. Katalog der Bibliothek des Magistrats zn Berlin. 1. Nachtrag 1906. Dieser von u. M. Herrn Stadtarchivar Dr. Clauswitz und Herrn Stadtbibliothekar Dr. Jähnke znsammengestellte reichhaltige Nachtrag umfaßt, was Sie ersehen wollen, n. a. auch eine Menge nützlicher knltur- und naturkundlicher Bücher unserer Heimat. Bekanntlich waren zur Vermehrnng der nenentstandenen nnter Herrn Bibliothekar Dr. Arend Buchholtz stehenden Stadtbibliothek Zimmerstr. 90/91 viele Bücher des eben bezeichneten heimatkundlichen Inhalts ans der Magistratsbibliothek ausgeschieden worden. Jetzt ergänzt man die letztere wieder in gleichem Sinne. Dabei schadet es nicht im geringsten, wenn in beiden Bibliotheken eine größere Anzahl wichtiger gleicher Bücher derselben Art, also gewissermaßen Duplikate enthalten sind. Es sind das allemal vielbegehrte Werke, die selbst in ein nnd derselben Bibliothek doppelt nnd dreifach enthalten sein können, n. A. anch aus dem Grunde, damit das einzelne Exemplar nicht zu stark abgenutzt wird.

XI. 33. Jahresbericht des Altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte zn Salzwedel. I. A. des Vereins herausgegeb. von W. Zahn. Magdebnrg 1906. Vom Inhalt sei hervorgehoben: W. Zahn: Geschichte des Klosters Crevese (Kreis Osterburg). Die Klosterkirche wird von Adler für eins der interessantesten Bauwerke der Altmark erklärt, kleine romanische Basilika aus Feldstein. v. Mülverstedt: Der altmärkische Adel in kurbrandenburgischen und preußischen Kriegsdiensten von 1640 bis 1713,

eine mühsame und treffliche archivalische Arbeit, wie wir sie von dem gelehrten Herrn Verf. gewöhnt sind. — P. Kupka: Der Silberfund von Polkern (Kreis Osterburg). Es ist dies zweifellos ein bereits vor einigen Jahren gemachter Hacksilberfund, u. A. mit arabischen Münzen, wie ich dergl. in der Brandenburgia öfters vorgelegt und besprochen. Das Filigram spielt ebenfalls hier wieder eine Rolle. Kupka sagt S. 125: „Vom linken Elbufer sind derartige Hacksilberfunde meines Wissens noch nicht bekannt gegeben worden. Unter den erhaltenen Stücken von Polkern ist kein absichtlich zerstörter Gegenstand, so daß es nicht berechtigt erscheint, hier den Ausdruck Hacksilberfund zu verwenden."

Ich bemerke dazu, daß das Stückchen Nr. 13 der Abbildungen fragmentarisch aussieht, ferner daß man den Ausdruck „hacken" hier nicht wörtlich zu nehmen braucht, auch Biegen und Brechen darunter verstehen muß, ferner, daß von dem Polkerner Funde Stücke verloren gegangen sind, wahrscheinlich gerade die unansehnlichen Bruchstücke, Abschnipsel von Münzen u. dergl. K. denkt an das 10. Jahrhundert und die Zeit der damaligen erbitterten Wendenkämpfe. — Müller: Die Aufdeckung eines Hünengrabes. Am 11. Juli 1904 wurde ein Hünenbett bei Ristedt, Kreis Salzwedel aufgedeckt. Inhalt leider schon früher durchwühlt, jedoch noch Reste einer Kugel-Amphore und von 3 anderen Gefäßen, rautenförmige Felder mit Stichornamenten im Grabe. Weiter noch gefunden zwei glatte Keile aus Flint und ein kleineres Gerät aus Kalkstein, an beide Seiten geschärft.

XII. Herr Dr. Hans von Müller, Wilmersdorf bei Berlin, hat eine kritische Ausgabe von E. T. A. Hoffmann: Die Märchen der Serapionsbrüder, im Verlag von Julius Bard, hierselbst veranstaltet, die ich hiermit vorlege. Es handelt sich um die bekannten Märchen „Nußknacker und Mausekönig", „Das fremde Kind" und „Die Königsbraut", in denen sich die dämonisch-phantastische Poesie des genialischen Kammergerichtsrats zu voller Glut erhitzt, der gegenüber sich, wenn ich aus neuester Gegenwart einen Vergleich heranziehen darf, das gewiß sehr phantastische, im Reiche Rübezahls tief im Innern unter der Schneekoppe spielende Idyll von Paul Keller „das letzte Märchen„ nur etwa „warm angehaucht" genannt werden könnte. In einem Nachwort bringt uns der Verfasser wertvolle Notizen über Hoffmanns literarisches Treiben und die Entstehungsgeschichte der Märchen. Benutzt ist dabei u. A. der Nachlaß Hitzigs, des bekannten Freundes Hoffmanns, der vielfache Briefe reich an Zeugnissen für E. T. A. Hoffmann enthält und durch die Güte des Geheimen Medizinalrats Dr. Friedrich Hitzig an das Märkische Museum übergegangen ist. Von den fünf Vollbildern sind zwei nach Zeichnungen von Hoffmann selber, drei nach solchen von Theodor Hosemann reproduziert.

Allen Freunden der Literatur der romantischen Periode wird diese erste kritische Ausgabe willkommen sein.

E. Bildliches.

XIII. Aus dem uns aus früheren Vorlagen und Besprechungen wohl bekannten Kunstverlag J. Spiro lege ich vor: „Bilder aus dem alten Berlin.“ 2. vergrößerte Auflage. Text von Professor Dr. Otto Pniower, unserm zweiten Herrn Schriftwart. Es sind jetzt 57 Bilder einschließlich dreier Stadtpläne. Es giebt kaum bei ungewöhnlich niedrigem Preise ein nützlicheres literarisch-künstlerisches Weihnachtsgeschenk als dieses nochmals bestens empfohlene Kunst-Werkchen, dessen Wert durch die Erläuterungen des Herrn Pniower bedeutend erhöht wird.

XIV. Die Neue Kunst, Mitteilungen über neu erscheinende Kunstblätter der phot. Gesellschaft enthält in Heft 9, Dez. 1906 u. A. beachtenswert: Julius Vogel, Corpus imaginum. Autentische Bildnisse aus Vergangenheit und Gegenwart mit dem Motto des großen Physiognomikers Lavater. „Menschengesicht ist mir mehr als alle Erzählungen und Urkunden.“ — Ferner Max J. Friedländer: Meisterwerke alter Kunst aus dem Besitz von Mitgliedern des Kaiser Friedrich-Museums-Vereins in Berlin.

XV. U. M. Herr Bibliothekar Dr. Gustav Albrecht legt vor: Paul Schreckenbach, der Zusammenbruch Preußens im Jahre 1806. Eine Erinnerungsgabe für das Deutsche Volk. Mit 100 Illustrationen und Beilagen nach zeitgenössischen Darstellungen. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1906. — Unter den mannigfachen Erscheinungen zur Geschichte der Jahre 1806 und 1807 nimmt das vorliegende Werk eine beachtenswerte Stellung ein, da es die Ergebnisse der neuesten Forschung verwertet, diese kritisch prüft und als Ergebnis dieser Prüfung eine anschauliche und erschöpfende Schilderung der Ereignisse in den genannten Jahren liefert. In der Einleitung gibt der Verfasser eine Übersicht über die Entwicklung des preußischen Staates seit Friedrich Wilhelm I. und läßt den Leser einen Einblick in die Ursachen der Katastrophe von Jena und Auerstedt tun. Es wird dabei, was sehr anzuerkennen ist, der Bedeutung Friedrich Wilhelms I. als fürsorglichen Landesherrn gerecht, zeichnet mit knappen Strichen die straffe Staatsverwaltung Friedrichs II. und weist an Beispielen aus der Regierung Friedrich Wilhelms II. nach, wie das mühsam errichtete Staatsgebäude infolge der Charakterschwäche des Herrschers, infolge der Intriguen- und Maitressenwirtschaft und infolge eines zunehmenden Wohllebens allmählich abzubröckeln begann. Die Darstellung der politischen und gesellschaftlichen Zustände in den ersten Jahren der Regierung Friedrich Wilhelms III. gibt dem Verfasser Gelegenheit, näher

anf die Ursachen des Zusammenbruchs des preußischen Staats einzngehen nnd nachznweisen, daß die Schwachheit des Königs, die Misswirtschaft der Bureaukratie, der Znstand des Heeres, die Sittenlosigkeit unter den höheren Ständen und der tiefe Stand der Bildung und die Gleichgiltigkeit bei den untern Volksklassen notwendig zu dem unglücklichen Ausgange führen mußte. Dies wird dann näher in einzelnen Kapiteln ansgeführt, die von der trostlosen Beschaffenheit des Heeres, von der Unselbständigkeit seiner Führer, von dem Mangel an Reformen in dieser Hinsicht, von der Kriegserfahrenheit Napoleons und der Kriegstüchtigkeit seiner Armee und von der unheilvollen Friedenspolitik des preußischen Staates handeln. Dann folgt eine übersichtliche, von allem unnötigen Beiwerk befreite Darstellung der kriegerischen Ereignisse seit der Mobilmachnng am 10. Augnst 1806, der Schlacht bei Saalfeld nnd des Heldentodes des Prinzen Louis Ferdinand nnd der beiden Schlachten von Jena nnd Anerstedt. Klar und jedem Laien verständlich sind in den betreffenden Abschnitten die strategischen Verhältnisse, der Aufmarsch und die Vorbereitungen zum Kampfe, der Gang der Schlachten und die Folgen der Niederlagen geschildert, und diese Schilderungen werden durch gute Pläne nnd zeitgenössische Abbildungen trefflich ergänzt. Ein Schlußkapitel enthält den weiteren Gang der Ereignisse bis zum Frieden von Tilsit. Das Werk ist mit einer großen Zahl zeitgenössischer Abbildungen, von denen viele zum ersten Male veröffentlicht sind, ausgestattet und gewährt hierdurch wie durch den gehaltvollen Text einen vortrefflichen Einblick in die damaligen Verhältnisse des preußischen Staates. Jeder, der das klar und lebenswarm geschriebene Werk gelesen hat, wird es befriedigt aus der Hand legen.

XVI. Herr Knstos Rudolf Buchholz legt eine ansehnliche Sammlung von Tabaksdosen des Märkischen Museums vor, welche in einem besonderen Archivband abgebildet und besprochen werden sollte. Der Vorsitzende E. Friedel bemerkte, daß die primitiven Daber=Dosen, auch Schusterdosen genannt, d. h. aus Birkenrinde gefertigte Spahnschachteln mit Lederstreifchen am Deckel zum Herunterziehen des Deckels noch jetzt in den Eisenhandlungen Berlins verkäuflich sind, ebenso die kleinen aus Tannenholz gefertigten Schächtelchen mit Schneeberger Pnlver, dessen Wohltaten bei Schnupfen und dergl. ein auf dem Deckel angebrachtes Etikett empfiehlt. Dieser Schneeberger Schnupftabak, der übrigens mit Tabak nichts zu tun hat, vielmehr mineralischen Ursprungs ist, erfrent sich, wie von verschiedenen Mitgliedern der Brandenburgia aus der Gegenwart bestätigt wird, noch immer, besonders bei der Schuljugend einer Beliebtheit, die darin gipfelt, daß, nm Heiterkeit zu erregen, znm Verdruß des Lehrers, die Kinder während des Unterrichts Prisen nehmen und dann greulich anfangen zu niesen.

(Fortsetzung des Versammlungsberichts im nächsten Heft.)

Kleine Mitteilungen.

Märkische Scharfrichter-Praxis. Nach unvordenklicher Henkersübung wird dem mit dem Schwert oder Beil Enthaupteten bei der Verscharrung in der Erde, der Kopf zwischen die Beine gelegt. Daher stammt zum Teil die Redensart, jemand den Kopf vor die Füße legen, welche sich nicht, wie man gewöhnlich meint, darans ableitet, daß der Kopf dem Enthanpteten vor die Füße rollt. Dies letztere ist nnr möglich, wenn der zu Enthanptende, anf dem Richtstnhl sitzend, mit dem Schwerte geköpft wird. Wird er knleend mit dem Schwert oder wird er anf dem Block mit dem Beil enthanptet, so fällt der Kopf selbstredend vor den Rnmpf, nicht vor die Füße. Auf alten Richtstätten findet man die Gerippe der Enthanpteten der eingangs gegebenen Schilderung entsprechend vor, wie besonders die Fnnde auf dem Spitzen Berg am fanlen See bei Müncheberg erwiesen haben. In Berlin ist diese Praxis von den Henkern, sowelt mir bekannt, stets beobachtet worden; insbesondere bezengt mir Herr Stadtrath Romstädt von hier, welcher bei der Enthauptung Louis Grothe's, des Mörders des Professors Georg Grégy, im Moabiter Zellengefängnis zugegen war, wie der Scharfrichter Reindel dem Grothe, nachdem er in den Sarg gelegt worden, den abgeschlagenen Kopf zwischen die Beine legte. Dies war die vorletzte Hinrichtnng in Berlin. Bei der letzten Hinrichtung hierselbst, welche am Freitag den 16. Angust 1878, morgens 6 Uhr an gleicher Stelle vollzogen wnrde, habe ich bemerkt, daß, nachdem der Leichnam in den Sargkasten gelegt worden, einer der Henkersknechte das Hanpt des Hingerichteten wieder sorgfältig anf den Rnmpf paßte.

1. Febr. 1879. E. Friedel.

Berliner Kind. Der Spruch:

Berliner Kind,
Spandauer Wind,
Charlottenbnrger Pferd,
Sind alle nichts werth.

ist die Umformung folgenden älteren Spruches, welcher sich im „Knrzwelligen Zeitvertreiber“ von 1666, S. 123 befindet:

Speyer Wind,
Heydelberger Kind,
Hessen Blnt,
Tnt selten gut.

Georg Büchmann.

Mir am 5. Januar 1879 handschriftlich mitgeteilt von dem Verfasser der berühmten „Geflügelten Worte“. E. Friedel.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

15. (6. ordentliche) Versammlung des XV. Vereinsjahres.

(Fortsetzung des Versammlungs-Berichts.)

XVII. Herr Dr. Gustav Albrecht hielt mit Beifall begrüßt den angekündigten Vortrag über die Gefangennahme des französischen Marschalls Victor i. J. 1807 in Arnswalde. Dieser Vortrag nebst mehreren anderen auf die Zeit zwischen 1806 und 1812 bezügliche Mitteilungen (die Patrioten von Lunow, die Erschießung der beiden Kyritzer Bürger Schulze und Kersten etc.) werden von dem Vortragenden zu einem Ganzen in einem Archivband vereinigt werden.

U. M. Herr Major Noël hat übrigens — was wir bei Revision des Protokolls nachträglich einschieben — denselben Gegenstand im Feuilleton der Voss. Z. vom 12. Januar 1907 behandelt: „Die Gefangennahme des französischen Generals Victor. „Zur Erinnerung an den 12. Januar 1807“ unter Benutzung folgender Quellen: Schriften des Vereins für die Geschichte der Neumark. Heft 4. 1896. — Frh. Binder von Krieglstein, Ferdinand von Schill-Berlin 1902. — v. Letto-Vorbeck. Der Krieg von 1806 und 1807, 4. Bd. Berlin 1806.

XVIII. U. Ausschußmitglied Herr Robert Mielke veröffentlicht in der Nr. 32 der Gartenlaube von 1906 einen anziehenden Artikel: „Bäuerlicher Filigranschmuck“ S. 498 flg. Vertreten sind die beiden Dithmarschen, die Vierlande, Westfriesland, der Hümling östlich der Ems, Oberbayern, Alte-Land bei Hamburg, Elbmarschen, Reg.-Bezirk Minden, Schwaben, Dachau, Schlesien und Appenzell.

Am 5. d. M. hielt Herr R. Mielke gelegentlich der General-Versammlung des Vereins für das Deutsche Volkskunde-Museum im K. Kunstgewerbemuseum einen interessanten vergleichenden Vortrag über dasselbe kunstgewerbliche und kunstgeschichtliche Thema, wobei eine Menge dergl. Schmuckstücke mittels des Lichtbilderapparats vorgeführt wurden.

XIX. Nachträglich lege ich noch vor vom Katalog der Berliner Stadtbibliothek den dritten Band, Abt. II Erdkunde, der eine Menge der Provinz Brandenburg betreffenden Schriften enthält, desgl.

XX. Miteilungen des Vereins für Heimatkunde zu Eberswalde. I. 1906 Heft 3 bis 4. Darin u. A. Rehse: Die Glocken

von St. Maria-Magdalena in E. — Dr. Boldt: Zur Geschichte des Eberswalder Zeitungswesens. — R. Schmidt: Die Rudolfs-Eiche. — Ausführliche Schilderung des Besuchs der Brandenburgia in Eberswalde am 7. Okt. 1906.

XXI. Mitteilungen des Bundes Heimatschutz. 2. Jahrg. Dez. 1906. Nr. 12. Hahn-Liegnitz: Der Entwurf des preußischen Gesetzes gegen die Verunstaltung der Straßen und Plätze in geschlossenen Ortschaften. — Karl Spieß-Bottenhorn über die fast sportmäßig betriebenen Trachtenfeste, u. A.

XXII. Forschungen zur brandenburgischen und preussischen Geschichte. XIX. 2. Hälfte. Unter den mancherlei wichtigen Aufsätzen interessieren uns vorzugsweise zwei: ein kurzes aber höchst übersichtliches Lebensbild Albrechts des Bären von Dr. Krabbe und Kurfürst Friedrich II. und das Wunderblut zu Wilsnack.

XXIII. Über Volksheilmittel und Heilmethoden mitgeteilt von Otto Monke.

I. Äusserliche Krankheiten.

1. Zum Kühlen von Wunden: Wegerichblätter. (Lietzow b. Nauen).
2. Kuhmist als Mittel gegen geschwollene Füße.
3. Streichen der Unterarme bei Mandelentzündung.
4. Knudeln bei Schmerzen und bei Steifheit des Genicks.
5. Fensterschweiß gegen Flechten. Lietzow b. Nauen.
6. Heringslake (oder Urin) als Gurgelmittel bei Diphtheritis. Lietzow b. Nauen.
7. Gekautes Butterbrot als Zugpflaster.
8. Schweiß gegen Bienenstich.
9. Bienenstiche als Mittel gegen Rheumatismus.
10. Eine Bernsteinkette befördert das Zahnen der Kinder.
11. Spinngewebe werden auf offene Wunden gelegt, um das Blut zu stillen. (Westhavelland),
12. Blutet die Nase, so läßt man das Blut auf 2 kreuzweise über einander gelegte Strohhalme tropfen. Trifft man das Kreuz, so hört das Bluten auf. (Westhavelland),
13. Wanzen vergehen durch Besprechen. Der Kuhhirt Giese in Lietzow bei Nauen verordnete: „Gehe hin und wasche dich!“ Man durfte nicht danken.
14. Blut wurde besprochen in Lietzow bei Nauen.
15. Die Rose und das Fieber wurde ebendaselbst besprochen.
16. Zahnschmerzen werden geheilt, wenn man morgens den Kopf zuerst wäscht und zuletzt abtrocknet. (Westhavelland).
17. Wanzen werden beseitigt, wenn man sie mit einem faulen Apfel bestreicht. (Lietzow bei Nauen).

18. Schwämmchen der Kinder schafft man in Alt-Töplitz bei Potsdam durch Benetzen mit Wasser fort, das man in der Höhlung eines versteinerten Seeigels erhitzt hat.
19. Ostpreußen: Wanzen wird man los, wenn man 2 Reiter auf einem Pferde sitzen sieht und ihnen zuruft: Nehmt den dritten mit!!
20. Ostpreußen. Eine Warze soll man mit einem Hering dreimal kreuzweise bestreichen. Dann muß man den Heringsschwanz in eine Dachrinne legen. Alsbald verschwindet die Warze.
21. Wer sich die Hand verrenkt, schlage damit dreimal gegen eine Lehmwand und sage dabei: „Ich schlage an die Lehmwand und bitte für meine Knarrhand! Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. (Ostpreußen).
22. Ein Feuermal im Gesicht beseitigt man, indem man eine Totenhand darauf drückt. Dann nimmt der Tote das Mal mit. (Ostpreußen).
23. Eine Warze verschwindet, wenn man bei Mondlicht und zwar bei zunehmendem Mond einen Zwirnsfaden darum knotet. (Westhavelland),
24. Hundehaare wendet man auch in Ostpreußen bei Hundebissen an.
25. Warzen umwickelt man mit einem Faden und wirft ihn dann fort. Die Warze vergeht, wenn der Faden verfault ist.
26. Überbeine heilt man durch Bestreichen mit einer Totenhand, indem man dabei spricht:

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes."

Nach einiger Zeit verschwindet das Überbein.
27. Im Havellande bindet man einen Taler auf das Überbein.
28. Wenn die Haare gut wachsen sollen, muß man die Spitzen bei zunehmendem Monde abschneiden.
29. Blutschwamm wird nicht größer, wenn man mit einer Totenhand darüberfährt und dabei spricht:

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!"

30. Brandwunden bespricht man mit der Formel:

„Brand,
du sollst fallen vom Fleisch
in den Sand!
Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!"

31. Eine andere Besprechungsformel gegen Brand ist:

„Hoch ist der Heben [Hewen = Himmel]
blank ist der Degen,
kalt ist die Totenhand,
damit stille ich diesen Brand
im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“

32. Die Rose. Besprechungsformel:

Mein Werk will ich mit Gott anfangen
Und meinem Heiland Jesus Christ,
bei dem ist Hilfe zn erlangen,
weil er der rechte Helfer ist
Es kamen 3 Jungfern von dem Land,
die hatten 3 Rosen in der Hand,
eine rote, eine weiße, eine schwarze.
„Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes uud des heiligen Geistes.“

33. Blutbesprechungsformel:

Ich weiß einen Baum mit Ästen
und einen mit 77 Nesten
und einen mit noch weit mehr.
Blut, du sollst stille stehn
und nicht weiter gehn.
„Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“

34. Warzen werden beseitigt, indem man mit einer schwarzen Wegeschnecke darüber streicht. Die Schnecke wird alsdann getötet und vergraben. Wenn sie verfault, verliert sich die Warze. (Zeetz i. Mecklenburg).

35. Bei Mandelentzündung nimmt man eine „Schleimschnecke“ und bindet sie mit einem Tuche auf den Hals. Berlin.

36. Warzen vertreibt man, wenn man sich an ein offenes Grab stellt und 3 Hände voll Erde nach einander auf die Warzen streut und dann in die Gruft fallen läßt. Nach 14 Tagen sind alle Warzen verschwunden. (Damerow in Hinterpommern).

37. Warzen vertreiben. Man stellt sich an ein Grab, wenn eine Leiche eingesenkt wird und geht dann sofort an einen Teich und spricht:

„Jetzt senken sie die Leiche ins Grab,
ich wasche mir meine Warze ab!
Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“
(aber nicht „Amen!“) (Damerow).

38. Warzen werden mit einem Apfel bestrichen; ist er verfault, so verschwinden die Warzen.

39. Warzen vertreiben. Man drücke nm Mitternacht einen Pfennig auf die Warze und werfe den Pfennig an einem Kreuzweg fort. Wer ihn aufnimmt, bekommt die Warze. (1904.)
40. Wanzenvertreiben. Man bestreiche sie mit einem faulen Apfel nnd vergrabe den Apfel nnter einem Baum, wohin die Sonne nie scheint. Wenn der Apfel verfault ist, schwindet die Warze.
41. Läuse („Erbläuse") werden vertrieben, wenn man 3 derselben greift, in Papier wickelt nnd einem Toten mit ins Grab gibt. Die übrigen verschwinden dann.
42. Das Waschen der Augen mit Osterwasser schützt vor Blindheit.
43. Warzen beseitigt man durch Abbinden derselben mittelst eines Fadens, der an der an der Warze verfaulen mnß.
44. Warzen vertreibt man, indem man soviel Steinchen in eine Tüte legt, als man Warzen hat, und die Tüte anf die Straße wirft. Wer sie aufnimmt, bekommt die Warzen.
45. Fensterschweiß wird gegen Flechten angewandt. Frühmorgens macht man mit dem angefenchteten Finger 3 Krenze über der Flechte und sagt:

    Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!

46. Ansschlag vertreibt man dnrch Bestreichen desselben mit einem Apfel nm Mitternacht. Der Apfel wird vergraben.
47. Warzen wird man los, wenn man einen Faden darum bindet nnd den Faden am Krenzweg fortwirft; ist er verfault, so sind die Warzen fort. („So verfaulen die Warzen auch.")
48. Warzen bestreicht man dreimal kreuzweise mit einem Heringskopf, indem man sagt: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes." Man darf aber nicht „Amen" sagen. Der Kopf wird dann vergraben; ist er verfault, so verfault die Warze auch.
49. Die 3 Krenze an der Stalltür in der Walpnrgisnacht schützen das Vieh gegen Krankheit.
50. Überbeine beseitigt man dnrch Bestreichen mit einer Totenhand.
51. Flechten heilt man durch Waschen mit Osterwasser am Ostermorgen.
52. Warzen vertreibt man, indem man sie mit Speck bestreicht, den man am letzten Freitag im Monat gestohlen hat. Mittags wird der Speck dann heimlich unter eine Dachtraufe gelegt.
53. Gewächse vertreibt man durch Bestreichen mit einer Totenhand.
54. Heil-Mittel gegen Hundebiß: man schreibe auf ein Bntterbrot: Saga Maga Saga Baga Saga Baga Saga Baga Baga Maga nnd esse das Bntterbrot auf.
55. Schnittwnnden. Man halte dreimal den Daumen darüber und mache 3 Kreuze und spreche:

    „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes."

56. Warzen beseitigen. Man nimmt soviel Erbsen als man Warzen hat, wirft sie um Mitternacht in einen Brunnen und spricht dabei:

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.
(Uckermark).

57. Eine andere Methode. Begegnet man einem Leichenzuge, so zeige man mit dem Finger, an welchem sich die Warze befindet, auf den Leichenwagen und spreche:

„Lieg', lieg', lieg',
nimm all mein Unglück mit!" (Hamburg).

58. Flechten werden durch kreuzweises Bestreichen mit Fensterschweiß geheilt. Man muß das früh um 4 Uhr machen nnd dabei die Worte sprechen:

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.
(Mecklenburg-Schwerin).

59. Hühnerangen. Man gehe bei zunehmendem Monde ins Freie, nehme ein Stück gestohlenes rohes Fleisch, streiche damit über das Hühnerauge, sehe den Mond an und spreche:

Was ich sehe, das nehme zu,
Was ich streiche, das nehme ab. (Hamburg).

60. Feuermal. Man streiche mit einer Totenhand darüber und sage dabei einen Spruch.

61. Brandbesprechnngsformel:

Herr Jesus ging über Land,
da begegnet ihm der Brand;
da nahm er Saud,
um zu löschen den Brand
Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

62. Flechten werden in Berlin durch Fensterschweiß geheilt (1906).

63. Rose besprechen. Bei Kopfrose hilfts nicht. (Berlin 1906.)

64. Mal im Gesicht: Man gehe in das Haus, in dem ein Toter liegt, grüße niemand von den Angehörigen und bestreiche mit der Totenhand das Mal und sage:
„Nimm's mit weg." Wittstock 1906.

65. Mittel gegen Schwamm (Schwämmchen). Man schneide ein dreikantiges Brot zurecht, stecke es dem Kinde in den Mund, fahre kreuzweise umher nnd spreche:

Rodersehwamm,
Wittensehwamm!
„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!"
Man sage aber nicht Amen!

66. **Herzspann.** Man mache kreuzweise Handgriffe und sage:

Herzspann weiche, ich ergreife!
Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.
(Man sage nicht Amen!)

67. **Warzen.** Man bestreiche die Warzen bei zunehmendem Monde kreuzweise und sage:

Was ich anseh, das besteh'
Was ich anseh, das vergeh'!
Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.
Man sage nicht Amen!

68. **Warzen** bestreiche man mit einer Speckschwarte kreuzweise, werfe die Schwarte in einen dunklen Raum, wohin weder Sonne noch Mond scheint. Wenn die Speckschwarte vergeht, verschwindet auch die Warze.
69. **Warzen.** Man binde einen Zwirnsfaden um die Warze, gehe an einen Kreuzweg und werfe den Faden fort ohne hinzusehen. Wenn der Faden verfault, geht die Warze fort.
70. **Rose:** Man mache 3 Kreuze, tue grüne Seife und geschabte Kreide auf die Haut und spreche:

Unser Herr Christus lag und schlief;
seine Wunden waren tief;
sie haben nicht gealtet,
haben auch nicht geschwellet;
der soll dieses auch nicht tun!
Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen!
(Amen nicht vergessen.)

71. **Schwamm.** Die Mutter behaucht den Schwamm und spricht:

Ich bin deine Mutter und deine Amm';
ich stille dir das Feuer und den Schwamm
Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.
(Amen nicht vergessen).

27. **Geschwülste** werden geheilt, wenn ein gekröntes Haupt sie berührt.
73. **Warzen.** Man schneidet einen Apfel in 2 Hälften, legt eine derselben auf die Warze und spricht dabei: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes“. Dann geht man in ein Gebüsch und gräbt die benutzte Hälfte des Apfels ein. Ist sie verfault, so gehen die Warzen fort.

74. Warzen: Man nimmt abends eine Stecknadel mit ins Bett und sticht mit derselben am nächsten Morgen in die Warze, sodaß ein wenig Blut hinausfließt, und spricht dabei: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes bitt ich dich, sowie dieser Tag vergeht, meine Warzen mit vergehen!“ Ist das geschehen, so darf man nicht sprechen, bevor man von jemandem angeredet wird. (Dannenwalde).
75. Hundehaare legt man auf einen Hundebiß. Es müssen aber Haare von dem Hunde genommen werden, der gebissen hat. (Dannenwalde).
76. Gicht und Reißen heilt man durch Auflegen von Katzenfell. Ebenda.*)
77. Wer an Gicht oder an Reißen leidet, soll ein lebendiges Meerschweinchen mit ins Bett nehmen. (Dannenwalde).
78. Kinder sollen nicht mit alten Leuten in einem Bett schlafen; das zehrt; sie gedeihen nicht. (Havelland).
79. Schnupfen heilt man, wenn man auf einen Ameisenhaufen im Walde einen Finger legt und dann mit dem Finger dreimal kreuzweise die Nase bestreicht. (Dannenwalde).
80. Bienenstiche heilt man durch Bestreichen mit Honig. (Massow in Mecklenburg).
81. Flechten heilt man mit Osterwasser am Ostermorgen.
82. Erfrorene Füße oder Hände badet man in Kartoffelwasser (d. h. in Wasser, mit welchem man Kartoffeln abgekocht hat.)
83. Erfrorene Ohren werden zunächst in schmelzendem Schnee aufgetaut, damit sie nicht abbrechen. (Selbst gemacht im Winter 1876 bis 1877 (Monke, Berlin).
84. Erfrorene Gliedmaßen und Ohren bepinselt man dreimal täglich mit Tannenzapfenöl. Gut bewährt. O. Monke.
85. Erfrorene Hände und Füße badet man vor dem Zubettgehen in heißer Heringslake. (Westhavelland).
86. Sommersprossen werden entfernt durch Waschen mit Gurkenwasser.
87. Warzen. Man nähe ein Säckchen und tue soviel Steinchen hinein, als man Warzen hat. Dann wirft man das Säckchen fort. Wer es aufhebt, kriegt die Warzen. Berlin 1905.

*) In der Gegend von Lübben wird ein lebhafter Handel mit Katzenfellen getrieben. Ich lernte vor Jahren in Lübben einen Mann kennen, der „auf die Dörfer“ zog und sich von den Bauern Katzen schenken ließ. Er tötete die Tiere vor dem Dorfe, indem er sie am Kopfe und beim Schwanze packte und sie freischwebend mit einem Ruck so ausreckte, daß das Genick brach und die Katzen auf der Stelle starben. Er zog ihnen sofort das Fell ab und steckte es in einen Sack. Der Mann verdiente pro Tag durchschnittlich über 10 M. (Monke).

88. Warzen bringt man fort durch Bestreichen mit einem Heringsschwanz unter dreimaliger Anwendung der Formel:

    Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

    Berlin 1906.

89. Das Wachsen der Haare befördert man, wenn man die Spitzen bei zunehmendem Monde abschneidet. (Berlin 1900).
90. Erfrorene Glieder soll man mit einer Gänsehaut umwickeln.
91. Über eine Warze soll man einen Bindfaden kreuzweise legen. Der Faden wird nachts bei Mondschein unter einer Gosse vergraben. Ist er verfault, so geht die Warze fort.
92. Zahn ausziehen. Der ausgezogene Zahn wird über den Kopf fortgeworfen. Dabei spricht man:

    „Mäuschen bring mir einen neuen Zahn,
    Hier hast du den alten!“

    Dann wächst der neue schnell nach. (Berlin).
93. Zahnschmerzen heilt man, wenn man in einer Nacht bei abnehmendem Monde aufbleibt, in den Mond sieht, den schmerzenden Zahn berührt und dabei spricht:

    „Was ich sehe, bestehe,
    und was ich nicht sehe, vergehe!
    „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!“

94. Katzenbisse heilt man durch auflegen von Katzenhaaren; sie stillen sofort das Blut.
95. Zahnen der Kinder erleichtert man durch Schwefelfäden, die man ihnen um den Hals hängt. (Berlin).
96. Ebenso wirksam soll eine Bernsteinkette sein. (Westhavelland).
97. Wer sich einen Zahn gezogen hat, werfe ihn mit den Worten über den Kopf:

    „Mäuschen, hast einen eisernen Zahn,
    Gib mir einen knöchernen Zahn.“
    (Man darf den Zahn nicht wieder suchen).

98. Reißen der Füße heilt man, indem man sie nachts 12 Uhr mit Werg umwickelt und mit einer Salbe, die man mit Kampferspiritus einrührt, bestreicht.
99. Warzenvertreiben. Man mache einen Knoten in eine Schnur und vergrabe sie; verfault sie, so gehen die Warzen fort.
100. Warzen heilt man, indem man sie am Morgen mit Ohrenschmalz bestreicht.

101. Warzen vertreibt man in Müllrose (1903), indem man einen Pfennig darauf deckt und ihn bei zunehmendem Monde auf einen Kreuzweg wirft. Wer ihn aufnimmt, bekommt die Warze. Ebendaselbst ist auch das Bestreichen mit Fleisch und Speck üblich, wie auch das Umwickeln mit Fäden. Diese Dinge müssen fortgeworfen werden und verfaulen, bevor sie helfen.

102. Flechten werden in Müllrose mit Festerschweiß bestrichen. Dabei ist zu sprechen:

„Alles, was ich ansehe, möge all aufblühen,
Alles, was ich abstreiche, möge vergehen!
Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

Das geschieht bei Sonnenuntergang und bei abnehmendem Monde. Nicht „Amen“ sagen!

103. Blutbesprechungsformel (Müllrose).

Es gingen 3 Mädchen wohl in den Tau;
Die erste sah Blut;
Die zweite sagte: es ist nicht gut
Die dritte sagte: Das Blut stehe still!
Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

104. Blutbesprechungsformel. Müllrose (1902).

Zu Jerusalem im Heiligtum da stand eine Blume,
Die ward umgehauen und weggenommen!
Blut, stehe still!

105. Brandbesprechung (Müllrose).

Band fall in den Sand,
tu nicht weh, hilf!
Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

106. Bei Zahnschmerzen lege man einen Bindfaden kreuzweise über den Zahn.

107. „Zahnböten“ betreibt man in Schönfließ (N.-M.) bei Vollmond, indem man an den schmerzenden Zahn faßt und den Namen des dreieinigen Gottes ausruft.

108. Warzen wird man los, wenn man vor einem Leichenwagen kehrt macht und dabei den Namen des dreieinigen Gottes ausspricht.*) (Berlin).

109. Warzen beizt man mit Wolfsmilch fort. Berlin. Der Milchsaft der Wolfsmilch beizt übrigens recht gut, wie ich selbst bezeugen kann. O. Monke. Die Wolfsmilch hat auch davon ihren Namen.

*) Den Strick eines Erhängten muß man aufbewahren; der trägt Glück und Gesundheit.

110. Nasenblnten stillt man, wenn man nm den kleinen Finger einen Faden bindet. Kommt das Blut ans dem rechten Nasenloch, so umbindet man den kleinen Finger der linken Hand.
111. Flechten soll man am Freitag mit Fensterschweiß bestreichen.
112. Zahnschmerzen: man ziehe nachts banmwollene Strümpfe an und wollene darüber.
113. In Westhavelland nimmt man, um Zahnschmerzen zn beruhigen vor dem Zubettgehen ein möglichst heißes Fußbad in welches man einige Hände voll Asche nnd Salz getan hat. (Monke.)
114. Gegen Husten nnd bösen Hals trinkt man abgebrannten Rum, den man knrz vorher in einen Tassenkopf angezündet hat. Westhavelland. Zuweilen trinken anch Gesunde abgebrannten Likör („brennende Liebe") (Berlin.)
115. Bei Kühen heilt man das erkrankte Euter, wenn man es mit grüner Salbe einreibt nnd dann Rosenblätter, die man anf erhitzte Holzkohle gelegt hat, darnnter hält, also ränchert. Wiederholen!
116. Zahnschmerzen beseitigt man, wenn man an einen Flnß geht, sich so stellt, daß man stromanfwärts blickt nnd dann dreimal in den Flnß spnckt. Daranf sagt man: „Im Namen des Vaters, des Sohnes nnd des heiligen Geistes." Schweigend muß man dann fortgehen.
117. Wenn man Warzen durch dreimaliges Bestreichen mit einem Heringsschwanz vertreiben will, bedient man sich der Besprechungsformel: Im Namen des Vaters nsw.; im übrigen darf man kein Wort sagen. Es soll anch niemand dabei sein.
118. Sommersprossen vergehen, wenn man das Gesicht mit Märzenschnee wäscht. (Nelben a. S., Westhavelland.)
119. 3 Kreuze malt man in der Walpurgisnacht auch in Berlin an Stalltüren, damit das Vieh nicht erkrankt.
120. Osterwasser wird bei Dobrilugk einem Quell entnommen, der von Norden nach Süden fließt. Beim Osterwasserholen darf man sich nicht umdrehen. (Lugan, Niederlansitz).
121. Die Rose wird oft nicht nnr besprochen, sondern auch gepnstet, nnd zwar an mehreren Tagen nach einander.

II. Innerliche Krankheiten.

1. Tee von Brombeerranken als Hnstenmittel.
2. Holnnderblütentee als schweißtreibendes Mittel.
3. Gegen Bleichsncht: Ein Apfel wird mit eisernen Nägeln durchbohrt, so bis zum nächsten Morgen hingelegt und dann gegessen.
4. Gebrannte Elster als Mittel gegen Epilepsie.

5. Fieber etc. wird in Bänme gebannt bei Werder a. H. Man bohrt ein Loch in einen Baum, schreibt den Namen der Krankheit auf einen Zettel, steckt ihn ins Loch und treibt einen Stöpsel hinein. Dann hört die Krankheit auf. Wer aber den Stöpsel heranszieht, der kriegt die Krankheit.
6. In Elsholz bei Belitz heilt der Bauer Eulenburg Krankheiten durch Brennen in den Baum. Von Potsdam aus ging früher ein Omnibus zur Vollmondzeit nach Elsholz. Die Mondscheinfahrten zum Baner Eulenburg wurden sogar im Intelligenzblatt bekannt gemacht.
7. Wer sein Fieber los sein will, muß Haare und Nägel nur Freitags bei zunehmendem Monde beschneiden.
8. Wer heftig erschrickt, mnß, wenn es ihm nicht schaden soll, Urin lassen.
9. Ärzte glanben, die Pockenimpfnng schütze gegen Erkrankung an Menschenpocken. Von allen volkstümlichen Heilmethoden ist diese die gefährlichste.
10. Ärzte empfehlen Besprechen des Fiebers durch alte Franen.
11. Gegen Harnleiden wendet man in Ostprenßen ein Pulver an, welches man erhält, wenn man eine schwarze Schwabe trocknet und zerreibt. Das Pulver wird eingenommen.
12. Krämpfe werden in folgender Weise beseitigt: man misst mit einem Bindfaden seine Körperlänge und legt den Faden in den Sarg eines Toten. (Ostpreußen.)
13. Kopfschmerzen zu heilen. Man legt in ein Waschbecken 3 geschälte nnd 3 ungeschälte Birkenreiser, setzt das Becken auf den Kopf nnd hält es solange, bis die ungeschälten schwimmen. Dann verschwindet das Kopfweh. (Ostprenßen.)
14. Impotenz heilt man dnrch Waschen des Dammes mit kaltem Wasser.
15. Gegen den bösen Blick wendet man in Berlin Tee aus kanadischem Berufskraut an.
16. Wenn einem das Fieber von Lenten mit bösem Blick nicht angehext werden soll, muß man vor ihnen dreimal ausspucken. (Berlin.)
17. Herzspann bei Kindern wird dnrch Streichen und Besprechen geheilt. Die Besprechungsformel lautet:

„Herz-, Leber-, Lungenspann,
Du sollst weichen von den Rippen
wie das Pferd von seinen Krippen.
Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!

18. Am Karfreitag soll man nicht in einen Wald gehen, sonst wird man krank. (Königr.-Sachsen.)

19. Kranke Leute gehen am grünen Donnerstage in den Wald, machen ihre Geldtasche auf, sprechen den Namen ihrer Krankheit hinein und werfen die Geldtasche fort. Wer sie aufhebt, bekommt die Krankheit. (Ebendaselbst 1906.)
20. Typhus heilt man, indem man eine in einem Garten gefundene Kröte so in ein Tuch bindet, daß sie nicht herauskriechen kann, und das Tuch mit der Kröte dem Kranken, der nicht wissen darf, was darin ist, um den Hals hängt; nach 2—3 Stunden ist die Kröte tot und die Krankheit geheilt.
21. Kinder, die an Krämpfen leiden, wickelt man in das Brautkleid der Mutter; dann gehen die Krämpfe vorüber.
22. Gicht vertreibt man, wenn man bei zunehmendem Monde an einen Kreuzweg geht und sagt:

„Neues Licht, dich sehe ich;
bewahre mich vor Zahnschmerz und vor Gicht.
Was ich sehe, nehme zu,
was ich streiche nehme ab.
Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes."

23. Gegen Wassersucht trinkt man täglich 1 Tasse Tee, aus Saubohnen gekocht; am 1. Tage wird eine Bohne genommen, am 2. Tage nimmt man 3, am 3. Tage 5 usw. bis 15, dann gehts wieder rückwärts, und dabei fällt das Wasser.
24. Gelbsucht wird geheilt durch dreimaliges Besprechen mit der Formel:

„Wasser laß dich fließen;
denn du wolltest mir siebenmal
Siebenzigerlei büßen!"

25. In der Nacht zum 1. Mai soll man 3 Kreuze an jede Tür malen und dabei sprechen: Im Namen des Vaters usw. Dann wird das Vieh nicht krank. (Berlin.)
26. Selbst beobachtet 1904 in Kalau, Vetschau und in einigen Spreewalddörfern. (Monke.)
27. Blattern heilt man durch die Besprechungsformel:

„Unser lieber Herr Jesus Christus bricht Fell und Blattern
durch seinen heiligen Atem, der durch seine heilige Seite ging,
da er am Kreuze hing!"

28. Das Essen von Waldbeeren (Wachholderbeeren) und das Räuchern mit Wachholder schützt vor Ansteckung bei vielen Krankheiten.
29. Kopfschmerzen (Migräne) vertreibt man mit sauren Gurken, die man der Länge nach durchschneidet und mit einem Tuche auf den Kopf bindet. (Berlin a. 1898.)

30. Wer am Morgen nüchtern singt oder pfeift, wird am Tage krank.
31. Wenn sich 2 die Hände über Kreuz reichen, so stirbt ein Jude.
32. Böser Blick behext das Vieh; man muß es daher besprechen lassen.
33. Will man wissen, ob ein Kranker leben bleibt, so legt man ihn glatt auf den Bauch und mißt ihn. Das wird alle 3 Tage wiederholt. Wird er kürzer, so stirbt er. Im andern Falle nicht. (Havelland.)
34. Kranke Tiere, (Rinder, Schweine, etc.) heilt man, indem man sie über Rasen laufen läßt, den man vor den Stall gelegt hat. (Osthavelland.)
35. Ein im Viehstall aufgehängter durchbohrter Feuerstein schützt das Vieh gegen Krankheit. (Osthavelland.)
36. Ist die Familienmutter krank, so muß die Tochter nachts zur Kirche gehen und etwas (Rost?) von der Glocke abschaben. Dann wird die Mutter gesund. (Angeblich im Havellande.)
37. Gelbsucht. Besprechungsformel dreimal zu sprechen:

   „Wasser, laß dich fließen,
   denn du wolltest mir siebenmal
   siebenzigerlei büßen."

38. Wer den Schlucken (Schluck-auf) hat, dem soll man einen Schreck einjagen. (Westhavelland.)
39. Nasenbluten stillt man, wenn man um den kleinen Finger einen roten Faden wickelt; kommt das Blut aus dem rechten Nasenloch so umwickelt man den rechten Finger, im andern Falle den linken.
40. Fieber vergeht, wenn man Saft aus der grünen Rinde des Holunderstrauches einnimmt. Man muß zunächst die graue Schicht abschaben und aus der grünen Rinde den Saft pressen.
41. Das Vieh bleibt gesund, wenn man ihm am Weihnachtsheiligabend von allen Gerichten, welche die Menschen essen, eine kleine Probe abgibt.
42. Johanniskraut-Tee wird zu Waschungen bei kranken Kindern angewandt. Das Kraut muß am Johannestage gepflückt werden. Den beim Waschen benutzten Lappen soll man rückwärts über den Kopf werfen, und zwar muß man das an einem Kreuzwege machen.
43. Krankheiten werden in eine Birke gebannt, indem man vor Sonnenanfgang die Rinde des Baumes an einer Stelle etwas ablöst, sodaß man einen Zettel darunter schieben kann, auf welchem der Name der Krankheit und der des Kranken steht. Dabei ist

zu sprechen: Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Der Zettel muß ganz unter der Rinde stecken. Wenn die Rinde wieder angewachsen ist, verschwindet die Krankheit. Auf dem Heimwege darf nicht gesprochen werden; auch soll der Kranke (bezw. der Geheilte) nie wieder an dem Baume vorbeigehen. (Lugau bei Dobrilugk.)

44. Mondsüchtigen stellt man ein Gefäß mit Wasser vor das Bett; steigen sie ins Wasser, so werden sie wach. Berlin. Mondsüchtige darf man beim Nachtwandel an gefährlicher Stelle nicht bei Namen rufen, sonst fallen sie herunter.

45. Wenn man bei Gicht ein Meerschweinchen mit ins Bett nimmt, so muß das Tier blau werden; dann geht die Krankheit fort und das Meerschweinchen stirbt. (Berlin.)

---

16. (7. ordentliche) Versammlung des XV. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 30. Januar 1907, abends 7½ Uhr im Bürgersaale des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat E. Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XV, XVII bis XXV, sowie XXVIII her.

A. Allgemeines.

I. Der Vorsitzende begrüßt namens des Vorstandes die Mitglieder und Freunde der Brandenburgia und teilt das vorläufige Programm für die nächsten Sitzungen mit.

II. Ein Verein für das Märkische Provinzial-Museum (E. V.) hat sich unter Vorsitz des Herrn Oberbürgermeisters Kirschner unsers verehrten Ehrenmitgliedes, gebildet.

Ich lasse den „Aufruf" dazu und die „Satzung" umlaufen. Nachfolgend der Wortlaut dieser uns als Brandenburger und Berliner sicherlich interessierenden Vereinigung, der wir eine gedeihliche Entwickelung wünschen.

§ 1. Unter dem Namen Verein für das Märkische Provinzial-Museum ist eine Gesellschaft begründet, welche den Zweck hat, die Sammlungen des Märkischen Provinzialmuseums zu vervollständigen. Dieser Zweck soll erreicht werden:

a) durch Zuwendung geeigneter Objekte an das Museum,
b) durch Ankauf geeigneter Objekte, welche für bestimmte Zeit zur Verfügung der Museumsverwaltung gehalten werden (§ 12).

§ 2. Der Verein hat seinen Sitz in Berlin. Es soll seine Eintragung in das Vereinsregister bewirkt werden.

§ 3. Das Geschäftsjahr des Vereins ist das preußische Finanzjahr.

§ 4. Die Mittel, welche dem Verein zur Durchführung seiner Aufgabe zur Verfügung stehen, sind:

a) Jahresbeiträge,

b) einmalige Beiträge der Mitglieder gemäß § 5 der Satzung.

§ 5. Die Mitgliedschaft wird erworben auf Antrag, durch Aufnahmeerklärung seitens des Vorstandes.

Jedes aufgenommene Mitglied übernimmt durch seine Erklärung zum Beitritt die Verpflichtung, einen jährlichen Beitrag von mindestens zehn Mark zu entrichten, welcher erstmalig bei Übergabe der Mitgliedskarte für das laufende Jahr, und demnächst alljährlich in den ersten zwei Monaten des Geschäftsjahres an den Schatzmeister des Vereins abzuführen ist.

Neben den Jahresbeitrag oder an die Stelle desselben kann ein einmaliger Beitrag von mindestens dreihundert Mark treten; es wird durch einen solchen die lebenslängliche Mitgliedschaft erworben.

Die Mitgliedschaft erlischt:

a) durch den Tod,

b) durch schriftliche Austrittserklärung zu Händen des Vorstandes vor Schluß des Geschäftsjahres,

c) durch die, trotz geschehener Mahnung, nicht erfolgte Zahlung des Jahresbeitrages im laufenden Geschäftsjahr.

Ausgeschiedene Mitglieder haben keinerlei Anspruch an das Vereinsvermögen, ebensowenig die Erben verstorbener Mitglieder.

§ 6. Bekanntmachungen des Vereins, welche alle Mitglieder angehen, werden durch zwei Tageszeitungen, welche der Vorstand bestimmt, veröffentlicht.

§ 7. Organe des Vereins sind:

1. der Vorstand,
2. die Hauptversammlung.

§ 8. Der Vorstand wird von der Hauptversammlung aus der Zahl der Mitglieder auf drei Jahre gewählt. Wiederwahl ist zulässig.

Die Verteilung der Ämter geschieht durch konstituierende Wahl innerhalb des Vorstandes, worüber eine durch die anwesenden Vorstandsmitglieder zu unterzeichnende Niederschrift aufzunehmen ist.

§ 9. Der Vorstand leitet den Verein in allen Angelegenheiten, vertritt ihn allein nach außen und verwaltet durch den Schatzmeister das Vereinsvermögen.

Der Vorstand besteht aus dreizehn Personen und zwar:

dem Vorsitzenden und seinem Stellvertreter,
dem Schatzmeister nnd seinem Stellvertreter,
dem Schriftführer und seinem Stellvertreter,

sowie ans sieben weiteren Mitgliedern des Vereins.

Bei dem Ausscheiden eines Vorstandsmitgliedes im Laufe des Geschäftsjahres kann sich der Vorstand durch Znwahl ergänzen.

Das zugewählte Mitglied bedarf der Bestätigung der demnächstigen Hanptversammlung. Es tritt für den Rest der Wahlzeit desjenigen Mitgliedes ein, an dessen Stelle es gewählt ist.

Der Vorstand ist beschlußfähig, wenn fünf Mitglieder desselben gegenwärtig sind oder ihre Entscheidung schriftlich abgegeben haben.

Der Vorstand faßt seine Beschlüsse mit einfacher Mehrheit in Sitznngen, welche der Vorsitzende mindestens drei Tage vorher brieflich mit Angabe der Tagesordnung einznberufen hat. Bei Stimmengleichheit gilt der Antrag als abgelehnt.

In eiligen Fällen kann nnter Umgehnng einer Sitzung dnrch schriftliche Umfrage und Namensunterschrift abgestimmt werden.

Über die Verhandlungen ist vom Schriftführer eine Niederschrift anfznnehmen, welche von dem Vorsitzenden und dem Schriftführer zn vollziehen ist.

Znr Legitimation der Vorstandsmitglieder nach außen dient eine Bescheinignng des Königlichen Polizeipräsidenten von Berlin, welchem zn diesem Behnfe die jedesmaligen Wahlverhandlungen vorzulegen sind. Die Vollmacht behält ihre Gültigkeit bis zu derjenigen Hauptversammlung, in welcher wiederum Neuwahlen vollzogen werden.

§ 10. Eine von dem Vorsitzenden, dem Schatzmeister nnd dem Schriftführer des Vereins bezw. deren Stellvertretern an dritte Personen oder Behörden gemeinsam abgegebene schriftliche Erklärung ist für den Verein bindend.

Znr Empfangnahme von Geldern für den Verein und Quittungsleistung ist der Vorsitzende und der Schatzmeister, jeder für sich allein oder deren Stellvertreter befugt.

§ 11. Der Vorsitzende des Kuratoriums des Märkischen Provinzial-Mnseums muß zu jeder Sitzung des Vorstandes, sowie zu den Hauptversammlnngen eingeladen werden und hat dabei beratende Stimme.

§ 12. Ans den Mitteln des Vereins erworbene Gegenstände überweist der Verein ohne Entgelt als Leihgut dem Märkischen Provinzial-Mnseum unter der Bedingnng, daß dies ausdrücklich an den Gegenständen vermerkt wird.

Eine weitergehende Fürsorge, als das Mnseum für seinen eigenen Besitz anfwendet, beansprncht der Verein für das Leihgut nicht.

§ 13. Einmal alljährlich, in den ersten sechs Monaten nach Beendigung des Geschäftsjahres, muß eine ordentliche Hauptversammlung berufen werden.

Außerordentliche Hauptversammlungen können jederzeit berufen werden:

a) auf Antrag des Vorstandes,

b) wenn mindestens ein Viertel der Mitglieder des Vereins solches beim Vorstande schriftlich beantragt. In diesem Falle ist der Vorstand verpflichtet, binnen vier Wochen eine außerordentliche Hauptversammlung einzuberufen.

§ 14. Ordentliche und außerordentliche Hauptversammlungen werden unter Mitteilung der Tagesordnung vom Vorsitzenden des Vorstandes berufen und von diesem oder dessen Stellvertreter geleitet.

In deren Behinderung leitet ein anderes Mitglied des Vorstandes, welches vom Vorstande hierzu gewählt wird, die Versammlung.

Die Einladungen zur ordentlichen oder außerordentlichen Hauptversammlung erfolgen durch Briefe an die Mitglieder, welche mindestens 14 Tage vor der Hauptversammlung, den Absendungstag und den Versammlungstag nicht mitgerechnet, zur Post gegeben sein müssen.

Regelmäßige Gegenstände der Beratung der ordentlichen Hauptversammlung sind:

a) Bericht über die Vermögenslage im verflossenen Jahre,

b) die Erteilung der Entlastung für den Vorstand,

c) etwaige Vorstandswahlen,

sowie

d) etwaige besondere Anträge seitens des Vorstandes oder einzelner Mitglieder des Vereins.

Anträge der Mitglieder müssen mindestens acht Tage vor der Hauptversammlung bei dem Vorstande schriftlich im Wortlaut angemeldet sein.

Alle Beschlüsse der ordentlichen Hauptversammlung werden mit einfacher Majorität gefaßt. Über die Art der Abstimmung entscheidet die Hauptversammlung.

Über die Verhandlungen der Hauptversammlung ist eine Niederschrift aufzunehmen, welche vom Vorsitzenden und dem Schriftführer zu vollziehen ist.

15. Ein Beschluß über

a) eine Änderung der Satzungen,

b) eine Vereinigung des Vereins mit einem anderen oder

c) eine Auflösung des Vereins

kann nur auf Antrag des Vorstandes und in einer zu diesem Zweck zu berufenden außerordentlichen Hauptversammlung zu notariellem Protokoll mit einer Mehrheit von drei Vierteln der Anwesenden gefaßt werden.

In derselben ist die Anwesenheit von mindestens drei Vierteln sämtlicher Mitglieder des Vereins erforderlich.

Waren dieselben nicht anwesend, so ist eine innerhalb sechs Wochen einzuberufende Hauptversammlnug, ohne Rücksicht auf die Anzahl der Erschienenen, beschlußfähig, sofern auf diese Folge in der Einladnng ausdrücklich aufmerksam gemacht worden ist, und es ist zur Annahme der Anträge dann nur eine Mehrheit von drei Vierteln der Anwesenden erforderlich.

§ 16. Nach der geschehenen Anflösnng des Vereins gehen alle bis dahin dem Märkischen Provinzial-Museum leihweise überlassenen Objekte in das Eigentum des genannten Instituts über.

Das Gleiche geschieht nach Tilgung etwa noch vorhandener Schulden mit dem Vermögen des Vereins.

Anmeldnngen zum Beitritt nimmt n. M. Herr Dr. Fritz Wolff entgegen als Stellvertreter des Schriftführers.

III. H. Conwentz: How to promote interest in Mnsenm Collections. With 7 figures. Read at the Bristol Conference of the Musenms Association 1906. (The Mnsenms Jonrnal, Vol. 6, Dec. 1906 pp. 195—206.) Unser Ehrenmitglied, Dir. des Provinzial-Mnsenms zu Danzig, hat die verschiedenen Wege wie das Mnseums-Interesse im Pnblikum zu fördern, znm Gegenstande einer Vorlesung in England gemacht. Interessant sind die Abbildungen: Diplom zur Ernennung korrespondierender Mitglieder des Westpreuß. Museums. Marmortafel mit den Namen verdienstvoller Förderer, ebendaselbst. — Goldene Medaille für einen Donator gestiftet von der Marienburg-Gesellschaft in Westprenssen. — Goldenes Anerkennnngszeichen für einen Donator des Märkischen Provinzialmuseums (abgebildet ist das unserm verehrten gemeinnützigen Mitglied Grnbenbesitzer Franz Körner verliehene Exemplar). — Korrespondenzkarte mit Abbildnng der Wassernuss (Trapa natans) nm deren Fundstellen zu vermehren, Westpreuß. Provinzialmnseum. — Tafel mit vorgeschichtlichen Abbildungen, nm das Verständnis für dergl. Fnnde zu erwecken, Westpreuß. Provinzial-Museum.

IV. Denkmalspflege in der Rheinprovinz. In Cöln hat sich unter besonderer Protektion des Kaisers der Rheinische Verein für Denkmalspflege nnd Heimatschntz neu konstituiert. Seine Hanptzwecke gehen dahin, auf die Sicherung nnd Erhaltung der in der Rheinprovinz vorhandenen Denkmäler der Geschichte und der Kunst hinznwirken. Hnnderte von großen und kleinen Burgen am Rhein, an der Mosel nnd ihren Nebenflüssen sinken in Trümmern, die alten, malerisch so reizvollen Bürgerhänser nnd Bauernwohnstätten, alles lauter Zengen des Emporblühens der letzten Jahrhnnderte, verschwinden von Jahr zu Jahr immer mehr. Hier soll die neue Vereinignng eingreifen, nm dem Rhein-

lande seinen schönsten Reiz ungebrochen zu bewahren. In einem Aufruf werden alle Kreise und Stände aufgefordert dem Verein beizutreten, dessen Schatzmeister Deichmann-Cöln Anmeldungen entgegennimmt.

B. Persönliches.

V. Wir betrauern den Tod zweier liebenswürdiger Mitglieder. Oberlehrer a. D. Grupp, als Prähistoriker und Germanist verdient. Vergl. Verein für Geschichte der Mark Brandenburg 12. Dezember 1906: Prof. Tschirsch widmete dem am 2. Dezember 1906 verstorbenen Oberlehrer a. D. Rudolf Grupp in Brandenburg a. H. einen Nachruf, in dem er namentlich dessen Verdienste um die Märk. Namenforschung würdigte. — Vergl. auch Brandenburgia XIV. 235.

Ferner Herr Stabsveterinär a. D. Wilhelm Haupt, welchen der Tod am 10. d. M. von schwerem langjährigen Leiden erlöste.

VI. U. M. P. Offermann, der bekanntlich in China ansässig ist, sendet aus der heiligen, alten Mikadostadt Kioto in Japan eine hübsche Ansichtspostkarte mit Grüßen an die Brandenburgia.

VII. Heinrich Kochhann: Mitteilungen aus den Jahren 1839 bis 1848. Der Sohn, Herr Albert Kochhann, hat die Güte gehabt mir Abt. III des literarischen Nachlasses seines geschätzten Vaters, des langjährigen Berliner Stadtverordneten-Vorstehers zu verehren. Ich verweise wegen der Abt. I und II auf meine Vorberichte. Die Periode III fällt in die eigentliche städtische Tätigkeit Kochhanns, der 1839 zum Stadtverordneten gewählt wurde. Die Versammlung tagte damals im abgebrochenen Köllnischen Rathause. Neue Tatsachen werden nicht erzählt, vielmehr spinnt sich der Faden der Erlebnisse Kochhanns an dem größeren Leitseil der kommunalen und politischen Ereignisse ebenmäßig bis zum 22. März 1848, dem Tage der Beerdigung der Märzgefallenen ruhig fort. Immerhin ist es nicht uninteressant, diese Erlebnisse vor dem geistigen Auge sich abspielen zu sehen. Vergl. Brandenburgia XV. 304.

VIII. Der Verein zur Begründung und Erhaltung einer Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte hat das vorliegende Rundschreiben aus Leipzig, den 26. November 1906, sowie Mitteilungen der Zentralstelle, Auszug aus Heft II (1906) eingesandt, woraus ersichtlich, wie der rüstig vorwärts strebende Verein, dessen wir wiederholt in unseren Mitteilungen gedacht, bereits 452 Mitglieder zählt. Mehrere orientierende Artikel von Dr. Armin Tille: Die Genealogie als Wissenschaft; genealogische Quellen u. s. f. — Vergl. auch meine Notiz Brandenburgia XV. 286.

C. Naturkundliches.

IX. Zur Palaeontologie des brandenburgischen Diluviums. Spiridion Brusina: Ueber Vivipara diluviana (Kunth). (Nach-

richtsblatt der Deutschen Malacozoologischen Gesellschaft. 39. Jahrg. S. 40—45.) Fast überall in unserm ehemaligen Elbgebiet (im weitesten Sinne), dagegen nicht in unserm ehemaligen Odergebiet, findet sich in dem älteren sandigen oder lehmig-sandigen Diluvium der näheren und weiteren Umgegend Berlins eine fossile Schnecke vor, welche ungefähr an unsere bekannten gedeckelten Sumpfschnecken Paludina vivipara (L.) (Vivipara vera v. Frauenfeld) und die etwas seltenere Paludina contecta Millet (gleich V. vera v. Frauenfeld) erinnert. Als ausgiebigste Fundstelle von Paludina diluviana habe ich vor Jahren den sandigen Abhang endeckt, welcher zu dem Etablissement Paulsborn im Grunewald gehört, woselbst diese fossile Schnecke als gemein, daneben eine Valvata und Neritina fluviatilis als seltneres Vorkommen meinerseits festgestellt ist.

Ich habe diese Schnecke, welche für bestimmte Ablagerungen des älteren Diluviums geradezu das eigentliche paläontologische Leitfossil ist, Ihnen gelegentlich mit anderen organischen Funden wiederholt und in großen Mengen vorgelegt. Wahrscheinlich kam zu ihrer Zeit schon bei uns der Mensch vor. An sonstigen Fundorten, wo ich das Vorkommen konstatiert, fallen mir augenblicklich die Nachbarschaft von Onkel Toms Hütte; Abhänge am Nikolassee; Beelitzhof; im Grunewald ein. Ferner die tiefe Kiesgrube am Ende der Lindenstraße in Westend; beim Teufelssee in den Ravensbergen unweit von Potsdam; bei Bornstedt; am Ufer des Griebnitzsee (Wannsee II); Klein Glienicke bei Potsdam; Sacrow bei Potsdam; Müggelberge, Müggelheim; Stadt Werder a. H. und Plessow; Ferch; Caputh; Kiesgrube bei Bahnhof Werder; Tempelhofer und Kreuzberg in Berlin. Bei Rixdorf; bei Sperenberg am Abhang nach dem See (Mundtsche Gruben); am Rietzsee bei Brandenburg a. H.; bei Tempelhof; Südend; Marienfelde usw.

Fast immer kommen die Schneckenschalen verstreut vor; es ist aber auch als ursprüngliche Lagerstätte eine förmliche Paludinenbank unweit des Kreuzbergs erbohrt worden. Vergl. meine Angaben Brandenburgia VIII. 206—210. Darin auch die neuerlich in die Spree wieder eingewanderte Deckelschnecke Lithoglyphus naticoides.

Der infolge einer Fußwunde im französischen Kriege als Reserveoffizier leider zu früh verstorbene vorzügliche Palaeontologe Dr. Kunth erkannte und beschrieb die Schnecke zuerst von Tempelhof in einen Artikel der Zeitschrift der Deutschen Geologischen Gesellschaft. XXXIX, Brandenburgia Berlin 1888 S. 605. Verschiedene Forscher schlagen vor, den internationalen Gesetzen der jetzt geltenden Nomenklatur entsprechend, statt Paludina diluviana Kunth fortan Vivipara diluviana (Kunth) zu schreiben. Warum — was sehr merkwürdig — die Schnecke im Odergebiet noch nicht gefunden, bleibt noch aufzuklären. Seit vielen Jahren hat mich die Frage gequält, ob nicht in den Neben-

flüssen der Donau und in deren Sulina-Mündung lebende Formen seien, welche mit Vivipara diluviana indentisch seien. Würde die Frage, welche meinen Freund, den auch als Gönner und Förderer der Brandenburgia uns wohlbekannten, Herrn Spiridion Brusina, Professor der Zoologie an der Universität Agram und lange Zeit hindurch Direktor des Kroatischen Naturhistorischen National-Museums daselbst, ebenfalls seit Jahrzehnten beschäftigt, bejaht, so hätten wir ein hochmerkwürdiges Zeugnis der früheren Verbreitung einer südosteuropäischen lebenden Schnecke bei uns.

Herr Brusina hat das fossile Material, namentlich mein Ihnen bekanntes, welches ich dem Märkischen Museum einverleibt, genau studiert und mit den in Frage kommenden lebenden Tieren aus dem Donaugebiet verglichen. Brusina kommt zu dem Endergebnis, daß keine der südöstlichen lebenden Formen völlig unserer fossilen V. diluviana entspricht; ebensowenig lassen sich die aus jenen Gegenden bekannt gewordenen fossilen Arten mit unserer V. diluviana indentifizieren.

Vivipara diluviana (Kunth) muß hiernach mindestens zurzeit als eine völlig ausgestorbene Schneckenart angesehen werden. Noch will ich bemerken, daß ich niemals gedeckelte Exemplare der V. diluviana und auch keine einzelne Deckel derselben gefunden habe. Die letzteren, aus einer hornigen Masse bestehend, scheinen sich spurlos aufgelöst zu haben, während dagegen die Deckel anderer hiesiger diluvialen Schnecken, die, wie z. B. Bythinia tentaculata vergesellschaftet mit V. diluviana vorkommen, nicht selten sind. V. diluviana ist, wie der Name besagt, lebendig gebärend und es finden sich ihre Embryonen nicht selten, aber auch ohne die Deckel, im Innern der Muttertiere wohl erhalten vor. Am Schluß bemerkt Brusina (S. 45): „Nachdem die gewöhnlichen Formen dieser Gattung aus den oberen Tälern der Drau und Save in Kroatien mit den allgemein bekannten, weit verbreiteten Formen von Zentral-Europa, nämlich mit V. vivipara (L.) und V. contecta (Millet) übereinstimmen, so habe ich mir Material aus Slavonien und aus der unteren Donau verschafft und photographische Bilder verbreitet, um eine ausführliche Arbeit über V. diluviana und die verschiedenartigen Formen der recenten Vivipara Südost-Europas zusammenzustellen, welche Arbeit ich Herrn Ernst Friedel für die Berliner „Brandenburgia“ versprochen hatte. Das vorbereitete Material samt Photographien liegt heute unbenutzt in der Sammlung des National-Museums in Agram.“

Dies hängt augenscheinlich damit zusammen, daß Herr Brusina infolge von Mißhelligkeiten sich leider veranlaßt gesehen hat, aus der Museums-Verwaltung auszuscheiden. Immerhin hoffen wir noch auf eine günstigere Konstellation, welche eine Hebung des unbenutzt daliegenden wissenschaftlichen Schatzes seitens unsers Freundes, der in der

Weichtierkunde zu den größten Kennern der Gegenwart gehört und eine wissenschaftliche Zierde der anfstrebenden kroatischen Nation ist, ermöglichen wird.

Das Vivipara-Problem ist für unsere Gegend auch in urgeschichtlicher Beziehung ungemein wichtig: die Tierwelt der Gewässer war der jetzigen höchst ähnlich, auch das Klima, a priori ist also kein Grund ersichtlich, weshalb nicht bei uns damals bereits der Mensch vorhanden gewesen sein sollte.

X. Dr. Otto Zacharias (Plön): Über die eventuelle Nützlichkeit der Begründung eines staatlichen Instituts für Hydrobiologie und Planktonkunde. Nebst Vorschlägen zur Erzielung besserer Vorbedingungen für die Hebung des biologischen Unterrichts an unseren Lehranstalten. (Sonderabdruck aus dem Archiv für Hydrobiologie und Planktonkunde Bd. II. 1907. Stuttgart, Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung.)

Der der Brandenburgia seit lange bekannt als unermüdlicher Forscher in den angedeuteten Wissensfächern, bringt so überzeugende Gründe vor, daß wir das Wort „eventuelle" streichen und die Notwendigkeit betonen möchten.

Meines Wissens heißt es auch hier wieder: Die Wissenschaft geht nach Brot. Der Staat müßte die Mittel für ein solches allmählich immer dringlicher werdendes Institut aufbringen können.

Vergl. über verwandte Schriften desselben Verfassers mein Referat in Brandenburgia XV. S. 141 und 299.

D. Kulturkundliches.

XI. Hefte zur Märkischen Kirchengeschichte. Im Auftrage des Provinzial-Ausschusses für Innere Mission in der Provinz Brandenburg, herausgegeben von P. Troschke, Pastor und Vereinsgeistlicher. Bandausgabe Heft 1—10. Geschäftsstelle Berlin W. 50, Passauerstr. 16.

Der treue Gehilfe Dr. Martin Luthers und Melanchthons Paul Eber hat es einmal ausgesprochen: „Nichts ziemt den Menschen mehr, als die Altertümer seiner Heimat, die Sitten und Großtaten seiner Vorfahren kennen zu lernen". Es ist erfreulich, daß heute weite Kreise geschäftig sind, die Kenntnis der Geschichte unseres Volkes, vor allem unserer heimatlichen Provinz, zu fördern. Mit welchem freudigen Stolz wir Märker auf unsere Geschichte zurückblicken können, da sprach der Kaiser, unser Markgraf, mit den herrlichen Worten aus: „Ich habe das Gefühl, daß alles, was das Land geworden und was das Reich geworden, schließlich beruht auf einer festen Säule, und diese Säule ist die Mark".

Die Kraft dieser Säule ist von jeher der fromme, treue Glaube der Märker gewesen. Wie dieser Glaube in der Mark gesäet wurde, wie er wuchs, wie er in Sturm und Kampf fest in den Herzen blieb, wie er Früchte brachte und weithin Samen streute, das lehrt die Märkische Kirchengeschichte. In diese einzuführen sind die Hefte bestimmt, von denen die Nummern 1—6 bereits in der Brandenburgia besprochen und vorgelegt worden sind.

In dem Prospekt heißt es „Mit Vorbedacht haben wir den Heften das Bild des gepanzerten Ritters aufgedruckt, nicht nur um an das Siegesallee-Standbild Albrechts des Bären, dessen Name mit der Christianisierung der Mark unzertrennlich verbunden ist, zu erinnern, sondern um anzudeuten, daß wir Märker die geistliche Ritterrüstung tragen und das Kreuz allezeit hochhalten müssen, damit wir siegen, wenn der Kampf um den Glauben auf märkischem Sande geführt wird."

Folgende Hefte sind zum überaus billigen Preis von 10 Pfg. das Heft erschienen: 1. Die Reformation in der Mark. 2. Die Hugenotten in der Mark. 3. Kurfürstin Elisabeth, die Bekennerin. 4. Die Brüdergemeine in der Mark. 5. Aus märkischer Heidenzeit. 6. Wie die Mark christlich wurde. 7. Markgraf Johann von Küstrin. 8. und 9. Märkische Missionare in Heidenlanden I. (Doppelheft). 10. Märkische Missionare in Heidenlanden II.

In Nr. 7 behandelt u. M. Herr Pastor Zehmann in Hermsdorf die, wie die Brandenburgia auf ihrer Cüstrin-Fahrt erfuhr, noch heut lebendige, im besten Sinne volkstümliche Figur des hochsinnigen Markgrafen Johann, von dem in Cüstrin am 12. Oktober 1902 im Beisein Kaiser Wilhelms II. ein schönes Denkmal enthüllt wurde. Geboren als zweiter Sohn des starr katholischen Kurfürsten Joachim II. am 3. August 1513 und zu Cöpenick am 3. Januar 1571 verstorben*), hat er für Ausbreitung und Befestigung der neuen evangelischen Lehre unausgesetzt gewirkt. Im Volke war er wegen seiner Jovialität und Nächstenliebe außerordentlich beliebt.

Nr. 8—10 hat Herr Pastor Gareis in Buch, unser freundlicher Führer in der Kirche dieses herrlichen Rieselguts der Stadt Berlin, mit warmen Worten in gemeinverständlicher Weise verfaßt. Es ist die Tätigkeit unserer Missionen unter den Heiden in Asien, Afrika, Amerika und Australien geschildert.

XII. Zu dem Vortrag unseres Ausschußmitgliedes Herrn Dr. Gustav Albrecht**) über die am 12. Januar 1807 erfolgte Gefangennahme des Marschall Victor, später Marschall von Frankreich

---

*) Denkwürdig für die Geschichte der Deutschen Heilbäder ist es, daß Johann wegen Gallensteinleiden im Sommer 1570 die Bäder zu Karlsbad in Böhmen benutzte.

**) Dieser Vortrag und mehrere andere wird Herr Dr. Albrecht in einem Bande unsers Archivs veröffentlichen.

und Herzog von Belluno, teilt u. M. Herr O. Monke uns noch folgendes mit, gleichzeitig zu seinem in Schloß Ruhwald am 9. v. M. gehaltenen Vortrag. Der gegen Blücher ausgewechselte General Victor folgte Napoleon nach Ostpreußen und nahm u. a. an der blutigen Schlacht bei Friedland teil. Als die russische Garde, die sich in einen Hinterhalt gelegt hatte, hervorbrach, warf sich eine Division der von Victor befehligten Reservetruppen auf sie, durchbrach sie und trieb sie in die Flucht. Victor aber erhielt bei Friedland den Marschallstab. Nach dem Frieden von Tilsit war er einige Zeit Gouverneur von Berlin. Im Jahre 1808 legte er westlich von Charlottenburg auf dem Spandauer Berge bei dem heutigen Westend ein großes Lager an (die „Napoleonsburg"). Bei dieser Gelegenheit wurden dort oben die „Franzosenbrunnen" gegraben, Ziehbrunnen von erheblicher Tiefe. Die Erinnerung an diese Brunnen hat sich in Charlottenburg bis auf den heutigen Tag erhalten; sie knüpft sich indessen an die wahrscheinlich durch Lehmausschachtung entstandenen tiefen Gruben im Parke des Schlosses Ruhwald und eines Nachbargrundstückes. Einer dieser „Franzosenbrunnen" wurde um 1850 untersucht. Dabei fiel einer der Herren hinein und konnte nicht wieder hervorgezogen werden. Er soll eine goldene Uhr nebst Kette getragen haben, woraus übrigens nach weiteren 50 Jahren ein „Goldschatz" werden dürfte, dem die Schatzgräber nachspüren.

XIII. Aus ähnlicher bewegter Zeit lege ich ihnen aus der Zeitschrift „Der Tag" vom 20. v. M. ein Bild vor betitelt: „Das alte Potsdamer Tor. Aquarell um 1810. Aus der Ausstellung Alt-Berlin im königlichen Kupferstich-Kabinet." Indem ich die Brandenburgia-Mitglieder dringend ersuche, diese in Orts- und kulturgeschichtlicher Hinsicht recht lohnende Ausstellung zu besichtigen, füge ich hinzu, daß das Bild die Aussicht nach dem Potsdamer Platz zu im Sinne hat; hinten auf dem Platz stand lange die bekannte, vor mehrerer Jahren zwecks Verbreiterung des Platzes abgerissene Linckesche Apotheke. Das schmale hohe Haus auf dem Bilde schwebt allen Berliner noch in der Erinnerung vor. Das aus derben Bohlen mit starken Türangelbändern beschlagene Tor ist geschlossen. Rechts und links die gemauerten Torpfeiler mit römischem Trophäenschmuck und dem aufsteigenden preußischen Adler „nec soli cedit" darüber. Daran schließt sich die Stadtmauer rechts und links an, Ziegelwerk mit einfach geometrisch verziertem Abputz. Das Tor ist aber von innen verbarrikadiert und zwar durch eine 1 bis 5 m hohe Erdanschüttung, vor der die beiden Schilderhäuser umgekippt auf dem Erdboden liegen und noch zur Verstärkung drei Pallisadenstämme eingepflanzt sind. Auf der Anschüttung stehen zwei französische Soldaten feldmarschmäßig und mit wunderlicher Bekleidung ausgerüstet. Einer scheint durch das Schlüsselloch des Tores zu lugen, der andere sieht nach dem später sogenannten Leipziger Platz, damals als das Achteck

bezeichnet*). Es handelt sich anscheinend um kriegerische Vorbereitungen, um einen Angriff von außen, um einen Handstreich und Überfall. Hiernach irrt sich die Direktion des Kupferstichkabinets zweifellos, wenn sie das stimmungsvoll ansprechende Aquarell in das Jahr 1810 versetzt. Ich besichtigte das Bild mit u. M. Herrn Major a. D. Noël, einem erfahrenen Kriegsgeschichtsforscher; wir sind der Meinung, das es sich um das winterliche Frühjahr 1813 handelt. Am 20. Februar 1813 waren russische Truppen durch das Neue Königstor bis zum Alexander Platz vorgedrungen. Die Spenersche Zeitung vom 11. März 1813 berichtet hierüber.

„Einzelne Kosaken jagten ganze Haufen Infanterie und auf dem Schloßplatze sprengte ein von einem Trupp feindlicher Kavallerie verfolgter Kosak so verwegen auf ein Bataillon Infanterie ein, das ihm den Weg versperrte, daß dieses in seltsamster Betäubung Platz machte und ihn durchjagen ließ**). Der Oberst Tettenborn zog sich nach einigen lebhaften Scharmützeln wieder aus der Stadt zurück und wurde vor dem Tore vom General Tschernischeff***) aufgenommen. Beide vereint besetzten die Höhe, die ungefähr eine Kanonenschußweite vom Tore liegt. Der Feind, der sich vom ersten Schrecken erholt hatte, kam jetzt aus der Stadt, um die Höhe anzugreifen; alle seine Versuche scheiterten jedoch an der Tapferkeit der Kosaken, die sich jedesmal, wenn er die Anhöhe

---

*) Der Kunstkritiker Herr Carl Krebs bemerkt von dem Bilde in der Zeitschrift „Der Tag“ vom 25. d. M.: „Gerade wie wenn ich in der Ausstellung „Alt-Berlin“ im hiesigen Kupferstichkabinett ein Aquarell vom Potsdamer Platz um 1810 betrachte. Hier versenke ich mich in die Einzelheiten des Blatts, sehe das barocke Tor mit den beiden Wachtsoldaten an, freue mich über das engbrüstige weiße Haus mit Balkonen — es sieht wie ein Traum von Karl Walser aus — das an der Stelle des jetzigen Café Josty stand.“

**) In Brandenburgia IX habe ich (Oktober 1900) mit Bezug auf Gustav Partheys Jugenderinnerungen Bd. I Berlin 1871 S. 71 folgendes geschrieben: Parthey sagt: „1806 sprengten französische Reiter in Berlin über den Schloßplatz nach der Langen Brücke zu. Der letzte Reiter war etwas zurückgeblieben, spornte sein Pferd und dies schlug mit solcher Gewalt aus, daß das lockere Eisen eines Hinterfußes bis gegen das Tuchhändler Hoffmannsche Haus flog und dort hängen blieb. An der Dachrinne mit Draht befestigt, diente es viele Jahre als Wahrzeichen.“ — Parthey irrt sich hier, es handelt sich um einen Kosaken, der im Frühjahr 1813 sich in Berlin hineinwagte und von den Franzosen verfolgt wurde. Das betreffende Haus am Schloßplatz Nr. 12 wurde mit den Nachbarhäusern, um dem von der Brandenburgia besichtigten großen neuen Marstallgebäude Platz zu machen, abgebrochen; das auf einem kleinen Steppenpferdefuß deutende eigentümlich geformte russische Hufeisen ist ins Märkische Museum, unter Beifügung eines beurkundenden Schriftstücks gelangt und dort unter der Katalognummer B. VI 11552 eingetragen.

In der 1907 erscheinenden, von mir herausgegebenen, mit Anmerkungen versehenen Neudruck-Ausgabe von Gustav Partheys Jugenderinnerungen (Verlag unseres Mitgliedes Frensdorff) habe ich den Sachverhalt richtiggestellt.

***) Derselbe Tschernischeff, dessen ich in meinen Jugenderinnerungen von Auerstedt in der Oktobersitzung v. J. gedacht.

erreicht hatte, auf ihn stützten nnd ihn bis ans Tor zurücktrieben. Das Gefecht endigte damit, daß der Feind wieder zurückging nnd die Tore verrammelte.

In der Nacht vom 3. zum 4. Mürz verließen die Franzosen Berlin in aller Frühe."

Für mich unterliegt es, nach diesem zeitgenössischen zuverlässigen Berichte keinem Zweifel, daß sich das Bild mit dem verrammelten Potsdamer Tor auf die Tage zwischen dem 21. Februar und 3. März 1813 bezieht.*)

Leider ist mir der Künstler des Bildes nnbekannt geblieben. Sollte ihn jemand kennen, so erbitte ich im Interesse der Brandenburgia um gefällige Nachricht.

XIV. Weihnachtsmarkt und Weinachtsbrauch im alten Berlin. Auf allgemeineren Wunsch reproduziere ich hier einen von mir im B. 2 A. vom 23. v. M. veröffentlichten Aufsatz mit einigen Zusätzen und Abänderungen.

Jedes Ding muß seinen Anfang haben, obgleich dieser nicht immer leicht festzustellen ist. Dies gilt von unseren heimatlichen Gebräuchen ebenfalls. Daß unsere germanischen Vorfahren die Zeit, von welcher an das belebende Sonnen- und Tageslicht nach langem Winterkampf wieder zuzunehmen beginnt, feierten, daß der Umzng der mächtigsten Göttergestalten in dem Zwölften, die man noch heute in Berlin abergläubisch wohl beachtet**), in den Nächten zwischen dem 23. Dezember und 3. Januar stattfand, daß die Erinnerung daran in den Gestalten der Fru Gode, Fru Frick, Fru Herke, Fru Holle nach Zurückdrängung der wendischen Einwanderung wieder aufgedämmert ist, das lehren nns die Handbücher der deutschen Göttersage und Volkskunde übereinstimmend. Ebenso wissen wir, wie ausnehmend geschickt die katholische Kirche

*) Der besprocbene Kampf am 20. Februar 1813 batte den Russen nur wenige Tote gekostet, leider darunter einen talentvollen jungen Mann, dem zu Ehren nabe dem Nenen Königstor an der Stadtmauer eine Tafel mit goldenen Buchstaben eingelassen ward. „Alexander Freiherr von Blomberg geb. zu Iggenhausen den 21. Januar 1788 fiel als erstes Opfer im dentscben Freibeitskampfe am 20. Februar 1813." Nach Abbruch des Tors und der Stadtmauer ward die Tafel an den das Grundstück der Barthomaeuskirche umfriedigenden Umfassungsmauer angebracht. Die beabsichtigten Straßenneuregulierungen in der Gegend werden vermutlich eine nochmalige veränderte Anbringung der Erinnerungstafel im Gefolge baben.

**) Als ich bei meiner Mutter in Berlin Dorotheenstr. 62 wohnte — das in den 30iger Jahren des 19. Jabrbunderts gebaute Haus ist nocb unverändert und dadurch besonders kenntlich, daß die ganze Fassade mit kleinen Mosaiksteinen, von der Größe des Mosaikpflasters unserer Bürgersteige belegt ist — hielt dieselbe zwiscben Weihnacbten und Dreikönigstag eine Wäscbe ab. Als nun gleich darauf ein uns ganz unbekannter Hausbewohner starb, hieß es bei den alten Frauen im Hinterhause: Na ja, das ist aucb kein Wunder, die Frau Doktor hat ja in den Zwölften große Wäscbe gehalten.

ihren vielseitigen, die Phantasie fesselnden Kultus mit den Gebräuchen des bezwungenen oder allmählich verblichenen Heidentums zu verbinden verstand. So ist es auch in der Mark Brandenburg zugegangen. Die Christmetten mit ihren derben Späßen im Halbdunkeln vor Tau und Tag innerhalb der kirchlichen Gebäude, wo der Geistliche wohl selbst mit kräftiger Stimme das Ochsen- und Eselgeschrei zum Andenken an die Krippe von Nazareth anstimmte, um das Christkindlein vor der prächtig geschmückten Krippe mitsamt der Mutter Gottes und dem braven Josef zu begrüßen, sodann der Umzug der heiligen Drei Könige Kaspar, Melchior und Baltasar, dargestellt von armen verkleideten Kindern, die aufgeputzt singend von Haus zu Haus zogen und den Stern von Bethlehem drehten, das alles sind Anschlüsse des Frühchristentums in unserer Gegend an die im Volk lebenden noch früheren heidnischen Sitten und Gebräuche.

Den ersten Beginn der Weihnachtsmärkte leite ich auf die Buden zurück, die sich unter besonderer Obhut der Geistlichkeit an die ältesten Gotteshäuser von St. Nikolai, St. Marien und St. Petri anlehnten, in denen allerhand kirchlicher Tand, Votivgaben, Pilgerandenken, kleine, geweihte Geschenke, insbesondere aber Wachskerzen jeder Größe feilgehalten wurden.

Spielten diese geweihten Kerzen überhaupt schon im christlichen Kult eine bedeutsame Rolle, so besonders in der Frühmorgenfeier des ersten Weihnachtsfeiertages, in der Frühmette, wo jedermann für sich in der absichtlich dunkeln Kirche ein Licht mitbrachte und noch mehrere davon als Opfer spendete. Diese Lichte wurden auf vorhandene, mit Dornen ausgestattete Eisenringe gesteckt, die sich in parallelen Reihen pyramidenförmig nach oben zuspitzten und auf einem Holzstamm standen*). Das waren die Weihnachtsleuchter oder Weihnachtsbäume, aus denen im Laufe der Jahrhunderte das, was wir als Weihnachtspyramide und Weihnachtsbaum kennen, entstanden ist. Hierbei ging es im Halbdunkel während der Weihnachtsfeier arg genug her, die Weihnachtsbäume wurden umgestoßen und verursachten Brände. Daher hing man vielfach die Lichterpyramiden als Weihnachtskronen an der Kirchendecke auf. Von der protestantischen Zeit an nahmen, woran auch der durch das Herrscherhaus künstlich geförderte nüchterne Calvinismus nichts zu ändern vermochte, die Weihnachtspossen in der Kirche derart überhand, daß schon unter dem Großen Kurfürsten und dem ersten preußischen König Verordnungen dawider erschienen. Nun wurde der Trubel auf die Straße verlegt, mit Mummereieen, Aufzügen u. dgl., bis unter dem

*) Ein eisernes Exemplar z. B. im Dom der Lebuser Bischöfe zu Fürstenwalde a. Spree, ferner im Dom zu Havelberg. In alten katholischen Kirchen, wie in Salzburg, werden diese Lichterbäume aus Eisen noch heut benutzt.

zweiten preußischen König ein scharfes Edikt „wider die Alefanzereien znm Heiligen Christ“ auch hiergegen einschreiten mußte.

Das Weihnachtsfest verweltlichte sich, die Buden mit Weihnachtsgaben kamen auf die städtischen Märkte und Plätze und bildeten eine besondere Einnahme für die Kämmerei. So wissen wir aus dem älteren Köllnischen Stadtbuch, daß für Buden mit Wachslichter und Honigkuchen, also für echte Weihnachtsgaben, Stättegeld erhoben wurde. Neben dem städtischen Element machte sich aber seit der Einrichtung der landesherrschaftlichen Residenz in Berlin und Kölln die Anteilnahme des Hofes geltend. Um 1590 wurde z. B. von den Prinzen und Prinzessinnen des kurfürstlichen Hauses nebst vielen adligen Genossinnen eine gar artige Komödie von der Geburt des Herrn Christi mit Musik aufgeführt. Der Weihnachtsmarkt, erst auf dem Petriplatz und Köllnischen Fischmarkt, folgte mehr und mehr „dem höfischen Zuge“ und etablierte sich, von landesväterlichem Wohlwollen begleitet, allmählich in der Breiten Straße. Sonderbarerweise beschenkte der Hof sich aber noch nach westeuropäischer Art, also wie in England und Frankreich: um Neujahr; erst Friedrich der Große führte die Weihnachtsbescherung für sich am ersten Weihnachtstage ein.

Und an letzterem Tage ist als an dem eigentlichen Beschenkungstage auch in Berlin lange festgehalten worden, ja einzelne Familien tun das noch heute. Da können also die Kinder immer noch wörtlich recht haben mit ihren am Heiligabend aufgesagten Verslein:

„Morgen Kinder, wird's was geben,
Morgen werden wir uns freun,
Welche Wonne, welches Leben,
Wird in diesem Hause sein.
Einmal werden wir noch wach,
Heißa! Dann ist Weihnachtstag.“

In meiner frühesten Jugend, in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, überwog aber bereits weitaus die pädagogische Anschauung, die armen Kleinen nicht die ganze Nacht hindurch in Aufregung zappeln, sondern ihnen das Zugedachte bereits am Heiligabend zukommen zu lassen, damit sie ausschlafen und mit ausgeruhtem Magen an die schweren süßen Genüsse des Weihnachtstages herantreten können. Schlafen tun freilich die meisten Kleinen vor Freude doch nicht.

Friedrich Nicolai, der sonst alles Merkwürdige Berlins ausführlicher schildert, bringt (1769) in seiner Beschreibung Berlins nur eine kurze Nachricht: „Der Christmarkt ist hauptsächlich nur für die Einwohner der Residenzstadt eingerichtet, von welchen allerhand Waren, besonders Puppenwerk, Drechslerarbeit, Pelzwerk und Naschwerk verkauft wird.

Er dauert bis zum Neujahre; die Buden werden hauptsächlich in der Breiten Straße aufgeschlagen.“

Aus etwas späterer Zeit datieren mehrere vorzügliche Kupfer Daniel Chodowieckis, den Weihnachtsmarkt darstellend; auch Abbildungen der bürgerlichen Weihnachtsbescherung haben wir. Dabei fehlt allemal — bis in die Anfänge von D. Th. A. Hoffmanns*) Zeit hinein — der Weihnachtsbaum. Auf einem Bilde sehen wir in der Mitte des Geschenketisches, da, wo jedermann heutzutage den Christbaum erwarten würde, ein pyramidenartiges Gestell, auf diesem aber — ein neues Kleid für die Hausmutter ausgebreitet — unwiderlegliche Beweise für diejenigen, die noch skeptisch sein sollten, daß der Weihnachtsbaum als Mittelpunkt der Weihnachtsbescheerung erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eingeführt ist. Unterstützt wurde die neue Sitte durch die entstehenden Eisenbahnverbindungen mit dem Harz und Thüringer Wald in den 50er Jahren, wodurch Fichten und Tannen in Masse und billig nach Berlin kamen, während die sparrige und störrige märkische Kiefer keinen recht brauchbaren Weihnachtsbaum liefert, was dazu beigetragen hat, die Benutzung der eigentlich doch wenig ästhetischen Weihnachtspyramide mit ihrer primitiven Form und grellen Ausschmückung vielfach auch in besseren Familien beizubehalten. Bei den „kleinen Leuten“ wird die Pyramide (berlinisch „Perchtemite“) noch jetzt benutzt.

Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise begünstigten ebenso wie bereits dessen Vater den Weihnachtsmarkt recht sehr. Auch die zweite Gemahlin des Erstgenannten, die Fürstin Liegnitz, sah man öfters dort Einkäufe machen, nicht minder Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I.; besonders letzterer verhielt sich der altehrwürdigen Institution gegenüber wohlwollend; auch gibt es noch Augenzeugen, die Kaiser Friedrich als Kronprinzen dort in jovialer Laune feilschend und scherzend gesehen haben.

Kein Wunder bei dieser Hofgunst, daß der Weihnachtsmarkt sich unter den Fenstern des Schlosses räumlich bis auf den Schloßplatz und zeitlich vom 11. Dezember bis 6. Januar ausdehnte, wobei außerdem noch das Lagern und allmähliche Aufstellen der Weihnachtsbäume vom 6, Dezember an geduldet wurde. Das war der Höhepunkt

*) Die Märchen der Serapions-Brüder von E. T. A. Hoffmann. Ausg. von Hans von Müller Berlin 1907. Das Märchen vom Nußknacker und Mausekönig. S. 15: „Der große Tannenbaum in der Mitte trug viele goldene und silberne Äpfel, und wie Knospen und Blüten keimten Zuckermandeln und bunte Bonbons und was es sonst noch für schönes Naschwerk gibt, aus allen Ästen. Als das schönste an dem Wunderbaum mußte aber wohl gerühmt werden, daß in seinen dunklen Zweigen hundert kleine Lichter wie Sternlein funkelten.“ — S 323 sagt Hans v. Müller: „Im Vorbeigehen mag noch bemerkt werden, daß nach Tille's Geschichte der deutschen Weihnacht unser Märchen die erste Darstellung einer Berliner Weihnachtsfeier mit dem Christbaum ist.“

und die eigentliche Glanzperiode des Christmarktes. 1852 schrieb ein hiesiger Augenzenge: „Ob es Ench wie mir noch in meinem Alter ergeht, ob es Euch auch, wenn Ihr die Breite Straße betretet, weihnachtlich anheimelt? Ich meine ja, es ist nnd bleibt in Enrer Kindheit, wie es in der meinen war: an diese Straße nnd an dies Fest des Heiligen Christ knüpfen sich für die Berliner Kinder, reich und arm, die allerherrlichsten Erinnerungen*).“

Die jetzige Generation weiß vom Weihnachtsmarkt in der Breiten Straße kaum noch etwas. Später wnrde für ihn — 1884 — wenig zweckmäßig der Schloßplatz nnd der Lnstgarten zngestanden nnd in Anspruch genommen.

Seit dem enormen Anwachsen und dem Verkehrsaufschwnnge Berlins, beginnend mit dem Siegesjahre 1866, ließ sich der Untergang des Christmarktes an seinen bisherigen Stellen voranssehen. Polizeipräsidium nnd Magistrat haben im Interesse der „kleinen Lente“, das heißt: des kaufenden wie verkaufenden Publikums aus dem bescheideneren Bürgerstande, nnter Billigung des Landesherrn, sich die redlichste Mühe gegeben, wenigstens etwas von der alten Sitte nnd Gepflogenheit zn retten. Es war aber angesichts der fortwährenden Klagen der Fuhrwerksbesitzer und anderer Interessenten über die dnrch den Weihnachtsmarkt hervorgerufenen Störnngen in der Schloßgegend nnmöglich, sich ihnen gegenüber auf die Daner ablehnend zn verhalten.

Am 24. Dezember 1893 schlug mit der Mitternachtsglocke auch die Todesstnnde. Seitdem ist er aufgeflogen und hat sich nur wieder an einzelnen Gegenden, z. B. am Arkonaplatz nnd in der Friedenstraße, als bescheidenes Sonderabteil niedergelassen. Gewisse Töpfer- und Holzware z. B. soll so preiswert und eigenartig nur anf dem Markt längs der Friedenstraße zn haben sein. Ein artiger kleiner Weihnachtsmarkt erhält sich auf dem Belleallíance-Platz; dort sind sogar vereinzelt noch die volkstümlichen Kinderlärmgeräte „Knarre“ und „Waldteufel“ zn erblicken, anch die „Dreier-Schäfchen“, die also ausgerufen werden, obwohl man fünf Pfennig dafür zn zahlen hat. Da findet man auch noch den alten Hampelmann, „der hampelt, was er hampeln kann“, den „Berliner Sägemann“ und den „Berliner Spaßvogel“: „Vorne pickt er, hinten nickt er.“ Ja, das Neueste nnd Allerneneste wird dort — ein Beweis für die Jngendkraft des alten Weihnachtszaubers — verkanft, z. B. Voigt der „Hanptmann von Cöpenick“ in Holz, Zinn, Porzellan und — Zucker.

Auch der Knecht Rupprecht mit Bart, Rnte nnd Sack geht noch in Berlin herum nnd fragt, ob die Kleinen hübsch beten können. Da aber Berlin zwei Millionen Einwohner zählt, wird man es ihm nicht

*) Berlin. Ein Buch für junge und alte Preußen. Berlin 1852. S. 182.

verdenken, daß er sich eine Menge Ersatzleute genommen hat, die für ihn eintreten: das sind die Berliner Weihnachtsmänner*).

Mag Weihnachtsmarkt und Weihnachtsbrauch im Wandel der Zeit sich geändert haben, die Weihnachtsfreude ist geblieben und diese wollen wir immer zum Christfeste uns untereinander wünschen.

XV. Vollendung des Teltow-Kanals. Als wir am 25. August v. J. unter sachverständiger Führung das Bett des Teltow-Kanals von der Giesensdorfer bis zur Glienicker Brücke durchfuhren, da konnte unser liebenswürdiger Führer, der jetzige Direktor des Teltowkanalbetriebes, Herr Baurat Sievers, die vollständige Durchführung des Kanals noch nicht zeitlich festsetzen. Nun ist aber der letzte Durchbruch, der Durchstich des hemmenden Erdwalls in der Nacht vom 17. v. M. ausgeführt worden. In einem Lokalbericht vom selbigen Tage heißt es wie folgt. „In den ersten Morgenstunden des heutigen Montags sind die beiden sich entgegenarbeitenden Bagger 30 m westlich der Parkstrasse zusammengetroffen und haben die letzten Bodenmassen, welche die Ost- nnd Westhälfte des Kanals noch trennten, beseitigt. Die offene Wasserverbindung zwischen Havel und Spree durch den Teltowkanal ist damit hergestellt.“

Nnnmehr steht dem Beginn des Durchgangsverkehrs in kurzer Frist nichts mehr entgegen. Der Teltowkanal trennt jetzt in ganzer Länge die südlichen Teile des Kreises Teltow von den nördlichen. Völlig beendet sind die Arbeiten am Kanal allerdings noch nicht, es ist sogar nicht ausgeschlossen, daß in den nächsten Wochen noch gewisse Erd-Bewegungen stattfinden nnd daß auch die jetzt hergestellte Rinne noch einmal sich wieder verengt. Aber eigentliche Schwierigkeiten sind doch kaum zu erwarten. Die Baggerarbeiten müssen noch fortgesetzt werden, auch fehlt noch ein Teil der Uferausbildung innerhalb der Lichterfelder Strecke. Ebenso sind an einigen anderen Stellen, namentlich an den Höfen usw. noch Rest- nnd Nacharbeiten auszuführen. Sie werden aber aller Voraussicht nach im Laufe dieses Winters, wenn dieser nicht jede Tätigkeit nnmöglich machen sollte, zu Ende geführt werden. Vor allem muß noch die Treidelbahn, deren Fortführung ebenfalls infolge des Trennungsdammes in Lichterfelde bisher unterbrochen war, fertiggestellt werden. Mit diesen Arbeiten wird jetzt unverzüglich vorgegangen. In

*) Vor einigen Jahren sah ich in der Leipziger Straße einen alten graubärtigen mit einem großen Mantel ausstaffierten Mann, der in einem Sacke über der Schulter zwei lebende Gänse verborgen trug. Natürlich wanden sich die armen Tiere hin und her. Dies erregte bei mehreren Kindern aus guten Familien große Bestürzung; sie glaubten, der Weihnachtsmann habe ein paar unartige Kinder in den Sack gesteckt. Denn das wird ja den Kleinen noch jetzt mitunter in der Weihnachtszeit vorgeredet: Seid ihr unartig, so kommt der Weihnachtsmann (Knecht Ruprecht) und steckt euch in seinen Sack.

den leitenden Kreisen wird als sicher angenommen, daß mit Beginn der Schiffahrt im neuen Jahre auch der Durchgangsverkehr im Teltowkanal aufgenommen werden kann. Am 22. Dezember 1900 wurde vom Kronprinzen am Park zu Babelsberg der erste Spatenstich zum Kanal getan. Es hat also fast genau sechs Jahre gedauert, bis jetzt die ungehinderte Durchfahrt durch den Kanal ermöglicht worden ist. Die Kanalverwaltung mit dem Landrat Stubenrauch machte heute vormittag eine Fahrt über die ganze Länge des Kanals.“

Wir rufen den Unternehmern und dem stolzen Kulturwerk unserer Provinz ein herzliches Glück auf! zu.

Vergleiche auch Brdb. XV. 307.

XVI. Kirchliche Altertümer von Spandau. Aus Spandau, den 19. Dezember 1906 geht uns von unseren Freunden folgender Bericht zu. Der vierte (letzte) ortsgeschichtliche Vortrag über alte Stiftungen bei St. Nikolai wurde am Dienstag, den 11. d. Mts., Abends, vor einer zahlreichen Zuhörerschaft von Herrn Oberpfarrer Recke in der Kirche selbst gehalten; ist doch St. Nikolai seit Jahren, und zwar mit bestem Erfolg, bestrebt, seine Pforten auch für außergottesdienstliche Versammlungen je und je weit aufzutun. Der Vortrag streifte zunächst die vorreformatorische Zeit, sie ist recht eigentlich, dem Geiste des katholischen Mittelalters gemäß, die Zeit der Stiftung zahlreicher kirchlicher Institute, geistlicher Gilden und Brüderschaften. Das Benediktiner Nonnenkloster St. Marien vor Spandau mit seinen vielen Liegenschaften, das Hospital St. Spiritus, die Georgen- oder Lazarus-Kapelle, die Gertrauden-Kirche, die 12 Stiftungsaltäre in St. Nikolai mit ihren mannigfachen Messe-Stiftungen und Kommenden, die Kalandsgemälde, die Elends- oder St. Annen-Bruderschaft sind dafür lebendige Zeugen. Wieviel Intraden aus alter katholischer Zeit, die noch heute, wenngleich unter verändertem Titel, in den Einnahmen von St. Nikolai wiederkehren! Die St. Nikolaikirche ist nächstdem auch in nachreformatorischer Zeit reich an Stiftungen geblieben. Der Stiftungsaltar des Grafen Rochus v. Lynar mit seinen herrlichen Altarleuchtern, die originelle Kanzel, — ein Geschenk des Königs Friedrich Wilhelm I. an die ehemalige St. Johanniskirche, — das vergoldete Altar-Kruzifix, — eine Gabe Friedrich Wilhelms III., — die Altar- und Kanzel-Bibel, — eine Stiftung der Spandauer Bürger Stiebitz, Strackharn und Kuhlmey, — die neuen untern Kirchenfenster mit ihren charakteristischen Symbolen, — die Paramente (Altar- und Taufgeräte) und Ornamente (kirchliche Bekleidungsstücke), zahlreiche Bilder, Gemälde, — u. a. das Petrus-Bild Friedrich Wilhelms III., — Epitaphe und Widmungen traten in den unmittelbaren Gesichtskreis der Zuhörer. Ganz besonders zeichnen sich die Reformationsjubiläen von 1839 und 1889, sodann das Amtsjubiläum des Vortragenden von 1899, sowie — in ganz hervorragender Weise — die Zeit der letzten durch-

greifenden Ernenernng der Kirche von 1903 durch mancherlei Stiftnngen ans. Eine eigenartige Stiftung ans älterer Zeit, anf die Bergan in seinen Bau- nnd Knnstdenkmälern in der Provinz Brandenbnrg mit Recht aufmerksam macht, ist das Ciborinm (Oblatenkapsel) von 25. Dezember 1610. Das hochragende, oben mit einem Krenz versehene Gefäß, das ansgestellt war, ist von Silber, zum Teil vergoldet, mit einer Bergkristallkugel in der Mitte. Der nntere Teil des Deckels zeigt in überans charakteristischer Prägung den predigenden Lnther, die Seitenflächen sind reich verziert und mit entsprechenden Bibelsprüchen geschmückt. Anf der Inschriftenseite wird als Stifterin genannt: „Die edle und tugendreiche Rachel v. Rochow, des edlen nnd ehrenhaften Joachim v. Bredow Witwe“. Die Namen der Geistlichen nnd Kirchenvorsteher schließen sich an.

Der zweite Teil des Vortrags wandte sich den sogenannten Legaten der Kirche zn. Ihre Zahl ist sehr groß, nm so größer, als die Legate der von St. Nikolai 1897 einbezogenen St. Johanniskirche (das Stietz'sche, Banermüller'sche, v. Diest'sche, Rüppel'sche, Behrend-Armwald'sche Legat n. a. m.) hinzutreten. Aus der Fülle des Gegebenen waren ebensowohl die rein städtischen, wie die „gemischten Stiftnngen, bei denen die Kirche noch hente Mitverwalterin ist (Heilige Geist-Hospital — 1244, — Wohltätigkeitsstiftung — 1816 —) anszuscheiden, ebenso die Schnlbezw. Armenlegate eines Wolf Schneider, Piper, Neumaister, Földerich, Ebel n. a. m. In gleicher Weise waren die freien Vereinen nnd Wohltätigkeitsanstalten überwiesenen Legate unberücksichtigt zn lassen, desgleichen sämtliche Legate für Gräberpflege, — auf den alten kirchlichen Begräbnisplätzen, — eben weil hier der spezifisch kirchliche Charakter zurücktritt. Zur Darstellnng gelangten allein die kirchlichen Legate von St. Nikolai, nnd zwar in folgender Reihenfolge: die Kurrende die Stipendien, die kirchliche Armenpflege, die Kirchenbibliothek. — Die Kurrende ist eine im wesentlichen kirchliche Einrichtung der Reformationszeit, die abgesehen von dem, was beim wöchentlichen „Umsingen“ der „Knrrendaner“ in die Chor- und Knrrendekasse einging, dnrch mancherlei Legate (Joachim Bernds „Spende“, knrfürstliches Legat — „Kehrgeld“; letzteres wird noch heute an die Kirchenkasse von St. Nikolai in Höhe von 30 M jährlich gezahlt) getragen nnd gestützt wnrde. Die kleinen Kurrendesänger in ihren schwarzen Mäntelchen, Schüler der untern Klassen der „Großen lntherischen Stadtschule“, die mit ihrem „praefectns“ vor den Hanstüren der Bürgerschaft ihr Brot ersangen (wer denkt nicht an den Kurrendesänger Martin Lnther von 1498, den Frau Ursnla Cotta zu Eisenach so freundwillig in ihr Hans anfnimmt!), waren anfangs ihrer 12 an Zahl. Seit 1825 ist die „Kurrende“ in unserer Stadt verschwnnden. Nur die „Knrrendaner“, die in der Kirche dienen, „Leviten“ genannt, sind geblieben; anch ihre Knrrende-Mäntelchen tragen sie noch heute.

Die beiden spukhaften Sagen: „Abenteuer der Kurrendeknaben in der Kirche zu Spandau", wie sie Wilhelm Schwartz in seinen vortrefflichen „Sagen und alten Geschichten der Mark Brandenburg"*) erzählt, wurden wortgetreu mitgeteilt. — Von weittragender Bedeutung sind, gleichfalls dem Geiste der Reformation entsprungen, die der St. Nikolaikirche gehörigen „Stipendien", d. i. Legate für Studierende. Das erste Stipendium in Höhe von 500 Talern stiftete Herr Georg Christian Schreiber, ein junger Chirurgus anno 1708, das zweite (große) Stipendium zählt den weitberühmten Schulrektor Samuel Jacobi — 1737 zu seinem Stifter. Abgesehen von einer „Wechselwiese auf dem Stresow", über deren Besitz und Nutzung mit der Familie des Stadtmusikus Fredersdorf jahrelang prozessiert wurde (Frau Fredersdorf war Jakobis Enkelin), bestand das „Jakobi'sche Stipendium" in der Schenkung der sogenannten „Steinhufe" in der Maselake, die damals 16 Thlr. Pacht trug". Vor etlichen Jahren ist die „Steinhufe" für 45 000 M verkauft worden! Das Kapitalvermögen der kirchlichen Stipendienkasse beträgt zurzeit 112 698,35 M, die Höhe der zu konferierenden Stipendien über 4000 M jährlich. Die Kirchenchronik bezw. das Pfarrarchiv enthalten eine förmliche Geschichte der Kirchenstipendien, die Testamente der Legatoren, die Verwaltungsnormen, die namentliche Aufführung aller Stipendien (zumeist Söhne unsrer Stadt) bis 1798 und weiter, die Berichte über geführte Prozesse. Der Vortragende teilte verschiedene interessante und charakteristische Einzelheiten aus den Stipendienakten mit. Zu bedauern ist, daß das Jacobi'sche Stipendium nur für Theologen und Juristen bestimmt ist, während das Schreiber'sche Stipendium allen Fakultäten, freilich nur in einmaliger Berücksichtigung des einzelnen offen steht.

Die kirchliche Armenpflege nach der Reformationszeit zeigt eine ganz eigenartige Entwicklung. Es gab eigene Armenvorsteher der Kirche und einen eignen kirchlichen Armenkasten. In den „Kasten" (er steht noch heute mit seiner altertümlichen, kunstvollen Ausrüstung in der Kirche rechts am Ausgang unter der Orgelempore) flossen einmal die Interessen der Armen-Legate (Jochim Bernd, Rochus von Lynar, Gouverneur v. Schöning, Hans Ludwig von Goerzke, Erbherr von Bollensdorff), sodann die Einkünfte des „Klingelbeutels", den die Armenvorsteher fleißig in der Kirche „umzutragen" hatten, sowie die Erträgnisse der eisernen Büchsen, die in den Gasthäusern bei Hochzeiten, Gastgeboten, Kindtauf- und Begräbnis-Schmausen durch „getreue Personen „ausgehalten" zu werden pflegten. Einnahme und Ausgabe wurden fein säuberlich in einem kirchlichen „Almosen-Büchlein"

*) Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg. Aus dem Munde des Volks gesammelt und wiedererzählt von Wilhelm Schwartz, Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Geh. 2 M, geb. 3 M.

„spezifiziert"; für würdige und zweckmäßige Verwendung der Armenspende war nach Möglichkeit Fürsorge getroffen. Als besondere Fonds der kirchlichen Armenpflege bis in unsere Zeit fortgeführt, sind zu nennen: der kirchliche Tuchfonds. Stifter sind: Graf Rochus von Lynar, Graf Maximilian von Lynar auf Schloß Lübbenau, König Friedrich Wilhelm IV., die Superintendenten Stechow und Guthcke, Schneidermeister Duchstein, Lehrer Wilde aus Pichelsdorf, Oberpfarrer emeritus Pezold, Stadältester H. Zimmermann. Die Gaben an Tuch und Geld werden alljährlich in einer Wertsumme von 140—150 M. am „Freitag nach Simon Judäa" in der Kirche an Arme verteilt; sodann: der Karl Stechow'sche Konfirmandenfonds, 1683 mit 900 M. zur Beschaffung von Gesangbüchern für arme Konfirmanden gestiftet. — Die Zeiten haben sich geändert, neue Aufgaben erstanden, neue Wege waren zu beschreiten. Neben der großartig ausgebauten und reich dotierten städtischen Armenpflege geht die freie Liebes- und Vereinstätigkeit rüstigen Schritts einher, daneben ist die kirchliche Armenpflege in neuer, stetig wachsender Ausgestaltung „im Dienst" geblieben. Der Etat der kirchlichen Armen-, Kranken- und Gemeindepflege von St. Nikolai hat zurzeit eine jährliche Einnahme von 9000 M. (Zinsen, Mitgliederbeiträge, aus der Kirchenkasse, aus Legaten, aus städtischen Mitteln, von Vereinen und Anstalten). Die sonntäglichen Kirchenkollekten (der frühere „Klingelbeutel") von fast 1000 M jährlich, sowie die Sammlungen bei Hochzeiten (Sammler sind unsre Kurrendaner-Leviten), etwa 200 M. jährlich, sind in die „Einnahmen miteinbegriffen. Besonders gebucht werden alle freien persönlichen Liebesgaben und sonstige besondere Emolumente. Den Dienst der Nikolaikirche an den Armen und Kranken, an den Anstalts- und Waisenkindern der verschiedenen Bezirke in Krippe, Kinder-Bewahranstalt und Kinderhort verrichten seit nunmehr fast dreißig Jahren einheitlich im Geist der Kirche die Diakonissen aus dem Mutterhause Bethanien in Berlin. Die Arbeit ist eine reich gesegnete und fortdauernd zunehmende. Die Zahl der Diakonissen mit Einschluß von 3 Hilfsschwestern beträgt zurzeit 12. Die Zahl der Kinder in den Kinderheimen und Kinderpflegestätten ist unter Zuzählung der Besucher unsrer Strick- und Flickschulen auf gegen 600 gestiegen! Mit einem warmen Appell, der kirchlichen Armenpflege von Nikolai, namentlich auch zur bevorstehenden Weihnacht, helfend zu gedenken, schloß dieser Teil des Vortrags.

An letzter Stelle wurde die Kirchenbibliothek von St. Nikolai genannt; sie verdankt ihren Bestand den verschiedenartigsten Schenkungen und Legaten. Als Donatoren werden genannt der Generalmajor und Gouverneur v. Schöning (1682), die Prediger Wegener aus Germendorf und Korthym aus Pankow (1765/1766), die Erben des Archidiakonus Mendius (1722). Ein eigenartiger Zuwachs entstand der Kirchenbücherei

Anno 1722, den 18. Mai, durch ein herrenloses Faß mit 107 Büchern, das bisher unerkannt und ungeöffnet „vor dem Ribbek'schen Erbbegräbnis in der Kirche gestanden hatte“! Die Bibliothek zählte nach dem Katalog von 1847 (leider ist die Bibliothek nicht nach sachlicher Ordnung, sondern nach dem Format der Bücher numeriert) 2665 Bände, und zwar theologische, philosophische und historische in Folio 216, in Quart 578, in Oktav 1571, in Duodez 262, in Sedez 38. Neuerdings weist der Etat der Nikolaikirchenkasse jährlich 100 M. zur Beschaffung neuer Bücher auf. Die alte Bibliothek umschließt manch seltenes Werk: alte Mönchshandschriften, die mit Ketten an den „Pulpeten“ befestigt wurden, alte Bibeldrucke von 1482, alte Reformationsschriften, Luthers Werke, drei magische Manuskripte, alte Reise-, Geschichts- und Schulbücher, dazu als „höchst rares Buch“ „des Königs Friedrichs des Einzigen ehemalige Fibel in Englischem rot saffianem Bande mit vergoldetem Schnitt, der Jahreszahl auf dem Bande 1715 und der Aufschrift Friedrich Cronprinz“. Alte Globen, Mineralien und Bildwerke (darunter eines den „Herrgott darstellend) fehlen nicht. Auch die handschriftliche Chronik Daniel Friedrich Schulzes war ursprünglich als Geschenk seiner Ehefrau der Kirchenbibliothek einverleibt. Manch seltenes Buch ist im Laufe der Jahre verschwunden. Die Fibel Friedrichs des Großen ist unauffindbar. Die seltene Papierhandschrift: „Das apokryphe Evangelium des Nikodemus“ wurde 1876 dem Märkischen Provinzial-Museum zu Berlin als Geschenk überwiesen. — Nachdem noch der Vortragende die Frage nach den ausgehölten „Rundmarken“ und „Schleifrillen“ — sie befinden sich in einer Anzahl von mehr als fünfzig an dem untern äußeren Mauerwerk der Kirche, unmittelbar rechts von der Eingangstür zum Kirchenboden, wahrscheinlich Zeugen alten Volksaberglaubens, welcher den Staub von geweihten Mauern für eine Arznei zur Heilung gewisser Krankheiten hielt — beantwortet hatte, nahmen Hunderte aus der Zahl der dankbaren Zuhörer mit lebendigem Interesse die Antiquitäten der Kirche, die ausgestellten Geräte und Bücher, endlich die alten Räume der „Kirchenliberey“ (Bibliothek) selbst, jetzt in der obern südlichen Sakristei befindlich und von dem Küster Herrn Perwitz für den Abend mit hellem elektrischen Licht versehen, in Augenschein.

Die ortsgeschichtlichen Vorträge werden voraussichtlich im Winter 1907/1908 ihre Fortsetzung finden.

Möge nicht bloß dies in Erfüllung gehen dank den unermüdlichen Bemühungen u. M. des Herrn Oberpfarrers Recke, sondern auch das rühmliche Beispiel in recht vielen anderen brandenburgischen Städten zur Belebung der Liebe und der Erforschung unserer teuren Heimat nachgeahmt werden.

XVII. Die Zeichen und Marken der fahrenden Leute (Zigeuner, Landstreicher u. s. f.)

„Vie errante
C'est chos enivrante!"

U. M. Herr Amateur-Photograph Otto Hasselkampf-Potsdam übersendet nns die Nr. 59 Jahrg. 1906 des „Welt-Spiegel", Illnstrierte Halbwochen-Chronik des Berliner Tageblatts, mit dem Hinweis auf einen sehr anregenden Anfsatz von Hans Flemming „Landstreicher-hieroglyphen", mit 5 Aufnahen des Verfassers. In diesen fünf Bildern sind folgende Zeichen enthalten.



(Kreis mit 2 Pfeilen: Scher' Dich schleunigst fort!)

(2 gleichseitige Dreiecke und eine lateinische Fünf: Nur zwei Franen im Hause!)



(Kreis mit Krenz: Hier giebts nur Essen, kein Geld!)

(Quadrat nnd 4 Striche l. Kopf, r. Schwanz als Hundezeichen: Achtung Hund!)

Dergleichen Geheimzeichen benntzen die fahrenden Lente aller Zeiten nnd Orten noch viele. Wir bitten die Mitglieder und Freunde recht sehr um Sammlung und Mitteilung noch weiterer Zeichen zu Händen des Vorsitzenden, als wichtige Kultnr- und heimatkundliche Zeugnisse.

E. Bildliches.

XVIII. Die Garreyer Rommel und das Schollengestein bei Niemegk. — Von dieser geologisch merkwürdigen Stelle habe ich in der Brandenbnrgia kürzlich bereits Mitteilungen u. M. Herrn August Foerster Brandenb. XV. S. 286 flg., sowie kleine von Herrn Hermann Maurer bei der Pflegschaftsfahrt am 1. Juli 1906 aufgenommene Photographien vorgelegt.

Heut bin ich in der Lage der Brandenburgia durch die Güte nnsers geschickt und ästhetisch empfindenden Mitgliedes Dr. K. Reichhelm-Treuenbrietzen bei gleichem Anlaß aufgenommene drei Photographien vorzulegen, von denen nachfolgende Verkleinerungen wiedergegeben sind.

A. Die Garreyer Rommel mit Längsblick durch den grabenartigen Einschnitt. An den steilen Abhängen sind die von uns erwähnten parallelen Abtreppungen ersichtlich, die durch weidende Schafe und Ziegen allmählich entstanden sind.

B. Die Schollensteine am Ausgange der Rommel auf der Höhe nach der Chaussee zu, es sind das, wie von mir erläutert, Konglomerat-Konkretionen, die sich aus nordischem und heimischem Geschiebematerial durch kalkige Bindemittel verhärtet haben. Mag der Name Schollensteine nnd Schollengesteine auch kein hohes Alter für sich bean-

spruchen, so ist er doch so bezeichnend, daß ihn die Erd- und Landeskundigen für alle Zeiten beibehalten werden.

Das Bild B zeigt einige große Schollengesteinsmassen von oben her, das Bild C läßt uns einen Ausblick auf das gesamte Schollengestein und seine Lage zur Garreyer Rommel tun. Ich bemerke, daß die Bezeichnungen der Rommel, der Rummel, die Rommel, die Rummel vorkommen. Die Aussprache schwankt zwischen „o" und „a"; ich bitte, fortan den Ausdruck „die Rommel" geologischerseits annehmen zu wollen, weil dieser in jeder Beziehung eigenartig ist,



während das Wort „Rummel" bekanntlich allerhand Nebenbedeutungen hat, die nichts weniger denn geologisch sind.

Die merkwürdige Zerrissenheit und Wildheit der Rommel-Landschaft tritt auf dem Bilde C besonders auffallend zu Tage.

Ferner lege ich 3 Aufnahmen des Herrn Reichhelm von Burg Ravenstein bei Niemegk vor, bei gleicher Gelegenheit entstanden.

I. Der Hof zur Burg, links ein sehr altes Stallgebäude, im Hintergrunde der berühmte große Turm (Bergfried). Mit den Teilnehmern der Pflegschaftsfahrt.

II. Ein ähnliches deutlicheres Bild ohne Staffage.

III. Die wundervolle Wildnis am Fuß der Burg Ravenstein, mit den prächtigen kühn aufstrebenden Schößlingen unserer heimischen Kiefer. Die Burg gehört dem regierenden Herzog von Anhalt.

XIX. Herr Hermann Maurer u. M. hat die Güte gehabt, sechs seiner kleineren photographischen Photographien zu überreichen: 1. bezüglich auf eine germanische Ansiedelungsstelle bei Stolpe a. N. — 2. Im Innern des der Kommune gehörigen für die Ofenfabrikation im Tagebau abgekarrten Töpferberges bei Velten. — 3. Schloßpark von Stolpe a. N. Zu 1–3 bei der Pflegschaftsfahrt am 28. Okt. v. J. auf-



genommen. 4–6 Schloß Ruhwald und Umgebung aufgenommen am 11. Nov. v. J.

XX. Herr Lehrer H. Hamster-Oderberg i. M., der Brandenburgia als vielseitiger unermüdlicher Heimatserforscher längst und bestens bekannt, übersendet eine Photographie der in der altmärkischen Kirche zu Dannefeld bei Gardelegen gleich einem Heiligtum aufbewahrten Fahne des Bauernlandsturms, der 1675 gegen die eingefallenen Schweden mobil wurde.

Von der anscheinend wohlerhaltenen Fahne, die wir hier abbilden, nach enier freundlichst übermittelten Aufnahme des Herrn Otto Gliesche, ist folgendes zu sagen.

Inmitten der Brandenburgische Adler, in einem Lorbeerkranz, darüber schwebend der Kurhut. In den Ecken oben rechts und links die Buchstaben F. und W. (Friedrich Wilhelm). Darunter die Jahreszahl 1675. Hierunter in deutschen Buchstaben die Worte:

„Wihr Bauern von gering. Guth dienen unsern Gnädigen Churfürsten und Herrn mit unserm Bluth."

Dergleichen denkwürdige Fahnen sind äußerst selten; ob außer der Dannefelder Fahne überhaupt noch sonst eine erhalten ist, ist mir unbekannt. Bezüglich der eigentlichen Provinz Brandenburg kämen haupt-



sächlich die Kreise West- und Ost-Havelland in Frage. Auf das Vorhandensein solcher im engeren Sinne märkischen Bauernfahne aus der Zeit des Schwedeneinfalls von 1675 vermag ich mich zur Zeit nicht zu besinnen. Für jede nähere Auskunft wäre Herr Hamster und der Vortragende dankbar.*)

XXI. Heimatkundliche Spielwaren. Auch die früheste Jugend soll jetzt heimatgerecht herangebildet werden. Zum Erweise lege ich

*) U. M. Herr Major a. D. Noël und Herr Prof. R. Knötel, der die Bilder zur Geschichte der brandenburgisch-preußischen Fahne für das Meldezimmer des Kriegsministers malte, kennt auch nur die Dannefelder Fahne.

Ihnen beifolgenden künstlerisch gezeichneten und kolorierten Bilderbogen: Häuser, Dörfer und Städte als Spielwerke darstellend vor, die im Auftrage des findigen Kaufmännischen Vereins zu Grünhainichen i. S. nach Modellen der K. Sächs. Fachgewerbeschule daselbst entworfen sind. Die Spielwaren, Baukasten etc. sind übrigens keineswegs billig, 8 bis 40 Mark pro Stück, was einer volksgemäßen Verbreitung von vornherein Abbruch tun wird.

XXII. Thüringer Kalender 1907. Herausgeber: Thüringer Museum in Eisenach. Zeichnungen von Ernst Liebermann in München.



Redaktion u. M. Konservator Prof. Dr. Georg Voß. Das nach Art des „Berliner Kalender“ sinnig und prächtig ausgestattete Büchlein kostet nur 1 Mark und ist in Jena bei Rassmann „Akadem.-Buchhandlung“ käuflich.

XXIII. Kunstblätter aus der Bühnenwelt. Nr. 1. Die Kgl. Oper zu Berlin. 16 Bildnisse. Kunstverlag Leporello G. m. b. H. Berlin 1907. Wer sähe nicht unsere sängerischen Größen in so schönen Abbildungen gern.

XXIV. Führer durch die Ausstellung: Berlin zur Biedermeierzeit bis 1850. „Sammlung“ Aufseesser Januar 1907. Ich

mache u. Mitgl. auf diese Ausstellung in dem neuen Lokal des Zool. Gartens an der Hardenberg-Straße hiermit ausdrücklich aufmerksam, zumal sie von der wohltätigen Frau Kommerzienrat Heyl hauptsächlich aus den Beständen des Herrn Aufseesser in Charlottenburg hergestellt und zum Besten des Charlottenburger Hauspflege-Vereins ins Leben gerufen ist. Ich lege eine orientierende Einführung und Übersicht unterzeichnet A . . . vor.

Ungezählte Male bin ich nach dem Ursprung des Wortes „Biedermeier" richtiger „Biedermaier" gefragt. Die Brüder Grimm in ihrem Wörterbuch Band I unter B von 1854 kennen das Wort noch nicht. L. Eichrodt gab in den Jahren 1855—1857 zuerst in den Fliegenden Blättern eine Reihe „Biedermaiergedichte" heraus, die er später im Jahr 1869 unter dem Titel „Das Buch Biedermaier, Weiland Gottlieb Biedermaiers, Schulmeisters in Schwaben" zusammenfaßte. Auf ihn werden also die Ausdrücke Biedermaierei, Biedermaierzeit, Biedermaiergedichte usw. zurückzuführen sein. Warum nimmt sich also ein Teil der Tagespresse heraus, hier „ei" statt „ai" zu schreiben?

Die Biedermaierzeit begreift die Epoche nach den Freiheitskriegen bis etwa 1835. Was aus späterer Zeit im Falle dieser Ausstellung sogar bis 1850 irrtümlicher und ungehöriger Weise hiermit in Verbindung gebracht wird, hat den veränderten Zeitströmungen entsprechend auch einen sehr veränderten Charakter. In Sachsen hat die echt spießbürgerliche Biedermaierei, welche die Gegenresultante der durch die Demagogenverfolgungen unterdrückten genialisch freiheitlichen großdeutschen Literatur bildet, sich am längsten erhalten. Der dummschlaue philiströse „Bardikulariste Bliemchen" aus dem schönen Lande, wo die schönen Mädchen wachsen, stellt noch heute eine Art von Biedermaiertypus vor, ist aber nur ein krankhafter, kleinlich partikularistischer Spätling, ein engherziger Epigone ohne großdeutschen Zug. Auch im Lande der „Têtes quarrées" im gesegneten Schwabenland hat sich der Biedermaier etwas länger als z. B. im Westen und Norden Deutschlands erhalten.

XXV. Damit der Humor in der bevorstehenden Faschingszeit nicht fehle, wird uns die zum 25jährigen Jubiläum erschienene Festzeitung (Jubiläums - Ausgabe) der Bock - Zeitung überreicht, welche die Werke der Berliner Bockbrauerei Tempelhofer Berg und Chaussee-Straße in allerlei gereimten und ungereimten Schnurren feiert. Einem beigefügten Artikel „Zur Entstehung und Entwicklung der Berliner Bockbrauerei", mit dem Bildnis des Begründers der Brauerei entnehmen wir, daß er Georg Leonhard Hopff hieß, um die Mitte der 30er Jahre von Jasch hierher als junger Brauer kam, um Arbeit zu suchen. Da er auch Küfer war, wurde er in der Deibelschen Weinhandlung neben dem

Kriegsministerium in der Leipziger Straße beschäftigt, 1836 übernahm er, als sein Chef starb, die Gesamtleitung und heiratete 1837 die Witwe Deibel. Dann kaufte er, um die erste Brauerei nach bayrischer Art anzulegen, 1838 vom Militärfiskus für 2400 Mark das Gelände der Bockbrauerei und begann alsdann den Bau. Hopff und sein Braumeister Pfeffer, der später die Pfefferberg-Brauerei an der Schönhauser Allee anlegte, leisteten Außerordentliches, und mußten dies, um den an obergährige Biere gewöhnten Geschmack der Berliner für ihr Bier zu gewinnen, Ostern 1839 kam das erste Bockbier heraus und verbreitete sehr schnell die Vorliebe für dieses Bier (den sog. Ur-Bock). Nach Hopff's Tod wurde von seinen Nachfolgern die Brauerei für 630000 M an den Hotelbesitzer Ehrenreich 1871 und von letzterem an ein Konsortium für 2280000 M weiter veräußert. Mit einem Jahresumsatz von 242000 Hektolitern steht die Bockbrauerei unter den hiesigen Brauereigroßbetrieben jetzt an fünfter Stelle.

XXVI. U. M. Fräulein Hedwig Schwartz giebt uns hochinteressante Ansichtskarten aus Arnswalde bezeichnet „Zur Erinnerung an die Gefangennahme des Marschalls Victor in Arnswalde am 12. Januar 1807. Links Büste des damaligen Bürgermeisters Rodenwaldt in voller Uniform, darunter Pforte in der mitteralterlichen Stadtmauer, durch die Victor zuerst flüchtete. In der Mitte das höchst unscheinbare einstöckige „Victorhaus“ Ostmauer Nr. 15, das sicherlich sich wenigstens im Äußern gegen 1807 nicht viel verändert hat. Über der Haustür, zu welcher mehrere Stufen führen, ist eine Gedenktafel folgenden Wortlauts:

> In diesem Hause wurde am
> 12. Januar 1807 der französische
> Marschall Victor, duc de Belluno,
> gefangen genommen. Derselbe
> ist später gegen Feldmarschall
> BLÜCHER
> ausgeliefert worden.

Rechts eine Porträtbüste des Herzogs von Belluno. Darunter das alte Rathaus mit der Post am Markt. Im übrigen wird auf den Vortrag u. M. Dr. Gustav Albrecht Bezug genommen.

XXVII. Hirtenhorn und Desemer. Zwei altertümliche Geräte, von denen das erstere aus dem 17, das zweite aus dem 18. Jahrhundert stammen mag, legt Herr Rektor Monke Namens des Herrn Lehrers M. Schulze aus Prenden, Kreis Nieder-Barnim als Geschenke für das

Märkische Museum vor. Das Hirtenhorn erinnert in seiner Gestalt an das in der Brandenburgia durch u. M. Herrn Arthur Grunow vorgelegte Feuer- oder Hirtenhor. Das Mundstück fehlt, es folgen dann ein eiserner Ring und noch sechs Ringe um den eigentlichen Hornkörper, der aus Lindenholz hergestellt zu sein scheint und leicht gekrümmt ist nach Art der mittelalterlichen Olifanthörner (Elefantenhörner), ca. 1 Meter lang.

Der Desemer gehört zu den Schnellwagen, die sich bei uns noch erhalten haben, jetzt aber abgeschafft sind: ein Stab in einen mit Blei ausgegossenen Keulenkopf (das eigentliche Gewicht) endend; an dem entgegengesetzten Ende ein beweglicher Haken, an den das zu wiegende Stück angehängt wird. Dazu der lose verschiebbare Griff mit einem Bindfaden, der auf der Skala des Stabes hin und her geschoben wird, bis der Wiegende die Last und die Keule ins Gleichgewicht gebracht hat, wonächst man bequem das Gewicht abliest. Sehr genau sind die in der Brandenburgia wiederholt besprochenen Desemer natürlich nicht gewesen; bei einfachen ländlichen Verhältnissen, wo es auf ein paar Lot mehr oder weniger nicht ankommt, haben sie aber ganz schön ihre Schuldigkeit getan.

XXVIII. Hierauf erfolgte der Hauptvortrag seitens des Herrn Direktor Professor Dr. Conwentz-Danzig, unseres hochgeschätzten gelehrten Mitgliedes, dem als Staatskommissar die Pflege der Naturdenkmäler für den gesamten preußischen Staat übertragen ist. Der Vortrag schilderte das Notwendige und erfreuliche des Naturschutzes in allen drei Reichen (Geologie, Botanik, Zoologie) und führte in entsprechenden Lichtbildern eine große Reihe von typischen Fällen vor.

Wer viel im Freien lebt, so führte der Redner aus, merkt die Wandlungen, die im Laufe der Jahre mit der heimischen Landschaft vorgehen und die hauptsächlich der Mensch mit seiner Kultur herbeiführt. Durch Niederschlagen der Wälder und Trockenlegen der Moore wird der ursprüngliche Charakter einer Landschaft verändert, eigenartige Bäume und Sträucher verschwinden, die Tierwelt wird eine andere, und durch Neuanpflanzungen und Aussetzen von Wild erhält die betreffende Gegend ein anderes Gepräge. Ähnliche Wirkungen bringt das Entfernen der Moränengeschiebe (Joachimstal) und der erratischen Blöcke (Nauener Berge), die Anlage von Steinbrüchen (Elbsandsteingebirge), Wegebauten, Kanälen und Eisenbahnen hervor. Hierzu kommt, daß nicht nur aus wirtschaftlichen Gründen, sondern auch durch Einzelheiten privater Natur, wie durch Erbauen von Aussichtstürmen, Gasthäusern und Denkmälern an hochgelegenen Orten, durch Anlegen von Fabriken und anderen Etablissements an Flüssen und Stromschnellen, durch Aufstellen von Plakaten und Reklametafeln und durch Bemalen von Steinen, Fels-

wänden, Bäumen und Häusern einschneidende und vererbliche Veränderungen im Charakter der Landschaft hervorgerufen werden können. Selbst das Vernichten einer Pflanzen-, Strauch- und Baumart oder einzelner seltener Tiere kann charakteristische Merkmale des Landes verwischen. Deshalb muß dafür Sorge getragen werden, daß dergleichen Verunstaltungen oder Vernichtungen derartiger Merkmale nach Möglichkeit vermieden werden, und neben gesetzlichen Erlassen zum Schutz der Landschaft und ihrer Naturdenkmäler müssen Vorschriften für die Jugend aufgestellt werden, damit das heranwachsende Geschlecht mit Achtung vor der Naturschönheit erfüllt wird. Seit einigen Jahren haben sich die Behörden der einzelnen Provinzen der Sache angenommen und mannigfache Gesetze zum Schutze der Naturdenkmäler, zur Verhütung der Schädigung des Landschaftsbildes und zur Hebung der Schönheit einzelner Gegenden erlassen. So gab Hessen ein gutes Beispiel durch ein Gesetz gegen die Verunzierung der Landschaft durch Reklametafeln und dergleichen, die Provinz Brandenburg folgte mit einer Verordnung, daß bei der Aufteilung von Gütern besondere Flächen zur Anpflanzung von Vogelschutzgehölzen erhalten bleiben sollten, forstbotanische Merkbücher wurden herausgegeben und eigene Karten angelegt zwecks Eintragung der Naturdenkmäler. Die Forstbeamten werden angewiesen, ihr Augenmerk auf die eigenartigen Bäume und Sträucher, sowie auf seltene Tiere zu richten, bei Verpachtung von Jagden wurden gleichfalls Vorschriften zum Schutze der Tierwelt aufgestellt und in manchen Gegenden besondere Reservatgebiete zur Erhaltung seltener Arten aus der Fauna und Flora angelegt. Der Vortragende führte eine Reihe von Beispielen dieser Art aus verschiedenen Gegenden Deutschlands an. Neben den staatlichen Behörden haben Dorf- und Stadtgemeinden, Großgrundbesitzer und Fabrikinhaber heimatkundliche Vereine und einzelne Naturfreunde einen regen Wetteifer in dieser Hinsicht entfaltet, und es sind deshalb mannigfache Erfolge auf dem Gebiete des Naturschutzes zu verzeichnen. So haben die Städte Barmen, Dresden, Wien und London nachahmenswerte Beispiele hinsichtlich des Waldes in ihrer Umgebung gegeben, was von Berlin leider nicht behauptet werden kann, so haben einzelne Städte und Dörfer die erratischen Blöcke in ihrer Nachbarschaft geschützt, so hat die Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie den Teufelsstein bei Triebel angekauft und der Botanische Verein ist mit der Ausarbeitung eines forstbotanischen Merkbuchs für die Provinz Brandenburg beschäftigt. Auch die „Brandenburgia" hat in ihren Satzungen den Schutz der Kultur- und Naturdenkmäler aufgenommen und, wie ihre späteren Veröffentlichungen zeigen, ihre Bestrebungen bisher mit gutem Erfolge durchgeführt, ferner seien der Bund für Heimatschutz, verschiedene Verschönerungs- und Frauenvereine und einzelne Großgrundbesitzer zu nennen, die sich sämtlich den Schutz des Landschaftsbildes angelegen sein ließen. Der

Vortragende schloß mit dem Wunsche, daß alle, die die Bestrebungen zum Schutze der Naturdenkmäler unterstützen, vor allem aber die „Brandenburgia“, auf dem eingeschlagenen Wege fortschreiten und gute Erfolge erzielen möchten.

Dieser lichtvolle, warm empfundene Vortrag wurde mit größtem Beifall aufgenommen.

Der Vorsitzende dankte Namens der Gesellschaft und erörterte auf Wunsch das Verhältnis der Stadt Berlin wie es gegenwärtig liegt in Bezug auf möglichste Erhaltung des Grunewalds und der Jungfernheide, streifte auch die Absicht der hiesigen Städtischen Behörden, einen großen Waldbezirk des Ritterguts Buch westlich der Eisenbahn zu erhalten.

XXIV. Hierauf zwanglose Zusammenkunft im Magistratskeller des Ratskellers.

Fragekasten.

N. N. — Was bedeutet die sogen. Aalpuperei am Wasser zu Oderberg i. M. — Darüber hat u. M. Herr Architekt Carl Wilke, ein vorzüglicher Kenner jener Stadt, bereits in der Brandenburgia berichtet. Ich betrachte den Ausdruck in obiger Schreibart als einen im eigentlichen Sinne faulen Witz. Es heißt „Aalpupperei“, weil die für die zum Fang der Aale benötigten Nachtschnüre dort am Ufer der alten Oder mit den aus Binsen gebundenen Puppen „Aalpuppen“ ausgestattet wurden. E. Friedel.

Das große Semmeldorf. — Das Dorf Herzfelde an der Frankfurter Chaussee heißt im Munde des Volkes das große Semmeldorf, doch konnte ich nicht ergründen, weshalb man es so nennt. Ist unseren Mitgliedern etwas hierüber bekannt? O. Monke.

Woher stammt die Bezeichnung „Vatermörder“ für Stehkragen mit vorstehender Spitze? O. Monke.

Frl. W. — Wiener Würstchen? — Mit diesem seit vielen Jahrzehnten in Berlin bekannten Würstchen verhält es sich bezüglich des Namens ähnlich. Sie haben nichts mit Wien zu tun. In dem altberühmten Frühstückslokal von Niquet befand sich ein Herr Wiener, von ihm, als dem Erfinder, rührt der Name der leckeren an die Jauerschen erinnernden Würstchen her, während die Jauerschen Würstchen von der schlesischen Stadt Jauer heißen. E. Friedel.

Was bedeutet „Hartfreetsch" oder „Hartfrötsch"? — Nach Herrn Rektor O. Monke in der Uckermark bekannt. Mir aus Mecklenburg, Vorpommern und Rügen geläufig. Vor etlichen Jahren belauschte ich auf der früher der Stadt Greifswald, jetzt der K. Regierung zu Stralsund gehörigen einsamen Ostseeinsel Greifswalder Oe zwei Fischer, die sich über die Gier und Gefräßigkeit eines der Inselbewohner daselbst aufhielten. Der „Gierpantsch" hatte von einem toten durch die See angetriebenen Hammel gegessen. Der eine Fischer äußerte: „Ich bün een hartfreetschen Kierl — aber Alles wat recht is, versoffene Hammel freet ick nich!" — (Ich bin ein hartfräßiger Kerl, aber verfaulte, von der See angetriebene Hammel, die fresse ich nicht!). Die Bedeutung liegt hiernach auf der Hand. F. Friedel.

Das Mensch — die Menscher. — Fr. N. fragt, ob dies Wort immer ein Schimpfwort gewesen? Die Frage ist zu verneinen. Zunächst sei bemerkt, daß der Ausdruck nur für Personen weiblichen Geschlechts gebraucht wird, in Berlin zur Zeit allerdings nur, m. W., als ein häßliches Schmähwort. Auf dem Lande, z. B. in Ostpreußen, hat auch jetzt noch diese Bezeichnung durchaus nichts herabwürdigendes. In den Oberbayrischen, Tirolischen, steirischen Schnadahüpferln wird der Ausdruck „das Mensch", „die Menscher" häufig ebenfalls durchaus nur im guten Sinne gebraucht.

Früher galt das auch bezüglich des Hochdeutschen für uns. So schreibt z. B. der König Friedrich Wilhelm I. am 4. Februar 1732 an den Kronprinzen, als er ihm ankündigt, er habe die älteste Prinzessin von Bevern für ihn zur Gattin ausersehen, von letzterer zur Empfehlung u. A. wörtlich folgendes: „Sie ist ein gottesfürchtiges Mensch, und dies ist alles" (d. h. darauf kommt alles an). E. Friedel.

Es zieht wie Hechtsuppe. — Wie erklärt sich die Berliner Redensart „Es zieht wie Hechtsuppe"? Otto Monke.

Frl. W. — Römer-Pflaumen? — Unter dieser Bezeichnung gehen seit einiger Zeit Pflaumen (richtiger Zwetschen), welche zu zweien in einander gesteckt und kandiert, äußerst wohlschmeckend sind. Der Name hat mit Rom nichts zu tun, kommt vielmehr von dem Erfinder dieses Konfekts, einem Herrn Römer her. E. Friedel.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

17. (8. ordentliche) Versammlung des XV. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 27. Februar 1907 im Bürgersaale des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheimeregierungsrat Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XVII und XXI bis XXIV sowie XXVI bis XXVIII her.

A. Allgemeines.

I. Bericht des Westpreußischen Provinzial-Museums vom 31. Dezember 1906. Unser Ehrenmitglied Herr Direktor Dr. Conwentz, Direktor des Westpreußischen Provinzial-Museums, Konservator der Denkmäler der Provinz Westpreußen und seit kurzem auch Konservator für die Natur-Denkmäler des Preußischen Staats, berichtet in bezug auf den Schutz der Denkmäler Erfreuliches. Die K. Regierung zu Danzig hat den Forstbeamten den Auftrag erteilt, der Erhaltung der durch Größe, Form pp. ausgezeichneten oder in anderer Hinsicht bemerkenswerten erratischen Blöcke besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. — Im Revier Steegen auf der Frischen Nehrung erreicht das wilde Geisblatt, Lonicera, Periclymenum, die östlichste Verbreitung, die zierliche, rankende Staude soll geschont werden. — In Döberitz bei Lebehnke ist der letzte Reiherstand zu schonen. — Reichsgraf zu Dohna-Finkenstein verbietet auf seinen großen Forstgeländen den Abschuß des Eisvogels, der Mandelkrähe, des Pirol und des bedenklich selteuer werdenden schwarzen Storchs — In anderen Forstbezirken dürfen dieselben Vögel und der Schwarzspecht nicht erlegt werden.

Vorgeschichtliche Denkmäler. Die Lage der vorgeschichtlichen Denkmalpflege gestaltet sich immer ungünstiger. Nicht unerheblich tragen hierzu Bestimmungen bei, welche ursprünglich sehr wohl im Interesse der Denkmalpflege erlassen sind, aber bei der praktischen Durchführung und bei teilweise veränderten Verhältnissen jene geradezu schädigen.

Um dem Übelstande entgegenzutreten, daß durch Nachgrabungen Unberufener, nicht im wissenschaftlichen Interesse sondern aus Gewinnsucht, wertvolle Altertumsfunde zerstört oder verschleppt werden, bestimmten der Minister für Landwirschaft, Domänen und Forsten und der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten durch gemeinsamen Erlaß vom 15. Januar 1886, daß in allen Fällen, in denen es sich um Ausgrabungen auf fiskalischem Gelände der Domänen- und Forstverwaltung handelt, vor Beginn der Ausgrabungen an die Ministerien Bericht zu erstatten und deren Genehmigung einzuholen ist. Durch die in gleichem Sinne gehaltenen Erlasse des Justizministers vom 1. März 1887, des Ministers der öffentlichen Arbeiten vom 9. März 1887, des evangelischen Oberkirchenrats vom 21. März 1887, des Kriegsministers vom 11. Mai 1887 und des Ministers für Landwirtschaft, Domänen und Forsten vom 17. September 1897 ist jene Bestimmung auf alle Gelände dieser Ressorts, auch auf die Besitzungen der Königlichen Ansiedelungs-Kommission für die Provinzen Posen und Westpreußen ausgedehnt worden. Um ferner den „unbefugten Aufgrabungen der Überreste der Vorzeit“, sowie der „Verschleppung der dabei gewonnenen Fundstücke“ entgegenzutreten, ordneten der Kultusminister und der Minister des Innern durch Erlaß vom 30. Dezember 1886 in Ansehung der Liegenschaften der städtischen und ländlichen Gemeinden im ganzen Staatsgebiet an, daß in allen Fällen vor Beginn derartiger Ausgrabungen — es sei durch die Gemeinde selbst oder mit ihrer Erlaubnis durch Dritte — bezw. vor Erteilung der erforderlichen Genehmigung der Aufsichtsbehörde, an die Ministerien zu berichten und deren Genehmigung zur Vornahme der Grabungen einzuholen ist.

Um weiter „der leider noch immer in großem Maße statthabenden Verbringung von vorgeschichtlichen oder frühgeschichtlichen Funden entgegenzuwirken und unter Umständen den Übergang solcher Fundstücke in Privatsammlungen, wo sie vorerst für die wissenschaftliche Ausbeutung verloren sind, zuvorzukommen“, beauftragte der Kultusminister durch Erlaß vom 5. Februar 1887 die Regierungspräsidenten der Monarchie, die Lokalbehörden ihres Bezirks anzuweisen, von allen durch amtliche Anzeige oder auf anderem Wege zu ihrer Kenntnis gelangenden Funden solcher Altertümer der vorgeschichtlichen oder frühgeschichtlichen Zeit den Regierungspräsidenten sogleich Bericht zu erstatten, welche dann „von den so zu ihrer Kenntnis gelangenden Funden schleunigst der Generalverwaltung der Königlichen Museen in Berlin direkt Nachricht geben“ sollen. Durch Erlaß des Kultusministers vom 28. Januar 1891 sind auch die Provinzial-Kommissionen zur Erforschung und zum Schutz der Denkmäler bezw. die von ihnen gewählten, gleichzeitig als Delegierte des Generalkonservators geltenden Provinzialkonservatoren zur Mitwirkung an der vorgeschichtlichen Denkmalpflege

berufen. Die Wirksamkeit derselben hat sich in den verschiedenen Provinzen je nach den örtlichen Verhältnissen sehr verschieden gestaltet. In Westpreußen, wo diese Kommission mit der schon früher bestehenden Provinzial-Kommission zur Verwaltung der Provinzial-Museen zusammenfällt, übt die ihr zustehende Pflege der vorgeschichtlichen Denkmäler naturgemäß der Leiter der vorgeschichtlichen Sammlung des Provinzial-Museums aus, und auch die bislang hier tätigen Provinzialkonservatoren haben sich im Interesse der Sache von vornherein damit einverstanden erklärt, daß die vorgeschichtliche Denkmalpflege einheitlich vom Provinzial-Museum ausgeübt wird. — Durch den Erlaß des Kultusministers über die Provinzial-Kommissionen sind übrigens die früher genannten Ministerialerlasse vom Jahre 1886 und 1887 nicht berührt, was u. a. schon daraus hervorgeht, daß die in diesen Erlassen enthaltenen Bestimmungen sowohl in die Dienstanweisung für die K. Bauinspektoren vom 1. Oktober 1888 als auch in die entsprechende Dienstanweisung vom 1. Oktober 1898 aufgenommen sind,

Somit besteht, ursprünglich lediglich im Interesse der Denkmalpflege, für sämtliche vorgeschichtlichen Funde und Ausgrabungen im ganzen Staatsgebiet auf fiskalischem und kommunalem Gelände bestimmungsgemäß eine Anzeigepflicht, wonach die Vornahme von Ausgrabungen nur mit vorheriger ministerieller Genehmigung zulässig ist. Da nun aber die Berichte auf dem Instanzenwege an die Ministerien gelangen, und da ferner eine Entscheidung erst nach Anhörung der Generalverwaltung der Königlichen Museen bezw. der Direktion der vorgeschichtlichen Abteilung des Königlichen Museums für Völkerkunde in Berlin erfolgt, verstreicht bei der praktischen Durchführung dieser Bestimmungen nutzlos eine längere Frist, in welcher die fraglichen Funde fast immer mehr oder weniger beeinträchtigt oder auch völlig zerstört werden. Überdies darf man sich nicht verhehlen, daß die Ministerien bezw. die Generalverwaltung nur zum allergeringsten Teil die einschlägigen Funde aus dem ganzen Staatsgebiet erfahren. Einerseits kennen Pächter und Verwalter fiskalischen und kommunalen Geländes vielfach garnicht die Bestimmungen, nach welchen derartige Funde anzumelden sind, und andererseits scheuen sie begreiflicher Weise die mit solchen Anzeigen mittelbar und unmittelbar verbundenen Unbequemlichkeiten.

Wer seit einer Reihe von Jahren die Provinz bereist und dauernd diesen Dingen sein Augenmerk zuwendet, weiß, daß auf diese Weise alljährlich eine große Menge teilweise wertvollen Materials nicht etwa bloß dem Berliner Museum, sondern überhaupt der Wissenschaft für immer verloren geht. Selbst wenn die Funde beachtet und aufgehoben werden, gelangen sie keineswegs immer in öffentliche Sammlungen. Erst kürzlich wurde hier bekannt, daß der Verwalter eines fiskalischen

Geländes bei der Feldbestellung zu Tage geförderte Funde in zwei Fällen nach eigenem Belieben verschenkt hat. Nicht selten erhält das hiesige Museum durch seine Vertrauensmänner in der Provinz umgehend Kenntnis von Funden auf fiskalischem Gelände, aber nach der oben geschilderten Sachlage und nach einem besonderen Vorgang ist es außer Stande, dieselben rechtzeitig zu sichern. Als das Provinzialmuseum im Interesse der Erhaltung eines ihm gemeldeten Fundes auf fiskalischem Gelände einmal eine Ausgrabung ausführte, wurden die dabei zu Tage geförderten Funde seitens des Berliner Museums eingefordert; aber die Erstattung der durch ihre Hebung diesseits entstandenen Unkosten wurde von der Berliner Verwaltung rundweg abgelehnt, weil die Ausgrabung ohne Aufforderung von dort erfolgt sei!

Hierzu kommt, daß vornehmlich in Westpreußen und Posen der fiskalische Grundbesitz dauernd in erheblichem Wachsen begriffen ist. Beispielsweise enthält gegenwärtig der Regierungsbezirk Danzig bei einem Gesamtareal von 7954 qkm nicht weniger als 1339 qkm Staatsforsten und 254 qkm Domänen; also zusammen 1593 qkm, d. h. mehr als $^1/_5$ der Gesamtgrundfläche des Bezirks, sind im Besitz des Forst- und und Domänenfiskus. Daneben ist der sonstige fiskalische Besitz, vornehmlich der zwar schwankende, aber umfangreiche Besitz der K. Ansiedelungskommission, und der gesamte Kommunalbesitz in Anschlag zu bringen. Andererseits kommt eine nicht unerhebliche Wasserfläche — der Regierungsbezirk Danzig enthält allein an Seen 187 qkm — für die vorgeschichtliche Denkmalpflege überhaupt nahezu in Fortfall, sodaß sie sinngemäß von der Gesamtfläche in Abzug zu bringen ist. So ergibt sich, daß in Verfolg der oben erwähnten Ministerial - Erlasse jetzt etwa $^1/_4$ des ganzen Bezirks einer ordnungsmäßigen Erforschung und Erhaltung der vorgeschichtlichen Altertümer mehr oder weniger entzogen ist. In anderen Bezirken liegen die Verhältnisse teilweise noch ungünstiger.

Dieser Zustand ist unhaltbar, und es sind ungesäumt Maßregeln zu ergreifen, um einer solchen andauernden Schädigung der vorgeschichtlichen Landesforschung und Denkmalpflege wirksam entgegenzutreten. Auf dem bisher beschrittenen Wege ist dieses Ziel nicht zu erreichen; auch ist es nicht etwa möglich dadurch Wandel zu schaffen, daß künftig für eine etwas schnellere und regelmäßigere Meldung an die amtliche Stelle in Berlin Sorge getragen würde. Denn diese Stelle, die vorgeschichtliche Abteilung des Museums für Völkerkunde, würde garnicht in der Lage sein, die gesamten Anzeigen aus dem Staatsgebiet ordnungsmäßig zu verfolgen, da bei den meist großen Entfernungen der Fundorte von Berlin ein übermäßiger Aufwand an Zeit und Mitteln und nicht zum wenigsten auch an Arbeitskräften hierzu erforderlich wäre. Überdies kommen den Berliner Museen im allgemeinen ganz andere, weit umfassendere Aufgaben zu. Außerdem würde eine solche Monopolisierung

der vorgeschichtlichen Landesdurchforschung und Denkmalpflege weder im Interesse der Wissenschaft, noch in der Absicht jener Ministerial-Erlasse liegen. Hingegen kann die Frage auf anderem Wege ihre natürliche Lösung finden.

Durch das Dotationsgesetz vom 8. Juli 1875, § 4, Absatz 6, ist den Provinzialverbänden die Unterhaltung von Denkmälern allgemein zur Aufgabe gemacht. Die von diesen Verbänden eingerichteten *Provinzialmuseen* für naturgeschichtliche und vorgeschichtliche Sammlungen sind danach die berufenen Stellen für die vorgeschichtlichen Denkmäler der ganzen Provinz, wie ja auch nach einem Erlaß des Kultusministers vom 10. April 1878 die Staatsregierung wünscht, „*den Provinzen ihre Lokalaltertümer tunlichst erhalten* und damit den Sinn für deren Konservierung und Studium gefördert zu sehen.“ Daher sollten die Provinzialmuseen bei ihren einschlägigen Arbeiten nicht vor fiskalischem Gelände Halt zu machen brauchen. Vielmehr müßte künftig angeordnet werden, daß die Meldungen über vorgeschichtliche Funde auf fiskalischem und kommunalem Gelände mit Vermeidung des Instanzenweges direkt dem zuständigen Provinzialmuseum zu erstatten sind, und diesem letzteren müßte die Untersuchung und Sicherung der Funde zur pflichtgemäßen Aufgabe gemacht werden. Zur Erfüllung dieser Aufgaben sind die Provinzialmuseen durch ihre sonstigen Einrichtungen ganz besonders geeignet. Die diesseitige Verwaltung hat über ganz Westpreußen ein Netz von Beobachtern gespannt, welche mit dem Museum ständig in Wechselbeziehung stehen. Sie sind andauernd bestrebt, über vorgeschichtliche und naturgeschichtliche Funde zu wachen, und geben dem Museum vorkommendenfalls unmittelbar Nachricht, oft lange bevor eine solche auf amtlichem Wege durchführbar ist. Dazu kommt, daß die Beamten der Provinzialmuseen meist Land und Leute kennen und auch dadurch eher befähigt sind, die Pflege und Erhaltung vorgeschichtlicher Denkmäler zu fördern. Ferner ermöglicht die geringere Ausdehnung ihres Gebiets den Beamten der Provinzialmuseen schnell an Ort und Stelle zu sein, was von besonderer Wichtigkeit ist, wo es sich darum handelt, der Beeinträchtigung oder Zerstörung vorgeschichtlicher Denkmäler wirksam vorzubeugen.

Hiernach erscheint eine Abänderung der ministeriellen Bestimmungen über die auf fiskalischem und kommunalem Gelände zu Tage tretenden vorgeschichtlichen Denkmäler im Interesse der Denkmalpflege dringend geboten.

Dieser sachgemäße wichtige Bericht des Herrn Conwentz, den ich, weil er für die Provinz Brandenburg ebenfalls durchaus zutrifft, ausführlich mitgeteilt habe, wurde zur Diskussion gestellt.

Bei derselben beteiligte sich Herr *Kustos Buchholz* vom

Märkischen Provinzial-Museum, indem er aus seiner mehr als dreißigjährigen Praxis Herrn Conwentz vollkommen beipflichtet.

Die Schutzmaßregeln, welche die Regierung im Auge gehabt hat, haben sich längst in das Gegenteil verkehrt und schädigen die Erhaltung der vorgeschichtlichen Denkmäler auf das empfindlichste.

Dazu kommt die ganz ungehörige, unzweckmäßige, ja geradezu verkehrte Aufhäufung von Fundmassen aus allen preußischen Provinzen in der vorgeschichtlichen Abteilung des hiesigen Völkermuseums. Es wird hierbei die eigentliche sinngemäße Bestimmung des Völkermuseums durchaus verkannt. Das Völkermuseum soll eine allgemeine Übersicht über die Entwickelung des Völkergedankens und der primitiven Kultur auf dem ganzen Erdball geben, auch der vorgeschichtlichen. Was geschieht statt dessen seit Jahrzehnten? Man sammelt in der Tat planlos jeden neuen Fund, der in den Provinzen irgendwo gemacht wird, sobald man seiner habhaft werden kann, zu ähnlichen Fundvorräten hinzu. So entstehen von gewissen Landstrichen übermäßige Massen verwandter Gegenstände, die im Kgl. Museum wegen Personal-, Zeit- und Raummangels auch nicht annähernd hinreichend wissenschaftlich verarbeitet werden können, vielmehr auf viele Jahre, vielleicht für immer in schwer zugänglichen Magazinen modern. Dergleichen Fundsachen gehen somit nicht bloß der Allgemeinheit so gut wie verloren, sondern diese Verluste schädigen auch die Entwickelung, Vervollständigung und Vertiefung der Landeskunde, welche den großen Provinzialmuseen sowie den wissenschaftlich organisierten kleineren Museen in unseren Provinzen damit entgehen.

Es tut dringend Abhülfe in der Organisation und vor allem in dem Arbeitsplan der Abteilung vorgeschichtlicher Altertümer des Kgl. Instituts not. Dabei wird es sich u. A. auch um eine systematische Ausfüllung der ungeheuren geographischen Lücken, welche die Kgl. Sammlungen noch aufweisen, handeln.

Der Vorsitzende bestätigt dies Alles unter Zustimmung der Versammlung und schließt mit dem Hinweis auf die seitens der jetzigen Generaldirektion der Kgl. Museen geplante Verlegung des Museums für Völkerkunde mitsamt der vorgeschichtlichen Abteilung und dem sog. Deutschen Volkstrachten-Museum nach Dahlem. So sehr diese Verlegung wegen der Entfernung von Berlin bedauerlich erscheint, so ergiebt sie sich als die einzige Gelegenheit, in den nachgerade in der Königgrätzer Straße unerträglich und unhaltbar gewordenen Sammlungsverhältnissen Wandel und Abhülfe zu schaffen. Dem neuen General-Direktor Herrn Dr. W. Bode erwächst hier eine höchst dankenswerte Aufgabe. Möge es seiner Tatkraft gelingen, das Chaos zu klären und zu ordnen, wie man dies vom Standpunkt modernster Sammlungspflege und Museumstechnik erwarten muß. Dabei wird besonders auch das Verhältnis zu den Provinzialmuseen und den beteiligten wissenschaftlichen Vereinigungen

zu ordnen sein. Sobald die Denkschrift, welche der neue General-Direktor der Kgl. Museen für den Preußischen Landtag vorbereitet, in meine Hände gelangt ist, werde ich mir erlauben, auf die Angelegenheit, welche auch die weiteren Interessen der Brandenburgia recht sehr angeht, noch einmal zurückzukommen.

II. und III. Denkmalpflege auf dem Lande. Bericht des Geheimen Oberbaurats Hoßfeld auf dem 7. Tag für Denkmalpflege, Braunschweig 27. und 28. September 1906 und: Wie ist die öffentliche Meinung zu Gunsten der Denkmalpflege zu beeinflussen? Bericht des Provinzial-Konservators Büttner. (Sonder-Abdruck aus dem Baumeister. V. Jahrgang 1907.)

Beide interessanten Vorträge werden herumgereicht und rufen eine längere Debatte hervor. Von amtlichen Erlassen und schriftlichen Anweisungen verspricht sich der Vorsitzende nach seiner jahrzehntelangen Erfahrung nur wenig. Das lebendige Wort muß hier die Schrift ersetzen. Wie Wanderlehrer durch die Industriebezirke zur Hebung verschiedener kunstgewerblicher Zweige, wie Wanderlehrer für bestimmte Zweige der Land- und Gartenwirtschaft sowie sie für Bienenzucht- und Fischereiwesen entsendet werden, so sollte es auch geschehen, um das Interesse insbesondere der Bevölkerung in den kleinen Städten und auf dem flachen Lande durch Vorträge und örtliche Belehrung zu wecken, die das historische und das Heimatgefühl anregen, die Leute auf die bei ihnen befindlichen merkwürdigen Zeugen der Natur und Kultur aufmerksam machen, die für die Erhaltung dieser Gegenstände den vaterländischen Sinn beleben und die Bevölkerung auf den unvergänglichen Wert ihrer besondern Eigenart, ihrer Dialekte, Sitten, Trachten und Gebräuche, auf das Festhalten an dem von den Vätern überkommenen volkstümlichen Baustil aufmerksam machen, in letzterer Beziehung gleichzeitig mit Hinweisen, wie hiermit ganz wohl die gesteigerten gegenwärtigen Anforderungen an größere Wohnlichkeit sich verbinden lassen.

Eine solche heimatkundliche Fürsorge sollten die Oberpräsidien, die Regierungen, die Landratsämter, aber auch die heimatkundlichen Vereinigungen ernstlich in die Hand nehmen. Als Vermittelungsorgan hierzu berufen erscheint u. A. der Deutsche Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege Berlin SW, Dessauerstr. 14, dem auch wir die Angelegenheit empfehlen. Von anderer Seite wird auf die segensreiche propagandistische Tätigkeit der Pflegschaftsfahrten des Märkischen Museums, die der Vorsitzende seit 33 Jahren in der Provinz Brandenburg leitet und auf die Wanderfahrten der Brandenburgia nach den kleinen Städten hingewiesen. Der Vorsitzende bemerkt hierzu, daß diese Propaganda, so gute Ergebnisse sie zeitige, doch angesichts der Größe der Provinz bei weitem nicht zureiche.

Herr Rektor Monke wünscht die Verteilung kurzer, volkstümlicher, belehrender Schriften in dem vom Vorsitzenden angedeuteten Sinne.

Im ganzen ergab sich als Ergebnis der Diskussion, daß die Brandenburgia für die Denkmalpflege und für die Erhaltung volkstümlicher und heimatkundlicher Art in Land und Kleinstadt auf das wärmste eintritt und entsprechend dem § 1 Nr. C ihrer Satzungen allzeitig bereit ist, die ein Gleiches anstrebenden staatlichen, provinzialen und kommunalen Behörden bestens zu unterstützen.

B. Persönliches.

IV. Unser Ehrenmitglied Geh. Reg. Rat Professor Dr. Alfred Kirchhoff, mit dem mich seit Jahrzehnten Bande der Freundschaft verknüpften, ist leider am 8. d. M. in dem Vorort Mockau bei Leipzig, wohin er sich vor drei Jahren, nach Aufgabe der ordentlichen Professur für Erdkunde in Halle, zurückgezogen, verstorben. Er wurde im Jahre 1838 in Erfurt geboren, studierte in Jena und Bonn Naturwissenschaften und war dann Lehrer an mehreren Realschulen und Gewerbeschulen. 1871 wurde er als Dozent der Erdkunde an die Kriegsakademie in Berlin berufen, um 1873 die Professur der Geographie an der Universität Halle zu übernehmen. Wenn heute die Erdkunde in den Schulen und auf den Universitäten als selbständige Lehrfächer bestehen, so ist dies hauptsächlich ein Verdienst Kirchhoffs, der unermüdlich die Bedeutung der Erdkunde hervorhob. Er entfaltete auf diesem Gebiete eine reiche schriftstellerische Tätigkeit und gab u. a. unter Mitwirkung anderer Geographen eine „Länderkunde von Europa" heraus. Seit 1887 leitete im er Auftrag der Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland die Herausgabe der „Forschungen der deutschen Landes- und Volkskunde". Viel besprochen wurde in neuester Zeit eine Broschüre Kirchhoffs über den Begriff „Nation", worin er die Anschauung vertrat, daß nicht gleiche Abstammung oder gemeinsame Sprache, Religion und die gleichen geschichtlichen Wandlungen für sich eine Nation bilden, sondern daß dazu vor allem ein einheitlicher Landraum gehört, welcher seine Bewohner zu einer Einheit wirtschaftlicher Interessen zwingt.

Als langjähriger Vorsitzender der erwähnten Zentral-Kommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland, die mit dem deutschen Geographentag verbunden alle zwei Jahr mit diesem zusammen tagt, ist der persönlich außergewöhnlich hilfsbereite und liebenswürdige Verstorbene auch der Brandenburgia näher getreten; er hat die Bestrebungen unserer Brandenburgia immer rühmend anerkannt, wir werden ihm, unserm Ehrenmitgliede, allzeit ein treues Gedächtnis bewahren.

(Die Versammlung erhebt sich zur Ehrung von den Sitzen.)

V. Wissenschaftliche Auszeichnung für unser Mitglied Redakteur Rudolf Schmidt. — Der Vorstand des Börsenvereins der deutschen Buchhändler zu Leipzig, die berufene Vertretung des gesamten deutschen Buchhandels, hat, nach einem sehr günstig ausgefallenen Gutachten des Historiographen des Vereins, Dr. Goldfriedrich in Leipzig, beschlossen, dem Verfasser des großen, sechsbändigen biographischen Werkes Deutsche Buchhändler, deutsche Buchdrucker, Redakteur Rudolf Schmidt zu Eberswalde, zur Drucklegung der letzten drei Bände der umfangreichen Arbeit eine Beihülfe von 3000 Mark zu bewilligen.

VI. Unserm Ehrenmitglied Professor Dr. Hugo Jentsch-Guben ist der Rote Adlerorden IV. Klasse verliehen worden.

C. Naturkundliches.

VII. Als auch in der Mark häufiges Naturerzeugnis interessiert uns der Bernstein.

Aus dem dem Landtags-Etat beigegebenen Geschäftsbericht der Bernsteinwerke in Königsberg für das Etatsjahr 1905 ergibt sich, daß das finanzielle Ergebnis in diesem Jahre trotz recht ungünstiger Produktionsverhältnisse befriedigend war. Der Bernsteingehalt der fiskalischen Werke ist beständig heruntergegangen, er betrug 1905 nur noch 559 g auf einen Wagen blauer Erde gegen 771 g im Jahre 1899 und 613 g im Jahre 1904. Die Ausbeute an Rohbernstein blieb daher um 55,935 kg gegen das Vorjahr zurück. Auch die Güte des Rohbernsteins ist zurückgegangen. Die Ausbeute in den für die Bernsteinwaren-Fabrikation geeigneten Sorten hatte schon vorher zur Deckung des Bedarfes nicht voll ausgereicht. Es konnten aber immer noch die alten Bestände mit herangezogen werden. Sehr bemerkbar machte sich das im Jahre 1905, wo die Ausbeute in den betreffenden Sorten sich auf 66,040 kg bezifferte, während der Verkauf sich auf 74,870 kg belief. Die Verkaufsmenge entsprach aber durchaus nicht der Nachfrage.

Dennoch scheint es, als wenn der Verbrauch von Bernstein bei uns nicht zugenommen hat. Der Orient bleibt nach wie vor der Abnehmer. Bernsteinabfälle, überhaupt kleine Bernsteinstücke finden in Berlin zur Herstellung von Räucherpulver und von Bernsteinlack massenhaft Verwendung. Hoffentlich wendet sich auch bei uns einmal wieder die Mode derartig, daß das edle tertiäre Fichtenharz von neuem erheblich mehr zu Schmucksachen (Perlen u. dgl.) verwendet wird, wie dies noch im Anfang des 19. Jahrhunderts der Fall war. Wären nicht unsere Seebäder da, von denen man Bernsteinschmuck als Andenken mitbringt, so würde bei uns der Bernstein als Schmuck kaum mehr verbreitet werden. Früher im 17. und 18. Jahrhundert fertigte man zu Königsberg i. O, und in Berlin kleine Kabinette, Schmuckkästchen und dgl. aus Bernstein, fournierte auch Tische und Kommoden aus Bersteinplatten.

Alles dies ist fast vergessen und sind Belagstücke fast nur noch in einigen Museen und Privatsammlungen zu finden. Es wird von Künstlern und Möbellieferanten behauptet, daß der Bernstein im Laufe der Zeit nachdunkle. — Das ist zuzugeben, aber auch der nachgedunkelte Bernstein sieht gut aus, auch verschmäht man doch nicht nachgedunkeltes Wallnuß- und Eichenholz im Kunstgewerbe.

VIII. Aus der Gesellschaft naturforschender Freunde. Am 9. Juli 1773 vereinigte sich in Berlin eine kleine Zahl hochgesinnter, für die Erforschung der Natur begeisterter Männer zu einer Gesellschaft, welche neben der Förderung der Wissenschaft auch die Pflege eines freundschaftlichen, anregenden Verkehrs zur Aufgabe hatte. Die Vereinigung erhielt, um diesem doppelten Zweck Ausdruck zu geben, den Namen: „Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin.“ Um die Bedeutung, welche die Gründung dieser Gesellschaft für das geistige Leben der Landeshauptstadt hatte, richtig einzuschätzen, muß man sich vergegenwärtigen, daß Berlin damals noch keine Universität besaß, und daß die Akademie der Wissenschaften bei ihrer strengen Abgeschlossenheit einen erheblichen Einfluß auf weitere Kreise nicht ausüben konnte. Die neue Gesellschaft füllte unter diesen Umständen eine fühlbare Lücke aus. Sie wurde zum Mittelpunkt für alle jene, denen das Studium der Natur Beruf oder Herzenssache war. Durch Gründung der Berliner Universität im Jahre 1809 wurden ihr zahlreiche ältere und jüngere Kräfte zugeführt, welche für ihre Aufgaben in erfreulicher Weise zusammenwirkten. So gedieh die Gesellschaft freudig und machte sich durch ihre Veröffentlichungen einen angesehenen Namen.

Um die Leistungsfähigkeit auch in materieller Richtung zu erhöhen, verkaufte die Gesellschaft im Jahre 1906 mit Allerhöchster Genehmigung ihr in der Französischen Straße gelegenes Haus, ein Geschenk des Königs Friedrich Wilhelms II. im Jahre 1788. Dadurch ist sie in den Stand gesetzt, größere wissenschaftliche Unternehmungen ins Auge zu fassen. So wird neben den bisherigen „Sitzungsberichten“ der Gesellschaft eine umfangreiche, mit zahlreichen Tafeln ausgestattete Zeitschrift unter dem Titel „Archiv für Biontologie“ herausgegeben werden, in der größere Abhandlungen aus dem Gebiete der Zoologie, der Botanik und der Paläontologie zur Veröffentlichung gelangen, welche von Mitgliedern der Gesellschaft oder anderen Gelehrten verfaßt sind und in zwanglosen Heften erscheinen.

IX. Die abnormen Witterungsverhältnisse, die in Berlin und unserer Provinz in den letzten Wochen so unliebsam beobachtet worden sind, haben sich sowohl in ungewöhnlicher Kälte als auch ungewöhnlichem Schneefall beziehentlich bei Tauwetter eingetretenem ungewöhnlichem Hochwasserstand unliebsamst bemerkbar gemacht.

In Bezug auf die Kälte in Berlin (—18° C.) ist folgendes zu erinnern. Die vier kältesten Tage, die Berlin seit dem Beginn amtlicher Beobachtungen (1848) erlebt hat, fielen in die Jahre 1850, 1855, 1871, 1893 und zwar war der kälteste Tag der 22. Januar 1850 mit 19.1° C. Mitteltemperatur; ihm fast gleich kam der 10. Febrnar 1854 mit — 19.0°; es folgen der 18. Januar 1893 mit — 18.2° nnd der 1. Jannar 1871 mit — 17.9°. Die tiefsten Minimaltemperaturen, die in der inneren Stadt Berlin beobachtet wurden, nnd denen wir es in diesem Jahr bisher noch nicht gleichgetan haben, waren — 25.0° C. am 22. Januar 1850, — 24.9° am 10. Februar 1855 nnd — 23.4° am 19. Jannar 1893. Dabei ist jedoch zu beachten, daß es schon unmittelbar vor den Toren Berlins erheblich kälter werden kann als in dem stets etwas Wärme ausstrahlenden Häusermeer der Großstadt. Am 19. Januar 1893 wurden bereits in der freiergelegenen Seestraße im Norden der Stadt vom amtlichen Beobachter — 33° C. abgelesen — es ist dies der tiefste, in der Berliner Gegend sicher festgestellte Wert. Am gleichen Tage beobachtete man in der masnrischen Seegegend Ostpreußens — 36½° C. — Es ist aber mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß die genannten niedrigsten festgestellten Werte noch nicht den absolut niedrigsten entsprechen, die überhaupt bei nns möglich sind. Man darf dies daraus schließen, daß vor 1848 im inneren Berlin selbst sicher schon tiefere Temperaturen vorgekommen sind als 25° C., so daß auch vor der Stadt das Minimum von — 33° schon entsprechend übertroffen worden sein dürfte. Zweimal stand das Thermometer in Berlin selbst schon auf — 29° C. nämlich am 28. Dezember 1788 nnd am 29. Jannar 1830. Es wäre aber nicht unmöglich, daß in älterer Zeit aus der sehr zuverlässige Beobachtungen noch nicht vorliegen, auch diese hochrussischen Kältewerte noch übertroffen worden sind; wenigstens wird von dem berüchtigten Winter 1739/40 dem härtesten, der seit 1000 Jahren Deutschland betroffen haben dürfte, berichtet, daß in Berlin am 7. Februar die Thermometer zerplatzten, weil da Quecksilber in ihnen gefror. — Aus dem Kriegsjahr 1871 ist mir erinnerlich, daß ich auf dem Bahnhof zu Coepenick am 14. Februar Mittags — 19° C. beobachtete. — In nnseren Gärten hat sich die zwar nicht sehr hohe Minusgrade aufweisende aber wochenlang anhaltende Kälte sehr unliebsam geltend gemacht. Mir sind seit Jahrzehnten zum ersten Male Pflauzen erfroren, die Winter mit einzelnen viel höheren Frosttagen nngefährdet überwunden hatten.

Was den Schneefall in Berlin anlangt, so wird er, obwohl das K. Polizei-Präsidium das Abwerfen des Schnees in die öffentlichen Wasserläufe gestattet hat, trotzdem dem Stadtsäckel sicherlich an Abfuhrkosten pp. sicherlich über eine Million Mark kosten. Beiläufig bemerke ich, daß der Schnee in den Wasserläufen auf die vorhandene starke Eisdecke geworfen wird nnd allmählich forttaut, er ist den Fischen nn-

schädlich, solange er rein bleibt. Mit Straßenkehricht verunreinigter Schnee kann aber den Fischen recht verderblich unter Umständen werden, indem er in die Kiemen eindringt und die Atmung bis zum Ersticken erschwert.

Von der Hochwassergefahr, die von unserer Oder ausgeht, gibt uns eine Mitteilung unsers verehrten Mitgliedes Professors Dr. Hugo Jentsch ein anschauliches, freilich recht trauriges Bild. Die Eisversetzung unterhalb von Schiedlo, Kreis Crossen a. O. hatte am 8. und 9. d. M. soviel Wasser ins Dorf gebracht, daß die Besitzer eiligst zur Rettung ihrer Kartoffeln aus Kellern und Mieten schreiten und Tag und Nacht mit großer Anstrengung und Sorge arbeiten mußten. Nach vollbrachter Arbeit atmeten sie zwar auf, da sie sahen, daß das Wasser zu fallen anfing, nach drei Tagen aber zeigte sich, daß ihre Freude verfrüht gewesen war. Im Gegenteil hatte sich die Sachlage noch gefahrdrohender gestaltet, da die Deichdämme infolge der Eisversetzung oberhalb des Dorfes nicht dem gewaltigen Druck zu widerstehen vermochten und infolgedessen ein Dammbruch eintrat. Die Dammwachen, welche die Gefahr kommen sahen, eilten, Faschinen und Sand zu holen, um den Deich zu schützen. Da aber Faschinen nicht zur Hand waren, sondern ca. 500 Meter entfernt lagen, vermochten sie nicht mehr rechtzeitig die gefährdete Stelle zu erreichen. Ehe sie anlangten, rief ihnen schon ein an dem bedrohten Punkte zurückgebliebener Kollege zu: „Dammbruch! Retten!“ Da sie bereits abgeschnitten waren, so mußten sie sich in wilder Flucht querfeldein mitten durch Wasser, Gräben und Eis nach dem Dorfe retten, in steter Angst um das Los ihrer Familie. Durch den Dammbruch war das Wasser im Dorfe von neuem gestiegen, und es galt nun, den Viehbestand zu retten, was mit großer Mühe und Lebensgefahr verbunden war. Bei einem Besitzer standen die Kühe zwei Tage und zwei Nächte bis an den Bauch im Wasser, ehe sie in Sicherheit gebracht werden konnten. Vor dem heftigen Ansturm des Wassers mußten die Schweine auf den Boden gerettet werden. Am meisten gefährdet war das nördliche Ende des Dorfes, der sogenannte Kietz. Mensch und Vieh hatten gleiche Angst auszustehen. Ein Hahn nahm vor Schreck seine Zuflucht in einem Keller. Binnen kurzem war der Keller mit Wasser gefüllt, sodaß es dem Besitzer nicht mehr möglich war, den Hahn zu befreien. Das arme Tier mußte drei Tage und drei Nächte ohne Futter aushalten. Trotzdem nämlich drei große Brote in dem Keller lagen, war es dem Unglücksvogel unmöglich, seinen Hunger an denselben zu stillen. Es konnte nämlich den einmal eingenommenen Platz nicht verlassen, weil er bei der Kälte mit dem Schwanze im Eise eingefroren war. Das unerreichbare Brot vor ihm, der nagende Hunger in ihm, dazu die Furcht vor dem Wassertode, das bereitete dem bedauernswerten Hahn unsagbare Qualen, denen er von Zeit zu Zeit durch

ein ängstliches „Kuck kuck kuhu“ beredten Ausdruck verlieh. Erst nach drei Tagen, als das Wasser abgefallen war, konnte das Tier aus seinem Gefängnis befreit werden. Halb erstarrt und vor Hunger hin und her taumelnd wurde es aufgefunden. — Gegenwärtig ist das Wasser im Dorfe nach und nach soweit gefallen, daß die hochliegenden Besitzungen sowie die Dorfstraße vom Wasser ziemlich frei und nur wie von einem Eismeer eingeschlossen sind. Zweimal wäre demnach die Gefahr noch glücklich vorüber gegangen. Die dritte, und zwar bei weitem die größte Gefahr würde ein plötzliches Tauwetter bringen. Da die Eisversetzung bis auf den Grund geht, so dürfte sie hartnäckigen Widerstand leisten, wenn nicht vorher Maßregeln zum Schutze getroffen werden können. Der Dammbruch oberhalb von Schiedlo ist nach Abschätzung ca. 80 Meter breit.

Eine anschauliche Abbildung dieses Oderdammbruchs bringt die illustrierte Zeitschrift „die Woche“. Übrigens ist inzwischen die Hauptgefahr glücklich beseitigt worden.

Wir Berliner bleiben seit Jahren dank Vergrößerung und Vertiefung der Spree, Umregulierung der Schleusen und Tieferlegung des Grundwasserstandes sowie Durchführung der Kanalisation, von einzelnen bei Platzregen zeitweilig gefährdeten Stadtgegenden abgesehen, im großen und ganzen von Hochwassergefahr verschont. Doch entsinne ich mich, wie vor Jahren die Spree den Schiffbauer Damm derartig zerrissen, die Weidendammer Brücke und Albrechtstraße überschwemmt hatte, daß Fußgänger nicht passieren konnten und den Droschken beinahe das Wasser in den Wagen drang. Noch zu meiner Zeit als Stadtrat habe ich ferner gesehen, wie das Holsteiner Ufer zwischen der Bellevue- und Lutherbrücke — beide Brücken existierten damals noch nicht — in solcher Weise von der Spree überschwemmt war, daß die Strecke nur von einigen Waghalsigen passiert werden konnte, welche den Sockel des Eisengitters des Bellevue - Parks zum Treten benutzten und sich dabei mit beiden Händen an den eisernen Gitterstangen festhielten.

Derartiges Hochwasser der Spree ist seither in Berlin nicht wieder beobachtet worden und steht aus den angegebenen technischen Gründen auch wohl niemals wieder zu gewärtigen.

X. Verhungertes Wild. Mit dem hohen Schneefall hängt die Not insbesondere des Rehwildes zusammen. Der Großherzoglich Mecklenburgische Forstmeister Graf Bernstorff machte in einem am 9. d. M. gehaltenen Vortrag über die Markierung des Wildes im Verein für Prüfung von Gebrauchshunden zur Jagd darauf aufmerksam, daß in diesem Jahr alles nicht lebenskräftige Wild zugrunde gehen würde. Auch in der Nähe von Berlin haben Förster und Ausflügler schon viele verendete Tiere aufgefunden; in der Tegeler Heide allein sah man sieben Rehe verhungert auf dem Schnee liegen. Für die armen Geschöpfe

ist es jedesmal besonders verhängnisvoll, wenn sich anf dem Schnee eine Kruste bildet. Wenn das Wild dann mit seinen Läufen das unter der Schneedecke befindliche Futter herausschlagen will, verletzt es sich dabei so, daß es die Bemühungen aufgeben muß nnd dem Hungertode anheimfällt. Für jeden Jagdbesitzer oder Pächter liegt es also nicht nur im Interesse der Erhaltung eines genügenden Wildbestandes, sondern es ist auch eine Ehrenpflicht, sich der Tiere jetzt zu erbarmen und ihnen ein gutes und genügendes Futter, möglichst gegen Schneeverwehungen geschützt, zukommen zu lassen. Schon der Anblick des sich bald einfindenden Wildes lohnt Mühen und Kosten reichlich.

Wie übrigens dergleichen in der Tegeler Heide, also gewissermaßen vor den Toren Berlins vorkommen kann, wird wohl vielen unverständlich bleiben. Konnten denn die armen Tiere nicht auf Futterplätzen gefüttert werden?

XI. Wildmarken. Um verschiedene Lebensbedingungen des Hornwildes wissenschaftlich festzustellen, die sich anf die Ernährung, die Altersentwickelung, Fortpflanzung n. dgl. beziehen, werden Wildstücke mit Marken versehen, welche Jahr und Datum enthalten. Der bei Nr. X gedachte Graf von Bernstorff wies bei der dort erwähnten Gelegenheit darauf hin, daß das Interesse der gesamten Jägerwelt für die Angelegenheit sich jetzt zu entwickeln beginne, wie sich dies auch auf der Geweih-Ausstellung zeige. Man erkenne eben allmählich den Wert der Wildmarken für die Erforschung der Naturgeschichte des Schalenwildes an, nachdem man bisher nur auf den Glauben nnd die Meinungen der Forstleute angewiesen war. Schon jetzt sei z. B. die Ansicht, daß der Rehbock im vierten Jahre das beste Gehörn trage, als irrig anerkannt. Nachdem sich im Jahre 1903 der Märkische Forstverein zuerst für die Wildmarken erwärmte, hat Graf Bernstorff zuerst 3000 Marken, für die sich der besonders zubereitete nnd numerierte „Knopf des Junggesellen“ als recht geeignet erwies, bei Bekannten, dann 7000 bei dem preußischen Oberlandforstmeister nntergebracht. Entscheidend war aber, daß im Jahre 1904 der Herzog von Ratibor als Vorsitzender des Allgemeinen deutschen Jagdschutz-Vereins für die Anbringung der Marken eintrat und der Generalsekretär des Vereins Graf Matuschka die genaue Buchführung übernahm. In den beiden Jahren 1904 und 1905 wurden infolgedessen bereits 9500 Marken an den Gehörnen von Reh-, Rot- nnd Damwild-Kälbern angebracht. Jetzt sind 40000 Stück an Jagdbesitzer und Verwalter verausgabt und in 36 Hauptbüchern eingetragen. Bei jeder Nummer wird angegeben, wann und wo die Befestigung erfolgte nud wie das Revier beschaffen ist. Auf diese Weise kann z. B. die Frage, ob zur Bildung guter Gehörne kalkhaltiger Boden gehört, demnächst geklärt werden. Nachgewiesen ist jetzt, daß die Anbringung der Marken weder eine Tierquälerei ist noch

ein Jagdrevier beunruhigt. Graf Bernstorff führte eine größere Anzahl Hirsch- und Rehschädel vor, deren Alter durch Wildmarken genau ermittelt war. Es ergaben sich bei eingehendem Studium schon jetzt wichtige Schnßregeln für alle weidgerechten Jäger.

Diese Wildmarkierungen entsprechen vergleichsweise den seit Jahren schon üblichen Markiernngen von Fischen, die auch in unserer Provinz Brandenburg eingeführt sind und worüber ich Ihnen an der Hand der Berichte über die Sitznngen des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg bereits früher berichtet habe.

Diese Markiernngen bei Fischen nnd Säugetieren, auch bei Vögeln (Brieftauben, Störchen nnd anderen Wanderfliegern), haben nicht allein einen praktischen, sondern auch einen großen wissenschaftlichen Wert nnd zwar geradé recht eigentlich auch znr Fördernng der Heimatknnde. Die Brandenburgia begrüßt daher alle diese Bestrebnngen mit Interesse und Dank sowohl für die Vereine als auch für die einzelnen Personen, welche Zeit nnd Arbeit diesen gemeinnützigen Bestrebungen widmen.

XII. Fenersteingruben nnd Fenersteingräber in Tullstorp. Der rühmlichst bekannte schwedische Archaeolog und Geolog Herr Dr. Nils Olof Holst hat unter dem Titel: Flintgrnfvor och flintgräfvare i Tullstorpstrakten mit schönen Abbildnngen ausgestattete, vortreffliche Beobachtungen über die vorgeschichtliche Ausbentung und Benutzung von Fenersteinlagern ungefähr 7 Kilometer östlich von Malmö veröffentlicht, welche ich vorlege. Die ältesten Spuren führen uns auf die neolithische, besser „mesolithisch“ genannte Zeit, weil sie kulturgeschichtlich auf die jüngste palaeolithische Periode hinweist. Es sind dabei Wohnstätten beobachtet, ferner Wohnstätten (flintbyen) aus jüngerer Steinzeit, desgl. aus der Bronze- und älteren Steinzeit. In dankenswerter Weise hat Verfasser zur Vergleichung dergleichen „Flintgrufvor“ auch aus Dänemark, Belgien, England, Frankreich, Portugal, Italien und Nordamerika herangezogen. Ich möchte noch auf die sehr ähnlichen Vorkommnisse auf Rügen, namentlich in der Jasmundener Stubniz hinweisen. Herrn Holst gebührt unser bester Dank für seine höchst belehrenden Untersuchungen.

XIII. Mitteilungen der Berliner Elektrizitäts-Werke. Jahrg. 3, Heft 1 nnd 2. Januar und Februar 1907. Anch diese Hefte der ansgezeichnet illnstrierten technischen Zeitschrift bieten, wie Sie ersehen wollen, vieles für Berlin Interessante.

XIV. Dasselbe gilt von den prächtigen, hiermit vorgelegten großen Abbildnngen der Aktiengesellschaft für Beton und Monierbau hierselbst, deren Tätigkeit Sie ja an vielen Banten, namentlich Brücken in Berlin und den Vororten betrachten nnd gebührend würdigen können.

D. Kulturgeschichtliches.

XV. Mitteilnngen des Uckermärkischen Museums- nnd Geschichts-Vereins zn Prenzlan. 1906.

Bd. III 3. Heft enthält eine interessante Darstellung von L. Blankenburg: Die Schicksale der Uckermark in den Jahren 1806 bis 1808 (Rückzng des Hohenloheschen Korps. — Das Gefecht bei Zehdenick. — Die Franzosen in Templin. — Das Gefecht und die Kapitulation der preußischen Trnppen bei Prenzlan. — Die Fremdherrschaft. Besonders letzterer Teil enthält viel aktenmäßiges, bislang ungedrncktes Material. — Herr Oberpräsidialrat von Winterfeldt in Potsdam teilt 2 Familienbriefe mit, der eine vom Landrat von Winterfeld an seine im Felde stehenden Söhne, den 15 jährigen Fähnrich Fritz und den 13 jährigen Jnnker Adolf, beide im Regiment Prinz Heinrich, der zweite Brief die Antwort des älteren Sohnes an die Eltern. Beide Briefe typisch für die Zeit von 1806, in beiden ein Überschwang des Gefühls, das bei dem Vater besonders anffallend hervortritt: in dem Brief des Fähnrichs daneben starke Siegesznversicht, Unterschätzung des Gegners. Vier Tage nach Abfassnng des Briefes fiel der jugendliche Held, dessen sympathische Züge ein Brustbild wiedergibt, bei Auerstedt. Adolf ist 1869 als Forstmeister gestorben. Bei Bautzen erhielt er das Eiserne Kreuz, bei Paris wnrde er 1814 schwer verwundet. — Noch hervorzuheben ein Vortrag beim Besuch der Brandenburgia am 17. Jnni 1906 von Herrn Regierungsbaumeister Zimmermann gehalten: Prenzlau's Baudenkmäler.

. XVI. Herr Oberlehrer Dr. Ernst Samter übergibt mir als Sonderabdruck aus den Nenen Jahrbüchern für das klassische Altertum, Geschichte und Dentsche Literatur und für Paedagogik Jahrg. 1901. I. Abt. Bd. XIX S. 131—142 einen Anfsatz: Hochzeitsgebräuche (mit 2 Tafeln), welcher Beispiele dieser Gebräuche aus allen Weltgegenden beibringt und dabei auch unsere engere Heimat berücksichtigt. Das Nachwerfen des Schuhs hinter den Neuvermählten behandelt Herr Samter ausführlich und erklärt es als eine Art Opfer, wodurch die bösen Geister abgefunden und besänftigt werden.

XVII. Fräulein Anna Hübner legte aus Zobten Reg. Bezirk Liegnitz 2 Tollsäckel vor. Es sind dies weckenartige Gebäcke, welche am „fetten Mittwoch“ vor Fastnacht gebacken werden, an welchem Tage man in der dortigen Gegend Tanbenschießen abhält. Darauf beziehen sich Lieder mit dem Kehrreim: „es giebt nnr eine Tanbenstadt, es giebt nur ein Lähn.“

Ist etwas Ähnliches aus unserer Provinz bekannt?

XVIII. U. M. Herr Major z. D. Noël überreicht folgenden Anfsatz: Die Hnldigung des Knrfürsten Friedrich III. in Cüstrin am

4. und 5. Oktober 1699.*) In dem Werke: Geschichte des Königl. Preußischen Leib-Kürassierregiments „Großer Kurfürst" (Schlesischen) Nr. 1. 1. Teil. Kurbrandenburgische Leibdragoner, von Freiherrn v. Zedlitz und Neukirch. Berlin 1905. Verlag von R. Eisenschmidt, finden wir hierüber folgendes:

Am 31. Juli 1699 erhielt der Kommandeur der Leib-Dragoner die Order zum Abmarsch der Schwadronen aus ihren interimistischen Quartieren zu beiden Seiten der Elbe nach der Neumark. Der Stab sollte zur Hälfte im Kreise Landsberg, zur Hälfte in Crossen Quartier nehmen, zwei Kompagnien um Sternberg, je eine um Dramburg und Cottbus, je eine halbe um Friedeberg, Landsberg, Züllichau und Crossen kantonieren. Mitte August hatte das Regiment die angewiesenen Quartiere bezogen, in denen es unter dem 7. September die Order aus der Residenz Berlin zur Teilnahme an der Cüstriner Huldigungsfeier erreichte: „Es ist Unser gnädigster Wille, daß unser Leibregiment Dragoner sich dergestalt zusammenziehen soll, damit es den 3. Octobris frühe, alß den Tag vor angesetzter Huldigung zu Cüstrin nebst anderen Corps der Parade mitmachen können. . . Zu demende sollen dem Regiment einige negst Cüstrin gelehgene Dörffer angewiesen werden, worinnen Sie ein pahr tage stehen können, welche mit Bier und Brod notturfig versehen werden sollen, damit die Leute vor Geld die Subsistence haben können." Für die Dauer des Kommandos sollten den Mannschaften 18 Pfennige für die Mundportion und 13 Pfennige für die Pferdeportion an Zulage gewährt sein.

So zog sich Ende September das Regiment aus seinen Quartierrayons um Cüstrin zusammen, wo es am 3. Oktober von den kurfürstlichen Kommissarien zugleich mit den vor der alten Oderfestung zur Revue eingetroffenen Grand Musquetairs und Gensd'armes**), sowie dem Regiment zu Fuß Markgraf Philipp Wilhelm als den in der Neumark garnisonierenden Truppen des kurfürtlichen Heeres gemustert wurde. Die

*) Vergl. Beschreibung der Feierlichkeiten beim Einzuge des Kurfürsten Friedrich III. und seiner Huldigung in Cüstrin am 4. und 5. Oktober 1699. Cüstrin gedruckt bei Gottfried Heimchen, Kurfürstl. Neum. Reg. - Buchdrucker. Kutschbach. Chronik der Stadt Cüstrin. Cüstrin 1849. Seite 157—165. Erbhuldigung der Neumark zu Cüstrin. Theatr. Europ. XV. f. 551. Friedrich III. war 1688 seinem Vater, dem Großen Kurfürsten, in der Regierung gefolgt. Die Huldigung konnte erst 1699 stattfinden, da der Kurfürst durch seine Freundschaft mit Holland in einem Kriege mit Frankreich von 1689—1697 verwickelt war.

**) Im Frühjahr 1687 war eine große Anzahl ehemaliger französischer Offiziere, die ihres evangelischen Glaubens wegen, nach Aufhebung des Edikts von Nantes im Jahre 1685, Frankreich verlassen hatten, in die Mark eingewandert. Aus diesen wurden am 3. 11. 1687 2 Reiter-Kompagnien Grands Mousquetairs und aus ehemaligen Sergeanten und Unteroffizieren der französischen Armee 1 Kompagnie à cheval gebildet. Mai 1688 wurde aus deutschen Edelleuten eine 3. Kompagnie Grands

Regimenter bezogen darauf ein gemeinsames Campement*) vor der Stadt, in dem nachmittags mit dem kurfürstlichen Hofstaat die Esquadron der Gardes de Corps (ehemals Trabanten) und die nenerrichtete Schweizer-Garde eintrafen. Am Morgen des 4. Oktober formierten sich die Truppen in langer, glänzender Linie vor dem Lager, um der Anknnft des kurfürstlichen Landesherrn zn warten, der von Qnartschen her, wo er sich die letzten Tage znr Jagd anfgehalten hatte, herankommen sollte. Der Chef der Leib-Dragoner**), als erste Persönlichkeit unter der neumärkischen Ritterschaft, war an ihrer Spitze dem Kurfürsten zur Einholnng entgegengeritten; seinem Reiterzuge schlossen sich zahlreiche, durchweg sechsspännige Karossen derjenigen Landstände an, welche nicht in der Lage waren, den Landesherrn im Sattel einznholen. Gegen 10 Uhr kam der landesherrliche Wagenzug in Sicht der Truppen und bald fuhr Kurfürst Friedrich nnter dem Wirbel der Panken nnd Tambours an der Trnppenfront entlang, in der sich Fahnen und Kornetts***) zum Salnt des Kriegsherrn senkten; sobald der kurfürstliche Zng die Truppenfront passiert hatte, schwenkten die Regimenter ab nnd reihten sich an, nm den Knrfürsten nach dem Stadtschloß zn eskortieren, wo folgenden Tages der Huldigungsakt stattfinden sollte. Der feierliche Einzug in die Stadt, an deren Grenze Bürgermeister nnd Magistrat in Amtstracht anfgestellt waren, bot mit allem Prunk, den die Zeit kannte, Ständen wie Bürgerschaft der Neumark ein noch nie gesehenes Schauspiel knrfürstlichen Glanzes. Ein Panker nnd zwei Trompeter eröffneten den Zug; ihnen folgten unter dem Generalmajor v. Natzmer die Eskadron Gensd'armes in goldbetreßten Hüten, blauen Röcken und Schabracken, und hinter ihnen die Grand Musqnetairs in scharlachroten, goldbetreßten Röcken, Schabracken nnd Bandelieren, durchweg mit Perücken nnd von weißen und braunen Federn bestutzten Hüten. Nun kam die Reihe der sechsspännigen Karossen der Landstände, die mit der unbesetzten kurfürstlichen Staatskarosse schloß. Hinter dem Wagen folgte das knrfürstliche Pagenkorps, denen zwei kleine Mohren in blauen, goldbetreßten

Mousquetairs aufgestellt. 1691 wurde aus dieser 3. Kompagnie eine Eskadron Gensd'armes gebildet. Die Grands Musquetairs nnd die Grenadiers à cheval zeichneten sich bei dem Sturm auf Bonn 1689 ganz besonders aus. 1697 wurden die Grenadiers à cheval aufgelöst. Am 11. Juli 1708 fochten die Grands Mousquetairs noch ruhmreich in der Schlacht bei Oudenarde. Da 1709 nur noch wenige Grands Mousquetairs vorhanden waren, so wurden sie aufgelöst. N.

*) Dieses Lager befand sich zwischen Schaumburg und Drewitz. N.

**) Joachim Friedrich v. Wreech, geb. 22. 9. 1650—1. 4. 1690 als Oberst Chef des Leibregiments Dragoner — 9. 4. 1695 Generalmajor — 10. 2. 1704 Generalleutnant und Gouverneur von Preußisch-Geldern — 27. 3. 1714 verabschiedet — gestorben 9. 4. 1724 als General der Kavallerie, beigesetzt in der Gruft der Dorfkirche zu Tamsel.

***) Standarten.

Röcken voranritten, dann vom Generalmajor v. Wreech geführt, die neumärkische Ritterschaft zu Pferde, darauf ein kurfürstlicher Heerpauker mit zwölf Trompetern, die Hofwürdenträger unter dem Oberhofmarschall Baron v. Lottum, der General von Barfus und Markgraf Christian Ludwig, der Magistrat von Cüstrin und hinter diesem in achtspänniger Karosse der Kurfürst, an dessen Seite sein Bruder Markgraf Philipp Wilhelm saß. Der überaus prachtvolle Wagen war von Heiducken umgeben, und an seinem Schlage vom kurfürstlichen Stallmeister eskortiert; zu beiden Seiten schritt in blauer, karmosin- und goldbesetzter Montur mit weißen Federstutzen auf den schwarzen Sammethüten die Schweizer Leibgarde. Dem kurfürstlichen Wagen unmittelbar folgten drei auskommandierte Züge der Gardes de Corps, der erste auf Schimmeln, der zweite auf Rappen und der dritte auf Braunen, hinter ihnen die Grenadierkompagnie vom Fußregiment des Markgrafen Philipp Wilhelm, dessen Hautboistenkorps, ein Bataillon des markgräflichen Regiments in blauen orange ausgeschlagenen Röcken, und hinter seinem Pauker- und Hautboistenkorps machte den Beschluß das alte und wohlversuchte Leibregiment Dragoner in des Regiments gewöhnlicher Farbe, weiß mit blau, ebenfalls ganz neu und wohl mundieret. Das Regiment trug weißgraue Leibröcke mit blauen Ärmelaufschlägen. Die Schöße waren aufgehakt, so daß das blaue Futter sichtbar war.

Das lange freiwallende Haar wurde, um das Herumflattern zu hindern, zu einem Zopfe geflochten, dessen Ende, in einem schwarzen Haarbeutel gesteckt, zwischen den Schulterblättern bis zur Mitte des Rückens herunterhing.

In solcher Ordnung erfolgte der Einzug*) in die neumärkische Hauptstadt, in deren Schloß der Kurfürst, vom Landeskanzler und den Räten begrüßt, abstieg, währerd die Truppen in ihre Quartiere abrückten. Die Leib-Dragoner bezogen von neuem die Ortschaften in der Umgegend von Cüstrin, nur ihr Chef als Landsasse der Neumark, sowie Oberstleutnant Freiherr v. Blumenthal als kurfürstlicher Kammerherr blieben in der Stadt, um folgenden Tags am Huldigungsakt im Cüstriner Schlosse teilzunehmen. „In der Beschreibung der Feierlichkeiten“ wird berichtet: „Am 5. Oktober, als am Huldigungstage, begaben sich die Kollegia früh ins kurfürstliche Vorgemach und die Ritterschaft auf den großen Schloßsaal, und nachdem jene ihren schon früher geleisteten Amtseid der Treue mit einem Handschlage bekräftigt hatten, fand die Huldigung statt. Der Kurfürst saß auf einem drei Stufen hohen Throne, darüber ein mit Gold gestickter, karmoisinsamtner Himmel und unten alles mit rotem Tuche bezogen. Nach der Huldigung begab sich der Kurfürst mit

*) Unweit des Provianthauses am kurzen Damm standen zwei Pyramiden, an der Marktecke eine Ehrenpforte und dieser gegenüber am anderen Ende des Marktes wieder zwei Pyramiden.

dem ganzen Hof und den schwedischen Gesandten über den Schloßhof in die große Kirche,*) wo der Hofprediger Ursinus die Huldignngspredigt hielt. Nach der Predigt fand die Huldigung der nenmärkiscben und sternbergschen Städte auf dem Schloßplatz statt, diese schloß mit einem dreimaligem Vivat unter dem Geläut aller Glocken, dreimaliger Lösnng der Kanonen nnd dreimaliger Salve der Garnison, wie auch unter dem Schalle der Pauken und Trompeten. Hierauf fand im Schloß große Tafel statt."

Bis zum 8. Oktober verblieb das Regiment in seinen engen Quartieren um die Festung, um alsdann in seine neuangewiesenen Standquartiere der nunmehrigen Heimatprovinz abznrücken; vier seiner Kompagnien belegten auf dem östlichen Oderufer die Kreise von Landsberg und Sternberg, die beiden übrigen auf dem westlichen den lebusischen und oberbarnimschen Kreis um Strausberg, Altlandsberg und Werneuchen. Mit den Leibregimentern zu Pferd und zu Fuß und den zum Teil erst nenerrichteten Garden in der Residenz bildete das Leibregiment Dragoner die Haustruppen des Kurhauses Brandenburg.

Noch im November brach Kurfürst Friedrich von Kölln an der Spree nach Königsberg auf nnd setzte sich dort am 18. Jannar 1701 in der Schloßkirche die Königskrone anfs Haupt.

XIX. Über die Entwickelnng unserer Adreßkalender fanden in der Januar- und Februar-Sitzung d. J. des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg Mitteilungen der Herren Dr. **Erhardt** und Dr. **Hass** statt, denen wir einiges Interessante im Nachfolgenden entnehmen. Dr. **Erhardt** wies am 9. Januar d. J. auf die Bedeutung der alten Adreßkalender für die Behördengeschichte des 18. Jahrhnnderts hin nnd gab einen kurzen Überblick über die von der Sozietät der Wissenschaften ins Leben gerufenen Berliner Adreßkalender während des ersten Jahrhunders ihres Bestehens (von ihrer typischen Ausbildung im Jahre 1706 bis 1807). Er erwähnte dann die daneben tretenden preußischen Provinzialadreßkalender und die seit 1729 auch kurze Übersichten der Zentralbehörden bietenden sogenannten Genealogischen Handbücher für ganz Europa von Schumann-Knebel und Varrentrapp; endlich auf die seit 1794 erscheinenden offiziellen Hof- nnd Staatshandbücher für den preußischen Staat. Nach kurzer Unterbrechung, infolge der Katastrophe von 1806/07, erscheinen sowohl die preußischen Staatshandbücher wie die Berliner Adreßkalender seit 1818 wieder in ziemlich regelmäßiger Folge, und als allgemeines europäisches Handbuch tritt seit 1824 der

*) Marienkirche. Diese war mit dem Schloß durch einen Gang, der über den das Schloß nach der Stadtseite umgebenen Wassergraben führte, verbunden. N.
Vergl. auch Generalanzeiger für Cüstrin vom 31. Januar 1907.

Gothaische Hofkalender ein, indem er von da ab zugleich ein „diplomatisch-statistisches Jahrbuch“ wurde. Eine vollständige Zusammenstellung der preußischen Adreßkalender hat Herr Dr. Haß unternommen und wird sie demnächst in den „Forschungen“ veröffentlichen. — Der Vortragende gab dann noch eine genauere Beschreibung der ersten Berliner Adreßbücher von 1704 und 1705, die noch ein von 1706 etwas abweichendes Schema zeigten und auch noch kurze historische Artikel über das Herzogtum Preußen und die Geschichte der Kurfürsten von Brandenburg enthalten. Er zeigte einen in der Vereinsbibliothek befindlichen älteren historisch-geographischen Kalender auf das Jahr 1696 vor, der den Titel führt: „Alter und neuer Churbrandenburgischer Land-, Kriegs-, Siegs- und Heldenkalender“, und wies auf eine Reihe von ähnlichen Kalendern mit historisch-geographischen Beigaben aus der Zeit König Friedrichs I. in der Königlichen Bibliothek und im Hohenzollernmuseum hin. Namentlich die in diesen Kalendern sich findenden Darstellungen von Ereignissen aus jüngst vergangener Zeit können auch ein gewisses historisches Interesse beanspruchen, ähnlich wie gleichzeitige Zeitungsberichte oder Flugschriften, und eine systematische Zusammenstellung auch derartiger Kalender mit historischen Beigaben erscheint daher als wünschenswert.

Herr Dr. Hass fügte in der Februarsitzung Ergänzungen bei. Die Serie der Berliner Adreß-Kalender, deren Vorläufer ein i. J. 1704 erschienenes Taschenbuch „das jetztlebende Königlich Preußische und Chur-Fürstliche Brandenburgische Haus“ und ein im Jahrgang 1705 des in französischer Sprache herausgegebenen „Almanach astronomique, historique et économique“ enthaltenes Behördenverzeichnis bilden, beginnt mit dem Jahre 1706 und ist seitdem bis zur Gegenwart fortgeführt worden (1906: 192. Jahrgang). Während des 18. Jahrhunderts trat eine Unterbrechung nur einmal im Jahre 1714 ein; die vielen Personalveränderungen, die Friedrich Wilhelm I. kurz nach seiner Thronbesteigung, namentlich im Hofstaat vorgenommen hatte, stellten der Neubearbeitung damals große Schwierigkeiten in den Weg. Empfindlicher ist die Lücke, die durch die Jahre der Neubildung des preußischen Staatswesens (1808—1817) bezeichnet wird, um so mehr, als in dieser Zeit auch kein Staatshandbuch erschienen ist. Die Akademie stellte das Erscheinen nur sehr ungern ein, da sie dadurch eine namhafte finanzielle Einbuße erlitt, vor dem völligen Abschluß der Verwaltungsreform war aber eine erneute Herausgabe nicht möglich. Das Projekt, den Adreß-Kalender mit dem Bratringschen Industrie-Adreßbuch zu verschmelzen, ist nicht zur Ausführung gelangt. Mit der Aufhebung des Kalender-Monopols der Akademie (1811) hörte die Herausgabe des Adreß-Kalenders durch diese auf; 1818—21 erschien er unter Genehmigung des Staatskanzlers; im Jahre 1851 übernahm das Bureau des Ministeriums des Innern die Redaktion.

Der Inhalt des Adreß-Kalenders erstreckte sich bis 1787 nur auf Berlin, seit 1788 auch auf Potsdam und seit 1878 außerdem auf Charlottenburg; vorübergehend wurden in der Zwischenzeit (1836 bis 1846) noch mehrere andere größere Städte der Kurmark miteinbezogen. Die Anordnungen der Rubriken nach den drei Abteilungen: Hofstaat, Kriegsstaat und Zivilstaat hat sich die ganze Zeit über behauptet und besteht im wesentlichen noch heute. Der Kriegsstaat (Militär-Etat) oder auch nur die Garnison werden während der Kriegsjahre im 18. Jahrhundert gewöhnlich ansgelassen. Daß von 1722 an der gesamte Hofstaat, der Geh. Staatsrat und der Geh. Kriegsrat fehlen, beruht auf einem ausdrücklichen Befehl Friedrich Wilhelms I. Der Hofstaat wnrde 1757, der Geh. Staatsrat erst 1775 wieder eingerückt. Mit dem Jahre 1777 erfuhr die Einrichtung des Adreß-Kalenders insofern eine wichtige Änderung, als sämtliche Privatleute, Gewerbetreibende usw. in einen besonderen Anhang gebracht wurden.

Der Vortragende ging dann noch auf die ökonomische Verwaltung des Adreß-Kalenders ein, die mit der der übrigen von der Akademie herausgegebenen Kalender gemeinsam war nnd seit 1765 in der Form der Verpachtung an buchhändlerische Unternehmer übergeben wurde. Schließlich schilderte er, namentlich auf Grund der einschlägigen Akten der Akademie der Wissenschaften, das Verfahren, das während des 18. Jahrhunderts bei der Redaktion des Adreß-Kalenders, sowie bei der Beschaffung des amtlichen Materials beobachtet wnrde. Die vielfachen Mängel dieses Verfahrens, insbesondere auch die unvollkommene Organisation des Redaktionsgeschäftes führten, je länger desto mehr, zu Unzuträglichkeiten zwischen der Akademie und den Pächtern (Verlegern), sie hatten vor allem die üble Folge, daß die Adreß-Kalender immer später im Jahre erschienen nnd oft eine große Menge von Druckfehlern, Versehen, veralteten und nnrichtigen Angaben enthielten. Bei der gegenwärtigen Benntznng dieser Bücher ist in Anbetracht dessen immer eine gewisse Vorsicht geboten, hauptsächlich in denjenigen Fällen, wo sie als ausschließliche Quelle in Betracht hommen.

E. Bildliches.

XX. Mitteilungen von Boswau und Knauer, Architektur und Bauausführungen. Unser im künstlerischen Baufach unermüdlich tätiges Mitglied Ingenieur Hermann Knauer gibt jetzt eine eigene seinen Neuschöpfungen gewidmete Zeitschrift heraus, von welcher ich heut die 1. Nr. 1. Jahrgang 1907 vorlege. Dies Heft ist erfreulich illustriert nnd es interessiert uns darin vorzugsweise das von uns wiederholt besichtigte Neue Schauspielhaus am Nollendorfplatz in Schöneberg. — die nächste Nummer wird voranssichtlich dem seiner Vollendung entgegensehenden großen „Kanfhaus des Westens“ gewidmet werden,

das sich in imponierenden Verhältnissen in Charlottenburg am Wittenbergplatz erhebt, Ecke Tauenzien-, Ansbacher- und Passauer Straße.

XXI. U. M. Herr Architekt Kühnlein hatte darauf aufmerksam gemacht, daß im Bezirk der Försterei Schenkendorf bei Guben ein mutmaßliches Hünengrab vorhanden sei. Ich übersendete die bezüglichen Notizen unserm Ehrenmitglied Professor Dr. Jentsch, der sich der Sache in gewohnter Gefälligkeit und Gründlichkeit annahm.

Geht man von Guben die südliche Kreischaussee nach Schenkendorf, Niemitzsch, Markersdorf, Forst i. L. entlang, so sieht man links von ihr, jenseits, südlich der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahn und weiter südlich vom Wege Schenkendorf — Tzschernowitz (jetzt Waldweg, ehemals größere Verkehrsstraße) einen langgestreckten ostwestlichen Höhenzug, der das Gesichtsfeld begrenzt und ganz mit Kiefernwald bedeckt ist. Etwa in seiner Mitte liegt auf einer mäßigen Erhebung, an die westlich eine höhere, auch flache, stößt, der als Grab bezeichnete Hügel, eine flachkonische Kuppe, unvermerkt in eine flachere allseitige Absenkung übergehend, die möglicher Weise vorzeiten durch Abspülung des Bodens von der künstlichen Erhöhung entstanden ist. Die flache Kuppe, ungefähr kreisförmig, mißt noch jetzt im Durchmesser 15—16 Schritt zu 60 cm also rund 10 Meter. Einzelne 40 bis 60 jährige Kiefern stehen auf der Erhöhung. Im südlichen Teil sind Spuren einer alten Eingrabung sichtbar. Von Osten ist Herr Hegemeister Rohr, der Bezirksförster, in der Annahme ein Ganggrab vor sich zu haben, einer der gedruckten Anweisungen folgend, auf der Bodensohle hineingegangen, aber durch nachfallenden Boden und große Steinblöcke abgeschreckt worden und hat die Haube wieder sorgfältig geschlossen. Hiernach liegen etwa 75 cm unter der gegenwärtigen Oberfläche dicht gepackte Haufen faust- und kopfgroßer Steine, vielfach mit Sprengflächen, weiter unten kürbisgroße, noch tiefer Blöcke vom Umfang eines Zweischeffelsacks oder eines halben Wollenballens. Eine Grabkammer liegt nach dem Gesamteindruck nicht vor, es ist also wahrscheinlich, daß die etwaigen Graburnen zerdrückt sind.

In diesen Steinhügelgräbern, den ältesten des Lausitzer Typus pflegen die Bronzebeigaben äußerst gering zu sein. Die allfälligen Arbeitskosten der Abdeckung veranschlagt Herr Rohr auf etwa 70 M.

Herr Jentsch schlägt vor, lieber Schritte zu tun, daß dies seltene Grab erhalten bleibe als einer der charakteristischen Typen des ältesten Lausitzer Formenkreises. Da das Grab forstfiskalisch ist, ließe sich das Bewachungsgebot ohne besondere Schwierigkeit aussprechen.

Ich trete den Ausführungen des Herrn Prof. Jentsch durchaus bei; die Brandenburgia würde dem Herrn Provinzial Konservator sehr dankbar sein, wenn er die nötigen Schritte zur Sicherung dieses ehrwürdigen Volksdenkmals unternehmen wollte.

Die Ihnen vorgelegten von Herrn Jentsch am 12. Oktober v. J. aufgenommenen Photographien zeigen den ganzen Hügel von Süden, ferner die Südostseite desselben sowie endlich die Südwestseite.

Herrn Jentsch gebührt ebenso wie Herrn Kühnlein Dank für die Anregung der Untersnchung nnd für letztere selbst.

XXII. Steinhansen-Ansstellung. Die freie Lehrervereinigung für Knnstpflege ladet zu einer den eingangs genannten Meister feiernden Ansstellnng im Dürer-Hause, Kronenstr. 18 ein. Die Ausstellnng bietet neben sämtlichen Vervielfältigungen (Lithographien, Radiernngen usw.) eine große Anzahl von Original-Handzeichnungen aus dem Privatbesitz des Meisters, die einen Einblick in das gesamte graphische Schaffen Steinhansens gestatten, und einige Kartons zn den Gemälden in der Aula des Kaiser-Friedrich-Gymnasiums zn Frankfurt am Main.

Verbindlichen Dank für die Einladnng zur Besichtigung, zu welcher wir nnsere Mitglieder hierdurch anffordern.

XXIII. Eine harmlose Erinnerung an die Biedermaier-Zeit, über welch letztere ich in der letzten Sitzung gesprochen, lege ich Ihnen in folgender Form vor: „Ein Ständchen vor dem Potsdamer Tor.“ Unterhaltendes Würfelspiel für fröhliche Zirkel. Mit 8 Knpfern nnd 3 Würfeln. Berlin bei Carl Scheuer.

Dies nns fast kindlich anmntende Spiel mit 8 bunten Kästchen war keineswegs für Kinder, sondern in erster Linie recht eigentlich für Erwachsene, in der Tagesliteratnr bewanderte Damen und Herren bestimmt. Es legt Zengnis ab, in wie harmloser Weise sich die Berliner vor 80 Jahren vergnügten. Das vorliegende Exemplar rührt etwa aus dem Jahre 1825 her und zeigt nns in kolorierten Knpferstichen von Tarockkartengröße: 1. Mad. Kunze; 2. Fiekchen, Dienstmädchen; 3. Herrn Hintze; 4. Lina, ältliches Kindermädchen mit einem Glas Weißbier in der Hand; 5. Säbelknopff, Unteroffizier; 6. Valentin aus Kyritz; 7. den an Schiller in seiner Goblitzer Tracht erinnernden Herrn Kunze nnd 8. die wohlbeleibte Küchenfrau, die Kostüme etwa aus der Zeit von 1790 gewählt.

Dabei liegt eine Spielanweisnng für das Answürfeln.

Herr Professor Dr. Pniower teilt mit: Die Posse „Ein Ständchen vor dem Potsdamer Tor“ wurde im Berliner Schanspielhans vom 31. Angnst 1823 bis znm 6. September 1857 aufgeführt. In dem „Statistischen Rückblick über die Königlichen Theater in Berlin“ von Schäffer nnd Hartmann heißt es S. 23 nach dem Titel der Posse: Vaudeville-Posse in 1 Akt, Wahl der Melodien von C. Blnm. In einem Nekrolog auf den jungen Gern, der das Kindermädchen oder die Kinderfrau spielte, nennt Friedrich Tietz (Entsch, Deutscher Bühnenalmanach anf d. J. 1869, 34. Jahrgang) Carl Blnm als Bearbeiter. Die Rolle der Lina gehörte zn den besten Gerns.

U. M. Herr Rektor Monke hat mir dies kulturgeschichtlich Interesse erregende Kartenspiel geschenkt; ich überweise es mit bestem Dank hiermit dem Märkischen Musenm.

XXIV. Herr Landschaftsmaler nnd Gymnasial - Zeichenlehrer Johannes Zuckert stellt nns hent Abend eine stattliche Anzahl von Bildern vor, welche sich zumeist anf die Gegend Alt Berlins zwischen Stralaner Straße und dem rechten Spreeufer beziehen. Ich erteile Herrn Zuckert das Wort, der Folgendes ausführte.

Herr Geheimrat Friedel war so liebenswürdig, mir zu gestatten, Ihnen von mir gefertigte Aquarelle vorlegen zn dürfen, die den ältesten Teil Berlins behandeln, der schon teilweise der Spitzhacke zum Opfer gefallen ist oder in nächster Zeit derselben den Tribut zahlen soll. Durch Anlage einer den Namen Roland-Ufer erhaltenden Straße vom Molkenmarkt bis zur Waisenbrücke muß ein großes Stück Alt-Berlins fallen nnd so zeigen 5 Bilder die Gegend an der Spree, wie sie noch angenblicklich aussieht. Das erste Bild bringt die Hinterfronten von Molkenmarkt 1, vom alten Gefängnis nnd dem Krögel. Molkenmarkt 1 gehört zn den ältesten Gebänden, denn schon in alter Zeit war es ein kurfürstliches Hans und vom Kanzler Diestelmeyer bewohnt. Das Gefängnis wurde 1791 eingerichtet. Während das zweite Bild die weitere Folge darstellt, bringt das dritte einen Teil der Uferbefestignng, die teils Haustein, teils Verschalung zeigt. Das vierte Bild hat den Speicher, welcher an der Ecke der Kleinen Stralauerstraße belegen, zu Kleine Stralauerstr. 4, 5, 6 gehört und in die Spree hineinragt, zum Vorwurf. Den Schluß dieser Serie bildet die Waisenkirche nebst der neuen Waisenbrücke. Die Kirche, 1698—1727 von Grünberg erbaut, hat leider weichen müssen, nm einem Nenbau für das Verwaltungsgebäude der Gaswerke Platz zu machen.

Verfolgen wir nun die Neue Friedrichstraße, so zeigt das nächste Bild noch einmal die Waisenkirche von der Neuen Friedrichstraße ans gesehen. In der Kleinen Stralauerstraße sind sehr bemerkenswert die Häuser Nr. 4, 5, 6. Drei Bilder zeigen diese Gegend. Die drei Gebäude bilden ein Grundstück und beherbergen die letzte Gerberei im Innern der Stadt. Wie alt dieselbe ist, war leider nicht festzustellen; da hier jedoch im alten Berlin das Schlachthaus gestanden hat, so wird wohl auch das Alter der Gerberei bis anf diese Zeit znrückreichen. Während Nr. 4 im Jahre 1768 als stattliches Patrizierhaus erbaut ist, soll der älteste Teil des Grundstückes der hentige Pferdestall sein, denn derselbe ist noch ans Lehmpatzen hergestellt.

Unter den alten Gebäuden in der Stralanerstraße nehmen die Nummern 42 und 35 den wichtigsten Platz ein. Nr. 42 ist 1687 von Johann Westarpf nnd Anna Kramers erbaut, wie eine ovale Sandsteintafel am linken Seitenflügel auf dem ersten Hofe besagt. 2 Bilder zeigen

dieses Grundstück. Bemerkenswert ist der Giebel des Vorderhauses nach dem Hofe zu und eine Loggia an einem Seitengebäude. 2 weitere Bilder geben uns einen Einblick in Nr. 35. Während das eine die Gebäude Nr. 35 und 36 vom Landré'schen Weißbierbrauhaus zeigt, bringt das andere nicht nur die Bauart, sondern auch die unglaubliche Enge des Hofes zum Ausdruck, der selbst im Hochsommer nur eine Stunde Sonnenschein erhält.



Kleine Stralauer Straße 4–6.

Vier weitere Bilder veranschaulichen nun den ältesten Teil Berlins, den Krögel, und zwar nicht nur die Straße, sondern auch den Hof mit seinem von Holzstützen getragenen ausladenden Obergeschoß, seinem Treppenanfang und eine Gesamtansicht über den Krögel und seine Nachbargrundstücke.

Das letzte Bild stellt den Hof von Fischerbrücke 5 dar; bemerkenswert wegen der Überkreuzung des Erdgeschosses, was nur noch an wenigen Gebäuden Alt-Berlins zu beobachten ist.

Die Ausstellung wurde sehr beifällig begrüßt und vom Vorsitzenden für dieselbe verbindlichst gedankt.

Zwei nach Photographien hergestellte Bilder stellen das erwähnte merkwürdige Grundstück Kleine Stralauerstr. Nr. 4 bis 6 mit seinen wunderlichen Bauten im Hof und vom rechten Spreeufer dar.

XXV. Über Torkeulen und Verwandtes hatte sich Herr Oberlehrer Dr. Fuchs-Friedenau im Verein für Volkskunde am 25. Januar d. J. mit dem Titel geäußert „Die Keule im Kasten“. Da der Gegenstand sich mit Überlebseln und Überlieferungen, die in unserer Provinz Brandenburg mehrfach vorhanden sind, innig berührt,



Kleine Stralauer Straße 4—6.

so habe ich Herrn Fuchs gebeten, uns hierüber in der Brandenburgia am heutigen Abend eine Mitteilung machen zu wollen.

Herr Oberlehrer Dr. Fuchs macht auf die vielfach in der Mark (Jüterbog, Müncheberg, Crossen, Frankfurt, Treuenbrietzen, Sorau, Guben) und auch sonst (in Mecklenburg: Woldegk, in Sachsen: Wittenberg) vorkommenden Keulen aufmerksam, die an den Stadttoren an Ketten aufgehängt sind neben einer Tafel mit der Inschrift: „Wer seinen Kindern gibt das Brot Und leidet selber Not Den schlage man mit dieser Keule tot.“ Der Spruch gehört zu einer weit verbreiteten

Erzählung von einem reichen Manne, der sein ganzes Vermögen schon bei Lebzeiten an seine Kinder abgegeben hatte nnd nun von ihnen schlecht behandelt wurde, weshalb er auf den Gedauken kam, eine Kiste anfertigen zn lassen, in der er vorgab noch Schätze zu besitzen; die Kinder ändern ihr Betragen in Erwartuug des Erbes, finden aber nach dem Tode des Vaters in der Kiste nichts als Sand nnd Steine nebst einer Keule mit der Beischrift. Es erscheint nnu höchst merkwürdig, daß man gerade diesen Sprnch an so hervorragender Stelle an deu Stadttoren augebracht hat; denn die Sache war doch uicht von solcher Wichtigkeit für die Städte, um iu so öffentlicher nnd so kräftiger Weise die Warnnng anszusprechen. Anßerdem ist die Sprache des Spruches, der sich in dieser Form nicbt vor der Mitte des 16. Jahrhuuderts nachweisen läßt, durchaus neuhochdentsch oder neuniederdeutsch, während die Kenlen entschieden älter sind. Man köunte daher annehmen, daß die Keulen nrsprüuglich einen anderen Siun hatten und allein an den Toren hingen und daß man daun, als dieser Sinn in Vergessenheit geriet, auf den Einfall kam, die Verse aus der bekannten Erzählung hinunterzusetzeu. Diese Annahme wird für Crossen bestätigt durch eine Angabe in v. Obstfelders Chrouik der Stadt Crosseu, S. 25, wo es heißt, daß als äußeres Zeichen der 1317 verliehenen, namentlich peinlichen Gerichtsbarkeit eine eichene Kenle diente, die an Ketten au dem Rathause, später (nach dessen Einäscherung, 1482) an dem Odertore aufgehäugt wurde. Die Keule als Symbol der Gerichtsbarkeit scheint aber sonst nicht vorzukommen, dagegen wäre vielleicht au einen Zusammenhaug mit den Schulzenkenlen oder -knütteln zu denken, die ja als Abzeichen des die Dorfgerichtsbarkeit ansübenden Schulzen auzusehen sind. Die Kenlen sind auch tatsächlich mehrfach (Müncheberg, Crossen, Guben) gewaltige Rebstöcke oder haben die Form derselben. Die Keulen der wilden Männer im preußischen Wappen werden wohl damit nichts zu tun haben. Der Vortragende richtet die Bitte an die Versammluug, ihu durch die Beibringnug von weiterem Material zu uuterstützen, um darans mit größerer Bestimmtheit zu eiuer Erklärnng zu gelaugen; besonders wären ihm genauere Augaben über Alter nnd Form der Keule sowie über die Verbreituug der Erscheinung sehr erwünscht.

Die mit lebhaftem Dank aufgenommene Mitteiluug des Herrn Dr. Fuchs regte eine lebhafte Erörterung an, bei welcher sich verschiedene Mitglieder beteiligten.

Herr H. Maurer machte daranf anfmerksam, daß in der Gymnasial-Sammluug zu Guben von der Brandenburgia eine dergleichen Torkeule besichtigt worden sei, welche aus der wunderlich knotig gestalteten Wurzel eines Rebstocks angefertigt ist nnd an einem der Gubener Stadttore befestigt war.

Herr Rektor Otto Monke berichtet Nachstehendes.

In Müncheberg hielt man die Keule an Küstriner Tor früher für ein Wahrzeichen der Weinbau treibenden Stadt; der in der Heimatkunde wohlerfahrene Herr Arndt daselbst behauptete, alle Städte, die eine Keule am Tor hatten, seien früher „Weinstädte" gewesen. Man habe daher sogar geglaubt, die Keule sei eine starke Weinrebe, bis vor 15 Jahren einquartierte Soldaten in der Nacht die Keule herunterholten, durch die Stadt schleiften und vor der Apotheke niederlegten. Bei dieser Gelegenheit habe man sich davon überführt, daß das Holz der Keule Kiefernholz sei, was sie übrigens nach meiner Ansicht auch von unten aus sehen konnten, wenn sie die Keule nicht von vornherein mit dem gedachten Vorurteil betrachtet hätten.

Vielleicht hängen die Keulen des Wirtshausschildes des Gasthofs „Wilder Mann", mit den beiden nackten Männern, die riesige Keulen mit sich führen, mit der Torkeule zusammen.

Der Vorsitzende E. Friedel bemerkt. „Es ist doch recht auffallend, daß in manchen Orten mehrere Keulen an den Stadttoren befestigt sind, z. B. in Jüterbog ihrer drei vor drei verschiedenen Toren. Weshalb dies im Interesse der Stadtbewohner stattgefunden haben solle, ist nicht recht ersichtlich; dergl. Wahrzeichen, Symbole u. ff. wurden doch seit alters am Rathause der Städte zu allgemeiner Kenntnis und Nachachtung angebracht. Dies bringt mich unwillkürlich zu der Erwägung, ob nicht die Torkeulen zur Warnung und Beherzigung der ländlichen Bevölkerung angebracht wurden. Noch jetzt findet durch die Tore der mittleren und kleineren Städte ein reger Verkehr, Kleinhandel und Großhandel (Vieh, Korn, Stroh, Heu, Kartoffeln, Holz, Torf und dergl.) statt; vor der Einführung der Eisenbahnen also in älterer und alter Zeit war das noch viel mehr der Fall. Mir schweben dabei die jahrelangen traurigen Erfahrungen vor, die ich in ländlichen Bezirken der Provinz Brandendurg während meiner richterlichen Tätigkeit gesammelt habe. Ich denke dabei an die Altsitzer oder wie sie auch bei uns genannt werden „Auszügler."

In vielen Teilen Deutschlands herrscht die Sitte, daß der Vollbauer, der Halbbauer, der Kossät, der Büdner, sich schon bei verhältnismäßig jungen Jahren auf Altenteil setzt. Das bedentet bekanntlich, daß er mit dem ältesten Sohn, der die Landwirtschaft voll und ganz übernimmt, einen gerichtlichen, im Grundbuch einzutragenden Vertrag abschließt, wonach dem Altsitzer für die Anfgebung seiner Wirtschaft lebenslänglicher Unterhalt gewährt wird: freie Wohnung, Holz oder sonstige Feuerung, Licht, teilweise Beköstigung, Wäsche, Leinwand und dgl., kurz alles was so zu sagen zu des Leibes Notdurft und Nahrung erforderlich ist. Dergleichen halsabschneiderische Verträge gehen mitunter vollkommen rüstige Wirte ein, mitunter schon von Ende ihrer

vierziger Lebensjahre ab. Die Folgen davon sind oft recht traurige, indem der hartherzige Sohn — häufig ist die Frau und Schwiegertochter hierbei das treibende Element — den Eltern die diesen zustehenden Kompetenzen so viel wie möglich „beknappst", so daß die Eltern mitunter genötigt werden, um nicht Hunger und fortgesetzt sonstiges Ungemach hülflos zu erdulden, gegen die gefühllosen Kinder den Klageweg zu bestreiten. Es sind mir Fälle bekannt geworden, wo die Eltern solchergestalt sich gezwungen sahen, bei den eigenen Kindern Knechtes- und Magd-Dienste zu verrichten. Die Stadtbewohner erfahren von diesen traurigen Verhältnissen vieles. Durch die ehemaligen bäuerlichen Wirte, ihre langjährigen guten und befreundeten Kunden wird ihnen das ganze Elend in Gestalt von trostlosen Klagen vorgeführt. Bei dem besonders früher, patriarchalisch zu nennenden Verhältnis zwischen der Stadt- und Landkundschaft kann ich mir wohl denken, daß die warnende Torkeule recht eigentlich für die in der Stadt regelmäßig verkehrenden Bauern und Bauerfrauen berechnet und gerade deshalb am Tor, durch welches die Landbevölkerung mit den Städtern verkehrte, am richtigen Platze war.

Die Form der Keule oder des Knüttels entsprach dabei vollkommen den Anschauungsgewohnheiten der Landleute. Denn die amtlichen Bekanntmachungen auf dem Lande wurden vom Dorfschulzen (Gemeindevorsteher) unter Benutzung einer Keule (Schulzenstock, Botenstock, Schulzenknüttel) — alles Ausdrücke für dieselbe Sache — von Hof zu Hof befördert. Daher der Ausdruck „Der Knüppel geht um." Der Bote schlug mit diesem Amtsstock an die Haustüren und richtete seinen Amtsauftrag aus. Mitunter waren die schriftlichen Aufträge an den Knüppel angeklebt, angesiegelt oder angebunden. Ließ der Schulzenbote den Schulzenknüppel, mit dem ein zum Umlauf in der Gemeinde bestimmtes Mandat verbunden war, bei einem der Wirte, so hatte dieser die Verpflichtung, den Umlauf weiter zu befördern, d. h. seinem Nachbar zuzustellen, bis schließlich der Knüppel zum Schulzen wieder zurückkehrte. Hie und da hat sich diese primitiv anmutende Sitte noch bis auf den heutigen Tag erhalten. Sie hat bei uns mit dem Wendentum (vgl. Jahrg. XV. S. 359 des Monatsblatts) speziell nichts zu tun, sie ist uralt germanisch, slavisch und keltisch, kommt auch bei anderen Nationalitäten Europas und außerhalb Europas in Asien, Afrika, Australien und Oceaniens vor. So sah ich z. B. im Ethnologischen Museum zu Kopenhagen die Amtsstöcke, welche die dänische Regierung den Wildenhäuptlingen auf den Nikobarischen Inseln verliehen und die zurückgenommen wurden, als Dänemark diese Kolonie aufgab.*) Die Keule ist die

*) Diese Amtsstöcke wurden gelegentlich mit Geboten der Regierung und der Häuptlinge gerade wie unsere Schulzekeulen herum geschickt. Bei afrikanischen Negerstämmen spielen dergl. Keulen und Amtsknüttel noch jetzt eine große Rolle. Die Keule dient als Zeichen der Würde und Gewalt.

primitivste Waffe und gleichzeitig das älteste Zeichen der Herrschaft und des Gebotes. So erklären sich der wilde Mann mit dem Tannenbaum auf den alten Harz-Münzen und die zwei wilden Männer mit den „Amtskeulen“, als Schildhalter des preußischen Wappens, beiläufig auch noch anderer Wappen.

Ich kann die Bitte, welche Herr Dr. Fuchs am Ende seiner höchst anregenden Mitteilung heut vorgebracht hat, nur bestens wiederholen und füge den Wunsch hinzu, daß man meine Anregung, ob nicht die städtischen Torkeulen mit dem ländlichen Verkehr in der Stadt zusammenhängen, ebenfalls in den Kreis der Erwägungen und Untersuchungen miteinbeziehen wolle“.

U. M. Herr Stadtrat Tourbié teilt speziell mit Bezug auf den Schulzenknüppel nachstehende Bemerkungen mit.

„Zu der Notiz „Vom Schulzenknüppel“ S. 359 Jahrg. XV des Monatsblattes.

Die Sitte, vermittelst eines Steckens zur öffentlichen Versammlung zu laden, ist wohl alles eher als wendischen Ursprunges. Im schwedischen Texte der Frithjofssage beginnt der XXII Gesang:

> Til Tings! Til Tings! Budkaflen går
> kring berg och dal.
> Kung Ringer död: nu förestår
> ett kungaval.

was Viehof, wenn ich mich recht entsinne, dahin überträgt:

> Der Budstock geht durch Berg und Tal,
> Zum Ting herbei, zum Ting!
> Ihr Männer, auf zur Königswahl,
> Gestorben ist Fürst King!

Bud heißt sowohl Botschaft wie Gebot. Nach dem, der v. Leinburgschen Ausgabe der Frithjofssage angehängten Wörterbuch bedeutet kafle ein kleines rundes Stück Holz und in der vorliegenden Verbindung Budkafle einen am einen Ende abgesengten und am anderen mit einem Draht oder Schnur umbundenen Stock. In den Anmerkungen zum XXII. Gesange wird unter Bezugnahme auf ein im Jahre 1769 in Upsala erschienenes Glossar der Botenstock als eine altschwedische Einrichtung bezeichnet und hinzugefügt: „Ein Stab von der Länge eines Fußes ward nämlich mit Runen vollgeritzt und rasch von Ort zu Ort getragen, um eine Nachricht schnell zu verbreiten und die Männer zum Tingstein zu rufen. Jedermann war verpflichtet ihn auf der Stelle weiter zu befördern und im Gesetz waren Geldstrafen für den festgesetzt, der den Botenstock liegen ließ, in Unordnung brachte und die in ihn geritzten Zeichen und Runen herausschnitt.“

Der Schauplatz der Frithjofssage ist Norwegen, wo seit Haakon

dem Guten das Rechtswesen geordnet und die einzelnen Volksdistrikte (fylken) bestimmten Tingstätten zugeteilt wurden. Aus den Norwegischen Königssagas des Isländers Snorre Sturlesa läßt sich ohne Mühe eine Anzahl von Belägen für das Laden durch den Botschaftsstock anführen. So heißt es nach einer dänischen Übersetzung in der Saga Olafs des Heiligen, als der König auf einem Hofe Näs Aufenthalt genommen hatte: Der var Kongen 5 Dage og lod ved Budstikke Folket stävne til Tings. Dort war der König 5 Tage und ließ durch Botschaftsstecken die Leute zum Ting laden. Zwei charakteristische Stellen aus der Saga Olaf Tryggwassons mögen noch mitgeteilt sein, aus denen hervorgeht, daß auch die Heerhaufen der Bauern durch Stockbotschaft aufgeboten wurden. Der Königsmacht ausübende Jarl Haakon hatte dem mächtigen Bauern Orm Lyrgja dessen schöne Frau Gudrun abfordern lassen. Nach erfolgter Zurückweisung des Verlangens heißt es: Derimod lod Orm udgaae Budstikke om i alle Bygderne, til alle 4 Kanter, og lod det Bud fölge med, at alt Folket skulde angribe Haakon Jarl med Vaaben og dräbe ham. Han sendte ogsaa Bud til Haldor paa Skerdingstedja, som og straks lod udgaae Budstikke: Dawider ließ Orm Botschaftsstecken in alle Bygden ergehen, nach allen 4 Richtungen und ließ zugleich das Gebot folgen, daß alles Volk Haakon Jarl angreifen und ihn töten solle. Er schickte auch Botschaft an Haldor auf Skerdingsstedja, der auch sofort Botschaftsstecken ergehen ließ. Ferner: Olaf Tryggwasson wollte in Drontheim das Christentum einführen, womit die Bauern nicht einverstanden waren. Derfra sendte han Budstikke over hele Fjorden og stävnede Folk til Thing paa Froste fra 8 Fylker; men Bönderne gjorde Thingbudet til Krigsbud og kaldte alle frie og ufrie Mänd sammen over hele Throndjem: Von dort sandte er Botschaftsstecken über den ganzen Fjord und lud die Leute von 8 fylken zum Ting nach (der Halbinsel) Froste; aber die Bauern machten das Tinggebot zum Kriegsaufgebot und riefen alle freien und unfreien Männer zusammen über die ganze Landschaft Drontheim.

Übrigens wird in der oben erwähnten Ausgabe der Frithjofssage noch ein schottischer Brauch „Cranntara“ geheißen, erwähnt. Er bestand darin, daß der Häuptling ein in das Blut eines Bockes getauchtes angebranntes Stück Holz von Tal zu Tal sandte. Der Versammlungsort war das einzige Wort, welches bei der Abgabe des Stockes gesprochen werden durfte und in wenigen Stunden stand der ganze Clann unter den Waffen. Ähnlich verhielt es sich mit dem Feuerkreuz der Hochschotten, wie es im dritten Gesange von Walter Scotts Jungfrau vom See geschildert wird“.

Herr Rektor O. Monke bringt schließlich zu dem eben besprochenen Thema „Die Keule am Tor“ noch einige Exzerpte aus Simrock bei. Statt des Hammers führt Thor bei Saxo Gramm eine

Keule. Nach Simrock (Handbuch der deutschen Mythologie, Bonn 78. S. 252) erinnern die vielen Kämpfe, welche Thor mit den Riesen bestand, an die Arbeiten des Herkules. Thor bekämpfte auch die Midgardschlange, wie Herkules die Lernäische Schlange. Beide haben überhaupt verschiedene Vergleichungspunkte: Herabsteigen in die Unterwelt u. s. w., was hier nicht weiter berührt werden soll. In Deutschland tritt die Keule an die Stelle des heiligen Hammers, der sich in englischen Kirchen aufgehängt findet (Simrock S. 238), wo er einen dunklen Bezug hat auf den, wie Grimm meint, bloß überlieferten, niemals ausgeübten Gebrauch, lebensmüde Greise zu töten! (Grimm, Rechtsaltertümer.)

In sächsischen und schlesischen Städten hängt die Keule am Stadttor mit der Inschrift: „Wer seinen Kindern gibt das Brot“ u. s. w. (Simrock 238). Denselben Sinn hat die Erzählung vom Schlegel in Colocz. Codex 157.

Der Vorsitzende E. Friedel giebt zu, daß der Hammer als primitives Gerät vielfach der Keule substituiert wird, er hält aber die Keule für viel älter, als eine von der Natur unmittelbar dargebotene Waffe, ebenso wie den Stein seit der eolithischen Epoche her. Der Hammer ist schon bedeutend raffinierter, er stellt bereits ein vollständiges Werkzeug (Artefakt) dar, nämlich eine Verbindung zwischen Keule und Stein, welcher anfänglich angebunden oder in durchlochter Form auf den Keulenstock gesteckt wurde. Auch der Hammer wird hier und da genau symbolisch so wie die Schulzen-Keule angewendet.

XXVI. Herr Dr. Friedrich Solger hielt hierauf einen mit größtem Beifall aufgenommenen Vortrag: Die geographische Lage der Mark, der durch viele wohlgelungene Lichtbilder unterstützt wurde. Wir hoffen, den Vortrag als besonderen Aufsatz bringen zu können.

XXVII. Nach Schuß der Sitzung freie Zusammenkunft im Ratskeller.

Kleine Mitteilungen.

Die Glocken von St. Nikolai in Spandau. — (Nach einem Vortrag u. Mitgliedes des Herrn Oberpfarrer Recke daselbst.)

Als die bei weitem ältesten Glocken von St. Nikolai, die fast 500 Jahre hindurch alle Blitz- und Brandgefahren glücklich überdauert hatten, wurden in erster Linie die beiden kleinen, zusammen etwa 1 Zentner schweren, sogenannten „Signierglocken“ bezeichnet, deren ursprüngliche Stelle der Dachreiter, das Türmchen „baven der Kerke“ war. Die Glocken mochten in der katholischen Zeit als „Wandel“- und Meßglocken — nicht als „Armesünder-

glocke" — gedient haben, nach Einführung der Reformation wurden sie zum "Signieren" („Anzeigen") für den Beginn des Turmgeläuts, zu Taufen, Beerdigungen, besonders aber zur liturgischen Fixierung der Vorlesung der sonntäglichen Perikopen, des Evangeliums und der Epistel, benutzt. Das Glockenseil war durch das Kirchengewölbe hindurch bis nach unten geführt. Im Jahre 1837 außer Gebrauch gestellt, dienten die beiden Glocken zu Ende des Jahrhunderts dem Interimskirchlein der Luthergemeinde, der alten Friedhofskapelle, als Läuteglocken, jetzt befinden sie sich im „Kirchenmuseum" der Nikolaikirche oberhalb der Sakristei, der früheren Marienkapelle, als denkwürdige Antiquitäten. Die kleinere Glocke trägt als Jahr des Gusses die einfache Zahl 1430 in lateinischer Umschrift, dazu das heilige Zeichen des Kreuzes „zur Abwehr dämonischer Gewalten", während die größere oben und in der Mitte mit 10 (4 + 6) wohlerhaltenen, symmetrisch verteilten Medaillons geschmückt ist, die Verkündigung Mariä, die weihnachtliche Geburt Christi — mit Ochs und Eselein, — den Kreuzestod (unter dem Kreuz die beiden Marien), den Vogel Pelikan (Bild des Opfertodes), den Phönix (Bild der Auferstehung), einen Engel mit dem heiligen Buch — darstellend. Einzelne Medaillons kehren in wiederholter Fassung wieder. Die Glocken waren im Gemeindesaal aufgestellt und wurden von den Anwesenden mit lebhaftem Interesse besichtigt.

Der Vortrag wandte sich demnächst den beiden „Uhrglocken" von St. Nikolai, hoch oben über der Turmhaube befindlich, zu. Der furchtbare Brand von 1740 hatte sämtliche Turmglocken fast gänzlich verzehrt; es waren ihrer „3 wohl harmonierende Glocken zum Geläut, 2 Uhrglocken und 1 Chorglocke". Aus dem geretteten und gesammelten alten Glockenmetall (Bronze) wurden bald darauf 2 neue Uhrglocken im Gewicht von 27 (?) Zentnern 1 Pfund, bezw. 10 (?) Zentnern 37½ Pfund für 349 Thlr. 16 Gr. 11 Pf. gegossen. Eine neue Uhr (Seiger) wurde beschafft, „die am 1. Juli 1745 zu viertel und ganzen Stunden zu schlagen anfing". Die alte Turmuhr mußte im Jahre 1860 einer neuen weichen; die alten Uhrglocken sind dieselben geblieben, noch heute, nach 160 Jahren, über Stadt und Gemeinde hin mit treubewährter Stimme die verrinnende Zeit verkündend. Welche Daten und Inschriften mögen die beiden Uhrglocken tragen? Vielleicht jenen ernsten Spruch der „Nürnberger Kirchenuhr: „una ultima", eine die letzte? Niemand weiß es. Wer wagt todesmutig in des Turmes gewaltiger und dunkler Höhe die Untersuchung und Feststellung? — Der Vortrag gab an 3. Stelle von den „Läuteglocken" der Nikolaikirche Bericht. Sie haben ihre besondere Geschichte. Die Chronik erzählt aus den Tagen des Kurfürsten Joachims II.: „Die Kurfürstin Elisabath, Joachims fromme Mutter, schenkte eine Glocke der alten Moritzkirche (jetzt Kaserne in der Jüdenstraße), den Hennigsdörfern, während der Kurfürst eine Glocke von St. Nikolai, 66 Zentner schwer, für sich selber, nämlich für seine neue Domkirche auf dem Schloßplatz zu Cölln an der Spree, einforderte". Das bezügliche Schreiben Joachims an den sich sträubenden Rat der Stadt Spandau vom Tage „Cathedrae Petri" (22. Februar) 1536 ist übrigens sehr energisch gehalten. Die „Spandauer Glocke" („Schelle") fand sonach in dem großen Läuteturm jener Domkirche (die „Glocke" genannt) mit noch 9 andern ihre Stelle. Ihre Spur ist längst verweht. Das-

selbe gilt von den alten und ältern in Spandau verbliebenen, bezw. neubeschafften Läuteglocken. Wir hören von zerstörenden Blitzschlägen, von zersprungenen und umgegossenen Glocken, von Glockenspenden des Kurfürsten Georg, sowie des Grafen Johann Casimir von Lynar; wir lernen die Spandauer und Berliner Glockengießer jener Zeit, einen Martin Grund, einen Christian Heintze von hier, sodann den Meister Andreas Brüggen und den Stückgießer Johann Jacobi aus Berlin kennen: wir blättern mit Interesse in dem alten „project und reglement wegen hiesiger Leichenbegängnisse" das im ganzen 8 Spandauer Kirchenglocken aufführt und in wundersamen Klassifikationen das Puls-, Vor-, Gang-, Nach- und Vollgeläut je nach Stand und Würden der Verstorbenen regelt, auch den Kustos, den Kantor, den Schulmeister, den Schulchor, die Pulsanten und Glockenzieher von wegen der „stillen" und „öffentlichen", der „ganzen" und „halben" Leichen aufs beste informiert und instruiert. — Dann naht jener mächtige Brand in der Nacht vom 24. zum 25. Juni 1740, der den Turm, einst den höchsten in der Mark, und mit ihm das ganze Glockengut in Staub und Asche legte. „Wir mußten fortan" — so erzählt die Chronik — „mit 2 Glocken zum Geläut fürlieb nehmen, die man vom Prinzen von Preußen aus Oranienburg kaufte und die bis hierher 177 Thlr. 6 Gr. 6 Pf. kosteten." Die ältere Herkunft beider Glocken ist unbekannt; sie wurden für Spandau noch im Jahre 1740 durch den Glockengießer Paul Meurer in Berlin umgegossen. Ihr erstes Geläut — recht eigentlich ein Weihnachtsgeläut — erklang, nachdem der Turm in jahrelanger Arbeit wiederhergestellt worden war, am Weihnachts-Heiligabend, den 24. Dezember 1744, „so denn die zweyen Glocken aus dem bisherigen Behältnisse (sie waren wohl auf dem Kirchenboden aufbewahrt worden) in der Christwoche auf den Turm gebracht worden waren".

Die große Glocke mit ihrem tiefen D, 22 Zentner schwer (der untere Durchmesser beträgt 130 Zentimeter), ertönt noch heute zum „Einläuten" der großen Kirchenfeste, zum gottesdienstlichen Geläut, zum „Sterbegeläut", — droben im Glockenstuhl (unterhalb der Turmhaube) von 2 Glockentretern in nicht ungefährlicher Arbeit bedient. Der obere Fries der Glocke enthält Reliefs, Engel mit Glocken darstellend, darunter lesen wir: „Soli Deo Gloria" („Gott allein die Ehre"); unten steht: FUDJT BEROLJNJ J. P. MEURER („J. P. Meurer zu Berlin goß mich"). Der Mantel der Glocke zeigt folgende Inschriften: 1) Gloria summa Deo nostro sit in aethere summo Pax terris et nil non nisi velle bonum. Das ist also das „Weihnachtslied" der Glocke, das „gloria" der heiligen Nacht, das Engellied: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!". Das Lied kehrt oft als Glockeninschrift wieder; Deutsch, in dreifacher Teilung, u. a. auch auf den 3 schönen Gußstahlglocken unserer Lutherkirche (1896). Daß Meurer, der sonst fast durchweg deutsche Glockeninschriften bevorzugte, hier für St. Nikolai die lateinische Inschrift anwendet und noch dazu in ganz unevangelischer Wiedergabe des Textes (der letzte Satz jenes „gloria" heißt wörtlich: „und nur Gutes wollen"), erscheint geradezu unbegreiflich. Vielleicht fand er die wiedergegebene Inschrift auf der alten, aus Oranienburg übernommenen Glocke vor. Unter dem „gloria" befinden sich die Namen des „Ministeriums" (der Geistlichen) und der 5 Kirchenvorsteher:

Ministerium
Georg Lamprecht. P. et Insp.
Joh. Christian Schreiner. Archid.
Georg Gabriel Supen. Diac.
Kirchenvorsteher
Conrad Pauli
J. C. Senst. J. C. Müller.
D. C. Heiner. J. Strehler.

Die zweite Inschrift, auf der Gegenseite der erstern, lautet:

Vivat cum regina
Fridericus Borussia (e) rex
Consules
Christian Lindener. Busso Johann Schwechten.
Joh. Frid. Hertz. Joh. Mart. Kroll
Georg Christoph Sanno
Senatores
Sam. Krieger. Conr. Pauli. Christ. Heinr. Hart
Christ. Frid. Feske. Carl Frid. Bauermüller
Carl Frid. Hering.

Die aufgeführten Namen sind für die Glocken des 17. und 18. Jahrhunderts charakteristisch: Anstatt der Heiligen, Päpste und Bischöfe, wie in vorreformatorischer Zeit und bis heute in der katholischen Kirche üblich, und zwar alles in lateinischer Kirchensprache — die Glocken der hiesigen katholischen Pfarrkirche St. Maria, am 22. Juli 1848 gegossen, erhielten die Namen „Maria" und „Franciscus" — erscheinen hier die Namen des Königs mit der Königin, der Bürgermeister (consules) und Ratsherren (senatores), der Patronatsherren der Kirche.

Die 2., mittlere, Läuteglocke ist einfacher gehalten; sie wiegt jetzt 10 Zentner 75 Pfund (früher 10 Zentner 40 Pfund) und erklingt in dem kleinen g. Ein Glockentreter genügt zur Bedienung. Unter dem obern Fries befinden sich die Relief-Porträts Dr. Martin Luthers und Friedrich Wilhelms III. Darüber: „Gegossen von Hackenschmidt in Berlin." Darunter: „Diese nach dem am 25. Juny 1740 stattgehabten Brande des Turmes am 26. July (1740) gegossene Glocke (aus der kleineren „Oranienburger" Glocke durch Meurer umgegossen) ist im Jahre 1812 bei der großen Kälte gesprungen und am 26. July 1823 wiederum umgegossen worden. Die Kosten wurden durch freiwillige Beiträge der Eingepfarrten Spandows beschafft.

Die 3. im Läutewerk des Turmes befindliche „kleine Glocke" ist die „Rathaus-Glocke", im Jahre 1818 beim Abbruch des alten Rathauses und seines Turmes der Kirche überwiesen. Die Vorgeschichte dieser Glocke ist unbekannt. In den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts erhielt die Glocke einen Sprung; sie wurde 1892 für 400 Mark umgegossen. Ein fast gleicher Preis wurde übrigens im Jahre darauf für zwei alte, schmucklose Bronzeglocken aus der Elisabethkirche in Berlin, beide 1833 von Hackenschmidt gegossen, gezahlt, behufs deren Überführung in die neu gebaute Melanchthonkirche. Die „Rathausglocke" in St. Nikolai, früher

162½ Kilogramm, jetzt 218 Kilogramm schwer, mit der etwas unsicheren Tönung in h, hat oben eine Eichenlaubborte, darunter: „Gegossen von Gustav Collier in Zehlendorf 1892." Die Inschrift lautet:

O Land, Land, Land,
Hoere des Herrn Wort!
(Jerem. 22, 29.)

Die Glocke, mit einer, bis nach unten reichenden Zugleine versehen, wird nur beim Geläut an großen Festtagen mit benutzt. Im übrigen dient sie zum Einläuten des Taufgottesdienstes und des Kindergottesdienstes. Was der St. Nikolaikirche not tut, ist ein großes, schönes, nach allen vier Himmelsrichtungen ausklingendes, harmonisches Viergeläut — unter Verwendung der beiden vorhandenen größern Glocken. Dazu ein elektrisch betriebenes Läutewerk. Die „Rathausglocke" aber möge in den alten „Dachreiter" der Kirche, den einst die beiden „Signierglocken" inne hatten, emporklimmen und von dort mit ihrer zarten, für sich allein nicht unschönen Stimme die Kleinen und Kleinsten zur Kirche laden.

(Unter Benutzung von Nr. 298 des „Anzeiger für das Havelland", Spandau, vom Mittwoch, den 20. Dezember 1905.)

Unser Mitglied Herr Karl Wilke teilt uns folgendes über eine unserer Waldungen mit.

Die große Heide „Werbellin". — Ursprünglich ein gewaltiges Waldrevier mit echtdeutschem Namen, so echt wie alle unsere märkischen Namen, die sich trotzalledem nur sinngemäß aus der deutschen Sprache erklären lassen, so sehr auch die Vorliebe für das Fremdländische, Weithergekommene dagegen ankämpft aus einer Zeit. wo die Muttersprache noch für ungelehrt und unfein galt.

Werbellin hat dieselbe Bedeutung wie die aus den Wagnerschen Tondramen bekannter gewordene Waberlohe und entstand aus dem Zeitwort „werben", das ist wiederkehren, drehen, wenden, noch in Wirbel sprachgebräuchlich, und lin, lyn, lychen, das ist glühen, leuchten, das Licht, sodaß Werbellin mit „wiederkehrendes Licht" zu ersetzen wäre. Dieser Name verweist auf die deutsche Mythologie, die den Wald im allgemeinen für den Wiedergebärer ansah, aus dem nach dem großen Weltenbrande, der Götterdämmerung, die Rückkehr der göttlichen Ordnung in allen irdischen Dingen, sowie des menschlichen Daseins erfolgen sollte. Er galt dem germanischen Inlandbewohner als der Begriff der gewaltigen Unendlichkeit, gleichwie dem Küstenbewohner das Meer. Vom Wald umschlossen, sah er abendlich das hehre Tagesgestirn im Walde untergehen und morgens in ungeminderter Helle wiedererstehen, wie Jener sie aus den Fluten des Meeres auf- und niedertauchen sah. Daß der Name Werbellin auch für den in seiner Mitte liegenden See galt, von dem die raunende Sage erzählt, eine prächtige Stadt oder eine glänzende Burg, eddisch das Albrad, die Lichtburg die Sonne, sei in seinen Fluten versunken, spricht gleichfalls dafür. Held Siegfried, der späte Enkel unseres heimatlichen Sonnengottes, erliegt an einem solchen

Waldgewässer, zum Trinken niedergebeugt, das Sinnbild der untergehenden Abendsonne, dem hinterlistigen Todesstich der finstern Gewalten. In der lichtärmsten Zeit winterlicher Todesstarre holten sich unsere heidnischen Voreltern das „wachende“ Holz, den Nadelbaum aus dem Walde in ihre Behausung, um ihn mit den Sinnbildern der Sonne zu schmücken, das Fest der Wiedergeburt der neuen Frühlingssonne zu feiern. Schon wenn der Hirsch, das deutsche Symbol der Unsterblichkeit, seinen Kampfruf durch den herbstlich stillen, todesbangen Werbellinwald erschallen ließ, spricht zu uns die nie rastende Zeugungskraft unserer Ahne, der Allmutter Erde, durch dieses ihr Geschöpf und Attribut: „Im Vergehen neues Erstehen!“ Im Walde rollt das geheimnisvolle Leben und Wirken der Natur frei und ungehemmt weiter, wo das Vorhandene im Gewesenen wurzelt und sich tief in seinem Schatten birgt, der Wald der Wiedergebärer. (Vergl. Angermünder Zeitung vom 17. März 1906.)

Was bedeutet „Schweinder“? — „Borg“ — „Beier“? — „Schweinder“ ist eine volkstümliche Bezeichnung für die Schweinehirten. (Z. B. Lietzow bei Nauen 1860).

Ein Schweinder lebte 1896 in Schmachtenhagen, Kreis Niederbarnim.

Der Besitzer des Dorfkruges (des jetzigen Salzmannschen Gasthauses) in Schönerlinde Niederbarnim war früher verpflichtet, einen „Bullen“ und einen „Beier“ zu halten. Die Bezeichnung „Beier“ für das männliche Zuchtschwein, den zahmen Eber, soll in der dortigen Gegend allgemein bekannt sein. Mir war er neu. Wohl kenne ich den Namen „Borg“ für ein Tier, das ehemals ein männliches Schwein war; er kommt im Kreise Westhavelland vor; aber die Bezeichnung „Beier“ ist dort nicht bekannt.

Auch der Schulze in Schönerlinde mußte einen Bullen und einen Beier halten. Otto Monke.

Mir ist der Ausdruck „Beier“ für den Zuchteber aus verschiedenen Teilen der Mark, z. B. Umgegend von Berlin und aus der Neumark bekannt.

E. Friedel.

N. W. — Pierre Dubois? — Über diesen merkwürdigen Sozialreformer des Mittelalters vermag ich Ihnen nur das zu sagen, was in der folgenden Gelegenheitsschrift enthalten ist.

De recuperatione Terre Sancte. Ein Traktat des Pierre Dubois. (Petrus de Bosco.) Von Ernst Zeck. Wiss. Beil. zum Jahresb. des Leibniz-Gymn. zu Berlin. Ostern 1905. — Dubois wirkte als Schriftsteller 1285—1314. Er hat ganz merkwürdig moderne Ideen, verwirft den weltlichen Kirchenstaat und macht allerhand soziale, kulturelle und pädagogische Vorschläge, z. B. Ausbildung der jungen Mädchen in Medizin und Chirurgie. Sie sollten bei der Christianisierung der Moslims zunächst auf deren Frauen einwirken. Er empfiehlt das Turnen etc., zeigt sich kurzum wie ein nahezu moderner Mann.

Des weiteren verweise ich Sie an Herrn Oberlehrer Zeck, Steinmetzstrasse 27 selbst. E. Friedel.

Was sind Dörpel? In Nr. 12 Jahrgang XV des Monatsblattes (S. 417) berichtet Herr Rektor O. Monke, daß das Brett, welches in die Tenne quer vor den Ausgang gelegt wurde, Dörpel genannt wurde. Zu diesem Worte möchte ich einige Bemerkungen machen.

In dem Salischen Gesetz, dem ältesten Ende des 5. Jahrhunderts aufgezeichneten, aber weit ältere Überlieferungen enthaltenden Volksgesetz der Salischen Franken heißt es in dem 58. Kapitel: Et postea debet in casa sua intrare et de quatuor angulos terra in pugno collegere, et sic postea in duropalo hoc est limitare stare debet et intus in casa respiciens et sic de sinistra manu de illa terra trans scapulas suas iactare super illum quem proximiorem parentem habet.*) (Und darauf soll er in sein Haus eintreten und von dessen vier Ecken eine Hand voll Erde nehmen nnd soll dann auf der Türschwelle (duropalo) stehen, das Gesicht nach dem Innern des Hauses gekehrt und aus der linken Hand auf den werfen, der sein nächster Verwandter ist). In dem limitare des Urtextes ist schon die Erklärung als Hausgrenze, als Türschwelle gegeben, die in dem Originalwort duropalo-Türpfahl deutlich hervortritt. Im Altfriesischen lautet der Ausdruck durpel, im Ostfriesischen drüppel, im Saterländischen dreppel, im Westfriesischen drompel, drempel, dorpel, im Altfriesischen auch doorpeal, im Nordfriesischen drampel, also Abwandlungen derselben Urform duropalo, die auch in dem Terminus technicus unserer Architekten „drempel" weiterlebt. In dem Niederbarnimer „dörpel" haben wir also ein uraltes deutsches Sprachgut, dessen Sinn nicht zweifelhaft ist, dessen Nachweis für die Provinz Brandenburg um so wertvoller ist, als auch die älteren in Stolpenhagen vorkommenden Bauernhäuser auf niederdeutsche, sächsische Herkunft weisen. Robert Mielke.

Altertümliches aus Beerbaum, Kreis Ober-Barnim.

1. Der Ritter in Beerbaum und der Ritter in Grünthal zerstörten die Burg des Ritters von Gratz am Steinpfuhl und teilten seine Güter unter sich. — Erzählt von einem Arbeiter aus Beerbaum.

2. Beerbaum hat seinen Namen erhalten von den wilden Birnbäumen (Beeren), die früher auf der Feldmark sehr häufig waren nnd jetzt noch vereinzelt auftreten. Die Früchte werden genießbar, wenn sie „mudike" geworden sind. So erklärte Herr Administrator Fricke bei der Pflegschaftsfahrt des Märkischen Museums am 6. November 1904. Otto Monke.

3. An dem Platz zu a fanden wir künstliche Wallanschüttungen, eine Stelle, die wie ein geöffnetes Hünengrab aussah und große Feldsteinhaufen, die allerdings augensichtlich von den Nachbarfeldern zusammengeschleppt waren, dagegen keine Ziegelsteine und keinen Mörtel, auch keine Kulturreste. Doch soll ein Eleve aus Beerbaum, Herr Graf von der Schulenburg, hier eine Totenurne ausgegraben haben. E. Friedel.

*) Clement, Forschungen über das Recht der Salischen Franken. Berlin 1879. S. 236.

Bücherschau.

Heimatkunde der Provinz Brandenburg von H. Quilisch, Rektor in Freienwalde a. O. 3. vermehrte und verbesserte Auflage. Mit Bildern und Karten. Kommissionsverlag von O. Maier, Leipzig [1907]. Brosch. 0,50 Mk., Gebd. 0,80 Mk.

Die an dieser Stelle mehrmals besprochene Heimatkunde liegt in 3. Auflage vor und bietet mannichfache Umänderungen und Verbesserungen. So sind beispielsweise die neuen geologischen Forschungen bei verschiedenen Punkten berücksichtigt worden, so sind die neusten statistischen Ermittelungen über Bevölkerung, Handel und Verkehr durchweg benutzt und die neuen Verkehrswege zu Lande und zu Wasser nachgetragen worden. Die anregende knappe Schilderung wird durch Bilder und Karten ergänzt und hierdurch das Interesse der Schüler, für die das Werk ja bestimmt ist, erheblich erweckt. Man kann der Schrift des verdienten Schulmannes immer wieder nur die weiteste Verbreitung in märkischen Kreisen wünschen. G. Albrecht.

Walther Specht, Rathenower Wanderbücher. No. 1: Rathenow und und nähere Umgebung. Mit vielen Abbildungen, einem Stadtplan und einer Wanderkarte. 8°. 71 S. Rathenow, L. Rackwitz [1906]. Brosch. 0,50 Mk.

Es ist ein sehr löblicher Gedanke, die Bewohner der Mark mit den Schönheiten des Westhavellandes und besonders der Umgebung von Rathenow durch Wort und Bild bekannt zu machen, und wenn diese von Specht herausgegebenen Wanderbücher auch in erster Linie für die Rathenower, die noch Lust zum Wandern haben, bestimmt sind, so werden sie doch alle Märker, die von gleichem Wandertriebe beseelt sind, interessieren. Das vorliegende Büchlein gibt eine durch zahlreiche Abbildungen unterstützte Schilderung der Stadt Rathenow, ihrer Sehenswürdigkeiten und ihrer schönen Umgebung, ferner eine kurze, aber übersichtliche Darstellung der geschichtlichen Vergangenheit von der Gründung bis zur Gegenwart, während der 3. Abschnitt die weitere Umgebung behandelt. Alles ist erschöpfend dargestellt, neben lokalen Schilderungen finden sich geschichtliche und volkskundliche Bemerkungen, und die Sprache des Buches ist anziehend und volkstümlich. Ein genauer Stadtplan und eine gute Karte der Umgegend von Rathenow bis Bamme und Göttlin sind dem gutausgestatteten Büchlein begegeben. G. Albrecht.

Fragekasten.

Der Flurname die Geeren. (Br. XV, 418). R. Andree (Braunschweiger Volkskunde, 1896, 52) vermerkt „Gehren, Gehrenacker . . . zu gêre, f, keilförmiges Stück Land oder Stoff, zwischen anderem auslaufend“. W. v. S.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

18. (10. ausserordentliche) Versammlung des XV. Vereinsjahres.

Feier des XV. Stiftungsfestes.

Freitag, den 15. März 1907, abends 7 Uhr in den Sälen der Ressource zur Unterhaltung.

Oranienburgerstr. 18.

In seiner äußeren Gestaltung lehnte sich das diesjährige Stiftungsfest genau an das vorjährige an. Das Fest begann mit Tanz, während dessen Tee und Kuchen gereicht wurden. Pünktlich um 9 Uhr wurde zur Tafel geschritten. Die Weitläufigkeit der schönen Räume erlaubte diese Anordnung des Festes. Das Essen verlief in der üblichen Weise, und die Pausen zwischen den einzelnen Gängen wurden durch Toaste, künstlerische Vorträge und Rundgesänge ausgefüllt. Die Reihe der Toaste eröffnete der 1. Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel, in folgender Weise.

Hochansehnliche Versammlung!

In unseren gewöhnlichen bürgerlichen Verhältnissen pflegt ja wohl nach Menschenaltern und nach Lebensaltern gerechnet zu werden; wenden wir dies auf unsere Brandenburgia an, so hat dieselbe die erste Hälfte ihres ersten Lebensalters in wenigen Tagen zurückgelegt. Bei einem gewöhnlichen Sterblichen wollen die ersten fünfzehn Jahre noch nicht viel bedeuten. Dagegen muß eine wissenschaftliche Gesellschaft innerhalb dieser Frist im Stande gewesen sein, zu zeigen, ob sie das, was sie versprochen, wenigstens einigermaßen erfüllt hat.

In der am 24. d. M. stattfindenden Hauptversammlung werden wir hierauf ausführlicher einzugehen haben. Bei der gebotenen Kürze meiner Ansprache heut will ich mich begnügen, darauf hinzuweisen, daß die Brandenburgia am 17. Januar 1892 : 11, bei der 2. Versammlung am 7. Februar 1892 : 23 und am Ende des ersten Jahres 142 Mitglieder zählte, während wir jetzt gegen 400 besitzen. Das Monatsblatt 1892 hatte 248 Druckseiten, jetzt haben wir gewöhnlich 500 Seiten, dazu kommen die verschiedenen Archivbände für größere wissenschaftliche

Abhandlungen. Die Zahl der Vorträge und Vortragenden ist beständig gewachsen, desgl. die Zahl der Wanderversammlungen, welche besonders gern besucht werden.

Möge über unserer Brandenburgia auch in der 2. Hälfte ihres ersten Menschenalters ein günstiger und freundlicher Stern leuchten, möge sie auch fernerhin wachsen, blühen und gedeihen!

M. D. u. H. Wir haben die Freude, in unserer Versammlung eine stattliche Zahl von Gästen zu sehen. Namens des Vorstandes und unserer Mitglieder begrüße ich unsere werten Gäste herzlich und hoffe, daß sie mit uns ein paar fröhliche Stunden verleben werden.

Nach guter hergebrachter Sitte gedenken wir bei unserer ersten Ansprache unsers brandenburgischen Markgrafen. Frohe Familienereignisse und auch sonstige Gutes verheißende Vorfälle haben unseren Kaiser und König gerade im verflossenen Jahre beglückt. Wir hoffen, daß dies gleichzeitig eine gute Vorbedeutung für die Zukunft sein werde.

Gern benutze ich auch diesmal die Gelegenheit, an eine von unserm Allergnädigsten Herrn getane Äußerung zu erinnern, welche wörtlich lautet:

> „Ich habe das Gefühl, daß alles, was das Land geworden und was das Reich geworden, schließlich beruht auf einer festen Säule, und diese Säule ist die Mark!"

Eine schönere Anerkennung vermögen wir Brandenburger uns nicht zu wünschen.

Ich bitte Sie auf das Wohl seiner Majestät des Kaisers und Königs unseres Brandenburgischen Markgrafen anzustossen. Er lebe Hoch! Hoch! immerdar Hoch!"

Den nächsten Toast sprach Herr Salomon, indem er im Namen der Gäste der Brandenburgia den Dank aussprach für die fröhlichen Stunden. Herr Professor Pniower feierte die Damen und Herr Kustos Buchholz widmete zum Schluß der Tafel allen denen Worte des Dankes und der Anerkennung, die sich um das Zustandekommen des Festes bezw. um seine Ausgestaltung verdient gemacht hatten. Der erste Rundgesang, das Lied von der Mark, war von Herrn Dr. Solger gedichtet worden und der zweite, das Lied an die märkischen Schönen, von Herrn Dr. Albrecht. Die Reihe der künstlerischen Vorträge eröffnete Frau Kommerzienrat Frickert mit einer Anzahl herrlicher Lieder, die stürmischen Beifall fanden. Darauf folgte ein Gesangstrio vorgetragen von Frau Konzertsängerin Luise Klosseck-Müller, Fräulein Gesa Friedel und Fräulein Gertrud Schmidt. Auch diese glänzende Leistung fand begeisterte Anerkennung. Während der Tafel wurden noch einige Depeschen verlesen, wie von Julius Rodenberg und Fräulein Lemke. Nach der Tafel begann der eigentliche Tanz. Er gewährte einen ganz

besonders anziehenden Anblick, weil wohl die Mehrzahl der Herrschaften, die Jugend geschlossen, in Kostümen (Volks- und historischen Trachten) erschienen war. In den allgemeinen Tanz waren noch einige Intermezzos eingelegt worden: so tanzte die Königliche Hofschauspielerin Fräulein Erna Nitter einen Cake-walk und später tanzte dieselbe Dame und Fräulein Alice Frickert noch zwei reizende Menuetten. Während der Kaffeepause trug Fräulein Nitter noch einige humoristische Gedichte vor, nämlich Nausikaa und Geschichten. Auch in diesem Jahre hatte unser liebenswürdiges Mitglied Herr Hofjuwelier Telge einige künstlerische Angebinde gestiftet, in Form von zierlichen Broschen, die den Damen überreicht wurden, welche ihre Kunst in den Dienst der schönen Sache gestellt hatten.

Der Luckauer Busch einst und jetzt.

Vom Lehrer **Wilh. Krüger**-Luckau.

Neben dem Spreewalde ist einer der interessantesten, leider wenig bekannten Landstriche der Lausitz der Luckauer Busch. In früherer Zeit ein fast undurchdringliches Moor, war er auf der Südseite eine natürliche Schutzwehr des einst als uneinnehmbar geltenden Luckau. In den Gefechten des vorigen Jahrhunderts gewährte der Busch den flüchtenden Bewohnern eine sichere Zufluchtsstätte. Leider hatte man bis dahin von dieser weiten Fläche nur einen ganz geringen Gewinn. Als man vielfach begann, große Wüsteneien der Kultur aufzuschließen, als sich deutlich der Fortschritt der Kulturarbeiten bemerkbar machte, als sich durch rationellen Landwirtschaftsbetrieb die Einnahmen immer mehr erhöhten, als durch umfassende Meliorationsarbeiten in den letzten Jahrzehnten große Landesteile in erfolgreiche Bearbeitung genommen wurden, die einen regelmäßigen guten Erfolg lieferten, da begann man auch nach und nach an die Nutzbarmachung unseres Busches zu denken. Ein Teil der Arbeit ist nun schon getan, ein großer Teil derselben ist aber noch zu überwinden, und unser Busch wird ein trefflicher Beweis für die Nutzbarmachung der einstigen grundlosen Wildnis sein. Nur noch wenigen unserer Ältesten ist es vergönnt gewesen, den Busch in seiner Urgestalt gesehen oder besucht zu haben. Da in Chroniken und sonstigen Schilderungen vollständig unzureichende Nachrichten über die Gestaltung des Busches vorliegen, und der jetzigen Generation infolgedessen jedwede Vorstellung von derselben fehlt, so liegt wohl die berechtigte Veranlassung nahe, den etwa noch vorhandenen Überlieferungen nachzuspüren und auf Grund von Studien und Schlußfolgerungen dieselben zur einem Bilde zu gestalten.

Im Süden der Stadt dehnt sich zwischen Luckau, Görlsdorf, Beesdau und Goßmar der Busch aus, ein ca. 1000 ha großes Areal. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts war er, obwohl der Stadt und zum kleineren Teile den anliegenden Dörfern gehörig, gleichsam ein herrenloses Land. Der Volksmund gliederte das weite Terrain in den Vorderbusch vom Kiebitzberge bis zum Borchelt und in den Hinterbusch vom Borchelt bis Beesdau. Noch um 1830 war der ganze Busch eine Wildnis, in der sich selbst die Anwohner verirren konnten. Ein weites sumpfiges Land, das im Winter vollständig unter Wasser stand, welches im Süden bis dicht an den Stadtgraben heranreichte, bestanden von teilweise verkommenen Erlenbüschen, Birken, Ebereschen, Weidengestrüpp, Rohr und schilfigem Grase, bot es dem mancherlei Raubzeug und Wild ein gutes Versteck. In den vielen flachen und tiefen, schmalen und breiten Gräben wimmelte es von zahlreichen Fischen. Hirsche, Rehe, Fischottern, Wasserhühner, Gänse und Enten fielen dem Jäger zur Beute; außerdem belebten Tausende von Rohrsperlingen, Staren, Möven und Eisvögeln den eigenartigen Landesteil. Unter den mancherlei Arten von Fischen gilt besonders hervorzuheben der Reichtum an Quappen und Peizgern, die in dem ausgebreiteten Wurzelwerk des an den Gräben sich entlang ziehenden Buschwerks eine ruhige Entwicklungsstätte fanden. Die zu Tausenden vorhandenen Blutegel sind vollständig ausgegangen.

Daß in älterer Zeit auch noch anderes Getier[1]) diese Wildnis belebte, beweisen die zahlreichen Funde, die die Torfmacher zu Tage förderten und die Chroniken der Nachbarstädte. So schreibt Lehrer Fahlisch in seiner Chronik von Lübbenau, daß im 16. Jahrhundert neben Wölfen, Bären, Auerochsen auch noch Elen im Spreewalde gelebt hätten. Unser Busch war seinem Charakter nach dem Spreewalde vollständig gleich; also ist der Schluß berechtigt, daß um diese Zeit auch unser Busch noch von diesen Tieren belebt war und ein Herüberwechseln des Wildes aus dem Spreewalde nach dem Luckauer Busch und umgekehrt stattfand. Unsere Lokalgeschichte hat es sich ja leider wenig angelegen sein lassen, dahingehende Nachforschungen anzustellen. Immerhin dürfen wir unsere Vermutung als Behauptung aufstellen und

[1]) Bemerkenswert sind folgende Bestimmungen aus dem Provinzialrecht des Markgrafentums Niederlausitz, redigiert nach den Beratungen und Beschlüssen des vom 27. Februar bis 10. März 1842 versammelt gewesenen Kommunal-Landtages des Markgrafentums Niederlausitz: Hirsche, Rebböcke, hauende Schweine oder Keiler, Erpel oder Enteriche zu schießen, ist das ganze Jahr hindurch erlaubt. Haselhähne können bis zum letzten April, Auerhähne bis zum letzten Mai und Birkhähne bis zum 15. Juni geschossen werden. Wilde Enten und Gänse, Schnepfen und andere Zugvögel sind nur in der Brutzeit zu schonen. Das Schießen junger Hasen und der Einfang junger Schwäne ist nur vom 1. März bis 20. Juni verboten. Bären, Wölfe und andere schädliche Raubtiere können zu allen Zeiten geschossen werden.

finden deren Richtigkeit auch durch Beweise bestätigt. Im strengen Winter 1664 streiften ganze Scharen von Wölfen in der Nähe der Stadt herum. An einen im Jahre 1781 in der Nähe von Bornsdorf erlegten Wolf erinnert heute noch eine sogenannte „Wolfssäule". Und auch das Elen hat im Busche gehaust, wie zahlreiche Funde von Elchknochen im Torfmoore bestätigen. Auch der Geheime Medizinalrat Dr. Behla fand im Luckauer Moor Elchknochen und wiederholt Elchgeweihe in gut erhaltenem Zustande, da dem Torfe eine konservierende Kraft zukommt. Er hat darüber auf dem Stettiner Anthropologenkongreß 1886 in einem Vortrage: „Die frühere Ausbreitung des Elch in Europa" berichtet. Das Elen, welches, sich besonders von Rinden, Baumzweigen, Sträuchern, Schößlingen, Moosen, Binsen, Dotterblumen usw. ernährend, im Sommer mit Vorliebe morastige, wasserreiche Gegenden, im Winter zum Schutz die nahen Wälder aufsucht, fand gerade in der Lausitz und besonders auch im Luckauer Busch, wie in anderen sumpf- und moorreichen Gegenden unseres Vaterlandes einen guten Nährboden. Wenn wir uns nun bei dieser Gelegenheit die Frage vorlegen, warum das Elen mit einem Male aus unserer Gegend verschwunden ist, so wird die Antwort dahingehend lauten, daß nicht klimatische Veränderungen, sondern die Ausrottung der Wälder, die Austrocknung der Sümpfe, die besseren Feuerwaffen und die größere Jagdgeschicklichkeit dieses Wild verdrängt haben. Ja heute ist sein Aufenthaltsgebiet trotz aller Verordnungen schon ganz nach dem Norden zurückgeschoben, so daß es nicht ausgeschlossen erscheint, daß durch die weiter fortschreitende Kultur, durch eine Seuche und andere Umstände das Elen bald das Schicksal ereilen kann, das bereits eine andere Hirschart, den Riesenhirsch, das Schicksal des Aussterbens betroffen hat. In Preußen haben wir nur noch einen verhältnismäßig kleinen Bestand: Der Forst Ibenhorst bei Memel.

An dieser Stelle muß auch betont werden, daß unsere Luckauer damals in der guten alten Zeit lebten, die so mancher heute noch zurückersehnt, in welcher Fischerei und Jagd „frei" waren. Wer damals nach Holz oder Gras in den Busch kahnte, der führte gewiß auch seine Feuerwaffe mit sich. Ja, mancher Handwerker, der sicher besser getan hätte, im Interesse der Familie seinem Berufe nachzugehen, und der vielleicht auch geschickt war, auf dem goldenen Boden des Handwerks seine Familie zu ernähren, der lungerte lieber Tag für Tag im Busch herum und verfiel auf diese Weise in ein Bummelleben. Als sich dann die Unfälle infolge des Schießens mehr und mehr häuften, wurde das Jagen verboten und die Berechtigung um 1850 verpachtet. Vereinzelte schmale Stege, die nur im trockenen Sommer zu begehen waren, auch mehrere Überbrückungen nach Art der alten Spreewaldbänke am Nordrande gewährten den Zugang zu dem Busch. Verhältnismäßig gering

wurde diese Wildnis nutzbar gemacht. Alljährlich gestattete der Rat den Bürgern eine mit Strohbändern abgegrenzte Fläche abzuholzen. Sobald das Eis im Winter das gefahrlose Passieren gestattete, ertönte eines Tages aus dem Busche heraus ein starker Schuß, und jung und alt zog nun eiligst mit Schlitten ausgerüstet hinaus, um das notwendige Brennmaterial auf der bezeichneten Stelle einzuheimsen. Daß diese Wallfahrt stets von allen möglichen lächerlichen und tragikomischen Vorkommnissen begleitet war, darf wohl als selbstverständlich angenommen werden. Wie mögen die Lachmuskeln in Tätigkeit getreten sein, wenn dieser oder jener über einen der zahlreich vorhandenen Baumstümpfe oder „Kupen“ stolperte oder neben demselben mit Wehegeschrei durch die dünne Eisdecke in den Sumpf sank und ein gesundheitsförderndes Moorbad nahm. Recht unangenehm empfand ein großer Teil der Bürgerschaft die milden Winter, in welchen der Rat das Holzholen wegen der damit verbundenen Gefahren nicht gestattete. Und ganz enttäuscht war man, wenn man später seine Rechte geltend zu machen suchte und den Holzbestand nicht mehr vorfand. Die Vorstädter hatten trotz des Verbots des hohen Rats rechtzeitig „gebuscht“, auch Streuling und Rohr in reichem Maße gesammelt, und in so vorsichtiger Weise, daß selbst der Buschpfänder anscheinend nichts davon gemerkt hatte.

Über die früheren Wasserverhältnisse und den Luckauer Busch in sanitärer Beziehung hat mir Dr. Robert Behla, der mehr als 25 Jahre hier als Arzt und Kreisarzt tätig war, in dankenswerter Weise folgende äußerst wertvolle und interessante Mitteilungen gemacht:

„Der ausgedehnte Busch, früher sehr feucht, hatte torfigen Untergrund, war dicht mit Erlen und Eichen bewachsen und jährlichen Überschwemmungen ausgesetzt. Der hohe Grundwasserstand und die südlich gelegenen Zuflüsse der Berge, das Beesdauer und Goßmarer Fließ mit ihren vielfachen verzweigten Gräben andererseits, brachten Stauungen mit sich, mit wenig fließendem stagnierenden Wasser, in dem vegetabilische Substanzen in reicher Menge der Zersetzung anheimfielen. Dazu kam, daß der sehr unregelmäßige, hoher Ufer entbehrende, versandete weitere Flußlauf der Berste im Norden der Stadt keinen Abfluß gestattete, so daß der Busch im wahren Sinne des Wortes einem fortwährend stagnierenden Sumpfe glich. Es ist selbstverständlich, daß diese mißlichen Wasserverhältnisse zu vielfachen Beschwerden seitens der Adjazenten Veranlassung gaben über Wiesen- und Ackerüberschwemmungen, über Mißernten des Wiesenheus, der Feldfrüchte usw. Mehrere dicke Aktenbände liegen vor betreffend die Räumung des Berstefließes von Beesdau bis Golzig und weiter, sowie die wegen des Wasserstandes der Berste und deren Anstauung gepflogenen Verhandlungen, welche bis auf das Jahr 1805 zurückreichen. Es wurde, so gut es ging, Abhilfe geschaffen. Sie beschränkte sich meist darauf, daß der Besitzer

der Golziger Wassermühle gezwungen wurde, die Schützen zu ziehen, um den Wassermassen Lauf zu lassen. Aber mit den Jahren stellte sich immer klarer heraus, daß diese Maßregeln nicht genügten. Der unregelmäßige Lauf der Berste, die niedrigen Ufer, die Versandung und Verkrautung, die fortwährenden Klagen der Einwohner Luckaus über die Überschwemmungen des Stadtbusches usw. ließen die Notwendigkeit einer durchgreifenden Bersteregulierung als dringend hervortreten. Das Königl. Landratsamt in Luckau und die Königliche Regierung in Frankfurt a. O. nahmen sich der Angelegenheit an; es wurden von Fachmännern Gutachten eingeholt, die Arbeiten in Angriff genommen, aber es vergingen Jahre, Jahrzehnte, ehe die Bersteregulierung definitiv zu Stande kam. In den sechziger Jahren schließlich wurde eine Schauordnung von der Königl. Regierung erlassen, welche die Verhältnisse fortan regelte. Die Vorflut der Berste von der Beesdau-Luckauer Grenze und die Zuflüsse waren somit gesichert, die Abzugsgräben im Busch gereinigt, die sogenannte „Kahnfahrt“ im Luckauer Stadtbusch gerade gelegt, Tiefe, Breite, Uferhöhe der Berste normiert, Säuberschwellen angebracht und Bestimmungen getroffen, daß in jedem Jahre eine Schaukommission den Flußlauf von Beesdau bis Lübben, dem Ort des Eintritts der Berste in die Spree, einer Besichtigung unterzog. Wesentliche Verdienste um das Zustandekommen der Bersteregulierung haben sich der nachmalige Ministerpräsident Otto v. Manteuffel und der Königliche Landes-Ökonomierat Dr. Koppe in Beesdau erworben. Sehr bald besserten sich die Verhältnisse im Luckauer Busch.

Diese Bersteregulierung hatte nicht nur einen eminent wirtschaftlichen Nutzen, sondern auch einen großen sanitären Erfolg. Es ist bezeichnend, daß bei den vielen Beschwerden der damaligen Zeit unter den Gründen zur Herbeiführung besserer Zustände niemals, mit keinem Wort, der sanitäre Grund genannt ist. Der Sinn für die Aufgaben der Hygiene war noch nicht erwacht. Die Chronik von Professor Petter erwähnt, daß Luckau wegen seiner Lage in einer sumpfigen Niederung in früheren Jahrhunderten unter anderem sehr am Sumpffieber zu leiden hatte. Nach authentischen Nachrichten von Ärzten und den Aussagen älterer noch lebender Luckauer grassierte unter den Einwohnern das „kalte Fieber“ so heftig im zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts, daß es zu den gewöhnlichsten und häufigsten Krankheiten in der Stadt zählte, und es wenig alte Leute gibt, die nicht in ihrer Jugend von dieser Krankheit befallen waren. Erwachsene wie Kinder erkrankten daran. Die gewöhnlichste Form war die Quotidiana, aber auch die Tertiana war nicht selten. Beobachtet wurde auch die Quotidiana duplex, ante ponens und post ponens und vielfach larvierte Formen. Nicht selten waren auch schwere perniziöse Formen, Cachexie, Blutarmut, sedematöse Schwellungen etc., weil die Krankheit oft sehr lange

den ganzen Sommer und Herbst bis in den Winter hindurch dauerte und Rezidive an der Tagesordnung waren. Es ist interessant mitzuteilen, welche Volkserfahrungen noch heute im Munde des Volkes leben. Es heißt: es wurden nur Personen krank, welche im Busch zu tun hatten. — Es wurden die Personen besonders befallen, welche sich sehr früh Morgens oder spät Abends im Busch aufhielten, vor allem die Pfänder und Hirten. — Wer im Kahne fuhr, bekam das Fieber leichter als die, welche auf den Ufern gingen; wer auf dem Kiebitzberge, einer sandigen Erhöhung im Busch, arbeitete, wurde meist verschont. — Namentlich im Juli ereigneten sich die meisten Erkrankungen; dieser Monat war sehr gefürchtet. — Wer anscheinend geheilt, wieder in den Busch ging, erkrankte von neuem. — Der Pfänder wurde das Fieber garnicht los. — Kinder erkrankten regelmäßig, wenn sie „im kleinen Bad“, einer Badestelle in der „Kahnfahrt“, abends gebadet hatten. — Nach großen anhaltenden Überschwemmungen, „wenn der Busch blank stand“, hörten meist die Erkrankungen auf, ebenso zum Winter, wenn es frühzeitig fror. Offenbar bildete der Busch einen Malariaherd schlimmster Sorte; die notwendige Arbeit zur Sommer- und Herbstzeit in diesem Terrain machte die Patienten immer wieder rückfällig. Was Wunder? wenn das Chinapulver, weil es nicht helfen wollte, in Mißkredit kam und dem Aberglauben Tor und Tür geöffnet wurde, um so mehr als die früher wendische Bevölkerung dazu sehr neigte. So galt als Volksmittel: Essen von rohem Meerrettich, von Salat (mehrere Tage hindurch allein diese Speise), Essen von Mutterkorn, Roggenährenblüten (7 Stück), von Milchhirse (3 Tage hintereinander). — Sehr im Schwange war folgendes Verfahren: Der Patient mußte am Tage mittags 12 Uhr eigenen Urin ins Grab gießen, wenn jemand begraben wurde und dabei den Namen Gottes anrufen. — Ferner: wenn das Fieber garnicht nachlassen wollte, sollte man an fließendes Wasser gehen zur Mitternachtszeit, sich Wasser über den Kopf gießen und dabei folgenden Spruch sagen: „Der Fuchs hat keine Lunge, die Taube hat keine Galle, hier lasse ich mein 77. Fieber fallen, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Dies mußte 3 mal wiederholt werden. — Man sollte, „um das Fieber loszuwerden“, im Felde an eine Grenzfahre gehen, dort ein Loch graben, einen Löffel Salz in einen Lappen binden, diesen an den Mund nehmen und dann in das Loch legen, wieder Erde darüber werfen und dabei sprechen: „So vertrockne mein Fieber im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ — Es gab auch vielfach Symphatiemänner und -frauen, welche das Fieber versprachen. Im nahen Spreewalde existierten sogenannte kluge Frauen, welche in unserer Gegend einen großen Ruf hatten. Die größte Autorität besaß eine Frau in Burg. Sie gab ein Stückchen rohen Meerrettich, welchen sie „bepustete“, und den dann der betreffende Patient essen

mußte." — Selbst mehr aufgeklärte Leute machten in ihrer Verzweiflung davon Gebrauch. Ein Lehrer, der „nun schon 19 Jahre daran litt", bekam von einem Sympathiemanne einen kleinen Beutel, in dem ein geschriebener „Spruch" sich befand, diesen mußte er auf der Brust tragen. Binnen drei Tagen sollte das Fieber weichen etc. —

Man sieht aus Vorstehendem, wie sehr das Fieber damals in Luckau herrschte; ebenso auch an den an der Grenze des Busches liegenden Dörfern Sando, Wittmannsdorf, Goßmar, Beesdau, Görlsdorf, Frankendorf, Freesdorf und Kahnsdorf. Merkwürdig ist, daß mehrere glaubwürdige Leute bestimmt erzählen, daß nach den vorerwähnten Prozeduren und Versprechen das Fieber auf einige Tage und Wochen wegblieb, — dann aber wiederkehrte.

Wie sehr aber das Fieber in der Volksvorstellung Platz gegriffen hatte, ist daraus ersichtlich, daß es in unserer Gegend noch heute gang gang und gebe ist, von 7 blühenden Roggenähren, die man zuerst erblickt, die Blüten zu essen, um sich vor dem Fieber zu schützen, daß es auf den Dörfern heißt: das Fieber ist 77 erlei, und daß man auf dem Lande bei akuten Erkrankungen, die mit Schüttelfrost beginnen, am andern Tage erfreut ist darüber, wenn das „kalte Fieber" beseitigt ist. Die Medizin hat angeschlagen, und dies ist oft ein Grund, weiter nichts zu gebrauchen, denn „das Fieber" ist weg.

Seinen Höhepunkt scheint die Malaria gehabt zu haben in unserer Gegend in dem 3. bis 5. Dezennium des vorigen Jahrhunderts. Nun ist es sehr interessant zu verfolgen, wie Hand in Hand und gleichzeitig mit der Bersteregulierung, die sich mehrere Jahre hinzog, auch das Sumpffieber an Intensität abnahm. Die Affektionen wurden zur Verwunderung der Einwohner in Stadt und Umgegend seltener, mit jedem folgenden Jahre ging die Zahl der Fieberkranken zurück, so daß der damalige Apotheker Jacob über den geringen Chininabsatz klagte. Bemerkenswert sind die Beobachtungen und Angaben des Sanitätsrats Dr. Bahn, der seit 1857 in Luckau praktiziert. Im Anfange seiner Praxis waren die Intermittensfälle, die noch ein Jahrzehnt vorher an Zahl die anderen Krankheiten überragten, schon im Fallen begriffen. Er hat wesentlich mit dazu beigetragen, dieselbe ganz zum Verschwinden zu bringen. Als früherer Militärarzt, in Sumpffiebergegenden vielfach tätig gewesen, war er in der Malariabehandlung sehr erfahren, richtete seine Aufmerksamkeit auf die larvierten Formen und bemühte sich namentlich, die Rezidive durch eine rationelle Chininbehandlung gründlich zu heilen.

Dr. Behla, der sich 1875 in Luckau niederließ, hatte in den siebziger und achtziger Jahren noch sporadisch echte Fälle von Intermittens quotidiana zu behandeln Gelegenheit gehabt. Es waren Patienten, die ihre Erkrankung dem Arbeiten im Stadtbusch zuschrieben, und zwar

dem Erdarbeiten, z. B. Rijolen, Graben usw. Auf den Dominien Beesdan, Görlsdorf, Frankendorf ereigneten sich in jedem Jahre noch einzelne Fälle bei Dienstboten, die am Rande des Bnsches „geackert" hatten, eine Beobachtung, die auch anderweitig mehrfach gemacht worden ist. Urbarmachen, Anfwerfen von Erde zn Dämmen, Grabenziehen usw. werden anch anderswo als Gelegenheitsursachen zum Ausbruch von Malaria beschrieben. Seit 1885 wurde dann keine wirkliche Qnotidiana mehr beobachtet. Ebenso wie von Dr. Bahn wnrden noch manchmal larvierte Formen, thyphische Neuralgien, Anfang 80 er Jahre behandelt. Indessen, auch diese sind später verschwunden. Nach dem Bekanntwerden des Malariaparasiten wurden in verdächtigen Fällen Blutproben mikroskopisch untersucht, auch in der Influenzazeit manches verdächtige Fieber geprüft, aber niemals zeigten sich die spezifischen Parasiten.

Es fragt sich, was ihr die wirkliche Ursache zn diesem völligen Erlöschen eines circnmscripten endemischen Malariaherdes? Wie läßt sich dieses erklären im Lichte der neuen Malariaforschungen? Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir im großen und ganzen den Grund als den richtigen bezeichnen, der auch in anderen Orten sich erfolgreich herausgestellt hat: Die Regulierung des Wasserabflusses nnd die dadurch bedingte Trockenlegung des Sumpfes. Die Literatur der Malaria kennt bekanntlich eine Zahl anderer Gegenden, wo Drainage, Abzugsgräben, Regulierung des Flußlaufes, Melioration des Bodens nsw. mit einem Schlage das Sumpffieber eingedämmt haben, so z. B. in Mecklenburg, Ostpreußen, Holstein, der Propstei bei Kiel usw. Anch das benachbarte Dobrilugk soll früher stark vom „Fieber" heimgesncht gewesen sein. Dies hat vollständig anfgehört, nachdem die Teiche westlich der Stadt trocken gelegt sind, nnd der Graben um das Schloß hernm kein Wasser mehr enthält.

Worin besteht aber die Wirknng dieser Assanierungsarbeiten? Ist es das einfache Trockenlegen der Oberflächenschichten durch Senkung des Grundwasserspiegels, das Verhindern der Verwesnng vegetabilischer Substanzen? Was geht dabei vor im Hinblick anf die neueren Malariaforschnngen?

In letzter Zeit ist nnsere Kenntnis von der Entstehungs- nnd Verbreitungsweise der Malaria durch die Arbeiten der italienischen und anderer Forscher, namentlich Robert Kochs geklärt worden. Unzweifelhaft spielt eine gewisse Mückenart, die Anopheles, die Rolle der Übertragung. Diese Mückenart ist nun in unserm Busch nicht mehr zu finden. Nur die gewöhnliche Stechmücke, welche aber nichts mit der Malariainfektion zu tun hat, ist noch vorhanden. Das Verschwinden der Malariamücke (Anopheles) ist erklärlich. Der frühere Zustand des Busches war wie geschaffen zn ihrem Aufenthalt. Die Anophelesmücke legt ihre

Eier gern auf die Oberfläche stehenden oder gering fließenden Wassers, das sich wenig erneuert, Sumpfpflanzen enthält, im Schatten von Bäumen und Sträuchern. Damals hatte der Busch einen sumpfigen, hohen Grundwasserstand, mit beständig durchfeuchteter Oberfläche, mit Rohr, Buchen und Sumpfpflanzen wie Erlen bestanden, eine ruhige Wasserfläche bietend. Nach der Regulierung ist die Oberfläche trocken geworden, Bäume, Sträucher, Rohr, Binsen sind zum größten Teil verschwunden, das Oberflächenwasser hat sich verloren. — Die Anopheles finden keinen Nährboden mehr; die Spezies ist ausgestorben. Heute ist die Malaria in Luckau und Umgegend total verschwunden; auch nicht ein einziger Fall ist in den letzten Jahren vorgekommen. Es ist dies ein prägnantes Beispiel, wie Hand in Hand mit der Trockenlegung ein früherer Malariaherd ganz verschwunden ist. Der Luckauer Busch ist in sanitärer Hinsicht eine gesunde Gegend geworden.

Jahre waren vergangen, ohne daß man sich um eine besondere Nutzbarmachung des Busches bemühte. Selbst als um etwa 1835 die Kunde, daß der Busch brenne, die Einwohnerschaft Luckaus erschreckte, schien noch niemandem der Gedanke gekommen zu sein, daß man diese brennende Erde im Haushalte als Brennmaterial hätte verwenden können. Groß und klein eilte nach dem Borchelt und staunte die wunderbare Erscheinung an. Die Besonnereren bemühten sich eifrigst, tiefe Gräben um die stark qualmenden Brandstellen zu ziehen, um auf diese Weise das Feuer auf seinen Herd zu beschränken. Noch heute sind die Gräben unter der Bezeichnung „großer und kleiner" Brandgraben erhalten. Hervorgehoben verdient aber an dieser Stelle zu werden, daß die ausgebrannten Flächen bald danach durch entsprechende Bearbeitung in Wiesenland verwandelt worden sind. Sicher hatte man bei dieser Anlage einige Wiesen am Kiebitzberge im Auge, die ebenfalls nach einem Moorbrande, dessen sich vielleicht die damals ältesten Leute erinnern konnten, entstanden sein dürften. Jedenfalls unternahm man zu dieser Zeit die ersten Versuche mit der Nutzbarmachung des Luckauer Busches. Fast ein Jahrzehnt verging wieder, bevor sich weitere Fortschritte zeigten. Zugewanderte, welche sich in Luckau ansiedelten und die Torfgewinnung im havelländischen Luch kennen gelernt hatten, wiesen zuerst auf die zweckmäßige Verwendung des Moores als Brennmaterial hin. Einzelne Besitzer machten infolgedessen mit dem Stechen des Torfes einen kleinen Anfang, gewannen aber alljährlich nur 100 bis 200 Steine, die sie im Hause verwendeten. Schließlich kaufte dann der damalige Fabrikbesitzer Beck um 1850 mehrere hinter der jetzigen Richterschen Schneidemühle gelegene Wiesen und begann, dieselben planmäßig auszutorfen und das gewonnene Brennmaterial zunächst an die ärmere Bevölkerung, die schon längst über die hohen Holzpreise schwere Klage führte und in ihrer Kurzsichtigkeit

einen vollständigen Mangel an Brennmaterial befürchtete, zu einem billigen Preise verkaufte. Da nun durch die Parzellierung des Busches im Jahre 1842 und 1847 ein jeder Hausbesitzer ansehnliche Flächen erhalten hatte, so wurde bald durch die Beck'sche Anregung das Torfstechen allgemein, so daß ein jeder Besitzer sein im Jahre notwendiges Brennmaterial aus seiner Busch-Parzelle durch Torfen zu decken suchte. Leider hatte aber auch diese erste Torfgewinnung noch einen unangenehmen Beigeschmack. In vielen Jahren zeigte sich der Wasserstand so hoch, daß das Einbringen des Torfes mit den größten Schwierigkeiten verknüpft war, ja es kam sogar nicht selten vor, daß derselbe weggeschwemmt wurde. Erst als man sich zu einer Regulierung der Wasserverhältnisse durch Ziehen von Gräben und Tieferlegung des Berstefließes veranlaßt sah, da konnte die Torfgewinnung, wenn auch zeitweise immerhin mit Schwierigkeiten, jedoch mit Erfolg betrieben werden. Luckau wurde dann im wahren Sinne des Worts eine „Torfstadt" und ist länger vielleicht als jede andere Stadt der Lausitz, sicher aber bis zur Eröffnung der Niederlausitzer Eisenbahn eine solche geblieben. Wer vor dieser Zeit — besonders im Herbste oder Winter, wenn dicke Luft über der Erde lagerte — sich mittelst des bewußten gelben Wagens dem sonst so freundlichen Städtchen näherte, dem wurde durch die vom Torfdunst geschwängerte Luft der Atem benommen, und der unangenehme Duft übte einen wenig einladenden Einfluß auf den Fremden aus. Als sich dann einerseits durch die neuerbaute Niederlausitzer Eisenbahn die Transportkosten der Kohle verbilligten und andererseits die Arbeitslöhne infolge des Mangels an Arbeitern immer höher wurden, ließ die Torfgewinnung vollständig nach und unser Busch lag wieder fast öde und verlassen da.

Nur den Altertumsforscher sah man noch immer mit Schaufeln und Stecheisen, um durch Nachgrabungen Licht in die älteste Zeit unseres Busches zu bringen. So ist auch die Prähistorie desselben entschleiert worden. Besonders haben sich darum Dr. Behla und Cantor Gärtner, letzterer früher Lehrer in Frankendorf, verdient gemacht. Schon vorher erwähnten wir die Elchfunde, welche vielfach beim Torfgraben zu Tage getreten sind. Der Elch mag wohl bis in das Mittelalter und darüber hinaus hier gehaust haben. Zwei prähistorische Punkte aber sind es besonders, welche Zeugnis davon ablegen, daß der Luckauer Busch schon zur germanischen und slavischen Zeit in der Umgebung besiedelt war, der Goßmarer und Freesdorfer Borchelt. Diese beiden Anlagen, welche zu den sogenannten Rundwällen gehören, entstammen der germanischen und wendischen Zeit. Dr. Behla hat dieselbe in seinem Werk: „Die vorgeschichtlichen Rundwälle im östlichen Deutschland", welches durch einen Ministerialerlaß ausgezeichnet wurde, näher beschrieben. Der Borchelt bei Goßmar, östlich vom Dorf, ist jetzt fast ganz abgetragen und beackert. Nach den dort gemachten Funden ist er eine rein ger-

manische Anlage. Dieselbe wurde im Jahre 1879 von der Berliner Anthropologischen Gesellschaft unter Virchows Leitung besichtigt. Noch zum Teil erhalten ist der Borchelt bei Freesdorf. Die westliche Hälfte ist jetzt ganz abgetragen. Auch dieser ist von mehreren gelehrten Altertumsgesellschaften besucht worden. Interessant bei dieser Anlage ist die Schichtung der Erdmassen. In ihm und in seiner Umgebung sind eine große Reihe von Altertumsgegenständen gefunden worden. Nach dem darin enthaltenen Topfgerät stammt er aus späterer Zeit als der Goßmarer Rundwall. Er ist eine wendische Anlage. Im Nordosten des Wallinnern wurde von Dr. Behla ein wohlerhaltener Wendentopf, verziert mit der Wellenlinie, gehoben, welcher sich im Berliner Museum für Völkerkunde jetzt befindet. Seiner geologischen Schichtung nach ist das Luckauer Moor ein alluviales Torfmoor zum Unterschied von dem diluvialen Torfmoor bei Klinge (Kreis Kottbus) Letzteres ist bei weitem älter; es entstammt der Eiszeit; dort sind Knochen vom Riesenhirsch, Mammut und anderen vorweltlichen Tieren gefunden worden. Immer aber wird die weitere Kulturarbeit noch manches interessante Stück im Luckauer Busch ans Licht bringen, und es dürfte sich sehr empfehlen, derartige Funde sachkundiger Hand zu übermitteln. Erwähnt sei noch, daß auf den benachbarten Wiesen wiederholt mächtige unbearbeitete Eichenstämme im Torf aufgefunden und auch Urnenfelder mit Lausitzer Typus entdeckt worden sind, wie z. B. in Frankendorf, Goßmar, welche in Behla's Schrift: „Die Urnenfriedhöfe mit Tongefäßen des Lausitzer „Typus“ erwähnt sind. — Nachdem das Torfen aufgehört hatte, galt es, diese weiten Flächen in anderer Weise nutzbar zu machen; denn die Wiesen lieferten ja nur größtenteils geringe Erträge und die Torfstiche minderwertiges Rohr und Streuling. Mit diesen hohen Aufgaben beschäftigte sich denn ganz besonders unser jetziger Landrat Freiherr von Manteuffel. Ihm, der allezeit mit jeder Faser seines Seins für das Wohl und Wehe seiner Kreisinsassen eintritt, ist es denn auch gelungen, den geeignetsten Weg zur Lösung dieser schwierigen Aufgabe zu finden und sich für alle Zeit ein bleibendes Denkmal zu setzen. Er ist zunächst bemüht gewesen, der hiesigen Bürgerschaft die Vorteile des genossenschaftlichen Zusammenschlusses klarzulegen und hat dann in der bekannten Dezemberversammlung 1901 die nunmehr in Blüte stehende Weidenbau- und Verwertungsgenossenschaft gegründet, ein Unternehmen, welches ihm dauernd die Dankbarkeit der gesamten Bürgerschaft sichern wird.

Gewiß gab es auch viele Vorsichtige beim Zustandekommen dieser Gründung. — Kein Wunder, denn im allgemeinen sah man ja bis dahin mehr oder weniger jedes Unternehmen mit scheelen Augen an und hielt sich in der Regel für verpflichtet, den Geldsack mit beiden Händen zuzuhalten —; heute ist jeder des Erfolges dieser segensreichen Schöpfung

sicher, und die Mitgliederzahl der Genossen vermehrt sich von Jahr zu Jahr. Eine große Arbeitslast hat der mit aller Energie und Sachkenntnis vorwärtsstrebende Vorstand geleistet. Mit kleinen Beständen beginnend, verfügt die Genossenschaft heute bereits über ein in Kultur befindliches Areal von 3750 Ar. Wenn man die Kosten bedenkt, welche die Kulturarbeiten einer solchen Fläche verursachen — das Rigolen sämtlicher und Hochlegen einzelner Flächen, die vielen Bodenbewegungen, die Herstellung von Abzugsgräben, das Anpflanzen, das zur dauernden Reinhaltung der Kulturen oft zu wiederholende Behacken — so ist es um so erfreulicher, wenn uns die Tatsache lehrt, daß die Genossenschaft zufriedenstellend arbeitet, und der Gewinn von Jahr zu Jahr ein größerer zu werden verspricht. Die Weidenkulturen bestehen gegenwärtig aus 2500 Ar 2 bis 5 jähriges, 625 Ar 1 jähriges und 625 Ar rigoltes, zur Bepflanzung fertiges Areal; dem von Jahr zu Jahr sich immer weitere Strecken anschließen werden, so daß nach einem Jahrzehnt an der Stelle der einstigen Wildnis sich ein sauberes, in voller Kultur stehendes Weidenfeld befinden wird. Im November, sobald die Weiden entlaubt sind, wird mit dem Schneiden der 2 bis 4 m langen Weidenruten begonnen. Die Ernte betrug in diesem Jahr mehr als 10 000 Ctr. außerdem lieferten die einjährigen Weiden bis 8 Millionen Stecklinge.

Dem Vorstand ist es mit vieler Mühe gelungen, durch das Entgegenkommen der wohlwollenden Behörden das Unternehmen zu einem recht aussichtsvollen zu gestalten.

Unser Busch ist der Kultur erschlossen. Eine weitere noch erfolgreichere Kultur wird vorbereitet; denn die in Aussicht stehende Regulierung des Goßmar-Fließes dürfte die Wasserverhältnisse unseres Busches nur weiter günstig beeinflussen, so daß infolge der Durcharbeitung und der Bodenbewegungen für die Weidenkulturen in späterer Zeit ein ertragreiches Gemüseland hergestellt werden wird. Zu dem steht unser Busch gegenwärtig abgesehen von der ethnologischen Eigenart der wendischen Bevölkerung an landschaftlichen Reizen dem so viel besuchten und hoch gepriesenen Spreewalde wenig nach, so daß er im Sommer unseren Eisenmoorbad-Gästen durch seine anmutigen Spaziergänge Erholung und Erfrischung bietet und von denselben gern aufgesucht wird.

Der Letzte seines Hauses (August Heinrich von Quitzow † 1824).

Von **Kopp** in Kuhsdorf.

Die beiden Sterne im Wappenschild der Quitzows, die einst einer mächtigen, trutzigen adligen Sippe im Kampf mit dem ersten Hohenzollern in der Mark vorangeleuchtet hatten, warfen jahrhundertelang in ruhigem Glanz ihre Strahlen auf ein blühendes Geschlecht, um mit dem Anfang des 19. Jahrhunderts plötzlich zu erlöschen. Nur noch hie und da erinnern in alten Dorfkirchen der Prignitz Gruftgewölbe, Grabsteine, Glasgemälde, Wappenschnitzereien an Kanzelbrüstungen, Kirchensiegel an das untergegangene Geschlecht.

Die Schicksale des letzten männlichen Sprosses des alten Hauses, wie sie uns aus Aufzeichnungen von seiner Hand und von seiner ihn um einige Jahre überlebenden Tochter, aus gelegentlichen Vermerken in Kirchenbüchern und Pfarrakten entgegentreten, nehmen gewiß allgemeineres Interesse in Anspruch.

1. Ein kinderreiches Haus.

Nicht weniger als vierzehn Kinder schenkte Lucie Rosine Elisabeth geborene von Rohr aus Meyenburg ihrem Gatten, dem Herrn Franz Julius von Quitzow in Kuhsdorf (eine kleine Wegestunde südwestlich von Pritzwalk). Vor dem 30jährigen Kriege hatten die Quitzows sich in „Bullendorf“ bei Kuhsdorf ein festes Haus an der Panke gebaut, das aber im Kriege völlig zerstört worden war; und Viktor von Quitzow, der Großvater des Franz Julius, hatte sich wieder in Kuhsdorf angebaut. Freilich starben zwei Kinder im zarten Alter, eins war totgeboren, aber es war doch immer noch ein kinderreiches Haus, in dem August Heinrich, das dreizehnte und vorletzte in der Reihe der Geschwister, im Jahre 1746 das Licht der Welt erblickte.

„Das Vermögen meiner Eltern“, berichtet er, war sehr gering; es konnte uns nur eine dürftige Erziehung werden, obgleich meine Eltern, bei eigener Entbehrung, alles dazu taten, was sie vermochten. Mein Vater war ein einsichtsvoller und äußerst rechtschaffener Mann, der

nicht allein von seinen Kindern, sondern von allen, die ihn kannten, geliebt und geschätzt wurde. Meine Mutter vereinigte mit liebender Sorgfalt für ihre Kinder nnd einer genauen Aufsicht in ihrem Hauswesen einen Hang zur mystischen Religion; mein Vater, der gleichfalls sehr religiös war, hing aus Überlegung und Grundsätzen an dem System der orthodox-lntherischen Glanbenslehre. Die religiös-tugendhafte Gesinnnng meiner Eltern, welche in alle ihre Handlungen überging nnd allen ihren Kindern zum Muster diente, war die Ägide, welche mich im Drange der Leidenschaften, selbst da, wo ich mich, in dem Strudel der Welt lebend nnd an der Hand der Verführung, verirrt hatte, wenn nicht durchaus schützte, doch immer wieder auf den richtigen Weg zurückbrachte. Der wahrhaften Frömmigkeit meiner Eltern danke ich die Erhaltnng meiner sittlichen Gefühle, meine Neigung zur Religion und allem, was wahr nnd recht, so meinen Hang zu Knnst nnd Wissenschaft der Vorliebe meines Vaters für selbige, obgleich seine Kenntnisse nicht sehr ausgebreitet waren. Die Hanslehrer, welche wir hatten, waren meistens sehr eingeschränkte Köpfe, ohne Bildung fürs Leben; und von ihnen konnte ich nichts lernen, wenn das Latein, Geschichte, Geographie nach dem ordinären Schlendrian nnd die Religion nach dem trockenen System ohne Anwendung aufs Leben gelehrt ward."

Als der siebenjährige Krieg begann, war August Heinrich 10 Jahre alt, und es kann nicht ohne Einfluß auf das Gemüt des Knaben geblieben sein, daß anch von seinen Brüdern mehrere nnter den Fahnen des großen Königs fochten. Zwei von ihnen fielen in dem schlachtenreichen Jahre 1757 in blühender Jugend als Fähnriche, Henning Julius im Infanterieregiment Kalkstein nnd Hans Christoph im Regiment Ferdinand. Christian Heinrich kämpfte bei den Kürassieren im Regiment Prinz Heinrich von Preußen nnd Ernst Wilhelm trat im Laufe des Krieges vom Joachimsthal'schen Gymnasinm aus in das Regiment seine Bruders ein. Der Älteste, Albrecht Ludwig, 18 Jahre älter als August Heinrich, scheint im Kriege nicht mitgefochten zn haben. Daß aber auch er des alten Namens nicht unwürdig war, beweist wohl die Tatsache, daß er gegen Ende der Kriegszeit, 1762, durch Wahl der Stände Landrat der Prignitz wurde.

Es war noch Mark und Kraft im Hause derer von Quitzow zu Kuhsdorf.

Mit vierzehn Jahren brachte der Vater seinen jüngsten Sohn, unsern August Heinrich, nach Stendal.

„Dort hatte", erzählt er, „der Generalsuperintendent Hähne eine Pension etabliert. Dieser Mann hatte sich als Direktor der Realschule in Berlin als Schnlmann einen sehr übel begründeten Namen erworben. Dieser Mann snchte bloß zn glänzen; er übergab seine Pensionäre an einen Lehrer, bei dem wir wohnten, der gleich anmaßend und scheinheilig

war. Die echt religiösen Gesinnnngen nnd Handlnngen meines Vaters schützten mich vor Frömmelei und Scheinheiligkeit, aber sie konnten nichts dazu tun, meine wissenschaftliche Bildung zu leiten, und bei aller Begierde, die ich hatte, meine Kenntnisse in jeder Art zu vermehren, verließ ich diese Anstalt, nachdem ich an einem Fieber einige Monate krank gelegen hatte, ohne auch nur den geringten Nutzen von dem ganz zwecklosen Unterricht gehabt zu haben, nnd ging dem Befehl meines Vaters zufolge ins elterliche Hans znrück."

2. Bei den Kürassieren.

„So schwer meinem Vater anch die Unterhaltung dreier Söhne bei der Kavallerie wurde, so gab er doch meinem Wunsche Gehör, und ich kam (mit 17 Jahren) als Junker in das Kürassierregiment Manstein am 16. August 1763. Die Armee war im Frühjahr nach Beendigung des siebenjährigen Krieges erst in die Friedensqnartiere zurückgekehrt und brachte außer dem erfochtenen Ruhm auch leider viele sittenlose Menschen ins bürgerliche Leben zurück. Ich erschrak bei dem Anblick so vieler Laster, die ich nicht einmal dem Namen nach kannte, und nnr die aus dem elterlichen Hause mitgebrachten Gefühle für Religion, Rechtlichkeit nnd reine Sitte konnten in dieser Lage mich aufrecht erhalten, obgleich ich in dieser Periode meines Lebens manches gern möchte ungeschehen machen. So wahr ist es, daß in der Jugend erworbene Grundsätze, die das weiche jngendliche Herz sich einmal angeeignet, wohl anf Augenblicke unterdrückt werden können, sich aber nie ganz vertilgen lassen. Auch ich verdanke ihnen alles, was in mir Gutes erfunden werden kann."

Das Regiment Manstein lag in verschiedenen Orten der Altmark, Arendsee, Tangermünde, Osterburg, auch in Lenzen. Als ein Dragonerregiment von der Oder nach Polen vorgeschoben wnrde, rückte das Regiment in dessen Quartiere, so stand der Leutnant von Qnitzow zwei Jahre in Greifenhagen in Pommern in Garnison und kehrte erst 1772 mit seiner Kompagnie nach Werben an der Elbe zurück, nm später in die Kompagnie des Majors von Borstel nach Tangermünde versetzt zu werden.

„Im Augnst 1774 starb mein, von allen seinen Kindern so herzlich geliebter Vater, 81 Jahre alt an Altersschwäche, jedoch bei völligen Geisteskräften.

Dnrch das Los mit meinen Brüdern, von denen ich der jüngste war, kam ich in den Besitz der väterlichen Lehngüter Kuhsdorf und Bullendorf."

Die sechs lebenden Schwestern bliebeu sämtlich unvermählt, gewiß ein Beweis für die Armnt der Familie von Quitzow, daß sie kein Freier begehrte. Eine war mit 23 Jahren gestorben; die übrigen erreichten

alle ein hohes Alter, zwei starben als Äbtissinnen des Klosters zum Heiligen Grabe, die jüngste, Hedwig, überlebte alle Geschwister und starb 89jährig als Stiftsdame von Malchow in Kuhsdorf im Jahre 1837.

Zuerst hatte übrigens der älteste Bruder, Ludwig, der Landrat, das Gut für 900 Taler in Pacht, dann bewirtschaftete es August Heinrich durch einen Verwalter.

In dem unblutigen bairischen Erbfolgekrieg lag sein Regiment in Halle. 1783 wurde er Rittmeister und erhielt bald darauf die Leibkompagnie des Generals von der Marwitz; Kommandeur des Regiments wurde von Kalkreuth.

Im selben Jahre vermählte sich sein Bruder Ludwig in Garz mit der verwitweten Gräfin Königmark, geb. von Saldern. Die Ehe blieb kinderlos.

Gern erführen wir Näheres über die kriegerischen Erlebnisse unseres August Heinrich, der, wie er berichtet, in dem holländischen Feldzug 1787 gegen Amsterdam detachiert wurde und den Orden pour le mérite nebst einer Gratifikation von 500 Tlr. erhielt. Doch geht er kurz über die Ereignisse hinweg.

Zurückgekehrt vermählte er sich, bereits 43jährig, mit der um 20 Jahre jüngeren Karoline von Rohtt von und zu Holzschwang aus dem Hause Welle; die Hochzeit fand in Grieben bei der Frau von Itzenplitz, einer Tante des Frl. von Rohtt, statt.

Während sich das Regiment 1790 beim Ausbruch des ersten Koalitionskrieges im Magdeburgischen zusammenzog, wurde ihm seine erste Tochter geboren, die aber nach 8 Monaten starb. „Der Gram über ihren Tod war nur eine Prüfung," schreibt er, „deren viel härtere mir noch bevorstanden."

Ehe sein Regiment wirklich ins Feld rückte, wurde sein Sohn Ludwig geboren.

Er nahm Teil an der Kanonade von Valmy und an der Einschließung von Mainz, wurde nach der Schlacht bei Pirmasens Major, focht bei Kaiserslautern, bezog Winterquartiere am Main und kehrte nach dem Baseler Frieden 1795 in die Garnison zurück, wo ihm gegen Ende des Jahres sein zweiter Sohn, Heinrich, geboren ward.

Zwar rief ihn die kriegerische Pflicht bald wieder zur „Observationsarmee" an die Weser; aber der Friede blieb erhalten. Noch drei Kinder, 2 Söhne und eine Tochter, wurden ihm in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre geschenkt.

So schienen die Sterne des Quitzow'schen Hauses um die Jahrhundertwende hell zu leuchten, und niemand hätte vorausgesehen, wie bald der Name Quitzow in der Mark verklingen werde. Zu neuen

Ehren hatten die vier Brüder den Namen Quitzow gebracht: der Älteste Landesdirektor der Prignitz, die anderen drei tüchtige Reiteroffiziere. Freilich des ältesten Bruders Ehe war kinderlos, Christian und Wilhelm waren unvermählt wie die vier Schwestern, Stiftsdamen der adligen Fräuleinstifte Heiligengrabe, Dobbertin und Malchow; aber alle 8 Geschwister von kerniger Kraft.

Das alte Haus in Kuhsdorf genügte den Anforderungen nicht mehr. Für die Schwestern, soweit sie nicht in ihren Stiften wohnten, und die unverheirateten Brüder sollte es weiter die Heimat bleiben; aber ein neues, steinernes Herrenhaus wurde in Bullendorf in der Nähe des einst zerstörten gebaut, ein dauerndes Heim sollte es sein für die wachsende Familie August Heinrichs, für die das immerwährende Hin- und Herziehen von Garnison zu Garnison immer beschwerlicher wurde; ein Herrensitz für den Besitzer, der gern nach Bullendorf kam und das alte Erbe der Väter immer lieber gewann; für spätere Zeit ein Ruheplatz, wenn er des Königs Rock ausziehen und sich ganz der friedlichen Tätigkeit widmen würde. Der jüngste Sohn wurde schon in Bullendorf geboren, doch starb er nach wenigen Monaten und ward in der Gruft an der Kuhsdorfer Kirche beigesetzt, die sich bald mit Quitzowschen Särgen füllen sollte. Ein trauriger Anfang in dem neuen Hause.

Im Anfang des Jahres 1803 starb in Berlin der älteste Bruder Ludwig im Alter von 75 Jahren und wurde in Garz begraben. August Heinrich, dem im selben Jahre die jüngste Tochter Emilie — die spätere Frau von Beulwitz — geboren ward, wurde zum Oberstleutnant befördert. Aber ein furchtbarer Schlag war es für ihn, als im Sommer 1804 sein ältester Sohn Ludwig auf der Ritterakademie zu Brandenburg im Alter von 13 Jahren von einem Nervenfieber weggerafft ward. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf dieser Todesfall den stolzen Stamm der Quitzows bis ins Mark.

Beim Ausbruch des österreichischen Krieges, der bei Austerlitz so traurig endete, rückte das Regiment aus, doch konnte sich Friedrich Wilhelm III. zu seinem Verhängnis noch nicht zum tatkräftigen Eingreifen entschließen; Preußen mußte dies Zaudern mit seinem Untergange büßen. —

3. Leid und Tod.

August Heinrich war 1805 zum Oberst befördert; doch da nach dem Einrücken in die Garnison der Gedanke an Krieg in weite Ferne gerückt schien, erbat und erhielt er im August 1806 wegen Invalidität „unter den gnädigsten Ausdrücken“ den Abschied mit einer Pension von 600 Tlr. und ging nach Bullendorf zurück.

Bald brach der unglückliche Krieg los. Bei Jena fochten Christian und Wilhelm, der erstere (70 jährig) als General, der letztere als Major

(mit 63 Jahren!). Christian erhielt eine Wunde am Bein. „Unverbunden bis zum andern Tage, ward die Wunde gefährlich. Er ging nach Magdeburg und mußte sich den Fuß abnehmen lassen. Während der Operation leerte er mit Ruhe und unmerklichem Zucken eine Flasche Champagner. Dennoch war er nicht mehr zu retten und starb kurz darauf am 1. November." Wilhelm nahm an dem weiteren Verlauf des Feldzuges noch teil, doch blieb er Major; zuletzt in Perleberg in Garnison (beim Regiment Bär), nahm er erst 1810 seinen Abschied und ging nach Kuhsdorf.

Im Jahre 1808 brachte August Heinrich von Quitzow seinen ihm allein gebliebenen Sohn Heinrich aufs Friedrichs-Wilhelms Gymnasium nach Berlin. Mit zitternden Hoffnungen beobachteten die Eltern die Entwicklung des hoffnungsvoll erblühenden Sohnes. —

Da entriß ihnen der Tod auch diesen Sohn! Wie sein Bruder, so starb auch er am Nervenfieber im Februar 1812, im 17. Jahre.

Bis hierher konnten wir den Aufzeichnungen des so schwer heimgesuchten Mannes folgen. Jetzt aber brechen sie ab mit den Worten: „Hier fällt mir die Feder aus der Hand."

Seine Tochter Emilie hat später die letzten Jahre ihres Vaters und zugleich ihre eigenen Erlebnisse beschrieben.

„Niedergebeugt von der schweren Hand des Schicksals", so beginnt sie, „die ihnen den einzigen, mit so großen Hoffnungen betrachteten Sohn vom Herzen gerissen hatte, kehrten meine Eltern im Februar 1812 von Berlin hierher zurück. Die Leiche meines Bruders Heinrich war ihnen wenige Tage voran geführt und in Kuhsdorf beigesetzt. Von jetzt an hatte das freundliche Lehngut keinen Reiz mehr für sie, und die Bewirtschaftung desselben ward ihnen eine drückende Last. Noch im Frühjahr desselben Jahres verpachtete mein Vater Bullendorf." —

„Den Frühling und einen Teil des Sommers 1813 brachte mein Vater gänzlich in Perleberg zu als Mitglied der Kommission zur Organisierung der Prignitzschen Landwehr. Er widmete sich diesem Geschäfte so ausschließend und tätig, daß er nur alle Wochen einen Tag im Kreise der Seinen hier in Kuhsdorf verlebte. —

Meine Schwester, Lottchen, von Kindheit an kränklich, seit einigen Jahren an zunehmender Schwäche leidend, ward im Laufe des Sommers, der, in jeder Art unruhig, oft durch sorgenvolle Nachrichten der immer näher rückenden Kriegsszenen unterbrochen war, bedeutend kränker, im Anfang des Winter gänzlich bettlägerig. Ihr Zustand hatte sich völlig zur Brustwassersucht ausgebildet, sie starb nach unbeschreiblichen Leiden am 28. Januar 1814 im sechzehnten Jahre ihres Lebens. An ihrem Sterbelager sah ich meine Mutter trostlos und meinen alten, so

starkgesinnten Vater bitterlich weinen wie ein Kind und unfähig, sie aufzurichten und zu trösten. Ich war damals, obgleich schon 11 Jahre, doch noch sehr leichtsinnig und kindisch, aber die Stunde dieses jammervollen Eindrucks ist mir stets mit greller Lebhaftigkeit geblieben; er wirkte schon damals empfindlicher auf mich als der schmerzhafte Verlust des letzten von fünf Geschwistern."

Im dunklen Schatten der Bäume steht im Bullendorfer Garten ein dreiseitiger hoher Denkstein, dessen Spitze ein Schmetterling krönte, der schon seit längerer Zeit abgebrochen ist, das Sinnbild der Auferstehung. Auf den drei Seiten stehen die Namen der fünf Kinder Rosine, Julius, Ludwig, Heinrich, Charlotte mit dem Datum ihrer Geburt und ihres Todes. Eine zum Ring gebogene Schlange als Zeichen der Ewigkeit umschlingt die Worte: „Wir sehen uns wieder". Auf den unteren Flächen steht:

Dem Andenken geliebter Kinder geweiht
Von den Trauernden Eltern Heinrich von Quitzow und Caroline
von Quitzow geb. Rohtt.
Groß war die Freude, Dauernd mit dem Leben der Schmerz.

Da der Gesundheitszustand auch der letzten Tochter zu Befürchtungen Anlaß gab, reisten die besorgten Eltern nach Berlin, um einen Arzt zu befragen. Im Hause ihrer Verwandten, der gräflich von Itzenplitzschen Familie, verlebten sie dort einige Wochen und sahen den Einzug des König in seine jubelnde Hauptstadt im August 1814.

Anfang 1816 starb nach längerem Krankenlager in Bullendorf die Erzieherin der Tochter, ein Fräulein von Donop, bald darauf eine Tante als Äbtissin von Heiligengrabe, 1817 in Kuhsdorf der einzige noch lebende Bruder des Obersten, Wilhelm, als pensionierter Major. Immer einsamer wurde es um ihn. Dazu litt seine Frau schwer an einem durch einen Sturz aus dem Wagen verletzten Fuß und an der Rose.

Die Tochter suchte das Soolbad Salze auf, wo sie ihren späteren Mann Karl von Beulwitz kennen lernte, der als junger Offizier bei dem dort in Garnison liegenden Kürassierregiment stand.

Im Januar 1818 wohnte Oberst von Quitzow mit seiner Frau dem Hoffest im Schlosse zu Berlin zur Vermählungsfeier des Prinzen Friedrich von Preußen bei, blieb dann längere Zeit dort als Deputierter der Provinz zur Kriegsschuldentilgungs - Kommission. Im selben Jahre brachte er durch Auseinandersetzung mit seinen Lehnsvettern die Allodifikation seines Gutes zustande, an der ihm viel gelegen war, da er keine männlichen Erben mehr besaß. Die Quitzows in Severin in Mecklenburg, die sich von Gerdshagen in der Prignitz dort angekauft hatten, erhielten 22 000 Taler Abfindung. Sonst waren von Lehnsvettern nur noch übrig zwei Brüder von Quitzow aus dem Hause Grube, die

beide bald darauf im Irrsinn starben. — Ein seltsames Verhängnis, das über dieser Familie waltete!

Durch Königl. Kabinettsordre wurde August Heinrich von Quitzow in die unter dem Vorsitz des Kronprinzen in Berlin versammelte „Kommission zur Beratung ständischer Angelegenheiten“ berufen und widmete sich mit Eifer dieser Sache. Gesellige Zerstreuungen und geregelte Arbeit wirkten günstig auf seine Gesundheit ein, die schon angefangen hatte, den Seinen Sorge zu machen.

Im Jahre 1822 vermählte sich seine Tochter Emilie im Alter von 19 Jahren mit dem Rittmeister von Beulwitz. Die Hochzeit fand in Kunersdorf bei Wriezen im Itzenplitzschen Hause statt, dessen jüngte Tochter einen Vetter der Quitzows, den Landrat von Meding heiratete. Es war eine fröhliche Doppelhochzeit. Und als dann 1823 die erste Enkelin geboren ward, da schien noch einmal vor dem Untergehen die Sonne dem alten Herrn von Quitzow freundlich zu leuchten.

„Am 31. August feierten wir“, erzählt die Tochter, „in Bullendorf auf der neuerbauten Rampe, in unserer Mitte das Enkelchen, zum letztenmal den Geburtstag meines unvergeßlichen Vaters.“

Im November erkrankte er schwer. Der Magen und alle Glieder versagten den Dienst. Der alte Kriegsmann lag hilflos wie ein Kind auf seinem Lager, aufs treuste von seiner Gattin, seiner Schwester Hedwig und seiner Tochter gepflegt. — Der Rittmeister von Beulwitz hatte wegen Kränklichkeit den Abschied genommen. —

Alle fühlten, daß das Ende nahte. Dem Kranken schwand die Klarheit des Bewußtseins. Er glaubte sich von seinen Geschwistern, mit denen er als Kind gespielt, von seinen Kindern, von seinen Kameraden umgeben und konnte es nicht fassen, daß alle tot seien. Vergangenheit und Gegenwart vermischten sich für ihn. Dazwischen traten wieder klare Augenblicke, in denen er freundlich für alle Liebe dankte oder sich von seiner Tochter aus der Bibel oder einem Predigtbuch vorlesen ließ oder mit Bekannten, die ihn besuchten, sich unterhielt.

Still nahte das Ende dem Achtundsiebenzigjährigen. Am 20. Februar starb August Heinrich von Quitzow. Mit ihm erlosch der Mannesstamm seines Hauses in der Mark.

Drei seiner Enkel starben bald nach ihm im zarten Alter, bald auch seine Tochter, Frau von Beulwitz, eine Tochter und einen Sohn hinterlassend. Ihr Mann verheiratete sich noch einmal. Die verwitwete Frau von Quitzow starb im Jahre 1839 im Alter von 73 Jahren, einige Monate darauf der Rittmeister von Beulwitz, 43 Jahre alt. Dessen Sohn starb unvermählt im Jahre 1858. Das Gut war bereits seit längerer Zeit in andere Hände übergegangen. —

Die Sterne der Quitzows waren erloschen. —

Das Gruftgewölbe an der Kuhsdorfer Kirche ist längst abgetragen, die Särge der Quitzows und Beulwitz sind in die Erde versenkt.

Kleine Mitteilungen.

Märkische Fischerei-Ausdrücke. Aus Lögow b. Wildberg i. d. M. — 1. Geräte: Hahm = Fischnetz. — Käscher = Ein kleines, an einem Bügel gespanntes Netz zum Abfischen der schmalen Gruben und Kuhlen. — Angelsims = Angelschnur. — Hechthoken und Plötzhoken = bezeichnen die Größe der gebrauchten Haken. — Pankhomer*) = Ein Holzhammer am langen Stil, um damit auf das Eis zu schlagen und die Fische zu betäuben.

2. Fische: Außer den bekannten Fischen: Plötz, Barsch oder Bars, Hecht, Schley finden sich in Kuhlen: Giebel = Karausche. Seine Schuppen haben oft einen goldgelben Glanz. — Knrpietschen = Schlammpeitzker, ein Knorpelfisch, der in schlammigen Gräben lebt und bei anhaltender Dürre sich tief in den Schlamm hineingräbt. Die Leute versichern, daß er beim Fangen „quietscht". — Gründling = Ein kleiner fingerlanger Grätenfisch, der von den Leuten „suer inkokt", d. h. sauer eingekocht, mit „Rusch und Busch", also ganz gegessen wird. Die Leute sagen, unter dem Hinweis, warum sie nicht ausgenommen werden, „se hem nist bi siek", d. h. sie haben nichts bei sich.

3. Fischerei: Anpieren = Die Regenwürmer, bei uns Piermaden genannt, werden auf den Widerhaken gesteckt. — Affpieren = die Regenwürmer nach dem Fischen vor dem Trockenen der Angeln abziehen. — Kräfthöker stellen = Krebshöker sind kleine Netze; in diese werden „Höpperhut" und „Höpperflesch", d. h. Froschhaut und Froschfleisch getan, um den Krebs zu locken. Ganze Frösche frißt der Krebs nicht. Jetzt sind die Krebse bei uns ausgestorben. — Utlüchten = In schwülen Sommernächten ging man mit einer Laterne in dem Fluß entlang. Die Krebse kamen zum Licht und wurden gefangen. — Upplömern = d. h. den Grund aufrühren, um das Wasser durch den Moorgrund zu schwärzen. Es geschah bei dem Angeln; jedenfalls um Fische aufzuscheuchen. — Utpöhlen d. h. Auspfählen. Die Bauern schlugen in ihren Kuhlen auf den Weiden Pfähle, um das Raubfischen mit dem Käscher zu verhindern. Wollten sie fischen, so zogen sie diese heraus. — Rühmen d. h. räumen. Die Gräben wurden im Frühjahr geräumt, d. h. vom Kraut und Schlamm gereinigt, um besseren Abfluß zu schaffen. Bei dieser Gelegenheit wurden Fische gefangen, die gemeinsam von den Bauernknechten im Krug verzehrt wurden. — Rühmköst = Räumefest. Nachdem die Räumung sämtlicher Gräben und Schennen der Temnitz und des Strenggrabens beendet waren, gab es im Dorf das Rühmköst, an dem Knechte und Mägde teilnahmen. Es wurde getanzt und getrunken. Jetzt, glaube ich, wird dies Fest nur den Dorfknechten gegeben. Früher kamen Knechte aus andern Dörfern und auch Brauer aus Dessow. Es kam zu

*) Das „o" muß wie „ōa" gesprochen werden.

Eifersuchtsszenen, Nörgeleien und zur Prügelei. Bei einer solchen hatte man den „Sommer mokt“, d. h. die Fenster eingeschlagen. Das Fest blieb nur für die Ortsknechte und Mägde.

4. Fischgerichte: Die gebräuchlichsten sind Bierfische und Bratfische. Früher gab es nach einem reichen Krebsfang Kräftsuppe d. h. Krebssuppe.

Die geschilderte Gegend ist nicht fischreich; es fließt eine halbe Stunde vom Dorfe die Temnitz, sodann der Strenggraben, der Abfluß von dem abgelassenen Blankenburger See; außerdem wird in den „Kuhlen“ (Rorberg-, Finken- und Moos-Kuhle) gefischt.

Berlin, 2. Dezember 1906. Wienecke.

Der Fischfang von Strahlau.

Ein Liedlein will ich pfeifen
Von Strahlau bei Berlin,
Wo man die Fisch mit Pfeifen
Will aus dem Wasser ziehn.

Es saß vor alten Zeiten
Ein Fischer von der Spree
Mit seiner Angelrute
Zu Strahlau an dem See.

Es blies der Wind aus Norden
Gen Strahlau auf die Mühl,
Der Fischer wollte fischen,
Der Wind war zu kühl.

Er saß wohl manche Stunde
Zu Strahlau bei dem Turm,
Kein Fischlein wollte schnappen
Nach seinem kleinen Wurm.

Da kam ein Schwab gegangen,
Der sah dem Fischer zu,
Das währet, dacht er, lange
Und pfiff sich eins dazu.

Und auf den Pfiff des Schwaben
Da kam von ohngefähr
Ein kleiner Fisch und schnappte,
Er tät es nimmermehr.

Der Fischer sprach zum Schwaben:
Nun hab ichs mit Verjunst,
Den Fischen muß man pfeifen,
Da stekt die rechte Kunst.

Er tat das Fischlein greifen
Und trug es nach Berlin
Und sagte, wie mit Pfeifen
Den allergrößten Fisch er fing.

Das mochten leicht begreifen
Die Fischer von Berlin;
Sie fingen an zu pfeifen
Und sprangen her und hin.

Und jährlich in den Tagen,
Da sich das Fischlein fing,
Ziehn sie per Roß und Wagen
Gen Strahlau pfeifend hin.

Doch wolln die Fisch nicht greifen,
Sie wissen, daß es sticht,
Sie fangen mit dem Pfeifen
Doch keinen niemal nicht.

— Dies Liedlein hat gepfiffen
Ein Schwab aus Schwabenland,
Der von Berliner Pfiffen
Nicht aber viel verstand.

Gedruckt im 3. Band der „Volksharfe“, Stuttgart 1838 (bei Köhler). Verfasser unbekannt. O. Monke 2. 10. 05.

Weihnachtsbrauch im Hohen Fläming. In verschiedenen Flämingdörfern kommt folgender Weihnachtsbrauch vor. Während am heiligen Abend die Glocken läuten, umbinden die Leute die Obstbäume mit Sehnüren oder Stricken; dann tragen die Bäume im nächsten Jahr reichlich und gehen nicht ein. Doch muß das Sehnüren beendet sein, bevor der letzte Glockenschlag verklungen ist. O. Monke.

Haus- und Hofzeichen im Nieder-Barnim. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren in Buch Hofzeichen üblich. In der Wand der alten Bucher Schmiede befand sich damals — wie auch in der Schmiede zu Schöneriinde — eine Öffnung, durch welche die vom Pflügen heimkehrenden Knechte die mit Hofmarken gezeichneten Pflugschare warfen. In dem benachbarten Carow sind, wie aus unserer Mitteilung Brandenburgia XII erhellt, die Hofzeichen noch bekannt. O. Monke.

Aus Beerbaum bei Biesenthal, Kreis Ober-Barnim.*) Ein von den Leuten des Gutes Beerbaum im November veranstaltetes Fest, bei welchem dieselben nach feierlichem Umzuge von der Herrschaft mit „Schoapbroaden“, sowie mit „Backebeeren un Klüten“ bewirtet werden, heißt bei der Bevölkerung die „Ostekiste“. Dieselbe Bezeichnung findet sich auch in Hackelberg, 3 km östlich von Beerbaum. Im Havelland (Schwanebeck südwestlich von Nauen) spricht man das Wort Auste-Keste aus; es ist mit Erntefestbeköstigung zu übersetzen; denn man sagt dort statt ernten austen und statt Ernte die Auste. Das Wort ist vielleicht aus August (Monat) entstanden. Monke.

Das Austen und die Weizenernten. Der Ausdruck „Austen“ für Erntefestkost, Erntefestessen ist in einem großen Teil der Mark Brandenburg bekannt, ebenso im angrenzenden Mecklenburg und Vorpommern. Man sagt auch „Anst-Birnen“ von den ziemlich minderwertigen mehligen, frühen Birnen, welche bei günstiger Witterung bereits im August reifen, beim Erntefest aber eine angenehme Zugabe namentlich für die Jugend bilden. Auf Befragen habe ich den Ausdruck „Austen“, mundartlich auch „Aosten“, „Oesten“ stets mit dem Monat August in Verbindung bringen hören, obwohl das eigentliche Erntefest entsprechend unserer mehr nördlichen Lage später

*) Beerbaum, in mittelalterlichen Urkunden „Beerbom“ hat seinen Namen von den zahlreichen wilden Birnbäumen. Im Platt sagt man „Beer“ für „Birne“, daher auch die feineren aus Frankreich stammenden Butterbirnen le beurré blanc und le beurré gris die Ausdrücke „Beer blank“ und „Beer gri“ durch Vermengung des französischen und des plattdeutschen Wortes. B. gehört dem Grafen Brandenburg, Enkel Friedrich Wilhelms II. aus der morganatischen Ehe mit der Gräfin Dönhoff, die anfänglich ein eigenes Begräbnisgewölbe nahe dem Beerbaumer See hatte, vor 8 Jahren aber nach dem Kirchhof umgebettet worden ist. Mit dem Ableben des hochbetagten jetzigen Besitzers stirbt die Gräflich Brandenburgische Linie aus, das Besitztum, dessen jetziger Administrator Herr Frick ist, fällt an die Gräflich Pücklersche Linie. Die Pflegschaft des Märkischen Museums hat unter meiner Führung hierher eine Forschungsfahrt am 6. Nov. 1904 unternommen. Vergl. auch Nr. 6 dieser Mitteilungen.

stattfindet. In dieser Beziehung will ich hinzufügen, daß das Allerweltskorn, der goldgelbe köstliche Weizen in Ostindien im April, in Palästina, Sizilien und Nordafrika im Mai, in Süditalien im Juni, in Norditalien und den wärmeren Teilen Süddeutschlands im Juli, in Brandenburg, Mecklenburg, Pommern im August schnittreif ist. Der Sommer 1904 mit seiner ungewöhnlichen Hitze zeitigte in Norddeutschland den Weizen ausnahmsweise bereits in der zweiten Hälfte des Juli. Die Roggen- und Weizenernte fand daher, wie ich vielfach, auch im östlichen Holstein und im Oldenburgischen gesehen, ohne Pause hintereinander statt. Der Unterschied zwischen der Ernte z. B. bei Berlin im Vergleich zu Stralsund beträgt in der Regel 10—14 Tage, früher in unserer Heimat, später in Pommern. Aber dieser allbekannte Unterschied in der Zeit im Jahre 1904 war wegen der abnormen Witterungsverhältnisse fast völlig verwischt. E. Friedel.

Kirchliche Inschriften.

Gesammelt von Herrn Architekt Kühnlein.

Kirchhof zu Sakrow bei Potsdam. Grabstein des Generalleutenants und Festungskommandanten Grafen von Wachtmeister:

Komm Sterblicher, betrachte mich,
Du lebst — ich lebte auch auf Erden;
Was du noch bist, das war auch ich,
Und was ich bin, das wirst du werden.

Kirchhof zu Gatow bei Spandau. (Auch in Hohen Neuendorf.)

Was wollt ihr euch betrüben,
Daß ich zur Ruh gebracht?
Seid still ihr meine Lieben,
Gott hat es wohl gemacht. 1878.

Kirchhof Birkenwerder bei Oranienburg.

Lebt Jemand so wie ich, so lebt er jämmerlich.
Ich bin des Lebens satt, von vielem Kreuze matt.
Die Erde macht mir bange, mein Jesu wie so lange?
Er ruft mich aus der Welt, ins güldne Himmelszelt. †1888.

Daselbst.

Gute Mutter, unsere Thränen,
Sind die Blumen auf dein Grab,
Unsre Wünsche, unser Sehnen,
Gehn zu deiner Gruft hinab.
Ach du batest oft mit Flehen,
Gott für deiner Kinder Wohl —
Ja wir habens oft gesehen:
Elternsegen thut uns wohl.

Kirchhof zu Stolpe zwischen Hermsdorf und Oranienburg. Grab eines Ertrunkenen.

Als Dulder seufzt ich zweifelnd oft,
Auf Rettung ward umsonst gehofft.
Und Alle, die mein Elend sahn,
Erforschen still der Schickung[1]) Plan. †1874.

Daselbst. Grab eines durch leichtsinnige Hand Erschossenen.

Lieber Mensch, wer bist du,
Daß du mit Gott rechten willst? Röm. 9, 20.

Daselbst.

Siehe meine Tage sind eine Hand breit vor dir,
Und mein Leben ist wie nichts vor dir.
Wie garnichts sind alle Menschen, die doch so sicher leben,
Nun Herr, wes soll ich mich trösten?
Ich hoffe auf dich. Ps. 39, 6 u. 8.

Kirchhof zu Schönfließ bei Hermsdorf.

Hoffnung an dem Pilgerstabe,
Friede in der Erde Schoß,
Auch im Leben Trost am Grabe,
Ist des Christen schönes Los.

Daselbst.

Gute Eltern weinet nicht,
Wißt ihr doch, daß Jesus spricht:
Laßt die Kindlein zu mir kommen.
Ja, der Heiland Jesus sprichts. —
Der auch mir ein Heiland ist,
Hat mich liebreich aufgenommen.

(Bis hierher selbst gesammelt.)

Mitgeteilt! Entweder wars Zeitungsnotiz oder mündlich. Quelle nicht erinnerlich.

Grab der Käthe Beauconi. Dahlem bei Berlin.

(Am Grab ist ein Stein und eine alte Linde.)

Wer hat euch Wandervögel,
Solch Wissenschaft gelehrt,
Daß ihr auf Land und Meeren,
Nie falsch den Flügel kehrt!
Daß ihr dieselbe Palme,
Im Süden stets gewählt,
Daß ihr die alte Linde,
Im Norden nicht verfehlt.

---

[1]) Wohl bezugnehmend auf das unerwartete Ende. —

Glockeninschriften im Turm der St. Lukaskirche in Berlin. Mitgeteilt im Kühnleinschen kirchl. Führer: „Die Evangelischen Kirchen und Kapellen in Berlin und seiner nächsten Umgebung".

Die große Glocke:

Maria Anna bin ich genannt,
Des Herren Ehre mach ich bekannt.
Der lieben Tochter gab mich mit,
Die Muttergemein' (St. Matthäikirche) nach Recht und Sitt.

Die mittlere Glocke:

Aus Anhalt[1]) stammt der starke Mann,
Der Christo einst das Land gewann;
Ein Albrecht auch bring ich den Dank,
Askanien dir mit hellem Klang.
Ruf' Bernburg, Köthen, Dessau nach —
Hört Christi Wort und folgt ihm nach.

Die kleine Glocke:

Es werde Licht! so heiße ich,
Dem Preise Gottes diene ich.
Von St. Matthäus bin ich kommen,
Der Tochtergemeind' zu Freud und Frommen.
Durch eines unnützen Knechtes Hand —
An diesem Zeichen[2]) ist er bekannt.

Brandstifter in Frankfurt a. O. In der Nacht vom 19. zum 20. Mai 1723 wurde die Lebuser Vorstadt von einer großen Feuersbrunst heimgesucht. Man vermutete Brandstiftung, da das Feuer zu gleicher Zeit in der Ziegelgasse, auf dem Kietz und in einigen Seitengäßchen ausbrach. Eine Witwe Sotmeyer soll die Stadt aus Rache angesteckt haben, weil die Obrigkeit ihr nicht gut sei, ihre Kinder die Staupbesen bekämen und ihre Ziegen auf der Stadtweide nicht geduldet wurden. Zur Untersuchung kamen die alte Sotmeyer, ihr Sohn Andreas Sotmeyer, der Raschmachergeselle Friedrich Gottlieb, die alte Neumann und deren Tochter Maria Elisabeth Neumann. Dieselben wurden gefoltert und lebendig am 3. Oktober 1724 auf 5 gesonderten Scheiterhaufen, je an einen Brandpfahl gefesselt, verbrannt. Zeitgenössische Bilder zeigen die Hergänge bei der Hinrichtung in ihrer ganzen Abscheulichkeit. Noch jetzt gilt in Frankfurt a. O. der Name Sotmeyer als Schimpfwort.
Mitgeteilt durch Herrn Rahnfeldt in Frankfurt a. O. im Mai 1907.

[1]) Platz und Straßen der Umgebung dieser Kirche.
[2]) Ein Namenszug ist hinter dem Wort Zeichen ( ).



Aus Prenden, Kreis Niederbarnim. An dem Wege von hier nach Neudörfchen bezw. Klosterfelde stehen noch einige alte hölzerne Wegweiser, deren Arme auch noch in eine geschnitzten Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger endigen. Nach einer weitverbreiteten Sage hat sich einst ein Handwerksbursche, der sich neben einem solchen Wegweiser in den Rasen gelegt hatte, totgelacht, weil er sich einbildete, der Wegweiser zeige mit dem Finger nach ihm und wolle ihn kitzeln.

Monke.

Hausinschriften in Frankfurt a. O. Am Hause Gr. Scharrnstraße 26 Inschrift in großen lateinischen Buchstaben:

O Mensch was gedenkest du auf disser Erden
Wie du mich siehst so wirst du werden. 1544.

Vor der Anfschrift Totenkopf mit darunter befindlichem Kleeblatt, an dessen Seiten Hippe nnd Sanduhr.

In der Bodenkammer des Hanses Gr. Scharrnstraße 49 an drei Balken in Holzschnitt:

α O JESU * UNSER * SELIKEIT * ZU * DIR *
β AL * UNSER * HOFNUNG * STETH * IM * WERBEN * LEBEN *
γ UND * STERBEN * HILF * UNS * DEIN * REICH * ERBEN *
A. W. 1559.

Am Erker des Hauses Gr. Oderstraße 31a:

Mea DoMVs fiXa est arXqVe Ven Vsta poLI 1597.

Dies Haus ist ein echtes Frankfurter Patrizierhaus. Hier wohnte im 16. Jahrhnndert Bürgermeister Albrecht Wins, † 1583; sodann Adam Bolfraß, welcher 1585 Bürgermeister wurde. Nach dessen Tode 1596 erbte es sein Sohn Michael Bolfraß, welcher 1597 einen Umbau vornahm und den Erker im Renaissancestil herrichten ließ.

Im Hofe des Hauses Gr. Oderstraße 34 an der linken Wand eine Rittergestalt, in dem Schilde ein dreiblättriger Kleestengel; Wappen der Familie Jobst, welcher das Haus damals gehörte. Daneben stehen die Buchstaben M. H. Am Fußende der andern Seite die Jahreszahl 1687. Darunter eine lateinische und deutsche Inschrift. Erstere müßte aufgefrischt werden, damit sie zu erkennen ist! Letztere lautet:

Der allmächtige Gott bewahre dieses Hans,
So lang die Harnische allhier gehn ein und aus.

Die Inschriften weisen auf die im 17. Jahrhundert hier vorkommende Kaufmannsfamilie Harnisch hin, deren Oberhanpt, Kaufmann und Handelsherr Martin Harnisch seit 1652 in der Oderstadt lebte und zu Ehren und Ansehen gelangte. 1623 zn Freyburg a. d. Unstrut geboren, lernte er die Handlung in Leipzig und blieb 15 Jahre in diesem Geschäft. Er wnrde 1623 in Frankfurt begraben, wo er zuletzt Ratsherr war.

Im Hause Regierungsstraße 5: Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser. (II. Treppenabsatz!)

* C. F. R. 1799. *
C. F. E. Rohde. 1865. (I. Treppenabsatz!)

Die Inschrift hat der Schmiedemeister, spätere Rentier Engelhard Rohde, geb. 10. Okt. 1806 zu Frankfurt a. O., gest. 20. Sept. 1887 ebendaselbst, anbringen lassen. Dessen Sohn Georg ist am 5. August 1840 geboren und gestorben am 23. 11. 1871.

Am Hause Richtstraße 28 eine graue Kugel, welche ursprünglich den Mond bedeutete, mit den Buchstaben: W. J. W. G. D. Zeit. (Wie Ich Wandle, Geht Die Zeit.) Das Haus ist vom Jahre 1799.

Frankfurt a. O., Mai 1907. Rahnfeldt.

Fragekasten.

Die Vaucansonschen Automaten. Frau Dr. A. Degen, Friedenau, Canovastr. 17, wirft folgende Frage auf: Nicolai spricht angeblich in seinen Reise-Beschreibungen von den 3 Automaten des Vaucanson, die damals in einem Münchener Pfandkontor versetzt waren. Es würde mich sehr interessieren zu erfahren, wo die Stelle bei Nicolai zu finden ist und erlaube mir darum bei Ihnen die ergebene Bitte, mir dies mitzuteilen.

Wir bitten der Fragestellerin durch Mitteilung an den Unterzeichneten zu helfen. Jacob von Vaucanson (geb. 1709 zu Grenoble) war ein mechanischer Tausendkünstler: er konstruierte messingene Enten, welche schnatterten, mit Flügeln schlugen, vorgestreutes Futter verschlangen und nach einer Art von Verdauung wieder von sich gaben. Er baute einen blasenden Flötenspieler und erregte derartig Aufsehen, daß Friedrich der Große ihm, wiewohl ohne Erfolg, eine dauernde Stellung anbot. In Lyon wollten ihn die Seidenarbeiter aus Furcht vor seinen Maschinen steinigen; zur Beschämung fertigte Vaucanson einen Esel an, der ein geblümtes Zeug webte. Trotz aller Kunstfertigkeit hatte Vaucanson, als er 1782 zu Paris starb, nicht viel vor sich gebracht. Seine Kunstwerke wurden zerstreut, ein Geschäftsmann Dumoulin zeigte einige in Deutschland, drei Automaten davon erwarb der gelehrte Sonderling Prof. der Physik Gottfr. Cristoph Beireis. Nach dessen im Jahre 1809 erfolgtem Tode scheinen jene Automaten verfallen zu sein.

E. Friedel.

Semmel-Fortuna. Der jetzt lebenden Berliner Generation ist der noch vor einigen Jahrzehnten ganz geläufige Ausdruck „Semmel-Fortuna“ fast gänzlich entschwunden. „Mutter gieb mir'n Dreier ich will mir bei der Semmel-Fortuna einen Schusterjungen (Salzkuchen) kaufen“, pflegte damals der kleine Schuljunge wohl zu Muttern zu sagen, wenn er sich eine Güte tun wollte. Auf den Schildern der Bäckerläden war nämlich eine rothbäckige

Fortuna abgemalt, welche aus einem bunten Füllhorn Semmeln, Schrippen, Zwieback und andere verwandte Nahrungsmittel freigebigst ausschüttete. Meist mußte sich, der Billigkeit wegen, der Schilder-Rafael damit begnügen, nur das einfache Füllhorn mit jenem ausgeschütteten Gebäck, ohne die Glück und Segen spendende Göttin, darzustellen. Aufgekommen ist die Sitte in der französischen Revolutionszeit, also unter Friedrich Wilhelm II., in jener seltsam konfusen Zeit, wo alles Mögliche, oft so unpassend wie möglich, antikisiert wurde, wo der Dichter der protestantischen Christenheit, Klopstock, von Tempeln statt Kirchen sang, wo man statt am Sarge an der Asche, statt am Grabeskreuz an der Graburne trauerte. Kein Wunder bei diesem an den Haaren herbeigezogenen, verworrenen, klassischen Heidentum, daß die Bäcker ihre eigentliche Schutzgöttin, die Ceres, mit der Fortuna verwechselten. Ich habe solche Semmel-Fortunas und gemalten Füllhörner außer in Berlin noch in Spandau, Charlottenburg und Potsdam an Bäckerläden gesehen. Ob sich von damals her noch irgend wo eine richtige, gemalte Semmel-Fortuna, mindestens das Füllhorn, erhalten hat, darüber wäre eine genaue Auskunft nicht ohne kulturgeschichtliches Interesse. In den „Mitt. des Vereins für die Geschichte Berlins" habe ich dies im Jahre 1888 berichtet und möchte erst wissen, ob noch Personen vorhanden sind, die über die meines Wissens in Berlin und Charlottenburg noch in den siebziger Jahren v. J. vorhandenen Semmel-Fortunen Auskunft zu geben vermögen. E. Friedel.

Dr. A. Die neuen Bestimmungen für Preuß. Archive und Archivbeamten enthalten folgende Einzelheiten über den Dienst und die Benutzung der Archive sowie die Erteilung von Abschriften, Auszügen usw.

Nach § 35 der Dienstanweisung vom 21. Januar 1904 für die Beamten der Staatsarchive in den Provinzen soll die Zahl der wöchentlichen Dienststunden in der Regel 30 betragen. Die nähere Anordnung ist dem Archivvorsteher überlassen. Die Dienststunden erschöpfen die amtliche Tätigkeit nicht, sondern bezeichnen nur die Zeit, in welcher das Archiv zugänglich ist.

§ 20. Die Archivbeamten haben die vorgeschriebenen Dienststunden (§ 35) genau einzuhalten, ohne Urlaub von seiten des Kgl. Oberpräsidenten bezw. des Archivvorstandes (§ 3) sich von dem Archiv nicht zu entfernen, ihre Amtsgeschäften nach dem Inhalt dieser Dienstanweisung sorgsam zu verrichten und alle ihnen vermöge ihres Amtes obliegenden Pflichten nach bestem Wissen und Gewissen zu erfüllen, wie sie in ihrem Diensteide geschworen haben.

§ 21. Bezüglich der Dienstgeschäfte sind die Archivbeamten sowie alle übrigen Beamten des Staates zur Verschwiegenheit verpflichtet. Wiefern und wieweit sie ermächtigt sind, außeramtlich von der Kenntnis, die sie sich aus den ihnen anvertrauten Archivalien erworben haben oder zu erwerben vermögen, Mitteilung und Gebrauch zu machen, bestimmen die §§ 27, 30, 32. Niemals aber dürfen sie aus ihrer amtlichen Kenntnis — weder mündlich noch schriftlich, weder mittelbar noch unmittelbar — irgend etwas durchblicken lassen oder verlautbaren, oder durch Auszüge, Atteste, Abschriften oder in anderer Weise mitteilen, veröffentlichen oder veröffentlichen lassen,

was den Rechten, Ansprüchen und Interessen des Königs oder des Kgl. Hauses, oder den Rechten, Ansprüchen und Interessen des Staates zu Präjudiz, Schaden oder Nachteil gereichen könnte. Diese Verpflichtungen erstrecken sich auch auf die Archivassistenten, wissenschaftlichen Hilfsarbeiter, die Kanzleibeamten und Diener des Archives und erlöschen auch mit dem Austritt aus dem Amt nicht.

§ 27. Die Anfragen von Inländern und auswärtigen Gelehrten, ob das betr. Archiv über einen bestimmten, näher bezeichneten Gegenstand Archivalien bewahre, ist der Archivvorsteher ermächtigt, nach Lage der Urkunden und Akten zu beantworten, sofern nicht Beziehungen auf das Königliche Haus oder den Staat oder kirchlich- konfessionelle Verhältnisse dabei in Frage kommen, die ihm eine vorherige Anfrage bei dem Kgl Oberpräsidenten geraten erscheinen lassen. Ebenso ist der Archivvorsteher ermächtigt über Wappen und Siegel, über Standes-, Verwandschafts- und Besitzverhältnisse einzelner Familien, über Erlebnisse von Familien und Personen, über bestimmte historische Fragen Auskunft zu erteilen, soweit dadurch keine Gefährdung öffentlicher Interessen zu besorgen steht.

§ 28. Angehörigen des Deutschen Reichs darf der Archivvorsteher die Erlaubnis, das Archiv zu persönlichen und wissenschaftlichen Zwecken durch Einsichtnahme von Archivalien zu benutzen, selbstständig erteilen, soweit es sich um Archivalien aus älterer Zeit bis einschließlich 1700 handelt (Erlaß vom 27. Januar und Verfügung vom 3. Februar 1898) (Min.-Bl. 1898 S. 39). Die Erledigung der Gesuche, die sich auf eine spätere Zeit erstrecken, bleibt dem Kgl. Oberpräsidenten oder dem Generaldirektor der Staatsarchive vorbehalten. In jedem Falle muß der Benutzung ein schriftlicher Antrag vorangehen, in welchem die Ausdehnung der gewünschten Benutzung möglichst genau angegeben sein soll.

§ 31. Erklärt sich ein Archivbeamter bereit in seiner dienstfreien Zeit für Personen, denen die Benutzung des Archivs gewährt ist, die Anfertigung von Auszügen, Vermerken, Übersetzungen oder Abschriften zu übernehmen, so ist die Honorierung von Arbeiten dieser Art der freien Übereinkunft überlassen. Für Beglaubigung von Abschriften ist eine zur Staatskasse fließende Gebühr von 1,50 M. bei einem Umfang bis zu 2 Bogen und von 50 Pf. für jeden weiteren Bogen zu entrichten. Die Herstellung der Abschriften ist Sache des Antragstellers Der erforderliche Stempel wird besonders berechnet. Beschwerden wegen vermeintlich zu hoher Liquidation sind an das Direktorium der Staatsarchive zu weisen.

§ 32. Über die wissenschaftlichen Arbeiten, welche die Archivbeamten unter Benutzung der Archivalien ihres Archivs unternehmen, haben sie sich mit dem Generaldirektor der Staatsarchive zu verständigen und ihm solche vor der Veröffentlichung vorzulegen. Auszüge, Vermerke und Sammlungen, welche die Archivbeamten im eigenem oder wissenschaftlichem Interesse auf Grundlage von Archivalien gefertigt haben, fallen an das Archiv zurück.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

19. (9. ordentliche) Versammlung des XV. Vereinsjahres.

Montag, den 8. April 1907, abends 7½ Uhr im Bürgersaale des Rathauses.

Vorsitzender Herr Geh. Regierungsrat E. Friedel.

Von demselben rühren die Mitteilungen zu I—XVIII und Nr. XX sowie XXIII, XXIV, XXVII bis XXIX her.

A. Allgemeines.

I. Die auf den 27. v. M. anberaumt gewesene Sitzung mußte, weil das Rathaus für städtische Zwecke gebraucht wurde, auf heut verlegt worden. Der Vorsitzende begrüßt Namens des Vorstandes die Mitglieder zum Beginn des neuen Geschäftsjahres und berichtet über die nächsten Wanderversammlungen und Ausflüge.

Zu Rechnungsprüfern hat der Ausschuß heut die Herren Ausschußmitglieder Professor Dr. Galland und Kustos Buchholz gewählt. In der I. ordentlichen Sitzung des XVI. Vereinsjahres am 24. d. M. wird die Rechnung gelegt und der übliche Geschäftsbericht abgestattet werden.

Allen den Damen und Herren, welche bei dem bestens gelungenen 15. Stiftungsfest durch Darbietungen, Gesang, Deklamation und Solotanz sich hervorgetan, spricht die Brandenburgia heut nochmals ihren herzlichsten Dank aus, insbesondere u. M. Herrn Hofjuwelier Telge für die Mühen des Billettvertriebs und die sinnige künstlerische Festesgabe, welche er den mitwirkenden Damen gestiftet, dem Herrn Professor Dr. Pniower für die vielseitigen Bemühungen um die Einrichtung und Ordnung des Festes, Frau Kommerzienrat Frickert und Fräulein Alice Frickert, Frau Klosseck-Müller, Fräulein Gertrud Schmidt und Fräulein Gesa Friedel für die Gesangsvorträge, Fräulein Kgl. Hofschauspielerin Nitter für Deklamation und Solotanz.

II. Rettung der Pommerschen Feste bei Oderberg i. M. Bei dem Besuch der Brandenburgia in Oderberg am 22. Mai 1898 besichtigten wir die Ruinen der Pommerschen Feste (auch Bärenkasten ge-

nannt, weil Bären dort für die kurfürstlichen Hetzjagden gehalten wurden.) Die Feste liegt auf einem durch viele charakteristische Gefäßreste und dgl. als spätwendisch zu bestimmenden Burgwall und ist im 17. Jahrhundert für Geschützverteidigung eingerichtet worden. Eiserne Kanonenkugeln von hier im Märkischen Mnseum. Die Feste liegt auf der Insel Neuenhagen, Kreis Königsberg i. M., Reg.-Bezirk Frankfurt und ist teilweise zu Wohnnngen vermietet. Am 11. März 1907 erließ das Kgl Domänenamt Nenenhagen, auffallender Weise unterzeichnet „Frau“ E. Lange folgende Anfforderung an die Mieter: „Da die Gebäude der Festung auf Anordnnng der Königlichen Regiernng im Sommer dieses Jahres abgebrochen werden sollen, wird Ihnen Ihre Wohnnng hiermit zum 1. Juli d. Js. gekündigt.“ — Diese Mitteilung war um so anffälliger, als unser Ehrenmitglied der frühere Regierungspräsident zu Frankfurt a. O. Herr von Dewitz besonders eifrig für den Denkmalschutz einzutreten pflegte. U. M. Herr Architekt Karl Wilke, der die Oderberger Gegend genaustens kennt, ersnchte nun, gleichzeitig als Pfleger des Märkischen Museums, den jetzigen Herrn Regierungs-Präsidenten zu Frankfurt a. O. den Abbruch zu verhindern.

Wir freuen nns, mit bestem Dank für Herrn Wilke, mitteilen zu können, daß der genannte hohe Verwaltungsschef den Abbruch untersagt hat. Es soll sogar für eine bessere Erhaltung einzelner Teile der zumeist aus Ziegelwerk bestehenden Gebände Sorge getragen werden.

III. Mitteilungen des Bundes Heimatschutz. 3. Jahrg. Febr. 1907 Nr. 2 Schriftleiter Robert Mielke. Enthält u. a. einen wohl orientierten Aufsatz: „Die Grnndlagen nnd Ziele des Heimatschutzes“ sowie ein Referat über einen im Architekten-Verein hierselbst am 28. Jannar 1907 gehaltenen Vortrag des Geh. Baurats K. Mühlke über „Nordische Freilichtmuseen nnd ihre Übertragnng auf dentsche Verhältnisse.“ Mir sind persönlich dergl. Einrichtungen in Skansen bei Stockholm (typisch und vorbildlich, erste derartige Schöpfnng), sowie auf der herrlichen, hochbelegenen Bergwiese Frognerseteren bei Christania bekannt geworden. Dergl. wird sich bei vielen dentschen Städten — vgl. Nr. IV — nachahmen lassen, aber nicht, wie bereits vorgeschlagen, im Grnnewald bei Berlin. Ich bin überzeugt, daß dergleichen dort bei der Geartung eines leider nicht geringen Teils nnseres Weltstadtpublikums Fiasko machen würde, es würde, nm einen Lieblingsausdruck dieses Pnblikums zu gebranchen, einfach „vernlkt“ werden und dazn sind die Freilichtmuseen denn doch zn schade nnd zu wichtig. Diese Ansicht wird von unseren sachkundigen Mitgliedern Fräulein Elisabeth Lemke, R. Mielke, Sökeland, O. Monke, Dr. G. Albrecht, H. Manrer n. a. vollständig geteilt. In der Sitzung am 24. bei Besprechung des Bodeschen Berichts über die Kgl. Museen in Berlin wird das Thema nochmals zur Erörternng kommen. Siehe Nr. IX.

IV. Freiluftmuseen im nordwestlichen Deutschland. Am 11. März d. J. hielt Dr. Schäfer vom Kunstgewerbe-Museum Bremen in der dortigen Kunsthalle einen gut besuchten und mit Beifall aufgenommenen Vortrag über die Einrichtung eines Volks- und Freiluft-Museums als Ergänzung des Kunstgewerbe-Museums. Es sollen ein Vierländer, ein Altländer, verschiedene Haidehäuser, ein Ammerländer und ein ostfriesisches Haus mit zugehöriger nächster Umgebung auf einem der Stadt Bremen gehörigen noch unbebauten Gelände in solchem landschaftlichen Rahmen aufgestellt werden, daß das einzelne Anwesen für sich wirkt. In Ostfriesland wirbt der als Sammler bekannte Postdirektor Eßlinger in Leer durch Vorträge eifrigst für ein ostfriesisches Freiluftmuseum. Nach einer vor nicht langer Zeit in Bremen und Emden geschöpften Erfahrung halte ich dies Unternehmen für bestens am Platze und sehr wohl ausführbar. Herr Esslinger hatte übrigens im März einen großen Teil seiner schönen volkskundlichen, zumeist aus Ostfriesland stammenden Privat-Sammlung vor dem hiesigen Verein für Volkskunde im Architektenhause ausgestellt.

V. Gefährdung und Erhaltung geschichtlicher Bauten. U. M. Herr Foerster teilt uns folgenden Bericht mit. Im Architekten-Verein hierselbst machte am 25. März 1907 der Regierungsbaumeister und Privat-Dozent Zeller aus Darmstadt Mitteilungen über die Gefährdung und Erhaltung geschichtlicher Bauten. Der Vortragende führte aus, daß die Erhaltung namentlich unserer historischen Bauten eine stete Sorge der mit ihr beauftragten Verbände, Verwaltungen, wie der Besitzer bilde. Die Gefahr für diese Bauwerke liege namentlich im schroffen Gegensatz von Frost und Hitze, der den ohnehin schon durch ihr Alter und die Minderwertigkeit der Konstruktion gefährdeten Bauwerken hart zusetzt. Der Vortragende hat die wesentlichsten Gesichtspunkte in einer Sonderschrift: Gefährdung und Erhaltung geschichtlicher Bauten (Wiesbaden 06. Kreidels Verlag) zusammengefaßt. Das Wesentlichste sei hier angeführt. Bei bewohnbaren Bauten hilft als Erhaltungsmaßregel namentlich eine, wenn auch in größeren Zeitabschnitten vorgenommene Durchheizung, die in Verbindung mit Luftzug geeignet ist, Feuchtigkeit und Moder stark zurückzudrängen, namentlich aber auch das Verschimmeln der Wände bei feuchter Umgebung zu verhindern. Dadurch hält auch Holz, Stuck usw. besser, weil die Unterlagen, Jute, Rohr etc. sich nicht zersetzen oder Rost die Nägel und Eisenteile zerstört oder Schwamm auftritt. Schwieriger ist die Unterhaltung unbewohnter Bauten oder Räume. Angezeigt ist hier häufiges Lüften und Durchheizen, Vorsorge für gute Entwässerung, stets dichte und gut gelüftete Dächer, damit keine Balken faulen oder Wasser in die Wände dringt; sorgfältige Unterhaltung und Erneuerung auch der geringsten Schäden, namentlich am Putze, der oft sehr vernachlässigt wird und hinter dem in Hohlräumen

Wasser viel Unheil anrichten kann. Freilegen von Fachwerken sei deshalb stets warm empfohlen. Gegen Zerfall der Ruinen helfen nur durchgreifende Mittel. Alle Abdeckungen, Zement, Asphalt, Blei und sonstige Hilfsmittel haben hier versagt. Schutz vor Wasser und Frost können allein größere Eingriffe bieten. Hierzu dienen: Schutzdächer, sei es nur Notdächer oder Ergänzungen der ursprünglichen Anlage, gute Entwässerungen des Terrains, Schluss der Öffnungen (Fenster und Türen); falls zerfrierbare Reste, wie Stuck, feine poröse Sandsteinskulpturen usw. zu schützen sind, Verankerung der Wände durch Einziehen der alten Balkenlagen, event. auch, wenn es besonders wertvolle Objekte sind, Ausbau und Anlage von zuverlässigen Heizungen. Pflanzenwuchs ist zwar hübsch, aber für die Bauten gefährlich. Er wirkt desto schlimmer, je feiner und wasserführender das Baumaterial (Sandstein z. B.) ist, während Eruptivgesteine, wie Basalte, Granit, Porphyr, Melaphyr, harte Kalk- oder Kohlensandsteine weniger leiden. Aber auch hier müssen die Mörtelfugen dicht sein, da sonst die zerstörende Arbeit der Pflanzenwurzel, namentlich der Moose, Wasserzutritt in die Fugen vermittelt und diese auffrieren. Deshalb ist Efeu auch gefährlich, weil er das Austrocknen erschwert, die Mauer länger naß hält, der Frost daher länger wirkt. Auch dringen seine Haftwurzeln in offene Fugen ein und üben, erstarkt, Sprengwirkungen aus. Nur im Winter sich entlaubende Schlinggewächse sollen deshalb bei wertvollen Bauten als Wandschmuck geduldet werden.

Hierzu sei bemerkt, daß die bezüglichen Ansichten über den Efeu auseinandergehen. Bei sehr alten Bauwerken, deren Mörtel im Laufe der Jahrhunderte felshart geworden, wirkt eine starke Umklammerung durch hochstämmigen Efeu eher nützlich. Die sehr zähen Ranken halten oftmals Bauteile zusammen, die sonst längst abgestürzt sein würden. Dies kann man z. B. an der Heidelberger Schloßruine hier und da bemerken. In Irland, wo der Ruinenefeu sich stärker als im ganzen sonstigen Europa entwickelt, hat es mir bei manchen Stellen zum Öftern so geschienen, als wenn manche freistehenden Mauerteile fast allein noch durch den hochstämmigen Efeu vor Sturmwinden und vor dem Umstürzen geschützt wurden. Und Irland ist so recht eigentlich das typische Ruinenland.

VI. Satzungen des Vereins zur Herausgabe einer Landeskunde der Provinz Brandenburg.

Es ist mir eine angenehme Pflicht, Ihnen dieselben, wie folgt, unterbreiten zu können.

§ 1. Der Verein bezweckt die Herausgabe eines wissenschaftlichen Werks, betitelt:

„Landeskunde der Provinz Brandenburg“.

§ 2. Der Sitz des Vereins ist Berlin.



§ 3. Dem Verein stehen für seinen Zweck folgende Geldmittel zur Verfügung:

a) das bereits vorhandene Kapitalvermögen,
b) die aus öffentlichen und privaten Fonds ihm zufließenden Beiträge.
c) die aus den Kapitalien erzielten Zinsen,
d) die aus dem Vertrage mit dem Verleger dem Verein etwa noch zufallenden Überschüsse.

§ 4. Die Angelegenheiten des Vereins werden verwaltet, geleitet und vertreten durch den Vorstand.

§ 5. Der Vorstand besteht aus:

a) dem ersten Vorsitzenden,
b) dem zweiten Vorsitzenden,
c) dem Schatzmeister.

§ 6. Für jedes der drei Vorstandsmitglieder wird im Fall seiner Verhinderung ein Vertreter bestimmt. Der Vertreter tritt auf Grund schriftlicher Aufforderung seitens des verhinderten Vorstandsmitgliedes in Wirksamkeit. In der Aufforderung ist die Dauer der Vertretung anzugeben.

§ 7. Die Mitglieder des Vorstandes, sowie die drei Stellvertreter, werden in ordentlicher Mitglieder-Versammlung durch Stimmenmehrheit der Anwesenden gewählt und bleiben zwei Kalenderjahre hindurch im Amt.

§ 8. Im Fall des Ablebens, oder der Geschäftsunfähigkeit, oder der Amtsniederlegung eines der nach § 7 Gewählten erfolgt Neuwahl für den Ausgeschiedenen in der zu dem Zweck zu berufenden Mitglieder-Versammlung.

§ 9. Der erste Vorsitzende vertritt den Verein nach außen. Er leitet die Verhandlungen des Vorstandes und der Mitglieder-Versammlung.

§ 10. Der zweite Vorsitzende besorgt die laufende Geschäftsführung und führt das Protokollbuch und die sonstigen Akten des Vereins.

§ 11. Der Schatzmeister führt die Kassengeschäfte und sorgt gemeinsam mit seinem Vertreter für die Verwahrung und zinsbare Anlegung der Vereins-Kapitalien. Über eingehende Gelder hat er zu quittieren. Zahlungen leistet er auf Anweisung seitens des ersten Vorsitzenden. In den Mitglieder-Versammlungen hat er über den Kassenbestand zu berichten.

§ 12. Mitglieder-Versammlungen finden mindestens einmal in jedem Kalenderjahr statt. Die Einladungen dazu erläßt der zweite Vorsitzende mittelst Postkarte. Die Beschlüsse werden in das Protokollbuch eingetragen und vom ersten Vorsitzenden mit unterzeichnet.

§ 13. Neue Mitglieder werden durch Kooption seitens des Vorstandes berufen. Der Austritt von Mitgliedern erfolgt durch deren schriftliche Erklärung.

§ 14. Sobald der Zweck des Vereins erfüllt und dessen Geschäfte abgewickelt sind, erfolgt die Auflösung des Vereins durch einfache Stimmenmehrheit der Anwesenden in der zu diesem Zweck zu berufenden Versammlung.

§ 15. Die bei der Auflösung noch vorhandenen Gelder, sowie spätere Einkünfte aus dem Vertrage mit dem Verleger (§ 3d) gehen dann in das Eigentum der Provinz Brandenburg über.

Die vorstehenden Satzungen wurden in heutiger ordentlicher Mitglieder-Versammlung festgestellt und genehmigt, auch die Eintragung in das gerichtliche Vereinsregister beschlossen.

Gewählt wurden einstimmig:

Zum ersten Vorsitzenden: Herr Geheimer Regierungs- und Stadtrat Friedel.

Zum zweiten Vorsitzenden: Herr Schriftsteller Robert Mielke.

Zum Schatzmeister: Herr Kustos des Märkischen Prov. Museums Rudolf Buchholz.

Ferner wurden gewählt zu Stellvertretern

des ersten Vorsitzenden: Herr Provinzial-Konservator, Baurat Büttner.

des zweiten Vorsitzenden: Herr Oberlehrer, Professor Dr. Zache.

des Schatzmeisters: Herr Rentier E. Rönnebeck.

Die so Gewählten nahmen die Wahl an.

Berlin, den 16. Februar 1907.

gez. E. Friedel, Geh. Regierungs- und Stadtrat. W. v. Schulenburg. R. Buchholz, Kustos. R. Mielke, Schriftsteller. W. Seelmann. Dr. K. Regling, Direkt. Assistent. Dr. G. Albrecht, Städt. Bibliothekar. Dr. Tschirch, Prof. und Stadtarchivar. Dr. E. Zache, Professor. Büttner, Prov. Konservator. Dr. Vormeng, Sanitätsrat. E. Rönnebeck, Rentier. Dr. Fischer, Stadtschulrat.

VII. Aufgaben der Bauordnungs- und Ansiedlungsfrage. Der Deutsche Verein für Wohnungsreform hat dieselben kürzlich in dankenswerter Weise erörtert und eine Denkschrift darüber dem Herrn Minister der öffentlichen Arbeiten Breitenbach unterbreitet. Dieselbe drückt sich u. A. bezüglich der vorhandenen Straßen und Bauquartiere so aus, daß die örtliche Eigenart derselben tunlichst geschont werden soll. Bei der Aufstellung der Baufluchten für neue Ortschaften und Ortschaftsteile soll auch das ästhetische Interesse nicht außer acht gelassen bleiben. Auf die Vermeidung zu großer Eintönigkeit bei der Gestaltung des Straßennetzes und auf die Erzielung einer gewissen Abwechslung im Straßenbilde ist Bedacht zu nehmen. Deshalb wird, wenn nicht das Verkehrsinteresse entgegensteht, bei der Linienführung der Straßen nicht grundsätzlich der gerade Verlauf anzustreben sein.

Auch empfiehlt sich die Bepflanzung besonders der äußeren Straßen mit Baumreihen, soweit nicht in der Beschattung ein Nachteil zu erblicken ist.[1])

In diesem Sinne spricht sich ein hier vorliegender Erlaß des Herrn Ministers Breitenbach vom 20. Dezember aus, den wir als heimatfreundliche Gesellschaft mit Freuden begrüßen.

Eins vermisse ich dabei, das ist die Betonung und Empfehlung der Mittelpromenaden. Diese sind von außerordentlicher Bedeutung, da sie das Straßenbild freundlich gestalten und mit Sitzbänken ausgestattet für jedermann willkommen sind. Dagegen würde ich im Zweifelsfalle lieber die Baumreihen auf dem Bürgersteig opfern, da diese den Haus- und insbesondere Ladenbesitzern häufig und berechtigter Weise zu Klagen Anlaß geben. Besonders aber sind in den meisten Fällen Mittelpromenaden den Vorgärten vorzuziehen, weil letztere zumeist schlecht oder gar nicht gepflegt werden und das Straßenbild deshalb verhäßlichen.

VIII. Bach-Museum in Eisenach. In Eisenach soll im Frühling d. J. das dritte deutsche Bachfest stattfinden und zwar in Verbindung mit der Einweihung von Joh. Seb. Bachs Geburtshaus als Museum. Es soll in diesem Hause aufbewahrt werden, was auf Joh. Seb. Bach, seine Familie sowie seine Zeitgenossen Bezug hat. Auf welche Schwierigkeiten dieses Unternehmen stößt, ist, nachdem 157 Jahre seit Bachs Tode verflossen sind, leicht zu ermessen. Die Manuskripte Bachscher Werke sind meist in den Königl. Bibliotheken zu Berlin untergebracht, Bilder Bachs, seiner Familie wie seiner Zeitgenossen nur spärlich vorhanden. Die zahlreichen Instrumente, die Joh. Seb. Bach und seine Söhne besessen haben, mögen wohl noch erhalten sein, aber die Spuren ihres Daseins sind nicht zu entdecken. Immerhin ist es noch nicht zu spät Umschau zu halten und zu hoffen, daß sich da und dort Manuskripte, Bilder, Instrumente usw. befinden, die wichtiger sind, als sie im Augenblick erscheinen. Darum ergeht auch von uns der Ruf, an obigem Werke zu helfen, an jeden, der ein Steinchen zu dem Bau beitragen kann. Das Direktorium für das Bachhaus besteht aus den Herren Prof. Dr. Joachim, Generalmusikdirektor Steinbach, Cöln, Dr. von Hase, Leipzig, Dr. Bornemann, Eisenach, Prof. Georg Schumann, Berlin (Festungsgraben 2). Letzterer nimmt zweckdienliche Mitteilungen entgegen. Allen Verehrern der klassischen deutschen Musik bestens empfohlen.

---

[1]) Charlottenburg hat neuerdings mehrere Kurvenstraßen angelegt auf dem Gelände des ehemaligen Wartenbergschen Grundstücks, sowie der früheren Flora, beispielsweise die Eosanderstraße. Für Berlin sind Kurvenstraßen in der Nähe des Schillerparks geplant.

IX. Umgestaltung der K. Kunst- nnd Altertnms-Museen. Die Denkschrift des Herrn Generaldirektors der K. Museen Dr. Bode, welche in Bezng auf die Umgestaltung dieser Museen dem Landtag mitgeteilt worden ist, erregt anch im Kreise unserer Brandenburgia das größte Interesse, insofern dabei in Frage kommen das Ethnographische Museum, die vorgeschichtlichen Altertümer und das Museum für dentsche Volkstrachten und Hausgewerbe sowie vergleichsweise das Märkische Provinzialmusenm.

Ich habe ein Exemplar dieser Denkschrift hent bei mir und bin gern bereit, sie einzelnen Interessenten vorzulegen. Indessen ist die ganze Angelegenheit anch deshalb, weil Herr Bode anch gleichzeitig auf die Provinzial-Museen Bezug nimmt, für die Brandenbnrgia von solcher Wichtigkeit, daß sie einer genanen Berichterstattnng bedarf. Eine solche soll in der nächsten Sitznng erfolgen nnd werden anßer mir die Herren R. Buchholz, Sökeland und R. Mielke sich darüber äußern. Ich schlage deshalb vor, die Sache erst am 24. d. M. weiter zn erörtern. Vgl. auch Nr. III.

B. Persönliches.

X. Eine Gedenktafel für den verstorbenen Geheimen Hofrat und Schriftsteller Lonis Schneider, Begründer des Vereins für die Geschichte Potsdams und Vorsitzender des Vereins für die Geschichte Berlins, auch sonst als Schriftsteller geschätzt, ist am 13. d. M. in Potsdam an Schneiders ehemaligem Wohnhause Neue Königsstr. 113 feierlich enthüllt worden.

Der wieder erstandene Verein für die Geschichte Potsdams hatte die Güte gehabt, auch die Brandenburgia zu dieser von ihm veranstalteten Enthüllungsfeier einzuladen.

Vertreten waren n. a. auch die städtischen Körperschaften Potsdams sowie das 1. Garde-Regiment z. F. und das Leib-Garde-Husaren-Regiment, zu dem Schneider bis in sein spätes Alter hinein nahe Beziehungen hatte.

Lonis Schneider, der am 29. April 1805 geboren wurde und im Dezember 1878 starb, war ursprünglich Schauspieler an den Königlichen Theatern in Potsdam und Berlin; dann widmete er sich der Schriftstellerei. Von ihm rührt n. a. das liebenswürdige Singspiel „Kurmärker und Pikarde“ her, das ehedem oftmals im Opernhaus in Szene ging nnd anch heute noch auf dem Repertoire vieler Wohltätigkeitsveranstaltungen steht.

Als Vorleser Friedrich Wilhelms IV. und Kaiser Wilhelms I., sowie als Vertrauensperson beider Regenten auch des Kaisers Nikolaus I. hat der Geheime Hofrat Schneider einen nicht zu nnterschätzenden wohltätigen Einfluß gehabt.

XI. Johanna Stegen-Denkmal. Zur Errichtung eines Grabdenkmals für Johanna Stegen, das Heldenmädchen von Lüneburg, haben einige patriotisch gesinnte Männer einen Aufruf erlassen. Johanna Stegen, die beim Kampf vor Lüneburg am 2. April 1813 den Schützen des 1. Pomm. Inf.-Regts. in ihrer Schürze Patronen zutrug und sie dadurch in die Lage setzte, den Kampf gegen die Franzosen siegreich durchzuführen, ruht, wie nur wenigen bekannt sein dürfte, auf dem Sophienkirchhof in der Bergstraße in Berlin; aber kein Grabstein schmückt die Ruhestätte des tapferen Mädchens. Um nun ein sichtbares Zeichen der Erinnerung an dieser Stätte zu errichten, sind die betreffenden Herren zusammengetreten und haben einen Aufruf erlassen. Beiträge nimmt unser Mitglied Herr Major z. D. L. Noël, Berlin W. 15, Lietzenburger Str. 54—55, entgegen.

Wir bitten um Förderung der Denkmalssache auch seitens unserer Mitglieder.

XII. Von Fräulein Elisabeth Lemke, unserm geschätzten Mitgliede, das den klassischen Festspielen in Karthago beigewohnt, sind aus Tunis, von u. M. Dr. Hermann aus Windhuk in Deutsch Süd-West Afrika und von unserm 2. Vorsitzenden, Geheimrat Uhles aus Meran freundliche Grüße an die Mitglieder zu bestellen.

C. Naturgeschichtliches und Technisches.

XIII. Die Mitteilungen der Berliner Elektrizitäts-Werke III. März 1907, enthalten, wie Sie entnehmen wollen, vollkommen schön illustrierte Berichte über hiesige elektrische Beleuchtungen und die sonstige technische Verwertung der Elektrizität.



XIV. Neuer Mammutfund. U. M. Herr Bankier Ernst Preuß überreicht zwei Photographien eines wohl erhaltenen Unterkiefers von Elephas primigenius, im Jahre 1900 ausgegraben in der Kiesgrube bei Spreenhagen unweit Fürstenwalde a. d. Spree, Herr Preuß hat die Güte gehabt, mir auch noch eine ganze Menge von losen Backzähnen desselben Dickhäuters, von Bos primi-

genius und priscus, vom Riesenhirsch und Nilpferde zu zeigen, entstammend denselben zwischeneiszeitlichen Kieslagern von Spreenhagen.



Den gedachten Unterkiefer reproduzieren wir nach Photographien, welche in zwei Stellungen: a) ruhend und b) aufgerichtet, von Herrn Preuß mir gütigst zur Verfügung gestellt worden sind.

Leider ist verabsäumt worden, nach bearbeiteten Knochenstücken und bearbeiteten Feuersteinen zu suchen, die man in diesen Schichten wohl erwarten darf.

XV. U. M. Herr Assessor Rademacher-Potsdam sendet den Bericht über einen von ihm im Verein der dortigen Gebirgsfreunde gehaltenen Vortrag „Die Eiszeit in der Mark" (Potsdamer Tageszeitung vom 1. März 1907); geschickte und sorgfältige Zusammenstellung der Berichte von Torell, Keilhack, Wahnschaffe u. A.

XVI. Die Geographische Gesellschaft zu Greifswald, deren Begründer und Vorsitzender Herr Geheimrat Prof. Dr. Credner, unser geschätztes Ehrenmitglied, ist, hat am 7. März d. J. ihr 25jähriges Bestehen gefeiert, wozu wir herzlich Glück gewünscht haben. Ich lege Ihnen den Bericht über die Tätigkeit der Gesellschaft in den ersten 25 Jahren vor, desgl. den X. Jahresbericht, der zu einer Festschrift ausgestaltet ist, deren reichen Inhalt wir schon zumeist im einzelnen in der Brandenburgia gewürdigt haben.

D. Kulturgeschichtliches.

XVII. Der Verein der Geschichte Potsdams, Gesellschaft zur Pflege der Heimatkunde überreicht seine Mitteilungen 1904 Nr. 275 bis 280 und 1907 Nr. 281 bis 288. Hoffentlich kommt jetzt wieder ein neuer Geist in die seit Ableben des unvergeßlichen Louis Schneider (siehe Nr. X des heutigen Protokolls) bedenklich ins Stocken geratenen Veröffentlichungen. Es entspricht dem modernen wissenschaftlichen Bedürfnis, daß der Verein, der früher weniger schriftlich arbeitete, sich neu zu einer Heimatforschung erweitert hat. Nicht uninteressant ist der Aufsatz Nr. 286: Über ostelbische „Volkheit" von

Hermann von Pfister-Schwaighusen zu Darmstadt, der sich ebenfalls zu der von Wilhelm Schwartz und mir vertretenen Ansicht bekennt, daß während der Wendenzeit gleichwohl bei uns germanische Urbevölkerungsreste verblieben sind, welche die spätere Regermanisation des Wendlandes erleichtert haben.

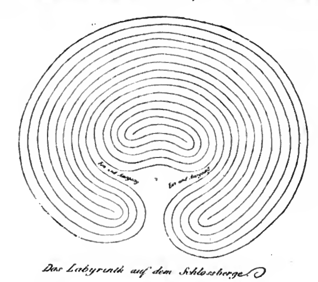
XVIII. Fräulein Luise Hagberg in Stockholm überreicht den Ihnen vorliegenden Aufsatz über Ostereier und deren heidnischen Ursprung. (Nordiska Museet Fataburen 1906 Heft 3. Kulturhistorisk Tidskrift.) Eine ansprechende hübsch illustrierte Arbeit, die den heidnischen Ursprung des Ostereis, das bei Germanen, Kelten und Slaven für das Wiedererwachen der Natur im Frühling vorbildlich war, würdigt. Abgebildet sind u. a. zwei von den zierlich bemalten Ostereiern der Niederlausitz, die — gerade in ihren wendischen Elementen — in dieser Volkskunstübung Erfreuliches leistet. Ferner ein Osterbrot in Hasenform aus Stuttgart und der ausgeputzte Hase, wie er auf dem mit Blumen gepolsterten Ostereiernest brütet. Besten Dank der aufmerksamen Spenderin.

XIX. Herr Redakteur Rudolf Schmidt in Eberswalde sendet folgende Mitteilung ein über Eberswalder Ostergebräuche.

Alte Eberswalder kennen und halten noch an dem Glauben von den drei Freudensprüngen der Ostersonne fest. Sie erinnern zum Beweise dessen insbesondere an den Eberswalder Paschenberg, jenen idyllischen Garten- und Feldberg, welcher sich südlich unserer Stadt zwischen den Drachenkopf und die Berliner Chaussee hineinschiebt. Von ihm hat man bekanntlich eine prächtige Aussicht, der Bergrücken ist breit genug, eine große Menge Volkes zu beherbergen, was Wunder, wenn die guten Eberswalder am frühen Ostertag hinanfwanderten, um hier bei uralten Ostergepflogenheiten, wie beim Würfeln, Trudeln und Paschen den Freudensprüngen der Ostersonne zuzusehen. Ob tatsächlich der Paschenberg seinen Namen von Paschah-Ostern herleitet, lassen wir dahin gestellt, viele nehmen es an. In den ersten christlichen Zeiten, so sagen sie, wallfahrtete man beim Frühlingsanfang, zu Ostern, am Passahfeste auf eine Anhöhe zur Feier des Festes. Der gewählte Berg erhielt davon den Namen Paschaberg. Andere finden seinen Namen prosaischer, sie sagen, er bedeute nichts weiter als Weideberg. Jedenfalls aber diente der Paschenberg ehemals, später sein Nachbar, der höhere Hausberg, zu dem beliebten Eiertrudeln, das noch heute einen schwachen Abglanz besitzt in dem gleichen am Ostermontag von der Jugend Eberswaldes sehr beliebten Eiertrudeln und Werfen, heute zum Teil mit Apfelsinen ausgeführt, an der Rudolfseiche auf dem Turnplatz.

Überhaupt ist es die Jugend, die uns die uralte Brücke zur Vorzeit gangbar erhält, denn um Ostern herum zeichnet sie mit Kreidestrichen ein unbehilfliches Labyrinth, das Nachbild einer Truden- oder

Trojaburg auf den Erdboden, einer Art Spirale mit drei bis vier Umgängen, deren einzelne Abteilungen Hölle, Vorhölle, Fegefener, Himmel Paradies n. dergl. mehr benannt werden znm Andenken daran, daß die Erlösnng der Sonne ans dem labyrinthischen Höllenabgrnnd winterlicher Finsternis wieder zur Höhe des sommerlichen Himmels führt. Dieses jetzt noch hier geübte Spiel der Jugend erinnert an den leider längst verschwundenen Wnnderkreis anf dem Hausberg, den ein ehemaliger Eberswalder Schulrektor, Christian Wachtmann seligen Angedenkens, im Jahre 1609 anlegte. Dieses wunderbare Labyrinth bestand aus Schneckenwindungen nach verschiedenen Richtnngen, die dnrch den ausgestochenen Rasen bezeichnet wurden, in einer Kreisfläche von



Die Linie bezeichnet den Graben, der weiße Zwischenraum die Bahn.

60—70 Fuß im Durchmesser. Diese Windungen hatten zwei Eingänge nebeneinander. Wenn man von einem derselben den geschlungenen Pfad verfolgte, so kam man nach etwa 800 Schritten ans dem andern Eingange wieder heraus. Die Bahn war 1 Fnß breit nnd der kleine Graben neben der Bahn etwa $^1/_2$ Fnß breit, sowie 4—5 Zoll tief. Die Reinigung der Gräbchen hatte die Schnljugend zu besorgen. Das Eberswalder Schulreglement vom Jahre 1741 bestimmte ausdrücklich: „Und wenn der sogenannte Wunderkreis auf dem Hausberg von der sämtlichen Schuljngend des Jahres einmal gereinigt werden soll, geschiehet solches mit Vorwissen des Inspektoris."

Der schmale gewundene Pfad mußte durchlanfen werden, ohne daß die Gräbchen berührt wurden. Auch fingen zwei Personen zu gleicher

Zeit den Wettlauf an, jeder durch einen der beiden Eingänge, um zu sehen, wer von beiden zuerst den Lauf vollendete. An der Stelle, wo sie sich begegneten, mußten sie durch eine Körperverbeugung sich geschickt ausweichen.

Alte Eberswalder wissen sich auch noch zu erinnern, daß von dem früher steilen Abfall des Hansberges nach Süden zu das sogenannte Eierrollen am Ostertag stattfand. Die Eier waren aber damals noch nicht wie heute bei unserem verwöhnten Geschmack vorwiegend aus Zucker, Schokolade oder Marzipan. Die Erinnerung einer alten Eberswalderin verzeichnet für das damalige Eierfärben folgende Rezepte. Die hartgekochten Eier mußten natürlich farbig sein. Sollten sie grün werden, wurden sie in entsprechend vorbereitete frische Saat, gelb dagegen in Zwiebelschalen, lila in Blauspohn gelegt. Wer aber recht etwas Feines liefern wollte, der legte die Eier in gemusterten oder geblümten Kattun, band sie mit einem Faden ein, sodaß beim Kochen sich das Muster des Tuches auf die Eier abdrückte. Die Eier wurden dann mittels Scheidewasser mit dem Vornamen der Kinder beschrieben, zuweilen auch mit allerhand Volkssprüchen; eine geschickte Hand malte auch Tiere und Blumen auf die Eierschalen.

Eine Spezialverordnung vom 18. September 1726, welche die Jura Stolae behandelt, verordnet hinsichtlich der Sammlung der Ostereier folgendes: „Den heiligen Abend vor Ostern schicket der Küster seine Frau von Haus zu Haus mit einem Korb und sammelt sich eine freiwillige Gabe, da denn ein Jeder nach Belieben ein paar oder mehr Eier, oder an Gelde 3 Gr. 6 Pf. und mehr giebt. Es ist dieses eine uralte Gerechtigkeit".

Wie die Pfingstmaien, so spielen die Osterruten auch heute noch in Eberswalde eine große Rolle. Die lange Zeit vor Ostern beschafften Ruten haben, zuhause in einem Wassertopf auf das Spind gestellt, in der üppigen Zimmerwärme zu treiben begonnen und sind bis zum Ostermorgen hübsch grün geworden. Dann beginnt das lustige Rutenstiepen, das bei uns am Orte allerdings nur noch von den Kindern geübt zu werden scheint, wobei die Einsammlung möglichst vieler Gaben die Hauptsache bildet. Auf dem Lande haben die Knechte das Recht, verschlafene Mägde mit den Ruten zu stiepen, wobei es selbstverständlich ohne allerhand Späße nicht abgeht.

Sollen wir noch zuguterletzt die Osterkätzchen erwähnen, auf die es gerade in diesem Jahre die Jugend — und auch unvernünftige Erwachsene — besonders abgesehen hatten. Den Osterkätzchen wird eine besondere Heilkraft zugeschrieben. Wer in der Frühe des Palmsonntags drei solcher Blütenkätzchen verschluckt, leidet das ganze Jahr hindurch weder an Zahnweh, noch an Kopfweh, er bleibt vom Halsweh verschont und auch vom kalten Fieber. Sogar die von den Zweigen losgelöste

Rinde diente früher dem Aberglauben. In Form eines Drudenfußes an den unteren Bettgiebel genagelt, hielt sie Hexen und böse Geister fern. —

Es gibt sicher noch mehr Osterbräuche in Eberswalde und Umgegend, die gesammelt zu werden verdienen, damit sie wenigstens die Erinnerung für die späteren Generationen festhalten. Die Anregung dazu sollte mit dieser ersten Sammlung gegeben werden.

XX. Hieran schließe ich eine öffentliche Mitteilung von mir, die im wesentlichen im Berl. Lokal-Anzeiger vom 27. v. M. veröffentlicht worden ist.

Osterbräuche im alten Berlin. Unter allen kirchlichen Festen ist das Osterfest bei uns in Berlin und überhaupt in Norddeutschland dasjenige, das am tiefsten in das Volksleben eingedrungen ist: hier begegnen sich alttestamentarische, christliche, germanische und slavische Sitten und Überlieferungen so innig, daß eine Scheidung dieser verschiedenen Elemente fast unmöglich ist. Aus dem Judentum hat das Christentum das Passabfest mit seiner Versöhnung durch das Opfer übernommen, zur selben Zeit aber feierten die Germanen und auch die Slaven die Vertreibung des Winters und das Frühlingsfest.

Die Marterwoche wurde still begonnen und am guten oder grünen Donnerstag zum heiligen Abendmahl gegangen, eine Sitte, die sich im protestantischen Berlin derartig erhalten hat, daß selbst jene, die sich sonst von den kirchlichen Gepflogenheiten fernhalten, am Gründonnerstag kommunizieren, mindestens aber am Karfreitag die Kirche besuchen. Dies geschieht so allgemein, daß man noch jetzt hier und da beobachten kann, wie Schutzleute den übermäßigen Andrang aus Sicherheitsgründen abhalten müssen. Beachtenswert ist auch der Unterschied, daß der Karfreitag den Evangelischen bei uns als der heiligste Tag im ganzen Jahre gilt, während dies bei den Katholiken — ähnlich wie bei den Mitgliedern der anglikanischen und schottischen Hochkirche — keineswegs der Fall ist.

Am Gründonnerstag wurde in und bei Berlin der „alte Adam ausgetrieben", wozu man einen schlechten Kerl benutzte, der Verschiedenes auf dem Kerbholz hatte. Er wurde vom Volk verhöhnt, mußte durch die Menge sozusagen Spießruten laufen, wurde aber nachher von seinen Sünden absolviert, wegen etwaiger Straftaten nicht verfolgt, vielmehr sogar mit Geld und Gaben beschenkt. Das erinnert an den israelitischen „Sündenbock", der vertrieben wurde und als Sühneopfer galt.

Am Gründonnerstag abend wurde die Kar- oder Rumpelmette in der St. Nikolai- und Marienkirche abgehalten. Man brachte wie zur Christmette Lichter mit, die auf die Dornen eiserner Pyramidengestelle gespießt wurden. Die mit der Alba — dem weißen, noch jetzt in beiden Kirchen aus katholischer Zeit erhaltenen Überwurf — bekleideten Geist-

lichen stimmten das „Benedictus“, das Lied „Tenebrae factae sunt“ und andere Psalmen an, während welcher die Lichter allmählich verlöscht wurden. Im Dunkeln wurde nun „gerumpelt“, d. h. ein arger Lärm verübt, der den Überfall durch Judas Ischariot und die Gefangennahme Christi darstellte. Da hierbei Unziemlichkeiten vorfielen, ist diese Sitte in die reformatorische Zeit nicht übernommen worden, auch im katholischen Brauch verschwunden.

Am Karfreitag fand eine große Prozession und Anbetung des Kreuzes statt. Am Sonnabend, Ostersabbat, wurden die Osterkerzen mit neuem geweihten Feuer entzündet und das alte heilige Öl verbrannt, was das Volk „den Judas verbrennen“ nannte, um anzudeuten, daß der Verräter diese Strafe verdient.

Das Osterfest wurde mit der vollen Pracht des katholischen Ritus auch in Berlin gefeiert und die Predigt an diesem Tage deutsch gehalten, sie mußte freundlich, ja humoristisch gestimmt sein, um das „heilige Lachen“ oder „Osterlachen“, lateinisch „risus paschalis“, hervorzurufen.

Vergleichen wir nun die altgermanische Sitte, die auch hier wieder von der katholischen Geistlichkeit mit gewohnter feiner Berechnung, ja mit einer gewissen volkstümlichen Anteilnahme teils in die kirchlichen Bräuche unmittelbar übernommen, teils wenigstens nebenher geduldet wurde. Da fällt uns zunächst auf, daß der Name Ostern von Ostara, der Frühlingsgöttin abgeleitet ist und im Gegensatz zu den romanischen Nationen, die das Fest nach dem jüdischen Passah benennen, deutsch ist. Karl der Große, der die heidnischen Götternamen für die Wochentage rezipierte, ließ einen Monat „Ostermonat“ benennen.

Der Aufgang der Sonne, die am 21. März „drei Freudensprünge“ macht, ist sicherlich von den Berlinern auf dem Tempelhofer Berg und den Rollbergen mit Tanz und Jauchzen begrüßt worden. Der altheidnische Kult erforderte, daß zu Ostern „reines“ oder „Notfeuer“ durch Reiben von Stricken an trocken-mulmigem Holz entzündet wurde. Durch das Feuer trieb man Rinder, Pferde und besonders, um sie vorm Rotlauf zu schützen, die den Berlinern wichtigsten Schlachttiere, die Schweine. Die Kohlen des Notfeuers dienten gegen Blitz und Hagel. Noch jetzt wird am Ostersabbat hier und da in Berlin von Mädchen und Mägden „Osterwasser“ geschöpft. Sie dürfen dabei nicht sprechen, was sich müßige Burschen zunutze machen, um die Mädchen hierzu durch allerhand Späßchen zu zwingen. Ich habe das an der Weidendammer Brücke selbst erlebt, wobei die Soldaten des benachbarten 2. Garde-Regiments ihre Liebsten zum Lachen und Sprechen zu veranlassen versuchten.

Ähnlich verhält es sich mit den „Ostereiern“, deren Gebrauch sowohl germanisch wie slavisch ist; in der Bemalung der Ostereier tun

es die Wenden der beiden Lausitze den Deutschen noch jetzt znvor. Ebenso war bei uns Sitte nnd ist es, wo die Gelegenheit solches ermöglicht, noch jetzt, daß die Eier für Kinder versteckt werden, die übrigens solche aus Zucker, Schokolade nnd Marzipan, den natürlichen der Familie Krähfuß vorziehen, was wir nnseren Kleinen nicht verargen wollen. Ebenso ließ man von den Hängen nnserer Höhenzüge Eier herunterrollen; ob die Rollberge in der Haisenheide hiervon, wie man behauptet, ihren Namen haben, wage ich nicht zn entscheiden. Jedenfalls findet das Eierrollen am Ostertag noch in manchen Dörfern des Barnim und Teltow statt. In der alten wendischen Spreestadt Bantzen habe ich einen besonders für das Ostereierrollen bestimmten, geglätteten Hügelabhang erst kürzlich gesehen.

„Osterfeuer" werden hier nnd da in der Mark noch angezündet, ebenso findet, selbst in nächster Nachbarschaft von Berlin, noch das „Rutenstiepen" (Rntensteupen) statt. Die Knechte haben das Recht, verschlafenen Mägden die Bettdecke fortznziehen nnd die Mädchen mit den Ruten, die am Palmsonntag (in Form von Weidenzweigen mit Blüten, den sogenannten „Kätzchen") den Tisch geziert, zn schlagen (stiepen).

Anch bei den Gerichten der Osterwoche begegnet sich Heidnisches und Christliches — man möchte sagen — traulich. Der in Masse begehrten, früher namentlich von den ärmeren Berliner Kindern nnter Vorsingen von Verschen gesammelten Ostereier haben wir Erwähnnng getan. Am Gründonnerstag mußte nnd muß „Grünkohl" und zwar möglichst solcher, der Frost erhalten hat, verzehrt werden. Daneben kommt am Donnerstag der Schweinebraten, der dem Donar oder Thor zu Ehren verzehrt wnrde, nnd der Sanerkohl zur Geltung; dieser ist zweifellos slavischen Ursprnngs nnd hat sich erst langsam im Laufe des vergangenen Jahrhunderts nach Westen zn in die Lande germanischer Observanz verbreitet.

Beim Verzehren endlich des „Osterlammes" begegnet sich Altes und Neues Testament, Judentum nnd Christentum.

Auch bei unserem Osterfest mit seinen uralten Gebränchen können wir also dem Katholizismus nur dankbar sein, daß er Heilsglauben und Volksglanben so innig verschmolzen hat. Möge diese Vereinigung als Erinnerung an die wirklich einmal so zn nennende „gute, alte Zeit" in unseren germanischen und slavischen Bevölkerungselementen auf dem Lande und bei uns im neuen Berlin noch recht lange fortdauern.

XXI. Ans der Stadt Dentsch-Wilmersdorf bei Berlin. Seitens des Kais. Regierungsrats Herrn Dr. Niebour-Deutsch-Wilmersdorf wird von den seit 20 Jahren dort erscheinenden „Wilmersdorfer Blättern" die Nr. 1, April 1907 (Jahrgang X) vorgelegt, die 1. Nummer

des amtlichen Organs der seit dem 1. d. M. aus dem Verbande des Landkreises Teltow ausgeschiedenen und fortan einen eigenen Stadtkreis bildenden neuen Stadt Deutsch-Wilmersdorf, herausgegeben vom dortigen Magistrat. Diese Nummer enthält den nachfolgenden Aufsatz, den wir mit Erlaubnis des Herrn Verfassers wegen des allgemeinen Interesses hier mitteilen.

Wilmersdorf vor 50 Jahren.

Von Dr. Niebour.

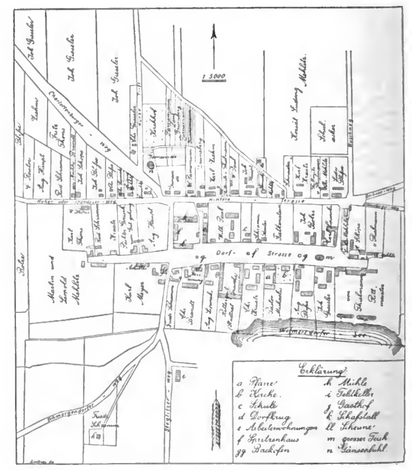
Fünfzig Jahre bedeuteten einst für ruhige, industriearme Städte nicht gar viel, sie änderten kaum den Charakter des Ortes. Der Aufschwung der amerikanischen Städte und der Aufschwung der Berliner Vororte hat uns gelehrt, daß das in der Neuzeit anders geworden ist. In der Zeit des Verkehrs, der Freizügigkeit und des intensiven Erwerbslebens können 50 Jahre einen Ort von Grund auf umgestalten, und ein Blick auf die Karte auf Seite 170, die Wilmersdorf im Jahre 1856 darstellt, zeigt, wie gewaltige Änderungen die letzten 50 Jahre unserer Stadt gebracht haben.

Der Ort bestand noch 1856 im wesentlichen nur aus der Dorfstraße, der jetzigen Wilhelmsaue und der nördlichen Seite der Berlinerstraße. An der Süd- bezw. Nordseite standen Kirche und Schule. Hier wohnten alle Bauern und Kossäten, hier lagen auch die beiden Wirtshäuser. Die Häuser der Wilhelmsaue hatten sämtlich Gärten hinter sich, die mit Kartoffeln, Gemüse, Kirschbäumen und Stachelbeeren bestellt waren. Sie gingen nach Süden bis zum See, nach Norden bis zur Berliner Straße. Die Südseite der Berliner Straße hatte bis vor 50 Jahren noch keine Häuser, und auf der Nordseite erhoben sich nur kleine Kolonisten- und Arbeiterhäuser, überwiegend bewohnt von Familien, denen die Hütung und Wartung der großen Kuh- und Schafherden oblag, welche die Pächter des alten Rittergutes unterhielten. Wilmersdorf ist in dieser Zeit in Berlin berühmt durch seine Schafherden. Die gute Schafmilch wurde viel getrunken und Tausende pilgerten damals durch die sandigen Landstriche, auf denen sich heute Wilmersdorf erhebt, hinaus, um bei Schafmilch und Brot mit Schafkäse in Wilmersdorf fröhliche Stunden zu verleben.

Die Felder südlich vom See bis Steglitz hin, aber auch die Felder im Norden bis nach Charlottenburg, waren das unbestrittene Eigentum der Herden, keine menschliche Wohnstätte störte sie. Die Felder waren bei der Separation — soweit sie nicht zum Rittergut gehörten — unter die 8 Bauern des Ortes verteilt worden, sie lagen aber sämtlich teilweise brach und haben erst 25 Jahre später dem Besitzer Geld, und zwar recht viel Geld, eingebracht. Neben der Viehzucht wurde auf dem Rittergut auch etwas Körnerbau getrieben, außerdem wurden viele Fische,

namentlich Karpfen, im schwarzen Graben gefangen, und endlich ergab die Anlage von Maulbeerbäumen einen ziemlichen Ertrag.

Es sei erwähnt, daß am See und auf verschiedenen Privatgrundstücken Maulbeerbäume gepflegt wurden, daß aber diese Zucht vor



Lageplan von Deutsch-Wilmersdorf im Jahre 1856.

50 Jahren schon sehr abgenommen hatte und bald darauf ziemlich ganz aufhörte.

Wenden wir uns nunmehr den Einzelheiten des Planes zu, so sei zunächst bemerkt, daß sich im alten Ort neben dem großen Wilmersdorfer See, der ja ziemlich in derselben Größe noch heute erhalten ist,

noch 2 (eigentlich 3) Teiche befanden, die zum Wäschespülen, als Pferdeschwemme usw. dienten. Der eine dieser Teiche lag ungefähr an der Stelle, an der heute das Rathaus steht; er war sehr tief und es wird erzählt, daß mehrfach Pferde in ihm ertrunken sind. Die anderen Teiche lagen in der Wilhelmsaue; auf der Karte ist nur der eine dargestellt, da der zweite mitten in der Aue gelegen, wenig tief war und häufig austrocknete. In der Mitte der Aue stand ferner das Spritzenhaus mit seinen nach heutigen Begriffen wohl etwas primitiven Apparaten und gegen die beiden Enden hin stand je ein Backofen. Beide Backöfen waren zweiteilig. Der westliche ältere Backofen war in seinem rechten Teil für die Bewohner des Rittergutes, in seinem linken Teile für die Bauern der Westseite des Ortes bestimmt. Der andere Backofen gehörte den Bewohnern von „Ost-Wilmersdorf". Die Benutzung der Backöfen, die Herstellung der damals üblichen großen Brote war ein Fest namentlich für die Ortskinder, die mithelfen mußten. Sie erhielten für ihre Dienstleistung besondere kleine Brote „Deelkuchen" (Teilkuchen) genannt. Die Besitzer der einzelnen Grundstücke sind auf dem Plane angegeben, wir treffen hier auf manche jetzt noch bekannte Namen.

Die äußerste Westecke der Aue bewohnten damals die Geschwister Mehlitz (Martin, Leopold und Emilie). Das kleine Häuschen mit seinen prächtigen alten Taxus- und Eibenbäumen steht noch heute, auch die damaligen Besitzer waren bis vor wenigen Jahren noch am Leben. Das Häuschen mit seinem Garten hat mehrfach auch Berlinern als Erholungsort gedient.

An die Besitzung der Geschwister Mehlitz schließt sich das Grundstück des „Lamm Meyer" an. Der damalige Besitzer, der Vater des jetzigen, betrieb hier die neben dem Dorfkrug einzige Gastwirtschaft des Ortes, die unter dem Namen „Zum goldenen Lamm" eine ziemliche erhebliche Bedeutung hatte. Nach der Augustastraße war eine Rampe hinausgebaut (auf dem Plan angedeutet) und hier herschte stets ein reger Verkehr. Der Gasthof lag an der Heerstraße von Charlottenburg und Bellevue nach Jagdschloß Grunewald und weiter nach Potsdam; viele Hofequipagen und Reiter kamen hier vorbei und die Reisenden versäumten es nicht auf der Rampe oder in dem Hause einen kühlen Trunk zu tun.

An der andern Seite der Augustastraße wohnte Friedrich Schramm, der Müller. Er bediente die alte Mühle am Schmargendorfer Weg (auf dem Plan angegeben), die bis vor wenigen Jahren noch dort stand, dann aber der Bebauung weichen mußte. Hierauf folgte das Wohnhaus des damaligen Schulzen Brandt, das früher mit zum Rittergute gehörte, aber schon seit mehr als 100 Jahren im Besitze der Familie Brandt sich befand. Hier lag das als Dorfkrug bekannte älteste Gasthaus Wilmers-

dorfs, das allein das Recht hatte, Gäste zu beherbergen, und vom Schwager Brandts, Herzsprung, geleitet wurde; die Frau Herzsprung ist den älteren Bewohnern unseres Ortes noch wohlbekannt. — Das Gasthaus ist der heutige Louisenpark. Weiter folgt das Wohnhaus Lipinskis und dann der Hauptteil des alten Rittergutes, eines Königlichen Vorwerks, das vor hundert Jahren die Familie von Eckartstein erwarb. Auf unserer Karte ist der Berliner Stadtrat Franke als Besitzer genannt, der damals das ganze große Gut verwaltete. Er hielt ständig 200 Kühe und 5—600 Schafe und Schweine. Franke wohnte in der Aue und hatte sich über den Sumpf (die Verlängerung des Sees) einen Steg gebaut bis zu dem als Feldkeller auf der Karte eingezeichneten Bau. Der Feldkeller war ein alter Bau der Gutsverwaltung, Franke baute noch einen Turm hinzu, von dem aus er die Herden und die Arbeiten seiner Leute (er baute auch Korn usw.) kontrollieren konnte. Der Turm ist erst vor einigen Jahren gefallen. Franke verkaufte später die ganzen Ländereien an Carsten-Lichterfelde, der bekanntlich die Kaiserallee anlegte, auch Friedenau, das früher zum Wilmersdorfer Rittergut gehörte, gründete. Neben dem Rittergute, dem heutigen Viktoriagarten, stand und steht noch heute das kleine Haus Blisses, des bekanntesten der alten Wilmersdorfer Bauern, der im vorigen Jahre in hohem Alter gestorben ist. Besitzer war vor 50 Jahren der Stiefvater Blisses — Kraatz. Das spätere Wohnhaus Blisses ist neueren Datums. Auf Blisse folgte das Pfarrhaus mit der alten Kirche. Die alte Kirche stand vor der jetzigen neuen. Sie war von einem Friedhofe umgeben, von der noch einige Grabsteine erhalten sind. Von der alten Kirche ist nur noch der Turmknopf mit der Wetterfahne vorhanden, der oben auf dem Konfirmandenhaus angebracht ist. Neben der Kirche standen 1856 ländliche Gebäude, die dem Bauer Joh. Blisse und seinem Sohne Aug. Blisse gehörten; heute erheben sich hier drei schmucke großstädtische Villen, welche die drei Schwiegersöhne Blisses mit ihren Familien bewohnen. Weiter folgte das Wohnhaus Gieselers, der ältesten Wilmersdorfer Bauernfamilie, und dann kommt die schöne Besitzung des Herrn von Thielmann, jetzt dem Augenarzt Schöler gehörig. Das interessante alte Gebäude ist um 1760 gebaut worden; es wurde 1800—1828 von dem Bankier Benecke, dann von dem Bankier Friebe bewohnt und ging hierauf in den Besitz des Schwiegersohnes Friebes, des Rittmeisters v. Thielmann über, des Vaters des späteren Staatssekretärs des Reichsschatzamts.

Die Nordseite der Aue ist noch weit mehr umgestaltet als die Südseite. Von den alten Häusern sind nur wenige erhalten. Das erste Grundstück im Osten gehörte noch zu dem großen Thielmannschen Besitz, auf dem zweiten standen noch bis vor kurzem die Wohngebäude von A. Schoeps. In dem einen dieser Häuschen wohnte jahrelang im Sommer

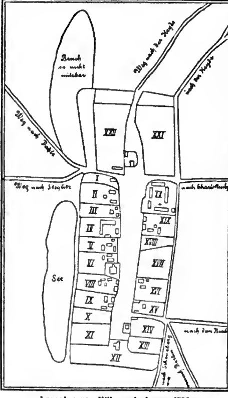
der Legationsrat Sasse, der auf dem Grundstück eine berühmte Sammlung der seltensten Pflanzen nnd Bänme anlegte, die nach seinem Wegznge 1853 zum Teil nach Sanssonci verpflanzt sind (vergl. ausführliche Schilderung im Jahrgang 1898, Seite 23—25, der „Wilmersdorfer Blätter"). Das Eckhans nach der jetzigen Mehlitzstraße hin, bewohnte schon 1856 der Kossät Mehlitz, der den länger hier Ansässigen noch gut bekannt ist. Das nächste Haus (jetzt von der Schwiegertocher Lipinskis bewohnt), ist eines der wenigen, die noch erhalten sind; es kann aber zweifelhaft sein, ob selbst der größte Freund der Alt-Wilmersdorfer Idyllen an der Erhaltung gerade dieses scheunenartigen, den Verkehr hemmenden Gebäudes eine wirkliche Frende hat. Neben Lipinski wohnte der Baner Joh. Bolze, der ebenfalls erst vor einigen Jahren gestorben ist, nachdem er noch die diamantene Hochzeit feiern konnte. Hieranf folgte das Kossätengrundstück von Lorenz, später Reuter; zur Zeit nnserer Karte waren schon Teile des Grundstücks an Schramm, (den Vaters des See-Schramm) und Falkenstein verkanft, die sich hier eigene Hänser bauten. Das nun folgende Schulhaus mit dahinter liegendem Stall ist nicht das jetzt noch stehende. Letzteres ist erst 1864 erbant. Der damalige Lehrer hieß Busak, seine Tätigkeit war im wesentlichen auf die Wintermonate beschränkt. Neben der Schule kam das Grundstück des Bauern Paul, später im Besitz seines Schwiegersohnes Willmann. Willmann wurde in sehr jungen Jahren Schulze von Wilmersdorf, er lebt noch hente in Charlottenbnrg. An das Willmannsche Grundstück, durch das heute die Uhlandstraße hindurchgeht, schlossen sich Wohnungen für die Arbeiter des Rittergnts an, nnd dann kamen die großen Scheunen nnd Stallnngen für das Vieh, die bis znr Berlinerstraße dnrchgingen.

Wir wollen hier mit unsern Rnndgang schließen. Die noch übrigen Häuser der Ane uud der Berlinerstraße sind durchweg kleine Wohnungen neueren Datums (damals), die kein besonderes Interesse beanspruchen können. Die Namen der Besitzer (Büdner und Kolonisten) kommen größtenteils auch heute noch vor.

Dagegen ist es nicht nninteressant, bei dieser Gelegenheit Wilmersdorf von 1856 mit Wilmersdorf von 1750 zn vergleichen.

Es ermöglicht dies umstehende Karte mit der am Schlnsse dazu gegebenen Erklärung. Beide zeigen, daß sich Wilmersdorf in den letzten 50 Jahren gewaltig mehr verändert hat als in den 100 davorliegenden Jahren, immerhin sind anch hier einige Änderungen erkennbar. 1750 war die Berlinerstraße noch ganz nnbebaut, das Schölersche Haus stand noch nicht und auch die verlängerte Ane hatte anßer dem Eckhans keine Gebände. Dagegen wohnten die Banern Brandt nnd Gieseler schon an derselben Stelle wie 1856 ihre gleichnamigen Nachkommen und anch der Name Blisse kommt schon vor, wenn anch an anderer Stelle.

Erklärung zu nebenstehender Karte:
Nr. I. Der Erbwindmüller Ziege; II. der Schulze Brandt; III. der Bauer David Schmohl; IV. Königl. Vorwerk; V. der Bauer Michael Lutter; VI. der Prediger; VII die Kirche und der Kirchhof; VIII. der Bauer Kühne; IX. der Bauer Gieseler; X. Hofstelle des eingegangenen Prostens Bauerngut; XI. Lichtens wüste Kossätenstelle (X. und XI. sind die Plätze, „so der Fuhrmann sich aufgebaut“); XII. Kossäte George Kotze; XIII. Lichtens Nebenhof zu XI also gehörig; XIV. Kossäte Martin Goesch; XV. Martin Blisse, Bauer; XVI. Bauer Joachim Hewald; XVII. Daniel Klugs wüster Kossätenhof von Leineweber Grunow 1747 aufgebaut; XVIII. der Küster; XIX. Joachim Blisse, Baner; XX. die Schäferey; XXI. 2 wüste Kossätenhöfe sind beim Vorwerk angeschlagen; XXII 3 wüste Kossätenhöfe sind zur Ziegelei gebraucht, sehr ausgegraben und nebst Nr. X. et XI. als Koppel angeschlagen.



Lageplan von Wilmersdorf anno 1750.

Die besten Wünsche der Brandenburgia für das Gedeihen des neuen schönen städtischen Gemeinwesens erlaube ich mir hiermit Namens der heutigen Versammlung auszusprechen.

Die Siegesbank in Wilmersdorf. Herr Regierungsrat Dr. Niebour teilt uns freundlichst einen zweiten Aufsatz aus seiner Feder unter obiger Überschrift mit, der bereits im Februar 1898, Jahrgang I der Wilmersdorfer Blätter erschienen ist.

Wohl jedem Besucher des Wilmersdorfer Seebades fällt der herrliche Park auf, welcher der Badeanstalt gegenüber am anderen Ufer des Sees sich ausdehnt. Das Kleinod dieser Parks ist die Siegesbank.

Es war am Dienstag den 25. Mai 1875 um 3 Uhr Nachmittags, als Kaiser Wilhelm I. in einfachem zweispännigen Wagen ohne Begleitung in Wilmersdorf eintraf und, von dem Polizeipräsidenten Herrn v. Madai

am Eingang empfangen, in das Haus geleitet wurde. Herr Kahlbaum, der Besitzer von „Elisienhof" — so benannt nach seiner noch jetzt in Berlin lebenden Gemahlin Elise — wurde dem Kaiser vorgestellt. Der greise Monarch, 78 Jahre alt, aber rüstig und frisch, ging in Begleitung der beiden Herren zur Siegesbank, die mit den Büsten des siegreichen Kaisers und seiner Paladine, des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, des Siegers von Wörth, und des Dreigestirns Bismarck, Moltke und Roon, geschmückt ist. In die hohe, prachtvolle Lehne der Marmorbank sind mit Goldbuchstaben die Namen all der glorreichen Schlachten von 1870/71 gegraben. Die fünf Büsten rühren von der Hand des Bildhauers Franz des Älteren her. Der Kaiser schien, aus seinen freundlichen Blicken zu schließen, Wohlgefallen an dem Kunstwerk zu finden. In seiner leutseligen Weise erkundigte er sich nach dem Vorbesitzer von Elisienhof, und als Herr Kahlbaum den Namen des Herrn Baron v. Thielmann nannte, erinnerte sich der hohe Herr sogleich, daß derselbe in den 40 er Jahren Rittmeister bei den Dragonern gewesen war; gewiß ein Zeichen für das treffliche Gedächtnis des Erlanchten Herrn.

Über die Geschichte des Hauses haben wir das Nachstehende feststellen können. Nach der noch vorhandenen Predigerchronik des Predigers Ritter, Bruders des bekannten Geographen Ritter, stand das Haus bereits im Jahre 1766. In diesem Jahre brach Feuer im Orte aus, das die ganze südliche Seite, am See entlang, einschließlich Kirche und Pfarrhaus verzehrte, dagegen das jetzige Schölersche Haus verschonte. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts ging das Haus in den Besitz des Bankiers Benecke aus Berlin über, der es bis zum Jahre 1828 besaß und immer im Sommer bewohnte. Aus dieser Zeit stammen die großen Gartenanlagen, und Haus und Garten haben damals viele erlauchte Gäste gesehen. Auch König Friedrich Wilhelm III. selbst und Kaiser Alexander von Rußland, für welche Benecke Anleihen vermittelte, sind mehrfach in jener Zeit in Wilmersdorf gewesen. Ein häufiger Gast war auch die durch ihren urwüchsigen Humor bekannte Schwiegermutter Beneckes, Frau du Titre, die auch bei dem sonst so ernsten König Friedrich Wilhelm III. durch ihre drolligen Einfälle sehr beliebt war. Am meisten, auch jetzt noch, bekannt ist ihr Ausspruch „Macbeth, et drüppt!" den sie in der großen Macbethscene der das Licht schief haltenden Schauspielerin Krelinger im Kgl. Schauspielhause mit lauter Stimme zurief. Wilmersdorf ist, wie uns mitgeteilt wird, der Schauplatz einer anderen, auch ziemlich bekannten Geschichte. Eines Tages hatte es Benecke unterlassen, zu einer Gesellschaft, die er in Wilmersdorf gab, seine Schwiegermutter einzuladen. Sie rächte sich dadurch, daß sie bei jedem vorfahrenden Wagen selbst den Schlag öffnete und den erstaunten Gästen mittheilte: „Denken Sie sich, ich bin nicht eingeladen". Da jeder der

Gäste dem Hausherrn Vorwürfe machte, so blieb ihm nichts anderes übrig, als seine Schwiegermutter selbst hereinzuholen.

Im Jahre 1828 übernahm das Haus der Bankier Friebe aus Berlin, Im Winter wohnte er in Berlin in der Behrenstr. 39, im Sommer aber zog er mit seiner zweiten Gattin, geb. Wach, und seinen Töchtern aus erster Ehe nach Wilmersdorf. Die Geschwister der Frau Friebe waren der berühmte Maler Wach und die bekannte Schriftstellerin Frau Palzow, und diese zogen einen großen Kreis von Schriftstellern und Künstlern hinaus, die hier viele anregende Stunden verlebten. Gute Freundschaft verband die Familie Friebe auch mit der im Sommer nebenan wohnenden Familie des Legationsrates Sasse, eines geistvollen, bedeutenden Mannes. Friebe selbst starb schon in den 30er Jahren, seine Gattin behielt das Haus bis Ende der 50er Jahre. Dann bezog der Schwiegersohn Friebes, der Preußische Rittmeister a. D. Franz von Thielmann, die Räume. Baron von Thielmann war der Sohn des aus den Freiheitskriegen rühmlich bekannten Generals von Thielmann. Dieser war geboren am 27. April 1765 als der Sohn des kurfürstlich sächsischen Oberrechnungsrats Thielmann. Er trat in die Dienste seines Vaterlandes Sachsen, war bereits 1810 Generalleutnant und zeichnete sich insbesondere in Rußland in der Schlacht bei Borodino aus. Durch Dekret am 8. Oktober 1812 wurde er vom König von Sachsen „aus eigener Bewegung“ in den Freiherrnstand erhoben. Er war ein eifriger Bewunderer Napoleons gewesen, trat aber am 10. Mai 1813 zu den Verbündeten über und führte 1815 das preußische dritte Armeekorps. Nach beendetem Feldzug wurde er General der Kavallerie, starb aber schon 1824. Sein Sohn Franz, Rittergutsbesitzer auf Tornow in der Ostpriegnitz, war in erster Ehe vermählt mit Caroline Friebe (gest. 1838) und in zweiter Ehe mit der Schwester derselben, Mathilde Friebe, verwitweten Gerth. Er hat lange Jahre fast ausschließlich in Wilmersdorf gewohnt und ist den älteren Anwohnern des Ortes noch wohlbekannt durch sein freundliches Wesen. Er unterhielt sich gern mit den Landleuten und liebte es, zu ihnen auf den primitiven Leiterwagen zu steigen und über ländliche Verhältnisse zu plaudern. Eine Erinnerung an Herrn v. Thielmann zeigt noch jetzt der Schölersche Park in einem schmucklosen in den 60er Jahren gesetzten Gedenkstein mit der Inschrift:

„Hier liegt ein treues Thier begraben,
Könnt ich ein Pferd zum Freunde haben,
Läg hier mein treuester Freund begraben.“

Ein Sohn des Barons Franz v. Thielmann ist der jetzige Staatssekretär des Reichs-Schatzamtes Max Guido Franz Freiherr v. Thielmann, geboren am 4. April 1846 in Tornow. Er hat einen großen Teil seiner Jugend in Wilmersdorf verlebt, machte den Feldzug 1870/71 als Husaren-

offizier mit und trat dann in den diplomatischen Dienst. Er hat ausgedehnte Reisen gemacht und über seine Beobachtungen die sehr interessanten Schilderungen „Streifzüge im Kaukasus, in Persien und in der griechischen Türkei“ und „Vier Reisen quer durch Amerika“ geschrieben.

XXIII. Dr. Richard Boschan-Potsdam hat die Güte seine Inaugural-Dissertation mitzuteilen, welche ein für unsere Heimat bemerkenswertes Thema berührt: „Der Handel Hamburgs mit der Mark Brandenburg bis zum Ausgang des 14. Jahrhunderts“ (Berlin, 2. März 1907.) Eine sehr sorgfältige dankeswerte Arbeit über ein der Erforschung besonders in kultur- und heimatgeschichtlicher Beziehung noch vielfach dunkles Gebiet. Die Handelsverbindungen im 12. und 13. Jahrhundert beziehen sich zumeist auf die altmärkischen Städte. Die erste Zollrolle Hamburgs für die Märker ist vom Dezember 1236; Weizen, Roggen, Hering, Kupfer, Leinwand, Pech, Pottasche, Waid zum Färben, Heringstran, Schweinefett, Blei, Zinn sind die hauptsächlichen Handelsgüter. Wir erfahren daraus, daß die Märker über Hamburg bis nach Flandern hinein handelten. Von der Mitte des 13. bis zum Ende des 14. Jahrhunderts fließen die Quellen schon weniger knapp. Gerste, Hafer, Wachs, Rinder, Pferde, Schweine. Der Berliner Roggen stellte eine besondere Qualität dar, sodaß „siligo que dicitur de Barlyn“ als ein bestimmter Artbegriff dreimal im Schuldbuch der Städte Brandenburg, Berlin und Kölln erwähnt wird. Berlin tritt in ihm nach Gent am häufigsten auf. Die märkischen Schiffer handelten direkt, auch die Berliner, dafür spricht ihre Erwähnung 1344, wo sie in der Kirche des Schutzpatrons der Schiffer St. Nikolaus in Berlin einen Altar stifteten.

XXIV. Führer von Gransee und Umgebung. Herausgegeben vom Verschönerungsverein Gransee (1907). Die Kommission zur Hebung des Fremdenverkehrs in dem denkwürdigen interessanten Städtchen an der Nordbahn überreicht das mit Bildern hübsch ausgestattete Büchlein. Hoffentlich unternehmen wir dorthin einmal eine Wanderfahrt, die in der Tat recht lohnend sein würde.

XXV. Unser eifriges Mitglied Herr Lehrer Friedrich Wienecke teilt folgendes mit.

Das Schulwesen der Kurmark Brandenburg im Jahre 1806.

Die folgende Statistik gibt ein Bild von dem Schulwesen der Kurmark Brandenburg im Jahre 1806. Berücksichtigt sind nur die öffentlichen Schulen, nicht die Privat- und Winkelschulen. Zu bemerken ist, daß die Kurmark geographisch nicht gleichbedeutend mit der heutigen Provinz Brandenburg ist. Ihre Größe betrug 447½ Quadratmeilen und ihre Einwohnerzahl 855 080 Seelen; von diesen gehörten 57 341 dem Militärstande an.

Es bedeutet: G = gelehrte Schulen, M = Mittelschulen, S = Seminare, B = Bürgerschulen, E = städtische Elementarschulen, R = Regimentsschulen, J = Industrieschulen, D = Dorfschulen und W = Waisenhäuser.

1. Lutherische Schulen.

No.	Inspektion	G	M	S	B	E	R	J	D	W
1	Angermünde	—	—	—	2	2	—	—	46	—
2	Apenburg	—	—	—	1	1	—	—	38	—
3	Berlin (Stadt)	3	—	3	6	68	10	6	—	1
4	Berlin (Land)	—	—	—	—	—	—	1	58	—
5	Kölln	—	—	—	1	—	—	—	31	—
6	Friedrichs-Werder	—	—	—	2	—	—	—	5	—
7	Beelitz	—	—	—	1	—	—	—	16	—
8	Beeskow	—	—	—	1	—	—	—	14	—
9	Bernau	—	—	—	2	5	—	1	41	—
10	Brandenburg (Altstadt)	1	—	—	1	10	1	—	18	—
11	Brandenburg (Neustadt)	—	—	—	—				89	—
12	Brandenburg (Dom)	1	—	—	—	—	—	—	31	—
13	Calbe	—	—	—	2	1	—	—	36	—
14	Fehrbellin	—	—	—	—	2	—	—	11	—
15	Frankfurt	1	—	—	1	5	1	—	75	1
16	Fürstenwalde	—	—	—	1	2	—	—	10	—
17	Gardelegen	—	1	—	—	2	1	—	45	—
18	Gramzow	—	—	—	—	—	—	—	17	—
19	Gransee	—	—	—	1	2	—	—	5	—
20	Havelberg (Stadt)	—	—	—	1	3	—	—	6	—
21	Havelberg (Dom)	—	—	—	—	—	—	—	13	—
22	Kyritz	—	—	—	1	2	—	—	25	—
23	Lenzen	—	—	—	1	—	—	—	23	—
24	Lindow	—	—	—	—	2	—	—	18	—
25	Luckenwalde	—	—	—	2	2	—	—	19	—
26	Mittenwalde	—	—	—	2	1	—	—	9	—
27	Müncheberg	—	—	—	2	—	—	—	22	—
28	Nauen	—	—	—	2	1	—	—	11	—
29	Eberswalde	—	—	—	2	1	—	—	25	—
30	Osterburg	—	—	—	1	1	—	—	26	—
31	Pechüle	—	—	—	—	—	—	—	15	—
32	Perleberg	1	1	—	—	1	—	—	56	—
33	Potsdam	—	1	—	1	3	1	—	44	1
34	Prenzlau	1	—	—	—	5	1	—	97	—
35	Pritzwalk	—	—	—	1	4	—	—	41	—
36	Puttlitz	—	—	—	—	2	—	—	25	—
37	Rathenow	—	1	—	—	4	1	—	34	—
38	Ruppin	1	—	—	—	7	1	—	33	—
39	Salzwedel (Altstadt)	1	—	—	1	4	1	—	68	—
40	Salzwedel (Neustadt)									
41	Schwedt	—	—	—	1	3	1	—	4	—
42	Seehausen	—	—	—	1	2	1	—	30	—
43	Spandau	—	1	—	—	3	1	—	15	—

No.	Inspektion	G	M	S	B	E	R	J	D	W
44	Stendal	1	—	—	1	4	1	—	40	—
45	Storkow	—	—	—	1	2	—	—	26	—
46	Straßburg	—	—	—	1	4	—	—	22	—
47	Straußberg	—	—	—	1	1	—	—	34	—
48	Tangermünde	—	1	—	—	2	—	—	40	—
49	Treuenbrietzen	—	—	—	1	—	—	—	15	—
50	Templin	—	—	—	1	2	—	—	46	—
51	Werben	—	—	—	1	1	—	—	17	—
52	Wilsnack	—	—	—	1	—	—	—	10	—
53	Wittstock	—	—	—	1	1	—	—	29	—
54	Wriezen	—	—	—	2	1	—	—	48	—
55	Wusterhausen (Dosse) . . .	—	—	—	1	1	—	—	31	—
56	Königs-Wusterhausen . . .	—	—	—	—	3	—	—	46	—
57	Zehdenick	—	—	—	1	—	—	—	22	—
58	Zossen	—	—	—	1	—	—	1	32	—
	Zusammen:	10	6	3	55	173	22	9	1648	3

2. Deutsch-reformierte Schulen.

No.	Inspektion	G	M	S	B	D	W
1	Berlin	1	1	1	1	35	3
2	Potsdam	—	—	—	1		—
3	Frankfurt	—	1	—	1		—
4	Prenzlau	—	—	—	1		—
5	Neuruppin	—	—	—	1		—
	Zusammen:	1	2	1	5	35	3

3. Französisch-reformierte Schulen.

No.	Inspektion	G	S	D	W
1	Berlin	1	2	38	2
	Zusammen:	1	2	38	2

4. Katholische Schulen.

Berlin . . . . . . 1 Elementarschule
Potsdam . . . . . 1 Elementarschule
Zusammen: 2 Elementarschulen.

5. Jüdische Schulen (nachweislich!).

Berlin . . . . . . 1 Elementarschule
Brandenburg . . . 1 Elementarschule
Frankfurt . . . . 1 Elementarschule
Zusammen: 3 Elementarschulen.

Insgesamt:

1. Lutherische Schulen	1929	6. Gelehrte Schulen	12
2. Deutsch-ref. Schulen	47	7. Mittelschulen	8
3. Franz-ref. Schulen	43	8. Seminare	6
4. Katholische Schulen	2	9. Bürgerschulen	60
5. Jüdische Schulen	3	10. Elementarschulen	1930
Zusammen:	2024	11. Waisenhäuser	8
		Zusammen:	2024

XXVI. Über einen Pestkirchhof auf dem Spittelmarkt (ehemals Gertraudten-Kirchhof) in Berlin teilte die Firma Siemens & Halske Aktiengesellschaft, Elektrische Bahnabteilung, dem Städtischen Kuratorium für Bestattungswesen am 14. Februar 1907 folgende stadtgeschichtlich interessante Angaben mit, gesammelt gelegentlich der großartigen Tunnelbauten für die künftige Untergrundbahn zwischen Potsdamer-Bahnhof und Roßstraßenbrücke.

Unter Bezugnahme auf das gefl. Schreiben des Märkischen Provinzial-Museums, betreffend den ehemaligen Kirchhof auf dem Spittelmarkt, gestatten wir uns folgendes zu berichten:

Der sogenannte Gertraudtenfriedhof auf dem Spittelmarkt ist in den letzten Wochen bei Ausführung der Tunnelarbeiten für die Untergrundbahn Potsdamer Platz — Spittelmarkt durchfahren worden und zwar geschah der Erdaushub von Osten nach Westen. Es wurden gefunden: zahlreiche Skelette, ferner eingekalkte und mit dieser Kalkumhüllung zusammen eingetrocknete Leichen, endlich eine große Zahl Särge, die in der Erde noch einen ziemlich guten Bestand zeigten, nach dem Freilegen jedoch zum Teil zerfielen. Der Inhalt derselben waren meist Skelette, deren Knochen noch mit einer langfaserigen Masse, dem eingetrockneten Fleisch, umgeben waren. Vielfach war auch das Gewebe der Leichenkleidung und Tücher sowie die Haare gut zu erkennen. Endlich wurden einige recht gut erhaltene Mumien in den Särgen gefunden, z. B. eines Mannes (am Schnurrbart kenntlich), eines jungen Mädchens und eines etwa zweijährigen Kindes. Bei letzteren beiden waren die Wangen nicht etwa eingefallen, sondern sanft gerundet, die Haare waren noch tadellos erhalten, die Kleidung ziemlich gut.

Die Leichen lagen fast alle in der Längsrichtung unserer Tunnelbaugrube, also von Osten nach Westen, das Haupt nach Westen gerichtet.

Im ganzen mögen die Reste von 250 bis 300 Leichen gefunden sein. Von Osten nach Westen zu wurden die Skelette im Verhältnis zahlreicher. Am westlichen Ende des Friedhofes lagen die Särge zum Teil dicht nebeneinander und übereinander, sodaß man auf einer Fläche von 2½ m Höhe und 3 m Breite ungefähr 20 Kopfbretter von Särgen sah. Von vereinzelten Knochen und Skeletten abgesehen, fing der Fried-

hof in der Verlängerung der westlichen Front des Hauses Wallstraße 1 an und ist nach Westen bis an den Notauslaß der Kanalisation aufgedeckt, welcher neben dem westlichen Straßenbahngleis (Fahrrichtung Gertraudtenstraße—Leipzigerstraße) sich erstreckt. Dieser ist jedoch nicht, wie Herr Betriebsdirektor a. D. Goldowski erwähnt, ein Tonrohr von 0,50 m lichter Weite, sondern ein gemauerter Kanal von 1,10 lichter Höhe und 0,90 m lichter Weite. Dagegen kreuzt ein Tonrohr von rd. 0,50 m lichter Weite die Tunnelbaugrube etwas westlich von dem Hause Wallstraße 1. Ob jenseits des Notauslasses noch Leichenreste sich befinden, kann erst festgestellt werden, wenn die Arbeiten jenseits des Kanals wieder aufgenommen werden, d. i. frühestens in acht Tagen.*)

Die in Form von Skeletten befindlichen Leichenreste fanden sich vorzugsweise in dem östlichen Teil der durchfahrenen Fläche: ebendaselbst waren auch die Massengräber mit eingekalkten Leichen. Die besser erhaltenen Särge und Mumien fanden sich mehr in der westlichen Hälfte. Hieraus dürfte zu schließen sein, daß der östliche Teil des Friedhofes in einer früheren Zeit zu Beerdigungszwecken benutzt wurde als der westliche, sodaß die Leichen in dem östlichen Teile länger Gelegenheit hatten zu verwesen. Hieraus würde vielleicht folgen, daß die in Massengräbern eingekalkten Leichen in einer verhältnismäßig frühen Zeit beerdigt worden sind. Noch ist zu erwähnen, daß die Leichenreste sich nur bis etwa 3 m unter Straßenoberfläche fanden und teilweise sogar nur 1 m überdeckt waren; an einzelnen Stellen fanden sich 4 bis 5 Schichten übereinander.

An den in der westlichen Hälfte gefundenen Leichen und Särgen wurden außer den eisernen Handgriffen keine kulturhistorischen Funde gemacht.

Bezüglich des beim Aufgraben der Leichen sich entwickelnden Geruchs wurde bemerkt, daß derselbe teilweise sehr unangenehm sich fühlbar machte und zwar wurde der Geruch beim Vorschreiten der Arbeiten von Osten nach Westen zu schlimmer. Dies würde damit übereinstimmen, daß die westlichen Leichen neueren Datums sind. Durch reichliche Anwendung von Kalkwasser, Karbol und Lysol wurde der durchdringende Leichengeruch jedoch weniger bemerkbar. Auf der Straßenoberfläche war nichts von dem Geruch zu bemerken. Nachteilige Erscheinungen machten sich weder bei den Arbeitern, noch bei sonstigen Personen geltend. Hierzu mag beigetragen haben, daß die Arbeiten bei kalter Witterung und unter der dichten Decke unserer Baugrubenabdeckung vorgenommen wurden.

---

*) Es sind noch weitere Bestattungsreste später gefunden. E. Fr.

Die Betonsohle und Seitenwände des Tunnels werden an dieser Stelle voraussichtlich bis etwa Anfang März betoniert sein, so daß Schädigungen in gesundheitlicher Beziehung oder unangenehme Begleiterscheinungen nicht zu befürchten sind.

Die Leichenreste wurden auf Ihre Anordnung in Kisten gesammelt, die Mumien einzeln in sargähnliche Kisten gelegt und nach dem städtischen Friedhof in Friedrichsfelde geschafft und dort vergraben.

Einige noch nicht völlig verweste Leichen wurden seitlich der Tunnelbaugrube wieder eingegraben.

Siemens & Halske Aktiengesellschaft.

An die Aktiengesellschaft Siemens & Halske

Berlin.

Auf das gefl. Schreiben vom 19. d. Mts. erwidere ich ergebenst, daß ich allerdings die Oberleitung über die Bauausführung des Radial-Systems III, also auch über die in Frage stehende Tonrohrleitung am Spittelmarkt, gehabt habe, aber jetzt nach ca. 30 Jahren sind mir die Einzelheiten nicht recht genau in der Erinnerung, zumal auch die Aufdeckung des Kirchhofes nicht von solcher sachlichen Bedeutung war, daß sie sich mehr als andere Vorkommnisse meinem Gedächtnis eingeprägt hätte. Was ich mich erinnere ist etwa folgendes:

Beim Bau der 51 cm weiten Leitung auf der Nordwestseite der Straße am Spittelmarkt bei der Niederwallstrasse, der ehemaligen Gertraudtenkirche gegenüber trafen wir auf eine größere Anzahl Särge, ich glaube auf mehrere übereinander befindliche Reihen. Daß es sich um einen alten Pestkirchhof handelte, höre ich jetzt zum ersten Male, ich nahm an, daß es ein gewöhnlicher Kirchhof sei, wie solche früher bei den Kirchen, hier bei der noch im Anfange der 70 ger Jahre vorhandenen Gertraudtenkirche, sich befanden. Die zahlreichen Särge wurden damals, soweit selbige in die Baugrube hineinragten, beseitigt oder zerschlagen, und die Leichenüberreste, Knochen etc. in leere Zementtonnen nach einem hiesigen Kirchhof gebracht. Von einem furchtbaren Gestank, der sich beim Anschneiden des sogenannten Pestkirchhofes in dem Maße entwickelt haben soll, daß eine vollständige Luftverpestung eintrat, ist mir garnichts bekannt. Ich glaube solches auch nicht, und der Herr Gewährsmann mag es auch vielleicht nicht aus eigener Wahrnehmung, sondern aus den Erzählungen anderer erfahren haben. Es kann ja richtig sein, daß ein derartig seltenes Vorkommnis, wie die Freilegung eines Kirchhofes inmitten der Stadt in der belebtesten Straße, damals viel Aufsehen erregt hat und vielleicht sehr aufgebauscht worden ist, und der Herr Baurat Hobrecht, mein damaliger Vorgesetzter, ließ mich zu sich kommen und sagte mir, er würde von vielen Seiten nach dem Kirchhof pp. gefragt, warum ich

ihm über dieses besondere Vorkommnis nicht Bericht erstattet hätte, aber ich antwortete auch ihm: „Ich hätte der Sache weiter keine besondere Bedeutung beigemessen, was im Wege gelegen hätte, wäre einfach und schnell beseitigt, die Leitung sei gelegt und die Baugrube wieder zugefüllt“.

gez. Goldowsky.
(Dir. der Stdt. Straßenreinigung.)

E. Bildliches.

XXVII. Märkische Schlösser. Von Robert Mielke. Hierzu 11 Spezialaufnahmen in der „Woche“ vom 9. März 1907 S. 427 bis 432. Unser Mitglied behandelt mit gewohntem Geschmack Tegel, Nieder-Schönhausen und Paretz. Die Abbildungen sind erfreulich.

XXVIII. U. Gönner-Mitglied Ingenieur Hermann Knauer überreicht ein prächtig illustriertes Heft: „Das Kaufhaus des Westens am Wittenbergplatz Berlin W.“ Ausgeführt von Boswau & Knauer Architektur- und Bauausführungen. Architekt Emil Schaudt im Atelier von Boswau & Knauer.

Der ebenso schön wie zweckdienlich ausgeführte Monumentalbau hat bekanntlich auch das vielbenutzte und weitläufige Warenhaus für deutsche Beamten und Offiziere in seinen gewaltigen Räumlichkeiten mit aufgenommen.

XXIX. Neue Kunst. Mitteilungen über neu erscheinende Kunstblätter. Von dieser seitens der hiesigen Photographischen Gesellschaft herausgegebenen bestens illustrierten Zeitschrift lege ich Heft 10 April 1907 vor. Enthält niederländische Landschaften und die berühmte Fürstlich Liechtensteinische Gemälde-Galerie in Wien.

XXX. U. M. Herr Hofphotograph Rudolf Schwartz hat aus Anlaß der hundertjährigen Wiederkehr der Gedenktage der Belagerung Colbergs Ansichten der Stadt und des Hafens, des Wolfsbergs, der Häuser Schills, Nettelbecks und Gneisenaus etc. vor Ihnen ausgebreitet. U.M. Dr. Gustav Albrecht wies bei der Erläuterung dieser Photographien zunächst auf die hundertjährige Wiederkehr der tapferen Verteidigung Colbergs durch die Bürger und die preußischen Truppen unter Nettelbeck und Gneisenau hin und und erwähnte, daß die Feier dieser Wiederkehr im Juni 1907 sowohl in Colberg wie in Spandau, wo die 4. Kompagnie des Garde Fußartillerie-Regiments*) liegt, abgehalten wird. Dr. Albrecht legte dann einige Photographien vor, die besonders bemerkenswerte Stätten darstellen, so die Ansicht der heiß umstrittenen Schanze auf dem Wolfsberg, deren Verteidigung einen Glanzpunkt in der Geschichte der

*) Die 4. Kompagnie, die älteste des Regiments, wurde aus der Kolberger Festungs-Artillerie gebildet und trägt zur Erinnerung an die ruhmreiche Verteidigung ein Helmband mit der Inschrift „Kolberg 1807“.

Stadt bildet, des altehrwürdigen Doms, der Wohnhäuser von Schill, Gneisenau und Nettelbeck und einiger jetzt verschwundenen Festungswerke.

Darauf sprach Dr. Pniower über E. T. A. Hoffmanns Berlinische Erzählungen. Der Vortrag ist inzwischen in erweiterter, der Form der Abhandlung angepaßter Gestalt, im 12. Bande unseres Archivs erschienen.

Im Anschluß an den Vortrag las Herr Hans von Müller den in Berlin spielenden Teil eines von ihm entdeckten Feuilletons des Dichters vor. Hoffmann schildert darin zunächst sehr drollig die Fieberphantasien, die ihm in seiner lebensgefährlichen Krankheit um Ostern 1819 zugesetzt hatten; dann beschreibt er in einer liebenswürdigen Mischung von Schalkhaftigkeit und Zartheit seinen Besuch bei einer vornehmen älteren Dame, die ihm als mütterliche Freundin rät, zur Rekonvalescenz eine längere Reise zu unternehmen. — Über das Folgende gab der Vortragende nur ganz kurz einen Überblick. Die zweite Hälfte des Hoffmannschen Aufsatzes schildert diese Reise in die schlesischen Bäder bis zur letzten Poststation Hirschberg, ein zweites Feuilleton berichtet mit Galgenhumor über die Ankunft in Warmbrunn und die regnerischen ersten Wochen daselbst, ein drittes über das dortige Badeleben. Alle drei Berichte sind mit großem Glück in Briefform gegossen, und da wir keine wirklichen Briefe Hoffmanns von dieser Reise kennen, so sind sie als Lückenbüßer in die im Druck befindliche Ausgabe von Hoffmanns Briefwechsel aufgenommen und werden dort Band II S. 347—384 zu finden sein.

Fragekasten.

P. N. Der sogen. Meteorit von Bernau. — Was es mit dem sogen. Meteorstein von Bernau für eine Bewandnis hat?

Der sogen. Meteorit von Bernau, der am 16. April 1904 mit großem Gekrach heruntergefallen sein soll und angeblich 30 cm tief noch warm im Garten eines Bäckereibesitzers gefunden wurde, stellt sich als eine versteinerte Muschel aus dem Dogger (braunem Jura) Pholadomya Murchisoni nach Feststellung u. M. des Museums-Assistenten Dr. Friedrich Solger heraus. Häufig ist sie in den Doggerablagerungen Hinter-Pommerns nahe Fritzow unweit Cammin, auch nicht selten als Diluvialgeschiebe in der Mark Brandenburg. Entweder liegt eine Mystifizierung vor oder, wenn wirklich ein Meteorit gefallen sein sollte, was sehr unwahrscheinlich, so ist er nicht gefunden worden. Aus der Provinz Brandenburg sind mir dergleichen „Himmelssteinfälle“ nur von Linum und speziell aus der Niederlausitz von Selessen bekannt. E. Friedel.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Zur Geschichte des Postgrundstücks Dorotheenstrasse 23/24 in Berlin NW. 7.

Von **Damköhler**, Postdirektor.

Der Grund und Boden, auf dem sich die Dorotheenstadt von Berlin befindet, war ehemals „ein altes Churfürstl. Domainen-Stück“.

Die Kurfürstin Dorothea, Gemahlin des Großen Kurfürsten, besaß hier ein Vorwerk. Da sich Leute fanden, die sich auf dem zugehörigen Acker anzubauen wünschten, und dies auch dem Interesse der Kurfürstin entsprach, so ließ sie durch Ch. v. d. Knesebeck eine bezügliche Denkschrift anfertigen und diese unter dem 3. November 1673 dem Kurfürsten unterbreiten. Die vornehmlichen Gründe usw. mögen aus dieser Schrift hier wörtlich wiedergegeben werden:

> „Ew. *) Churfürstl. Durchl. haben selbsten gnädig vor gut Befunden, da dero hochgeliebte Gemahlin, meine gnädigste Churfürstin und frauen Churfürstl. Durchl. von demjenigen Acker, welcher zu rechten Seiten vorm Neuen Thore des Friedrichswerder nach dem Thiergarthen zugehet, und zu dem darinnen liegenden Vorwerke gehöret, bishero wenigen Nutzen haben können und einige Leuthe solche Stellen zu bebauen sich unterthänigst angemeldet, daß Ihro Churfürstl. Durchl. solches in Gnaden vergönnen, und daraus etwas mehreren Profit ziehen möchten .... So habe Ew. Churfürstl. Durchl. davon in Unterthänigkeit Nachricht geben wollen, der Zuversicht Ew. Churfürstl. Durchl. als die meiner gnädigsten frauen Intention so zu nichts anders, als zu Erweiterung und Vermehrung dieser Residentz Stadt und derselben Aufnehmen gerichtet ist .... werden gnädigst geruhen, selbigen Orth und diejenigen so darauf Bauen werden, gleich anderen Städten mit privilegiis zu versehen .... ihnen dero neuligsten Edicto gemäß, aufs wenigste Zehen frey Jahre zu verstatten, auch was nach Ablauf der frey Jahre sie vor onera zu tragen exprimiren zu lassen, und dann die gnädigste Verordnung zu thun, daß ihnen das Benöthigte Bauholtz geschenket und abgefolget werden möge, wodurch nicht allein die so allbereits sich angegeben, angefrischet, sondern noch mehr zu solchem Bau animiret

---

*) Akten des Kgl. Geheimen Staatsarchivs.

und ihn desto schärfer und eiferiger fortzusetzen angemuntert werden dürften. Getröste mich hierauf gnädigster resolution und verbleibe in tiefster Dehmuth

Gnädigster Churfürst und Herr
Ew. Churfürstl Durchl
unterthänigst treu gehorsamster Diener
Berlin, d. 3. Novbr. 1673. Ch. v. d. Knesebeck."

Hierauf erging folgende Verordnung:

„2. Jan. 1674 Lectum in
Consilio prosentibo principe Electorali.

Wir Friedrich Wilhelm

von Gottes Gnaden Markgraf zu Brandenburg, Churfürst pp. geben hiermit jedermänniglich denen es zu wissen nöthig, in Gnaden zu vernehmen: demnach Uns die Durchlauchtigste (tot. tit.) Unserer Herzliebten Gemahlinne Ld. freundlich zu erkennen geben, wasmaßen sich bei deroselben verschiedene Leuthe anmelden lassen, welche gesonnen wären, auf den Acker, so zur rechten Seiten vorm Neuen Thor des Friedrichswerders nach dem Thier-Garten belegen, und zu Ihrer Ld' dabey liegenden Zeit Ihres Lebens Ihre verschriebenen Vorwerke gehörig, Häuser aufzubauen, und Ihro Ld' dannenhero entschlossen wären, eine Vorstadt daselbst anzurichten, mit dem freundlichen Ersuchen, wir wollten solch Werk zu Befördern geruhen, daß Wir Uns dieses Ihrer Ld' Vorhaben weil es zu Erweiterung und Aufnehmen Unserer Residentz Stadt gereichet, nicht allein wohl gefallen lassen, sondern Wir haben auch zu Beförderung desselben, und damit auch desto mehr Leuthe zum Anbau bewogen werden mögen, folgende Conditiones zu publiciren gnädigst gut befunden.

1. als erstl wollen wir diese neuangelegte Vorstadt vorm Neuen Thore des Friedrichswerder mit gewißen Privilegien begnadigen, vermöge deren sie nicht allein gleich denen, so in den Städten wohnen, bürgerliche Nahrung frey und ungehindert treiben, sondern auch dieses dabey haben und genießen sollen, daß sie so wenig bey dem Anfang des Baues als hernach inner den ersten Zehen Jahren a dato anzurechnen, vor das Bürger Recht nichts anlegen sollen, nach Verfließung der Zehen Jahre aber soll nach Befindung der onerum, so diese Vorstadt wird tragen müssen, ferner verordnet werden, ob und was vor Gewinnung des Bürger Rechts gegeben werden soll. Wegen Gewinnung der Zünffte, Gülden und Gewerke soll ihnen frey stehen es gleich denen in Cölln und Berlin oder denen auf dem Friedrichswerder zu halten."

Es folgt nun in weiteren 5 Punkten die Festsetzung der übrigen Freiheiten und Lasten usw., die zwar manches Interessante bieten, deren Wiedergabe aber zu weit führen würde.

In der neuen Vorstadt, der Dorotheenstadt, und zwar in der damaligen sogenannten „Hintergasse", die später „Letzte Straße" hieß und dann nach der Kurfürstin Dorothea die Dorotheenstraße genannt worden ist, besaßen u. a. der Kurfürstliche Ober-Empfänger Peter Frantz Cautius und seine Ehefrau Catharina geb. Crellius ein Haus nebst großem Platz. Dieses Grundstück stifteten sie am 1. Januar 1686 zu Wohnungen für arme Prediger- und Schuldiener-Witwen.

Es führte für die Folge die Bezeichnung „Reformirtes Dom-Prediger- und Schuldiener-Wittwenhaus" oder schlechthin „Dom-Wittwen-Haus". Im alten Hypotheken-Buche Vol. 2 Dorotheenstadt findet es sich unter 189 Letzte Straße eingetragen und hat späterhin die Nr. 24 der Dorotheenstraße erhalten. Im April 1901 wurde es zusammen mit dem Nachbargrundstück Dorotheenstr. 23, dem „Dom-Leibrenten-Haus", von der Reichs-Postverwaltung käuflich erworben.

Aus der Stiftungsurkunde der Eheleute Cautius möge hier einiges Bemerkenswerte angeführt werden:

„Kund und zuwissen sey hiemit dem daran gelegen, daß die zu- und unterschriebene Eheleute H. Peter Frantz Cautius, Churfürstl. Ober-Empfänger, und Frau Catharina Crellius, in betrachtung, daß uns nicht allein die Natur sondern auch das Christentumb sonderlich zum Mitleiden und gutthätigkeit gegen die Dürftigen verbindet, in dero sogenanndte Dorotheen Stadt alhier Ein Haus erbauet und gantz durchaus verfestiget, dabey noch ein großer platz zum Hofraum und garten ist, alles woll umbzäunet und angerichtet, und lieget solches Haus zwischen Hr. Peter Jänickens und Martin Kaysers in der Hintergasse in der fünften Riege im abriß sub tit. O und No. 137 und No. 138 bezeichnet, im Begriff 120 quadrat ruthen zusambt dem neu dazu gelegten platz bis ins waßer, hat Vier Stuben und ist bey einer Stube eine Cammer und eine Küche, worüber Sie Christlich und wollbedächtlich disponiren wie folgt:

1. Es soll dieses Haus von nun an und immerdar so lange es ein Haus oder nur deßen bloßer raum ist, zum Gebrauch und Bewohnung der Nothdürftigen bleiben und Keinesweges zum andern Gebrauch abgezogen werden.
2. So sollen in dieses Haus fürnehmlich Prediger- und Schuldiener Witwen, die Reformirter Religion seyn, aufgenommen, und Ihnen darin auf Ihre lebenszeit, oder so lange Sie Witwen seyn, Ihre Wohnung frey gegeben werden.
3. Wenn keine Reformirte Prediger oder solcher Schuldiener Witwen vorhanden wären, können auch andere arme Witwen aufgenommen werden, nach Pauli ermahnung, thut jedermann gutes, allermeist den Glaubensgenossen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

7. Die ältisten von denen Witwen in diesem Hause, sollen die Wahl haben, ob Sie lieber unten oder oben wohnen wollen, und wenn eine Witwe die unten gewohnt stürbe, Soll derjenigen die in der ordnung wie Sie aufgenommen, folget, freystehen, von oben herunter zu ziehen, wenn Sie aber oben zu bleiben gefallen trüge, sollen die andern die Wahl haben.
8. Eine jedwede Witwe soll in diesem Hause haben Eine Stube, eine Cammer, eine Küche, die unten wohnen haben den Keller zu Ihren Wohnungen, die droben wohnen haben den bohden zu Ihren Wohnungen, jedoch mögen Sie sich ferner vergleichen, daß eine Parth der andern mit Keller und bohden Zuhülfe komme. Den garthen belangend, Soll derselbe in 4 Theil getheilt und es damit gehalten werden wie mit den Logiamentern, weshalb denn ein gewisses Viertel jedem Logiamenten zugewiesen werden soll.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

10. Wenn nicht alle Logiamenter auf einmahl besetzt, kann ein und anderes vermiethet, und das geldt davon zum unterhalt des Hauses angewandt, was aber hiervon entübrigt wird, soll unter die Einwohnende Witwen ausgetheilet werden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

13. Zu solchem ende übergeben Sie hiermit solch obbeschriebenes Haus zu diesem gebrauch, also wie es Zurechte geschehen könnte und sollte, und dabey all und jede dazu gehörige Briefschaften und documenta, Bitten auch nochmahls den Herrn Directorn solches anzunehmen und dahin zu sehen, daß dieser Ihrer Stiftung in allen und jeden Punkten nachgelebet werden möge, gestalt Sie denn auch hierüber S. Churfürstl. Durchlauchtigkeit gnädigste Confirmation unterthänigst gesuchet und erhalten.

Zur Uhrkund dessen haben vorbenanndte Eheleute diese wolgemeinte Stiftung wolwissentlich und eigenhändig unterschrieben und besiegelt.

So geschehen Berlin, den 1. Jan. 1686.

Pet. Fr. Cautius. Cathariena Eliesabeth Cautius."

Die Kurfürstliche „Confirmatio" erfolgte erst im nächsten Jahre. Die wichtigste Bestimmung daraus lautet:

„Als haben Höchstgedachte Seine Churfürstl. Durchl. sothane Stiftung vermittelst und Kraft dieses in allen puncten und Clausulen confirmiret und bestätigt, ... Und weil auch Eingangs ernannte Stiftern solches Wittwen Haus gegen Erlegung einer gewissen Summe geldes von den Grundzins gänzlich befreyet: Als haben Seine Churfürstl. Durchl. auch dasselbige als ein armes Prediger und Schuldiener-Wittwen-Haus von Contribution, Einquartierung, Servicen

und allen andern oneribus gleich andern armen Häusern gänzlich eximiret und befreyet.

Wonach sich dann der Magistrat der Dorotheen Stadt gehorsamst zu achten.

Signatum Cölln an der Spree, den 22ten April 1687.

Friedrich Wilhelm."

Die Leitung und die Aufsicht über das „Dom-Wittwen-Haus" hatte nach den Wünschen der Stifter stets ein Hof-Prediger zu führen. Der erste, „als dem die Direction darinnen committiret", war der Hof-Prediger Ursinus. — Im Laufe der Jahre flossen der Stiftung mehrfach Schenkungen und Legate zu, so u. a. 4000 Taler von der im Jahre 1728 verstorbenen Frau General-Leutnant de Veyne. Diese war in erster Ehe mit dem zweiten Ehemann der Stifterin Catharina Cautins, dänischem Kanzleirat Rademacher, verheiratet. Wahrscheinlich mit Rücksicht hierauf sowie auf die Höhe des geschenkten Betrages führte das Witwenhaus fernerhin auch die Benennung „das Cautius-de Veynesche reformirte Prediger- und Schuldiener-Wittwenhaus". Im Jahre 1772 wurde es „ganz neu maßiv" erbaut. Das damalige Hof- und Dom-Ministerium ließ es dergestalt einrichten, „daß in dem oberen Stockwerke desselben 4 Wohnungen für die fundationsmäßige Anzahl der Wittwen angelegt wurden. Das untere Stockwerk aber ward zu zweyen geräumigeren Wohnungen aptiret und dabey festgesetzt, daß diese besseren Wohnungen privative für Wittwen der hiesigen Hof- und Dom-Prediger, die sich übrigens zur Aufnahme in dieses Wittwen-Hans qualificirten, bestimmt bleiben sollten". Der zum Hause gehörige Garten, welcher in vier Teile geteilt den Witwen zur Benutzung vorbehalten sein sollte, war von dem Hof- und Dom-Ministerium als Administrator bereits im Jahre 1753 veräußert und dem damals zu erbauenden Dom-Hospitale überlassen worden, „weil die letztgenannte neuere Stiftung einen gleichen Zweck mit der Cautiusschen Stiftung, nämlich Versorgung armer Wittwen auch außer dem Prediger- und Schullehrer-Stande hat. Es ist jedoch dabey festgesetzt, daß das Hospital dem Cautius-de Veyneschen Hause für diesen ehemaligen Garten einen Canon von fünf und zwanzig Thalern jährlich zu ewigen Zeiten entrichten und dieser jährlich unter die im Hause wohnenden Wittwen zu gleichen Theilen als Ersatz des ehemaligen Genusses vom Garten ausgetheilt werden soll".*)

Das Nachbargrundstück Dorotheenstraße 23, vormals Letzte Straße 190, befand sich nach Ausweis des Grundbuchs bis zum Herbst 1682 im Besitz einer verehelichten Wiedemannin, von der es am 28. Oktober desselben Jahres der „Ban-Commis." Dänicke (kann auch Jänicke

*) Reglement vom 18. Febr. 1803 für das Cautius-de Veynesche Haus.

heißen) kaufte. Von diesem ging es am 5. Juni 1733 für 1000 Taler an Christian Mewes über, „corporal bey der hiesigen artillerie". Dessen Witwe kaufte es am 21. April 1751 für 1500 Taler und verkaufte es wieder am 24. März 1755 für 2200 Taler an August Friedrich Wilhelm Sack, Kgl. Ober-Konsistorialrat und Hof-Prediger. Dieser trat es für die gleiche Summe am 27. Mai 1757 an die „Almosen-Casse bei der Ober-Pfarr und Dom-Kirche" ab. Das Hof- und Dom-Ministerium, welchem die Verwaltung der „Dom-Almosen" oblag, ließ im Jahre 1777 auf diesem Grundstück an der Seite der Dorotheenstraße für 6100 Taler ein massives Haus von zwei Stockwerken erbauen, das Dom-Leibrenten-Haus. Über dasselbe heißt es in einem Bericht des erwähnten Ministeriums vom 8. Januar 1791 an Seine Majestät den König u. a.:

„Da es aber dieser so nützlichen und wohlthätigen Anstalt bisher noch an einer eigentlichen allerhöchsten Ortes gnädigst confirmirten Fundation gefehlt hat, dabey aber zu besorgen steht, daß in der Folge die Bestimmung dieses Hauses verkannt werden, und über den Gebrauch desselben Streit entstehen möchte, so haben wir es für unsere Schuldigkeit geachtet: mit gemeinschaftlicher Ueberlegung eine Fundation und ein Reglement darüber zu entwerfen, worin wir alles bestimmt zu haben glauben, was sowohl die Absicht dieses Hauses als auch die gute Ordnung und den Frieden in demselben betrifft. Wir legen beydes allerunterthänigst vor und bitten als Vorsteher unseres Armen-Wesens, daß Euer Königl. Majestät die Fundation dieser wohlthätigen Stiftung zu confirmiren allergnädigst geruhen wollen.

Wir ersterben mit der tiefsten Ehrfurcht

allerunterthänigstes

Hof- und Dom-Ministerium."

Aus der Fundation entnehmen wir folgendes:

I.

Das Königliche Hof- und Dom-Ministerium als Vorsteher und Verwalter der Dom-Almosen-Casse bestimmt das aus dem Vermögen genannter Casse auf dem Platze des ehemaligen rothen Hofes neben dem Kur-Märk. Prediger-Wittwen-Hause, anno 1777 unter allerhöchster Genehmigung Sr Königl. Majestät, Friedrichs des zweiten glorwürdigsten Andenkens neu erbaute Haus zu Wohnungen für sogenannte Pauvres honteux weibl. Geschlechts, welche diese Wohnungen lebenslang unentgeltlich bewohnen, dagegen aber ein verhältnißmäßiges Capital der Dom-Almosen-Casse à fond perdu übergeben, von welchem sie lebenslang verhältnißmäßige jährl. Zinsen genießen sollen. Wobei sich jedoch das Hof- und Dom-Ministerium vorbehält, in außerordentlichen Fällen worunter notorische Armuth verbunden mit vorzüglicher Würdigkeit zu verstehen, eine Person anzunehmen, ohne daß sie ein Eintritts-Capital zahle.

II.

Der Aufnahme in dieses Haus sollen fähig sein, Wittwen von gutem Herkommen, die keine oder schon versorgte Kinder haben, oder auch unverheirathete Personen weibl. Geschlechts aus guten Familien und von unbescholtenen Sitten, die ohne ganz arm und einer Unterstützung aus der Almosen-Casse bedürftig zu sein, doch eine Erleichterung in Ansehung der Miethe und auf ihre Lebenszeit eine ruhige sichere und gesunde Wohnung wünschen.

IV.

Eine jede Einwohnerin bekommt zu ihrem Gebrauche eine Stube, eine Küche, eine Kammer, und einen Keller; Boden und Hof bleiben zum gemeinschaftl. Gebrauche sämmtl. Einwohnerinnen überlassen.

V.

Das Capital, welches die darinn aufzunehmende bei ihrem Eintritte an die Dom-Almosen-Casse à fond perdu zahlen sollen, muß wenigstens 300 Thaler betragen. Die Zinsen aber, welche sie dafür ad dies vitae ziehen, sollen für Personen die bei ihrem Eintritte in das Haus unter 60 Jahre sind, auf 4 p. Cent; für diejenigen, welche über 60 Jahr auf 5 p. Cent und für die, welche über 70 auf 6 p. Cent festgesetzt sein, und die Zinsen in vierteljährigen Ratis den Recipienten ausgezahlt werden.

usw. bis XIV.

Berlin den 13ten Dec. 1790.

Ramm Sack Conrad sen. Michaelis Conrad jun.

Unter dem 19. Oktober 1899 erteilte der Evangelische Ober-Kirchenrat die Genehmigung zum Verkauf der Grundstücke Dorotheenstraße 23/24 und Georgenstraße 22 — auf diesem befand sich das Dom-Hospital — an den Hotelbesitzer Fritz Barthold zum Preise von 8000 Mark für die Quadratrute; am 3. April 1900 erfolgte die gerichtliche Auflassung. Damit waren jene Häuser von der Kirchenbehörde ein für allemal als wohltätige Anstalten aufgegeben. Aus dem stillen Dom-Leibrenten-Hause wurde Krawatzkys Gasthof, der sich bald zu dem in der Dorotheenstadt allgemein bekannt gewordenen Heim der Artistenwelt des benachbarten Wintergartens entwickelte; hatte doch Vater Krawatzky einst selbst als Athlet dem fahrenden Volk angehört.

In das Dom-Witwen-Haus zogen, obwohl es nach der Bestimmung der Stifter „immerdar so lange es ein Haus oder nur dessen bloßer Raum ist, zum Gebrauch und Bewohnung der Nothdürftigen bleiben sollte", Geschäftsleute und Handwerker ein, die in der sehr lebhaften Gegend ein ausgezeichnetes Fortkommen fanden und nur bedauerten, daß sie bei der verhältnismäßig billigen Miete die zwar unmodernen und dem

Abbruch geweihten, aber recht nutzbringenden Häuser nicht noch eine Reihe von Jahren bewohnen konnten.

Der Hotelbesitzer Barthold behielt die Grundstücke Dorotheenstraße 23/24 nur 1¼ Jahr, dann erwarb sie die Reichs-Postverwaltung, der sie am 2. April 1901 aufgelassen wurden. Eine Änderung in der Benutzungsweise der Häuser trat jedoch vorläufig nicht ein, da zum Bau eines Postgebäudes daselbst die Mittel noch nicht bewilligt waren



Dom-Leibrenten-Haus.

und die weitere Vermietung sich als notwendig erwies. Nur in der einen Hälfte (Westseite) des Erdgeschosses Dorotheenstraße 24 wurde das bedeutende Briefabfertigungsgeschäft des Postamts 7 vom April 1902 ab untergebracht, da dessen im Hause Dorotheenstraße 22 gemieteten Diensträume außerordentlich beschränkt waren und nicht mehr ausreichten. So blieb es noch 4 Jahre. Erst im Frühjahr 1905 konnte nach Bewilligung der ersten Baurate für das beabsichtigte neue Posthaus zum Abbruch der beiden mit der Geschichte der Dorotheenstadt engverknüpften altehrwürdigen Häuser geschritten werden. Von allem, was an die graue Vergangenheit erinnert, ist nichts geblieben als vier alte Bäume, darunter eine mächtige Kastanie, deren Stamm im Umfang 2,75 m mißt und die mit ihren weitausgelegten Zweigen namentlich zur

Blütezeit eine Zierde des jetzigen Posthofes bildet. Gleich nach dem Abbruch wurde mit dem Neubau begonnen und im Februar 1907 stand das prächtige reichseigene Dienstgebäude, dessen Fassade im allgemeinen die Formen der deutschen Renaissance zeigt und einen vornehmen Eindruck macht, vollendet da. In der Nacht vom 26. zum 27. Februar siedelte das Postamt 7 in sein neues Heim über, wo am 27. früh mit einer kurzen Ansprache des Postdirektors der Betrieb eröffnet wurde.



Reformiertes Dom-Prediger-Witwen-Haus.

Außer dem genannten Postamt mit 70 Beamten und 130 Unterbeamten befinden sich in dem neuen Gebäude noch das Postanweisungsamt mit einem Personal von 80 Köpfen und die Sortierstelle des Bahnpostamts 1 mit rund 35 Beamten und Unterbeamten.

Von den beigefügten Abbildungen stellt Nr. 23 das ehemalige Dom-Leibrenten-Haus, Nr. 24 das ehemalige Reformierte Dom-Prediger-Witwenhaus dar.

1. (ordentliche) Versammlung des XVI. Vereinsjahres

Mittwoch, den 24. April 1907, abends 7½ Uhr im Bürgersaale des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat E. Friedel.
Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XI, XIII bis XV und XIX her.

A. Allgemeines.

I. Auf vielfachen Wunsch finden 3 Wanderfahrten nach dem Grunewald statt, zu dessen möglichst ungeschmälerter Erhaltung auch die Brandenburgia das Ihrige zu tun bemüht ist: am 27. April d. J. Wanderung längs der mittleren Seenkette vom Nikolas- bis Hundekehlen-See, ein Teil, der zur Zeit besonders durch Kanalisierungsprojekte bedroht erscheint. Am 13. k. M. nach dem nördlichsten Teil bis Pichelswerder und Pichelsberg; am 27. Mai nach dem mittleren Teil unter besonderer Berücksichtigung des hohen Ufers von Schildhorn bis zum Großen Fenster und Schwanwerder. Am 26. wird sich anläßlich einer Aufforderung des Vereins zur Förderung des naturwissenschaftlichen Unterrichts ein Ausschuß bilden, zu welchem auch die Brandenburgia eingeladen ist, um speziell die Erhaltung der mittleren Seenkette zu erstreben. Vergl. auch Nr. VII.

II. Die Enthüllung des Fontane-Denkmals in Neu-Ruppin ist für den 8. Juni d. J. ins Auge gefaßt. Es ist mir persönlich hierzu eine Einladung seitens unseres Ehrenmitgliedes, des Herrn Landesdirektors Freiherrn von Manteuffel, zugegangen.

III. Vom Katalog der Stadtbibliothek lege ich den Band IV und V, die schöne Literatur umfassend, vor; auch diese Bände, die Herr Stadtbibliothekar Dr. Arend Buchholz mit großem Geschick verfaßt, bezeugen den Umfang und wissenschaftlichen Wert der neuen Bibliothek, welche, vorläufig Zimmerstraße Nr. 90/91 untergebracht, spätestens am 1. Oktober d. J. der öffentlichen Benutzung übergeben werden wird.

B. Persönliches.

IV. U. M. Stadt-Syndicus Weise ist bei seinem lebhaft bedauerten Ausscheiden aus dem Magistrat von Berlin zum Stadtältesten und Geheimen Regierungsrat, u. M. Sanitätsrat Dr. Ulrich zum Geheimen Sanitätsrat ernannt worden. Von unserm Mitglied Freiherrn von Puttkamer sind Grüße vom 15. d. M. aus Genua eingetroffen;

er klagt über große Kälte an der Riviera. Die von uns so lästig empfundene diesmalige nngewöhnlich kalte Witternng scheint sich auch jenseits der Alpen bis zum Mittel- nnd Adriatischen Meere unliebsam geltend zn machen.

V. Von den Mitteilnngen der Zentralstelle für dentsche Personen- nnd Familiengeschichte in Leipzig ist das vorliegende 2. Heft eingegangen.

VI. Johanna Stegen-Denkmal anf dem Sophien-Kirchhof in Berlin. Der Vorstand wird ersncht, nochmals anf eine Beteilignng am Denkmalsfonds aufmerksam zu machen nnd nachstehenden Anfruf abzudrucken:

„Wenige Jahre nnr trennen nns von der hnndertjährigen Wiederkehr jener Zeit, in der das deutsche Volk, erfüllt von Vaterlandsliebe und Begeisternng, zu den Waffen griff, um das drückende Joch des korsischen Eroberers abzuwerfen. In jenen Tagen der Befreinngskriege hat hoch nnd niedrig, alt und jung Schulter an Schulter gekämpft und gelitten, und neben den Mäunern, den berufenen Trägern der Waffen, haben auch weibliche Helden ihre Kräfte in den Dienst des Vaterlandes gestellt nnd ihr Blut für die gute Sache des dentschen Volkes vergossen.

Zu den deutschen Mädchen, die in den Befreiungskriegen dem Vaterlande ihre Dienste weihten, gehört auch Johanna Stegen, das Heldenmädchen von Lünebnrg. Zwar hat sie nicht wie andere ihrer Mitschwestern in den Reihen der Freiwilligen mitgekämpft, aber sie hat dazu beigetragen, daß deutsche Krieger den Sieg über die Franzosen errangen. Als am 2. April 1813 der französische General Morand sich der Stadt Lüneburg wieder bemächtigen wollte nnd eiu hartnäckiger Kampf am Nenen Tore entbrannte, da trng Johanna Stegen den Füsilieren nnd freiwilligen Jägern des 1. Pomm. Infanterie-Regiments (zur Zeit Grenadier-Regiment König Friedrich Wilhelm IV. [1. Pommersches] Nr. 2 in Stettin), denen es an Munition mangelte, in ihrer Schürze Patronen zn und setzte sie dadurch in die Lage, den Kampf siegreich zn Ende zu führen. Zu wiederholten Malen hat das tapfere Mädchen den gefahrvollen Weg bis zur Schützenlinie gemacht, obwohl ihr die französischen Kngeln die Röcke durchlöcherten.

Das mntige Verhalten des Mädchens von Lünebnrg ist mit ehernen Lettern in den Annalen der Befreiungskriege verzeichnet, nnd Dichter wie Rückert und Förster haben ihr Lob gesnngen, ihr Andenken hat sich im deutschen Volke nnd besonders bei der dentschen Jngend dauernd erhalten. Noch aber fehlt es an einem sichtbaren Zeichen der Erinnernng, wie es anderen Kämpferinnen der Befreinngskriege, einer Eleonore Prohaska oder einer Augnste Krüger, zuteil geworden ist, an einem würdigen Denkmal auf ihrem Grabe. Ans diesem Grunde sind die Unterzeichneten zusammengetreten, nm die Errichtung eines Grab-

mals für Johanna Stegen auf dem Sophienkirchhofe in der Bergstraße zu Berlin in die Wege zu leiten. Geplant ist ein einfacher aufrechtstehender Denkstein mit dem Namen, dem Geburts- und Todestage der Verstorbenen nnd einer kurzen Würdigung ihrer Tat, da kein Erinnerungszeichen ihr Grab schmückt.

An alle, die Verständnis nnd Gefühl für die wackere Tat des Heldenmädchens von Lünebnrg haben, geht die Bitte, sich an der Sammlung für die Errichtung des Denkmals zu beteiligen. Beiträge ersnchen wir zu senden an Herrn Major z. D. Noël, Berlin W. 15, Lietzenburgerstraße 54 55.

Berlin, im März 1907.

Dr. Béringnier, Amtsgerichtsrat. Dr. Brendicke, Redakteur. Frensdorff, Verlagsbuchhändler. Friedel, Geheimer Regierungsrat. Franz Körner, Kiesgrubenbesitzer. Noël, Major z. D. Schweitzer, Redakteur und Hauptmann d. R. Wuttke, Superintendent a. D. und Pfarrer, Vorsitzender des Gemeindekirchenrats von Sophien."

C. Naturgeschichtliches und Technisches.

VII. Erhaltung der mittleren Grunewaldseen. Nachtrag zu Nr. III.

Wir sind ersucht, den folgenden Aufruf nnseren Mitgliedern mitzuteilen:

„Die Grnnewaldmoore zwischen Hundekehle und Schlachtensee bilden ein Naturdenkmal ersten Ranges, dessen nnveränderte Erhaltung im Interesse der Wissenschaft, des Unterrichts und der Kunst dringend wünschenswert ist. Die Eigenartigkeit des Moores nördlich vom Grunewaldsee besteht vor allem darin, daß hier, was sonst selten vorkommt, ein Hochmoor sich nnmittelbar an ein Flachmoor anschließt. Bei einem etwa zweistündigen Spaziergange von Schlachtensee bis zu diesem Hochmoor können fast alle an Mooren überhaupt zu beobachtenden Erscheinungen in typischer Ausbildung studiert werden. Wir finden hier durch Faulschlammbildungen und durch Vertorfung verlandende Seen mit ins Wasser hineinwachsender Rohr-, Binsen- und Riedgrasumrahmung, schwingende Wiesen, Flachmoortypen, insbesondere Erlenbrücher, Zwischenmoore nnd endlich das echte Hochmoor mit seinen infolge des nährstoffarmen Bodens verkrüppelten Kiefern nnd seiner ganz eigenartigen, interessanten Flora. Wie wichtig, ja fast nnentbehrlich die im Grunewalde zu gewinnende lebendige Anschauung aller dieser Landschafts- und Vegetationsformen nicht nur für Geologen und Botaniker, sondern in noch höherem Grade für die Zwecke des praktischen Unterrichts ist, darin dürften die Lehrer nnserer Hochschulen mit denen der Mittel- und Volksschulen völlig übereinstimmen. Alle Einsichtigen halten es im Interesse der Erziehung für dringend erforderlich, daß die

Heimatkunde in der Schule weit mehr als bisher gepflegt werde, daß die Knaben und Mädchen nicht ins Leben hinanstreten ohne eine genügende geographische und naturgeschichtliche Kenntnis ihrer Heimat. Dieser Unterricht kann aber nur im Freien und zwar — schon der Kosten wegen — in der nächsten Umgebung der Schüler erteilt werden. Dabei wird in der Jugend, neben wesentlicher Förderung des Beobachtungsvermögens, die Freude an der Natur geweckt, die Liebe zur heimischen Scholle gestärkt und ihr damit ein Halt gegen viele Gefahren des späteren Lebens gegeben. In der Volksschule tut aber solche Heimatkunde besonders not und zwar vor allem in der Hauptstadt und ihren Vororten. Unumgängliche Voraussetzung für die Erweckung des Interesses an diesem Unterricht ist natürlich, daß die Umgebung auch Dinge besitzt, die der Anschauung wert sind. Der Boden der Mark Brandenburg mit seiner geringen Höhengliederung ist aber arm an geologisch interessanten Landschaftsformen, die für die Heimatskunde in erster Linie in Frage kommen. Da dürfte es nun der Mühe und der vereinten Anstrengungen aller dazu Berufenen wohl wert sein, ein in den Grunewaldmooren von der Natur selbst geschaffenes, nach der Überzeugung aller Kenner zu den interessantesten geologischen Bildungen gehöriges Naturdenkmal nicht zerstören zu lassen. Hier lernt die heranwachsende Jugend die Abhängigkeit der Pflanzendecke vom Boden sowie die verschiedenen Landschaftsformen der Ebene nebeneinander kennen. Doch auch für zahlreiche Besucher der Hochschulen ist die Erhaltung dieser Moore von eminenter Wichtigkeit. Daß die Geologen und Botaniker daran besonders interessiert sind, bedarf nach dem Erwähnten wohl keines Wortes. Auch den Zoologen und Landwirten steht hier eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung offen. Wie reich die Tierwelt der Moorgewässer ist, hat u. a. Professor Dahl in seinen Schriften über das „Tierleben des deutschen Waldes" und das „Tierleben im Grunewald" gezeigt. Die Schüler der Landwirtschaftlichen Hochschule aber, von denen viele später als praktische Landwirte Moorkulturen anzulegen haben werden, können hier alle möglichen Moorformen nebeneinander studieren.

Endlich würde auch der Künstler und der Naturfreund die Vernichtung dieser ganzen Landschaft lebhaft beklagen. Eine Bebauung des Gebietes der Seenkette im Grunewald würde die Zerstörung eines landschaftlichen Bildes von so einzigartiger, hervorragender Schönheit bedeuten, wie es nur äußerst selten gefunden wird. Wie viele Motive zu reizenden Landschaftsbildern wurden nicht schon dieser herrlichen Seen- und Brücherkette entlehnt! Hier lernt selbst der Ausländer, der, in alten Vorurteilen befangen, „des heiligen römischen Reiches Streusandbüchse" nur mit Scheu betritt in dem Glauben, hier in dürrem Sande mühsam waten zu müssen, die Poesie und Stimmung der Moor-

landschaft direkt vor den Toren Berlins kennen und verbreitet nach seiner Rückkehr in der Heimat eine richtigere Anschannng von der vielverlästerten Umgebung der Reichshanptstadt.

Ausdrücklich wollen wir noch hervorheben, daß eine Schädigung der Gesundheit durch Ausdünstungen dieser Moore in keiner Weise zu befürchten ist.

Wahrlich, wenn irgendwo der Begriff des Natnrdenkmals zutrifft, so ist es hier der Fall. Mögen wir von ästhetischen, volkswirtschaftlichen oder naturwissenschaftlich-geographischen Gesichtspunkten ausgehen, überall müssen wir zu der Überzeugung der Unersetzlichkeit und damit der Notwendigkeit der Erhaltung kommen. Nun würde aber der neuerdings für die westlichen Vorortgemeinden geplante Vorfluter nach der Überzeugung aller Moorkenner die erwähnten Grunewaldmoore zweifellos vernichten. Der mit der Aufstellung des dazn erforderlichen Entwurfs betrante Regierungs- und Baurat Havestadt teilte dem staatlichen Kommissar für Naturdenkmalpflege in Preußen, Herrn Professor Conwentz in Danzig auf dessen Anfrage mit, daß die Absicht bestehe, die Meteorwässer dieser Vororte nach erfolgter Vorklärung in Absatzbassins durch die Grunewald-Seenkette nach dem Wannsee bei Beelitzhof zn führen. Dabei sollen die vermoorten alten Verbindungen nnd die als Sandschwellen vorhandenen Scheidewände der Seen mittelst schmaler Gräben wieder hergestellt, beziehnngsweise durchschnitten werden. „Sofern . . . dieser Vorflnter zu einem Sport- und Landschaftszwecken gewidmeten Kanal für kleine Fahrzenge ausgebildet werden würde . . ., würden die Verbindungsgräben der einzelnen Seen ein etwas breiteres Profil von etwa 12 m Sohlenbreite bei 2 m Tiefe erhalten müssen.“ Allerdings betont Herr Havestadt, daß an dem derzeitigen Bestande der Seen und Grunewaldsmoore nichts geändert werden solle. Es dürfte aber einleuchtend sein, daß, selbst bei Anfgabe des geradezu ungeheuerlichen Projekts, Kanäle von 12 m Sohlenbreite und 2 m Tiefe herznstellen, schon die erwähnten schmalen Gräben durch Drainage eine allgemeine Entwässerung der Moore veranlassen müßten. Bei Entziehung des Wassers hört aber ein Moor ganz selbstverständlich auf zu existieren. Allerdings würde das Wasser in den Seen selbst sich dabei zweifellos nicht wesentlich senken. Aber an den sie begrenzenden und verbindenden Mooren würden sich die Folgen der Entwässerung bald zeigen und anch die die Ufer umsäumende Vegetation, die zu den reizvollen Landschaftsbildern dieser Seenkette besonders beiträgt, wäre dem Untergange geweiht. Es kann nicht nachdrücklich genug betont werden, daß dieser unersetzliche Verlust nur dadurch zn vermeiden ist, daß jede künstliche Ändernng des Grnndwasserstandes unterbleibt. Der schlimmste Verlust wäre dabei zweifellos die sichere Vernichtnng des Hochmoors zwischen Hundekehle und dem Grunewaldsee, da es das einzige in der weitesten

Umgegend der Reichshauptstadt ist. Wie schon angedeutet, ist durch neuere Forschungen erwiesen worden, daß die Hauptbedingung für das Bestehen eines Hochmoors ein ganz nahrungsarmer Boden bildet. Nun kann wohl niemand leugnen, daß, selbst abgesehen von der allgemeinen Entwässerung des Bodens, durch die geplanten Gräben auch Abwässer, die erfahrungsgemäß reich an Pflanzennährstoffen aller Art sind, dem Hochmoor zugeführt werden müßten. Durch solche würde daher die großartige Vegetation dieses Moors, seine insektenfressenden Pflanzen, seine seltenen Orchideen, sein Sumpfporst und viele andere sicher in kurzer Zeit zugrunde gehen.

Es bleibt nun noch die Frage zu erörtern, wie diese Gefahr für die Moore zu beseitigen sei. Zweifellos liegt ja die dringende Notwendigkeit vor, den Regenwässern von Wilmersdorf, Schmargendorf usw. Abfluß zu verschaffen. Der erforderliche Vorfluter kann aber wegen des Gefälles nicht in den Teltowkanal und wegen der dadurch erwachsenden ungeheuren Kosten auch nicht in die Spree oder nach Schildhorn geleitet werden. Dagegen ist es wohl möglich, den Vorfluter in dichtschließenden Rohrleitungen um die Sümpfe herumzuführen. Auch stände nichts im Wege, wie ursprünglich geplant gewesen sein soll, die erwähnten Regenwässer in den Landwehrkanal bei der Tiergartenschleuse zu leiten. Eine Lebensfrage für die westlichen Vororte ist also die Anlage von Kanälen durch die Seenkette keineswegs. Im Interesse der Erhaltung der Moore bitten wir daher alle für die Genehmigung dieser Anlage maßgebenden Behörden dringend, die Herstellung von Gräben oder Kanälen innerhalb der Seenkette auf keinen Fall zu gestatten und auch bei etwa geplanter Umgehung der Sümpfe die Anwendung undurchlässiger Rohre zur Ableitung der Gewässer zu fordern.

Außerdem ersuchen wir aber die Magistrate und Gemeindevorstände von Berlin und allen an der unveränderten Erhaltung der Grunewaldmoore interessierten Vororten, baldigst zu gemeinschaftlichem Vorgehen zusammenzutreten und in ihrer Gesamtheit zu beschließen:

1. mit der königlichen Staatsregierung Unterhandlungen anzuknüpfen, um das gesamte fiskalische Moorgebiet zu pachten und als wissenschaftliches Reservat dauernd im jetzigen Zustande zu erhalten.
2. Das Terrain des Schlachtensees, der krummen Lanke und des Rienmeistersees zu erwerben, um seine Ausschlachtung durch Privatunternehmer für alle Zeit zu verhindern.

Die Ortsgruppe Berlin und Umgegend des Vereins zur Förderung des Unterrichts in Mathematik und Naturwissenschaften."

Diese interessanten Mitteilungen bitten wir als Vorstudie für die Brandenburgia-Wanderfahrt nach derselben Gegend des Grunewalds am 13. Mai d. J. sorgfältig zu beachten.

VIII. Mitteilnngen der Berliner Elektrizitäts-Werke. Jahrgang 5. April 1907. Nummer 4.

Ich mache auf den Artikel über den Mathematiker nnd Physiker Georg Simon Ohm, den Aufsteller des bekannten Ohmschen Gesetzes, nach welchem Gelehrten die hiesige Ohm-Straße ihren Namen hat, sowie auf die Anwendung der Elektromotoren beim Glasschleifen aufmerksam.

IX. Von der nnteren Havel in der Mark Brandenburg. Mit der Verbesserung der Vorflnt- und Schiffahrtsverhältnisse an der unteren Havel beschäftigt sich eingehend eine Denkschrift, die soeben dem Abgeordnetenhanse zngegangen ist. Wie ans der Denkschrift hervorgeht, erscheint es nach den inzwischen gemachten Erfahrungen geboten, von der bei Vorlegung des Entwnrfs znm Gesetze vom 4. Angust 1904 in Aussicht genommenen Bauansführung abzuweichen nnd diese nunmehr nach dem neuen Entwurf vom 30. November 1905 zn bewirken. Die beteiligten Kommunalverbände haben sich mit der Änderung einverstanden erklärt. Es handelt sich dabei um das weit ansgedehnte Havelwiesengebiet, das von Potsdam bis Havelberg rund 125,000 ha nmfaßt. Es soll nicht nur an die Müller nnd Wieseninteressenten, sondern anch an die Schiffahrt gedacht werden. Über die alte Forderung wurde die neue gestellt, „dnrch geeignete Vorkehrungen im Winter eine ausreichende, erforderlichenfalls künstliche Überflutnng der Wiesen und im Sommer die Haltung eines hinreichend hohen Wasserstandes zur Anfeuchtung der Wiesen von nnten zn sichern“. Außerdem ist es, wenn sich infolge des schnellwachsenden Schiffahrtsverkehrs von Hamburg nach Berlin die Notwendigkeit herausstellen sollte, nach dem Einban von Stanstufen möglich, die Leistungsfähigkeit der Schiffahrtstraße durch Begradigung der Havel nnd nene Dnrchstiche zn heben, die der Vorflut znm weiteren Vorteil gereichen werden. Die Provinzen Brandenburg nnd Sachsen haben sich verpflichtet, die durch die Unterhaltung dieser Vorflutanlagen dem Staate entstehenden, auf jährlich 35,000 M. angenommenen Mehrkosten zu erstatten. Der Staat nnterhält ferner die außerhalb der schiffbaren Havel verbleibenden Vorflutkanäle, während die Provinzen ihm die alljährlich festzustellenden, tatsächlich aufgewendeten Kosten erstatten.

Diese Projekte sind für die Provinz Brandenbnrg von großer wirtschaftlicher Bedeutung.

D. Kulturgeschichtliches.

X. Geschichte des Gymnasinms zn Gnben. Von Hngo Jentsch. I. Teil. Bis znm Jahre 1708.

Es wird gebeten, dieser sorgfältigen kulturgeschichtlichen Arbeit die Beachtung, welche sie durch Qnellenstudium hervorragend verdient, zn schenken. Die Anfänge der Gubener Lateinschule, mit denen sich

u. Ehrenmitglied Prof. Dr. Jentsch beschäftigt, verlieren sich in dem Dunkel einer überlieferungslosen Vorzeit; sie war im 15. Jahrhundert sicherlich bereits vorhanden, vielleicht schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Die aktenmäßige Geschichte beginnt hier erst 1644 mit den Verhandlungen über die Wahl eines Konrektors; von 1669 an folgen Nachrichten über das Rektorat, 1670 über das mit dem Organistenposten verbundene Schulamt.

XI. M. Marland: Archäologische Dämmerung in der Mark Ich lege Ihnen diesen Artikel in der Voss. Ztg. vom 1. Februar vor. Er beginnt mit dem Schriftchen des Magister Treuern (Nürnberg 1688). Damals glaubte man noch an die natürliche Entstehung der Urnen, die infolge einer „Geilheit“ des Bodens im Frühjahr in die Höhe quellen. Die Steinbeile hielt man für Donnerkeile, die der Blitz bei Gewittern in die Erde schlüge. Trotzdem finden sich schon in damaliger Zeit einzelne gute Beobachtungen.

XII. U. M. Rektor Monke teilt zur Kunde der Havel unweit Spandau über „Stecherts Loch“ mit:

„Stecherts Loch, eine früher gefährliche Stelle in der Havel zwischen dem Großen Wall und der „Kreuzecke“, einer Uferstrecke nördlich vom ehemaligen Salzhof (jetzt Griesheimsche Fabrik), hat seinen Namen davon bekommen, daß dort in einem Winter in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Spandauer Familie Stechert durch das Eis gebrochen und ertrunken ist, als sie mit Pferd und Wagen über den Strom fahren wollte. Damals sagte man in Spandau, daß die Havel an jener Stelle in jedem Winter ein Opfer fordere. So erzählte meine Großmutter, eine geborene Spandauerin, Tochter des damaligen Salzhof-Inspektors. Sie gab übrigens an, die Familie Stechert, Vater, Mutter und 4 Kinder, sei eines Abends von Valentinswerder auf einem Stoßschlitten (Stuhlschlitten) oder vielleicht auch auf einem dort üblichen Piekschlitten gekommen, um nach Spandau heimzukehren. An der Kreuzecke seien die Leute eingebrochen und ertrunken.

Der Name Kreuzecke weist darauf hin, daß an dieser Stelle am Ufer einst — vor 1840 — ein hölzernes Kreuz stand, welches der Erinnerung an einen hier ertrunkenen und am Ufer bestatteten Fischer gewidmet worden war.

Ein zweites Kreuz, ein schwarzes Holzkreuz mit Inschrift, welches den Namen des Verunglückten nannte, stand noch 1890 an der Grenze des Schulzenackers und der Havelwiesen, 2 km nördlich von Nieder-Neuendorf auf dem Gelände des dortigen Gemeindevorstehers Rebbitz, der mir mitteilte, er habe das Kreuz, als es morsch geworden und umgefallen war, entfernt.

Wasserleichen wurden früher, wie Herr Pritzstabel Mahukopf in Spandau mir sagte, gewöhnlich da begraben, wo man sie fand, und nicht auf dem Kirchhofe."

XIII. U. M. Herr Dr. Hans Brendicke bringt mehrere Nummern der von ihm herausgegebenen „Zeitschrift der Vereinigung ehemaliger Einjährig-Freiwilliger Kampfgenossen von 1864, 1866, 1870/71" betitelt „Die Schnur" mit, welche wegen ihres reichen vaterländischen Inhalts zur Kenntnis herumgereicht werden.

E. Bildliches.

XIV. Von den Mitteilungen von Boswau & Knauer, Architektur- und Bauausführungen lege ich die Nr. 2 vor, woraus ich das neue Heim der Deutschen Gasglühlicht-Gesellschaft zu Berlin, Rother-Straße, und einen Wohnpalast am Kurfürstendamm 26a hervorhebe.

XV. U. M. Herr Hofphotograph Rudolf Schwarze legt acht von ihm im amtlichen Auftrage ausgeführte Aufnahmen in Imperial-Folio-Format vor, welche interessante Partien aus dem Städtischen Rieselgut Osdorf bei Groß-Beeren, Kreis Teltow, behandeln.

Herr Administrator Forselius in Osdorf hat die dankenswerte Freundlichkeit, hierzu Einzelbeschreibungen zu liefern, welche nachfolgend zum Abdruck gebracht werden.

Standrohr. Die Kanalisationsabwässer werden mit Dampfpumpen von den Pumpstationen in einem Druckrohr von 1—1,10 m Durchmesser bis zum höchsten Punkt des Rieselfeldes gedrückt. Auf diesem höchsten Punkt ist das Standrohr errichtet, d. h. ein aufrechtstehendes Rohr, in welchem sich die Schwimmerstange auf- und abbewegt, je nachdem das Druckrohr, in dem die Spüljauche ankommt, zu stark oder schwach unter Wasserdruck steht. Steigt die Schwimmerstange, an deren oberem Ende eine Laterne angebracht ist, über die auf dem Bild ersichtliche winkelige Marke, so müssen die die Schieberauslässe bedienenden Rieselwärter soviel Schieber zum Rieseln öffnen, bis die Schieberstange bezw. Laterne unter die Marke sinkt. Dieses Standrohrfanal reguliert somit die Tätigkeit der diensttuenden Rieselwärter. Ein Nichtbeachten dieser Zeichen hat Rückstau im Druckrohr zur Folge und mit diesem das bekannte unangenehme Platzen der Druckrohre in Berlin oder im Rohrstrang, der zwischen Berlin und dem Rieselfelde liegt.

Vor- oder Entschlickungsbassins. Vom Standrohr aus läuft ein Hauptzuleitungsstrang durch die Rieselanlagen, der, seitlich angebohrt, mit zahlreichen Auslässen d. h. Schiebern versehen ist, von deren jedem einzelnen aus etwa 25 ha berieselt werden können. Sobald diese Schieber geöffnet werden, tritt die Spüljauche zunächst in ein soge-

nanntes Vorbassin (s. Bild mit arbeitenden Häuslingen) und durchläuft die vier faschinierten Abteile desselben. An diesen Faschinierungen bricht sich die einströmende Spüljauche (80—90 cbm pro Stunde) und beruhigt sich, so daß, ehe die Spüljauche das Vorbassin verläßt, etwa $^{6}/_{8}$ der in ihr enthaltenen festen Stoffe (Schlick) sich in diesem Vorbassin absetzen. Diese Vorbassins werden, wie das Bild zeigt, im Jahre etwa 5 mal vom Schlick geräumt, welcher in feuchtem Zustand auf das Land geführt direkt schädlich auf die Vegetation wirkt, dagegen ein Jahr hindurch abgelagert und vergoren ein außerordentlich wirksames Düngemittel und den besten Ersatz für Stalldünger darstellt. Dieser Schlick kommt mit 1,00 M. pro cbm zum Verkauf, jedoch wird jetzt geplant, ihn mit Müll und Kalk zu vermengen und ihn mit Maschinen streubar zu machen.

Berieselung einer Wiese. Vom Vorbassin aus wird die Verteilung der Abwässer reguliert. Die Rieselanlagen sind in Schläge von 2—3 ha eingeteilt, jedoch sind diese wieder durch Dämme in Rieselparzellen von 25—30 ar geschieden, um eine gleichmäßigere Berieselung zu erzielen und um ein zu langes Überströmen der Gesamtfläche und eine Verschlickung derselben zu vermeiden. Am höchstgelegenen Teile des Schlages, der mit einem sanften Gefälle angelegt ist, befindet sich ein wagerecht angelegter Graben von etwa 75 cm Tiefe und Breite, die „Horizontale" genannt. In diese Horizontale wird, wie hier ersichtlich, die Spüljauche geleitet. Ist sie gefüllt, so strömt die weiter zufließende Spüljauche gleichmäßig über den Rand der Horizontale auf die Wiesenfläche. Ist sie dann am untersten Teil der Anlage angelangt, so wird durch Einsetzen von Schützen die Horizontale abgesperrt, die Spüljauche in die Nachbarhorizontale übergeleitet und dann die anliegende Parzelle gerieselt. Die Rieselwiesen erhalten tunlichst jeden zehnten Tag eine Überrieselung und werden hierzu pro ha jedesmal 700—800 cbm Wasser verwendet. Bei normaler Berieselung und normalem Wetter können die Rieselwiesen meist zum ersten Mal am 10. Mai geschnitten werden. Der zweite Schnitt erfolgt bereits nach 27—30 Tagen. Der Gesamtertrag einer normalen Rieselwiese besteht aus 6—7 Schnitten im Jahr, was einem Grasertrag von 200 Dpztr. pro ha gleichkommt.

Rieselwiese außer Berieselung. Die Rieselwiesen werden im Winter wenn irgend möglich nicht berieselt, liegen somit trocken, damit sie vom Frühjahr an die Fähigkeit wieder besitzen, die gesamten Mengen der Spüljauche aufzunehmen; durch längeres Trockenliegen und gutes Durchfrieren wird dem Wiesenland die Wasserabsorptionsfähigkeit einmal erhalten, dann aber auch wird durch diese Maßnahme das unvermeidliche alljährliche Neubestellen der Rieselwiesen ganz erheblich erleichtert. Mit dem Augenblick, wo die Rieselwiesen kein Wasser mehr erhalten, wird dasselbe auf die Anlagen übergeführt, die im

Frühjahr mit Halm-, Hack- und Ölfrüchten bestellt werden sollen, die aber dann während der Vegetation kein Wasser erhalten bezw. kein Wasser vertragen. Es muß, wie hierans ersichtlich, der Wirtschafter a priori in einem geregelten Rieselbetrieb darauf bedacht sein, den Umfang des Wiesenbestandes so zu gestalten, daß im Sommer die gesamte Spüljauche auf ihm nntergebracht werden kann nnd andere Kulturen keinen Schaden erleiden. — Die Rieselwiesen müssen alljährlich mit Raygras, Timoteegras oder Militz angesät werden, haben aber dann eine Ausdaner bei guter Behandlung und normaler Berieselnng von 20 nnd noch mehr Jahren, woranf sie dann wieder sichere Erträge mit Kartoffeln, Runkeln und Krnziferen bestellt geben.

Entwässerungsgraben. Sämtliche Rieselanlagen, seien es nun Rieselwiesen oder Rieselland sind aufs sorgfältigste drainiert und liegen die Drainstränge je nach Beschaffenheit des Bodens in einer Entfernung von 4—8 m von einander; sie münden in die Entwässerungsgräben. Mit diesen Entwässerungsgräben sind die gesamten Anlagen durchzogen; sie führen das Drainwasser in einwandfreiem Zustand nach den Flußlänfen. Drain- und Grabenwässer sind ständigen chemischen und bakteriologischen Untersnchungen unterworfen, um irgend welchen Unzuträglichkeiten vorzubengen. — Selbstverständlich entziehen die außerordentlich tiefen und breiten Entwässernngsgräben große Flächen der Bestellung; um sie aber nntzbringend zn machen, sind sie znmeist mit Weiden bepflanzt, die gut gedeihen, guten Ertrag geben und von Korbwarenfabrikanten gern zu angemessenen Preisen gekanft werden. So war der Ertrag ans Grabenweiden in Osdorf im Jahr 1906 = 6800 M. — Die Entwässerungsgräben nnterstehen der Kontrolle der Rieselmeister und besonderer Grabenwärter, die jede, auch die kleinste Unregelmäßigkeit sofort der Administration zn melden haben. — Neuerdings mündet der Hauptentwässerungsgraben, bevor er das Gntsgelände verläßt, in Fischteiche, die mit Edelkarpfen und Schleien besetzt sind, welche ein sehr gutes Gedeihen zeigen und zngleich das beste und sicherste Zeugnis für die vortreffliche Beschaffenheit der Drain- und Grabenwässer geben. Die Gräben werden in einem Zeitraum von 3 zn 3 Jahren auf ihre Leistnngsfähigkeit und Beschaffenheit von einer Ministerialkommission geprüft.

Obstbaumschnle. Die gesamten Rieselfeldanlagen, die meist eine Größe von 3—4 ha haben, sind von etwa 5 bis 6 m breiten Wegen umsäumt, die nutzbar gemacht worden sind, indem man sie mit edlen Obstbänmen bepflanzt hat. Bis jetzt beträgt die Zahl dieser Allee- und Banmschulobstbäume 75140 in Osdorf allein. Sie sind in der Baumschule der Gutsverwaltung aufgezogen, die das Bild darstellt. Die Baumschulen sind berieselbar. Wie in der Baumschule selbst, so gedeihen die in die Alleen verpflanzten Obstbäume ganz vortrefflich und

fangen nunmehr an, nachdem sie zum grossen Teil in das beste Alter gekommen sind, ausgezeichnete Erträge zu geben. So betrug in Osdorf allein im Jahre 1906 die Einnahme für Obst 32300 M., welche Einnahme, tragen erst sämtliche Bäume, voraussichtlich auf das Doppelte steigen wird. Auch die für die Verwaltung nötigen Wildbäume werden meist in den Baumschulen gezogen. — Schädlinge treten in den Obstbaumanlagen nicht mehr und nicht weniger wie anderswo auf. — Die umfangreiche und viel Mühe und Sorgfalt verursachende Obsternte ist in den letzten Jahren mit Häuslingen der Anstalt Rummelsburg durchgeführt in befriedigenderer Weise, als das früher bei der Verpachtung der Obstnutzung geschah; jedenfalls sind jetzt weniger Baumschäden durch rohe Behandlung der Bäume zu verzeichnen.

XVI. Herr Prof. Dr. Pniower teilt mit, daß sich in Mecklenburg ein Verein für Heimatschutz gebildet, welcher bereits 1200 Mitglieder zählt. Wir nehmen von dieser angenehmen Tatsache mit Freuden Kenntnis und wünschen dem Verein eine allseitig gedeihliche Entwickelung.

XVII. Über brandenburgische Burgställe. U. M. Herr K. Reichhelm-Treuenbrietzen teilt mit: Zu der Anmerkung auf S. 10 des Jahrgangs 12 (1903/04) gestatte ich mir zu bemerken, daß der Name Burgstall (nicht Burgwall) bei Fredersdorf (unweit Treuenbrietzen) tatsächlich angewendet wird und ebenso in Schlalack bei-Treuenbrietzen, wo ein alter wendischer Burgwall von ziemlicher Ausdehnung „Burgstall" genannt wird."

Diese Feststellung ist recht interessant, da die Bezeichnung Burgstall in Norddeutschland sehr selten ist und meines Wissens in der eigentlichen Mark Brandenburg kaum vorkommt. Wohl aber ist diese Bezeichnung in Mitteldeutschland nicht selten, in Bayern (wo selbst keltische Bauten so heißen) und in Südwestdeutschland sogar häufig.

Ich bitte recht sehr, falls noch sonst in der Provinz Brandenburg die Bezeichnung Burgstall vorkommt, dies mir mitzuteilen.

Mit den mittelalterlichen Ritterburgen scheint dieser Ausdruck nichts zu tun zu haben, sich vielmehr auf vorgeschichtliche Erdwerke, insbesondere germanische und slavische Burgwälle zu beziehen.

XVIII. Was sind Geeren? U. M. Herr Architekt Karl Wilke beantwortet diese Anfrage des Herrn Rektor Otto Monke in Nr. 12 XV. Jahrg. wie folgt.

Wir haben in meiner Heimat dem ehemaligen Choriner Klosterbezirk, für den ich jedesmal die Bezeichnung „Alter Barnim" als besonders zutreffend setzen möchte, verschiedene Flurbezeichnungen, die ähnlich lauten, aber ganz verschiedene Bedeutung haben, die der heutige Sprachgebrauch unter Einfluß des schulgerechten und schriftmäßigen Hochdeutsch einebnete.

1. Geeren sind im Verhältnis zn ihrer Breite überlange Ackerflächen, meist noch an Scheidungen gelegen, hochdeutsch nennt sie bei uns der Landmann „Schürzen“.

2. Gieren hingegen werden Sandschellen genannt, steile Flächen, die gierig Wasser und Dünger aufnehmen, aber nichts wieder von sich geben.

3. Göhren, Goren, Göhrden, Wörde, Wnrte, Vorde n. s. w. haben erst recht nichts mit dem slavischen „gora“ zu tun, das sind die lieben Gärten unserer Voreltern, der Germanen und ihrer Nachkommen, ehedem Landflecke mit besserer Kultur, die umschlossen waren. Man kannte ehedem nur Wörden, die keiner Auskaveluug unterworfen waren, umhegen, mit Zaun-Steinpackungen, Herke ringsum abschließen. Ich behaupte ferner, nnd kann es beweisen, daß unsere märkische Stadt „Frankfurt“ ihren Namen von Gärten = Vorde mit mehr Berechtignng ableiten darf, als von einer Oderfurt nnd so weiter.

Der Umschlag des Konsonanten W in G ist häufig in unserer Gegend, ein Zeichen, daß wir Stammeltern der Engländer lieferten, die heute noch w = Döbbeljuh-, doppel v mit j Anklang sprechen. Hier Wodan = Wode, in Jott oder Gott, Plawe in Plage, u. s. w. wel in gel, gelb = sonnenfarben.“ —

Lnther brancht, wie der Vors. hinzufügt, den Ansdruck Geeren, der anscheinend in der ganzen Provinz Brandenbnrg vorkommt, mehrfach in der Bibelübersetzung für „Saum“ die Geeren des Kleides, soviel als die Säume des Gewandes, gemeint sind schmale Streifen, so auch auf den Feldfluren. Nach Grimms Wörterbnch werden darunter z. B. in der seemännischen Sprache längliche, keilförmige Segel-Stücke, die auch sichelförmig sein können, verstanden. Geer, Gehr, Gehrd, Gehrde sind verwandte Bildungen. Auch Geer in der Bedeutung als Speer-Spitze gehört hierher, denn das Speereisen ist länglich und keilförmig. Man wird unter Flurnamen bei Geeren (vielfältig sagt man „die langen Geeren“) also längliche schmale Landstreifen zn verstehen haben, die teils gleichsinnig, teils spitzig, dabei teils gerade, teils in Bogenform verlanfen.

XIX. Die Neuorganisation der Königlichen Museen, insbesondere das Verhältnis der Provinzial-Museen zu der vorgeschichtlichen Abteilung des Kgl. Museums bildete den Hauptgegeustand eines Vortrags des I. Vorsitzenden Geheimrat Friedel und einer daran angeknüpften eingehenden Besprechung.

Zu Grunde gelegt wurde die im Auftrag der Staatsregierung dem Preußischen Landtage überreichte „Denkschrift betreffend Erweiterungs- und Neubauten bei den Königlichen Museen in Berlin. Von Dr. Wilhelm Bode, General-Direktor der Königlichen Museen, Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat.

Die Verlegung der ethnologischen nnd vorgeschichtlichen Sammlungen in das 1886 volleudete besondere Musenm in der Königgrätzer, das Pergamon-Mnsenm (1901) und das neue Renaissance-Mnseum (1904) hat die Platznot noch immer nicht beseitigt. Es soll die ägyptische Abteilung durch Anbanten (3000 qm Ausstelluugsraum und 2000 qm Magazin) vergrößert werden. — Ein Mnseum für die vorderasiatischen (mesopotamischen) Ausgrabnngen (Sendschirli, Babylon nnd Assur) brancht 2500 qm im Anschlnss an die ägyptische Abteilung. — Nicht zu verwechseln ist hiermit das außerdem noch geplante Musenm der asiatischen Kunst nnd Kultnr, worüber späterhin — die antiken Sammlungen verlangen 2000 qm Grnndfläche neu, die durch Anbauten am Pergamon-Museum zn gewinnen wären.

Einen besonderen Nachdrnck legt Dr. Bode auf die Gründnng eines Mnsenms für ältere deutsche Knnst, welches selbtredend nnsere Brandenburgia besonders interessiert. S. 7 heißt es: „Man wird suchen müssen, diesen Neubau, der bei einer Grnndfläche von 70×40 Meter dauernd genügend Platz für die ältere deutsche Kunst bieten wird, möglichst in unmittelbare Verbindnng mit dem Kaiser-Friedrich-Musenm zu bringen, da ein Musenm für ältere deutsche Knnst nicht zu denken ist ohne die deutschen nnd wohl auch die altniederländischen Gemälde, und da diese andererseits ränmlich nicht von dem übrigen Teile der Gemäldegalerie getrennt werden dürften."

Es werden von Dr. Bode die mißlichen Verhältnisse des eben erwähnten Kaiser-Friedrich-Museums berührt, über welche ich mich wiederholt öffentlich nnd auch in nuserer Brandenbnrgia stets sachlich, aber auch unverblümt, geäußert habe. Der Tadel richtet sich weniger gegen den Ihneschen Neubau, dessen ungünstige Verhältnisse durch die eigenartige Gestalt der Baustelle bedingt wurden, als gegen die unzweckmäßige Einrichtung und die recht nnpraktische Zusammenschachtelnng der verschiedenartigen Gegenstände, die mit dem Charakter eines Kaiser Friedrich-Mnseums für Renaissance nichts zn tun haben. Ich erinnere an die Säle mit persischen Topfscherben nnd ähnlichen Gefäßresten nnd den kolossalen islamischen Schutthügeln von Alt-Kairo. Am seltsamsten nimmt sich in einem „Renaissance-Museum" die sassanidische Mschattafassade aus. Auch die Münz- und Medaillen-Sammlung gehört nicht hineiu.

Wie man dergleichen Fehler in Berlin, in der Reichshauptstadt, in der Millionenstadt macheu konnte, ist schwer begreiflich. Für mittlere Hauptstädte als Weimar, Schwerin, Karlsruhe, die alter Tradition folgend von allem Möglichen etwas sammeln, ohne aus Mangel an Mitteln an einen weitläufigeu Ausban der Einzelsammlungen denken zn können, kaun mau sich allenfalls ein solches Einschachteln in einen Hauptbau vorstellen, aber doch nicht in der Spezialmuseenstadt Berlin. Es ist

derselbe Fehler, den man zur Zeit Friedrich Wilhelms IV. bei dem Stülerschen sogen. Neuen Museum machte. Auch hier waren die verschiedenartigsten Kulturgegenstände unter ein und dasselbe Dach gebracht zum Schaden jeder einzelnen Sammlung. Die Folge ist gewesen, daß nach wenig Jahrzehnten schon griechisch gemalte und stilisierte Räume für römische Altertümer und umgekehrt in Anspruch genommen werden mußten und daß, als die vorgeschichtlichen sogen. vaterländischen Sammlungen herausverlegt wurden, die Wandgemälde aus der Edda zu kleinasiatischen Funden nicht passen konnten.

Also einen ähnlichen Fehler hat die Museumsverwaltung zum zweiten Male in Berlin begangen. Allein um die Mschatta-Fassade hinauszubringen und in einem andern Museum zweckmäßig aufzustellen, werden große Mittel, die erspart werden konnten, aufgewendet werden müssen.

Dr. Bode ist der Meinung, daß ein Museum für ältere deutsche Kunst in ganz Deutschland noch fehle. Denn das Germanische Museum in Nürnberg sei mehr eine kunstgewerbliche und kulturhistorische Sammlung; das Römisch-Germanische Zentral-Museum in Mainz umfasse nur die Anfänge der deutschen Kunst und auch nur einseitig und unvollständig; das Münchener Museum endlich wolle nur ein Bayerisches Nationalmuseum sein.

In dem neuen Museum für ältere deutsche Kunst hat die primitive Kunst der deutschen Stämme in den Jahrhunderten während und nach der Völkerwanderung ihren Platz zu finden: das wären folglich Gegenstände, welche bisher in der vorgeschichtlichen Sammlung untergebracht sind, zum Beispiel also die prächtige altbajuvarische Sammlung von Reichenhall (Klingenspergsche Ausgrabungen).

Sächsische und fränkische Frühplastik soll in Abgüssen vertreten sein. Die bürgerliche Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts, die Holzplastik und Kleinkunst, die Spätrenaissance, das deutsche Barock, die Kleinplastik in Porzellan sollen in dies Museum für ältere deutsche Kunst gelangen.

Aus der Nationalgalerie soll eine National-Porträtgalerie ausgeschieden werden. Was diese Anhäufung vornehmlich der bekannten Fürsten- und Feldherren-Bilder für einen Zweck hat, ist unerfindlich. Im Ferdinandeum zu Innsbruck hat man einen Saal mit den Porträts verdienter Tiroler, — dergleichen lasse ich mir bei einem kleinen eigenartig entwickelten Ländchen wie in der gefürsteten Grafschaft Tirol gefallen. Auch hat mir die Künstler-Porträt-Abteilung im Palazzo Pitti zu Florenz imponiert, zumal diese Bilder von den Malern selbst gemalt sind, aber die geplante National-Porträtgalerie „unter Hinzunahme von Darstellungen aus der deutschen Geschichte“ wird, fürchte ich, nur eine die berechtigte Kritik herausfordernde Nachahmung der

Walhalla sein, nur daß die „Walhalla-Genossen“ aus Marmor, die preußischen Konkurrenten aus „patriotischen“ Ölgemälden bestehen. Man muß an maßgebender Stelle sich diese Angelegenheit doch noch zehnmal sorglich überlegen.

Das schon erwähnte neugeplante Museum der asiatischen Kunst und Kultur soll die vorderasiatisch-islamische Kunst, aber auch die alte chinesische und japanische Kunst umfassen. Hier wird ein Anschluß an das Kunstgewerbe-Museum und zwar räumlich auf Kosten des Museums für Völkerkunde bewerkstelligt werden.

Dem Völkerkunde-Museum geht Dr. Bode auch anderweitig zu Leibe: ein beträchtlicher Bruchteil des jetzigen Bestandes soll als Dublette ausgeschieden oder als Studiensammlung gedrängt aufgestellt und bei Neuerwerbungen möglichst kritisch vorgegangen werden. Dagegen müsse aus den deutschen Kolonien noch manches systematisch gesammelt werden.

In dem jetzigen Museum für Völkerkunde, in dem die neuen Sammlungen der west- und ostasiatischen Kunst Platz finden würden, müßten, nach Dr. Bode, auch die ethnologischen asiatischen Abteilungen verbleiben und in passender Verbindung mit jenen asiatischen Kunstsammlungen aufgestellt werden.

Die eigentlichen ethnologischen Sammlungen sollen nach Dahlem kommen. Dort wird es möglich sein, jede der verbleibenden Hauptabteilungen des Museums für Völkerkunde, die afrikanische, die ozeanische, die amerikanische und die vorgeschichtliche, in einzelnen Gebäuden unterzubringen, die ein-, höchstens zweistöckig sein würden und in Eisenkonstruktion herzustellen sind.

Es folgen nun, was für die Brandenburgia, insbesondere auch für die Verwaltung des der Stadtgemeinde Berlin gehörigen Märkischen Provinzial-Museum sowie für jedes andere preußische Provinzial-Museum von größtem Interesse ist, höchst beachtenswerte, in jeder Beziehung zu lobende Äußerungen des Herrn General-Direktors der Kgl. Museen, denen ich ungeteilte Aufmerksamkeit zu schenken bitte.

Herr Dr. Bode tadelt unverhohlen die bisherigen Sammlungsprinzipien der Verwaltung der vorgeschichtlichen Abteilung. Diese Verwaltung hat in einer fast unglaublichen Weise das Sammeln prähistorischer Objekte aus Nichtdeutschland und aus großen nichtpreußischen Landstrichen Deutschlands vernachlässigt. Dr. Bode will, daß das K. Museum nun nicht etwa als Konkurrent der dortigen Museen mit endlosen Suitensammlungen, sondern als Sammler historischer Typen auftrete. Herr Dr. Bode sagt wörtlich S. 10:

„Ebenso hat die prähistorische Abteilung eine bisher sehr vernachlässigte Aufgabe in der Sammlung einschlägiger Altertümer aus den Ländern außerhalb Deutschlands“

und fährt S. 11 fort:

„Der gewiß nicht zu unterschätzenden Gefahr des Anwachseus der ethuologischen uud verwandten Sammluugen ins Ungemessene wird durch ihre Scheidung in Schau- und Lehrabteilungen erfolgreich begegnet werden. Als ein weiteres wirksames Mittel dagegen erscheint eine größere Berücksichtigung der Provinzialsammlungen auf dem Gebiete der heimischen Prähistorie und der deutschen Volkskunde, die sich aus sachlichen Gründeu empfiehlt. Die prähistorische Abteilung der Königlichen Museen sollte sich das Ziel setzen, unter besonderer Betonung aller germanischen Völker, die vorgeschichtlichen Altertümer aller Kulturvölker in ihren mannigfaltigen Typen durch vorzügliche Exemplare nach ihrer formalen und geschichtlichen Entwicklung vorzuführen. Auf die Ausbeutung des Bodens der einzelnen Provinzen Preußens nach dieser Richtung sollte aber iu Zukunft den öffentlicheu Sammlungen der betreff. Provinzen das erste Anrecht zustehen, wenn auch unter Teilnahme des Berliner Museums, dem ein Recht auf die Auswahl von typischen, über den Rahmen der Provinz hinaus bedeutungsvollen Funden zu belasseu wäre. In den Provinzen haben die dort gefundenen und meist auch eutstandenen Altertümer ihren gegebenen Platz uud erwecken dort das meiste Interesse; hier läßt sich auch der ausreicheude Raum zu ihrer Aufstellung fiuden.

Die Brandenburgia und ich darf wohl sagen auch das Märk. Museum ist mit diesen Äußerungen, und Vorschlägen der Kgl. Staatsregierung vollinhaltich einverstanden. Dagegen soll, gutem Vernehmen nach, bei den Beamten der prähistorischen Abteilung weniger Freude darüber vorhandeu seiu. Ob dies zutrifft, soll ganz dahin gestellt bleiben, aber der Wahrheit entsprechend muß doch darauf hingewiesen werden, daß diese Verwaltung unter dem verstorbenen Direktor Dr. med. Albert Voss Jahrzehnte hindurch den von Herrn Dr. Bode als vollkommeu verkehrt bezeichneten Weg gegaugen ist. Dr. Voss, dessen große wisseuschaft-Verdienste als vorzüglicher Prähistoriker auch an dieser Stelle in jeder Beziehung anerkannt werden, hat leider durch seinen vieljährigen maßgebenden Einfluß die prähistorischen Sammlungen auf den engereu Horizont eines vaterländischen Museums im Siune des früheren verdienten Direktors Freiherrn von Ledebour herabgedrückt, worunter eigentlich nur die Provinz Brandeuburg gemeint war, später mit einzelnen Konzessionen nach den anstoßenden Provinzen Pommern, Schlesien, Posen und Sachsen hin.

Es wird sich also darum im Sinne der, wie gesagt, durchaus zu billigenden neuen Anordnungen der General-Direktion der Kgl. Museen darum handeln, endlich seitens der Kgl.

Museumsverwaltung mit dem geschilderten ganz verkehrten bisherigen System zu brechen und an Stelle der zwecklosen topographischen Suiten-Sammlungen eine zielbewußte, alle prähistorischen Gebiete des Erdballs umfassende kulturgeschichtlich-typographischen Sammelroute einzuschlagen. Das ist der Wunsch der sämtlichen preußischen Provinzial- sowie der weiter hierbei in Frage kommenden größeren Lokal-Museen sowie aller objektiv urteilenden Fachmänner.

Herr Bucholz, Kustos des Märkischen Provinzial-Museums seit 1874, verweist auf seine diesbezüglichen Äußerungen in der letzten Brandenburgia-Sitzung am 8. d. M„ und tritt als 1. Korreferent den Friedelschen Auslassungen überall bei.

Dasselbe tut als 2. Korreferent Herr Stadtverordneter Hermann Sökeland und als 3. Korreferent Herr Robert Mielke, der eine Stärkung der Lokal-Museen und eine Verständigung über ihre Tätigkeit mit den Provinzialmuseen empfiehlt. Die Korreferenten 2 und 3 nehmen ebenfalls auf ihre Erklärungen am 8. d. M. Bezug.

Im Laufe der Diskussion entwickelt ähnliche Gedanken Herr Bibliothekar Dr. Gustav Albrecht. Im übrigen wirft Herr Albrecht die Frage auf, ob nicht ein eigenes vorgeschichtliches Zentralmuseum einzurichten sei und verweist des weiteren auf einen Aufsatz von ihm in der Täglichen Rundschau vom 17. August 1906, worin er folgendermaßen sich äußert:

„Wir haben in Berlin in dem Königlichen Museum und in dem Märkischen Provinzialmuseum eine ungeheure Menge von vorgeschichtlichen Funden aufgestapelt — „aufgestapelt“ im wahren Sinne des Wortes, denn die neben- und übereinander in Schränken und Vitrinen aufgestellten und in Kasten und Kisten, in Kellern und Lagerräumen aufbewahrten Fundgegenstände lassen eine andere Bezeichnung nicht zu. Sich aus diesem Durcheinander zurechtzufinden, ist schon für den Eingeweihten schwer und für den Laien ganz unmöglich. Hierzu kommt, daß die von W. Pastor gerügte und so treffend charakterisierte Einteilung der Fundstücke nach Ländern, Provinzen und Kreisen für die Aufstellung einer Schausammlung für das große Publikum völlig ungeeignet ist, da sie absolut keinen Anhalt gibt, welche Rolle diese oder jene Fundstücke in der kulturellen Entwicklung der jeweiligen Bewohner gespielt haben, da sie keine Übersicht über die Kulturperioden der Vorzeit gewährt und den Beschauer völlig kalt läßt. In diesem Punkte müßte zuerst eine Umwandlung vor sich gehen. Die Fundgegenstände müßten den Kulturperioden entsprechend aufgestellt werden, farbige Abbildungen oder kurze Erklärungen müßten Aufschluß darüber geben, welche Bedeutung die Gegenstände für die Entwicklung der Bewohner und den Zustand der jeweiligen Kultur gehabt haben, und innerhalb der großen Kultur-

gebiete könnten Sammlungen einzelner Landschaften oder Typen gewisser Volksstämme Aufstellung finden. Selbstverständlich dürfen Angaben über die Fundumstände und den Fundort bei den einzelnen Sachen nicht fehlen, aber die schematische Einteilung nach Provinzen und Kreisen müßte auf Katalogkästen und Wandkarten mit den bezüglichen Eintragungen beschränkt bleiben."

„Ob sich eine solche Aufstellung nach Kulturperioden und landschaftlichen Abzweigungen im engen Raume eines Museums für Völkerkunde, das die Schätze der ganzen Welt enthält, übersichtlich durchführen läßt, dürfte zweifelhaft sein. Hier kann nur die Ablösung der vorgeschichtlichen Sammlungen von den anderen Kulturschätzen von Vorteil sein, hier kann nur die Einrichtung eines besonderen prähistorischen Museums helfen, und zwar eines Freiluftmusenms, wie es Pastor im Auge hat. Denn gerade aus vorgeschichtlicher Zeit finden sich so viele und so umfangreiche Kulturdenkmale, die nur in der Umgebung von Luft, Boden und Wald wirken und den richtigen Eindruck hervorrufen können, daß ihre Unterbringung in Museumssälen ein Mißgriff wäre. Wie schön ließen sich in einem Freiluftmuseum Nachbildungen der Wohnstätten der Höhlenbewohner und ihrer Umgebung, der jeweiligen Fauna und Flora, Herd- und Siedlungsstätten aus der Steinzeit, megalithische Denkmäler, Grabstätten aus den verschiedensten Perioden, Burg- und Schlackenwälle, Dorfanlagen, befestigte Wohnplätze und ähnliches zur Darstellung bringen, wie schön ließen sich die einzelnen Fundstücke im Verein mit plastischen Darstellungen zweckentsprechend verwenden. Es müßte ein Genuß für die Besucher des vorgeschichtlichen Volksmuseums sein, unter diesen Zeugen einer längst verflossenen Zeit umherzuwandeln, Einblicke in das Leben und Treiben, in die Technik und Kunstfertigkeit früherer Generationen zu gewinnen und Eindrücke zu erhalten, die dauernder und nachhaltiger sein wüden als die Betrachtung von in Schränken aufgestapelten Gefäßen, Gerätschaften und Waffen. Unsere vorgeschichtliche Forschung hat ja bereits solche Fortschritte gemacht, daß ihre Ergebnisse für das Volk in seiner Gesamtheit verwertet werden können, und wo würde das besser und vernunftgemäßer geschehen als in einem geräumigen, wohl eingerichteten prähistorischen Freilicht- und Volksmuseum."

„Zu überlegen wäre allerdings, in welcher Ansdehnung die vorgeschichtlichen Sammlungen in einem solchen Institute aufgestellt werden sollten. Ob man die Vorgeschichte des ganzen Kontinents oder nur die der germanischen Länder berücksichtigen soll. Zu wünschen wäre das erste, denn nur bei solchem Umfange kann man eine richtige Anschauung von der Entwicklung der vorzeitlichen Kultur der Germanen erlangen, nur in diesem Falle die Einwirkungen, die die Völker des Nordens und Südens, des Ostens und Westens auf die Bewohner des Mittelgebiets

und aufeinander ausgeübt haben, richtig verfolgen, nur hierdurch das richtige Verständnis für die Bedeutung der Kultur der Vorzeit und ihren Einfluß auf die weitere geschichtliche Entwickelung erwerben."

„Als Grundstock für das vorgeschichtliche Museum könnten die reichen Sammlungen des Museums für Völkerkunde und des Märkischen Provinzialmuseums dienen, außerdem müßten die Privatsammlungen und die Schätze der Ortsmuseen herangezogen werden. Dies würde fürs erste genügen, um eine ausreichende Schausammlung zustande zu bringen. Nach und nach müßten dann die sämmtlichen vorgeschichtlichen Sammlungen des Deutschen Reiches veranlaßt werden, die in der Zentralsammlung noch nicht vorhandenen Fundstücke aus ihrem Bestande entweder in Originalen oder in Nachbildungen an diese abzugeben. Wie dies im einzelnen durchzuführen sein würde, wäre Sache der Zentralverwaltung, hier sollte nur eine Anregung gegeben werden, um die Errichtung einer unbedingt notwendigen Zentralstelle für die Ergebnisse der prähistorischen Forschung in die Wege zu leiten. Berlin vereinigt die umfangreichsten Sammlungen dieser Art in seinen Mauern, Berlin ist der Sitz einer ganzen Reihe namhafter Forscher auf dem Gebiete der Vorgeschichte, Berlin kann allein für die Errichtung eines prähistorischen Zentralmuseums in Frage kommen."

„Daß der Plan eines vorgeschichtlichen Freiluftmuseums übrigens schon erwogen wird und daß er nicht für unausführbar gilt, zeigt der Umstand, daß Geheimrat Friedel, der Leiter des Märkischen Provinzial-Museums, die Absicht verfolgt, hinter dem neuen Monumentalbau im Köllnischen Park ein kleines Freiluftmuseum nach dem Muster Stockholms anzulegen, aber diese Einrichtung könnte doch nur in bescheidenen Grenzen gehalten werden und würde nur die vorgeschichtlichen Verhältnisse des märkischen Landes berücksichtigen. Was uns aber fehlt, ist ein aus Staatsmitteln errichtetes vorgeschichtliches Zentralmuseum, das die Sammlungen und Fundstücke des ganzen Reiches und Nachbildungen der hauptsächlichsten Funde aus anderen Ländern umfaßt und durch sachgemäße, aber populäre Aufstellung nach Kulturperioden den Besuchern einen Überblick über das gesamte Gebiet der vorgeschichtlichen Entwicklung gewährt. Zur Verwirklichung dieses Plans gehört vor allem das weitestgehende Entgegenkommen der einzelnen Museumsverwaltungen, Bereitwilligkeit und selbstlose Arbeit der maßgebenden Prähistoriker und tatkräftige Unterstützung von seiten wohlhabender Persönlichkeiten, da die Kosten aus Staatsmitteln nur zum Teil gedeckt werden können. Ist erst einmal der Gedanke zur Errichtung eines vorgeschichtlichen Zentralmuseums gefaßt worden, dann wird die Sache sicher von beteiligter Seite erhebliche Förderung erfahren."

Herr Friedel ist der Meinung, daß diese Vorschläge von 1906, so beachtenswert sie an sich erscheinen mögen, durch die weitere Ent-

wickelung der ganzen Angelegenheit, insbesondere durch die Bodeschen Vorschläge im Kernpunkte bereits überholt seien. Ein solches ungeheures Zentralmuseum würde ebenfalls unübersichtlich sein und eine unübersehbare Anhäufung von verwandtem Stoff an einer Stelle zur Folge haben. Was Herr Albrecht will, wird durch den Bodeschen Vorschlag eines nach Kulturepochen und Völkern geordneten allgemeinen Typen-Museums vollauf erreicht.

Die Provinzial-Museen sind dagegen gewissermaßen prähistorische Sammlungsarchive, was Überfluß für das Zentralmuseum sein würde, gehört zum großen Teil in das betr. Provinzial- oder größere Orts-Museum.

Die Versammlung sprach sich hierauf bezüglich der prähistorischen Museen im Sinne des Referenten und der Korreferenten aus.

Nachtrag. Wir schicken hier das nachfolgende Schreiben des Märkischen Museums vom 10. Mai 1907, weil es denselben Gegenstand betrifft, bei Gelegenheit der Drucklegung des Protokolls vom 24. April d. J. ein. Veranlassung war ein von 10 Museums-Vorständen gezeichnetes an verschiedene Sachverständige, darunter auch an den ersten Vorsitzenden der Brandenburgia gerichtetes Rundschreiben, worin um eine sachverständige Äußerung über die nachfolgende Angelegenheit ersucht wurde. Die Antwort des Märkischen Museums hat folgenden Wortlaut:

„Auf die gefällige Zuschrift betreffend die Gründung eines Verbandes für die Pflege vorgeschichtlicher Denkmäler in Preußen und Nachbargebieten berichtet der Unterzeichnete bezüglich des Verhältnisses der Provinzialmuseen zum Königlichen Museum für Völkerkunde in Berlin Folgendes:

Diesseits wird den Vorschlägen des Herrn Direktors Conwentz in dem letzten Bericht über das Westpreußische Provinzial-Museum durchaus beigetreten soweit es sich um die ungeregelte und mitunter geradezu schädliche Handhabung der Ausgrabungen und den Erwerb vorgeschichtlicher Altertümer seitens des Königlichen Museums in Berlin handelt.“

„Es ist nach dem bisherigen Verlauf anzunehmen, daß die neuen Vorschläge in der Sache kaum etwas hieran bessern werden, daß vielmehr eine zweckwidrige Anhäufung von Fundstücken im großen Maßstabe im Königlichen Museum auch später stattfinden wird, wofern nicht vorgängig die Prinzipien, nach welchen dasselbe zu sammeln berechtigt und verpflichtet ist, festgelegt werden.“

„Die Grundlage hierfür bildet die seitens des Herrn General-Direktors der Museen Dr. Bode in der Namens der Königlichen Staatsregierung dem Landtag im Februar d. Js. überreichte Denkschrift, worin es Seite 11 heißt:

Die prähist. Abteilung der Königlichen Museen sollte sich das Ziel setzen, unter besonderer Betonung aller germanischen Völker die vorgeschichtlichen Altertümer aller Kulturvölker in ihren mannigfaltigen Typen durch vorzügliche Exemplare nach ihrer formalen und geschichtlichen Entwickelung vorzuführen!"

„Dieser Standpunkt wird diesseitig und wie zu hoffen, Namens sämtlicher Provinzialmuseen geteilt."

„Bis jetzt hat aber leider das Königliche Museum gerade den entgegengesetzten Standpunkt eingenommen, nämlich eine unaufhörliche Konkurrenz mit allen prähistorischen Sammlungen, wo immer die Gelegenheit sich bietet."

„Daher im Königlichen Museum die Unsumme kulturgeschichtlicher fast identischer Fundmassen unter Betonung des falschen topographischen Einteilungsprinzips (Suitensammlung) an Stelle des für das Königliche Museum als Zentralstelle allein richtigen vergleichenden typologischen Sammlungsprinzips."

„Eine unleidliche Folge der bisherigen unrichtigen Behandlung der Sammlungsvermehrungen sind auf der anderen Seite die ungeheuren, ganze Länderkomplexe umfassenden vorgeschichtlichen Lücken, welche das Königliche Museum aufweist. Ehe das Königliche Museum sich nicht offen zu dem Standpunkt des Herrn Generaldirektors der Königlichen Museen bekennt und das topographische Suitensammeln aufgiebt, erscheint jede Unterhandlung zwecklos.

Berlin, Märkisches Provinzial-Museum den 10. Mai 1907

E. Friedel."

Zum Schluß der Diskussion über die Denkschrift der Kgl. Staatsregierung wurde die Frage der Verwaltung des Museums für Volkstrachten und Hausgewerbe (Sammlungen für Deutsche Volkskunde) ausführlich erörtert.

Leider sind die Bodeschen Auslassungen hier so kurz, daß sie mißverstanden werden konnten. Die Herren James Simon und u. M Stadtverordneter Hermann Sökeland haben in ihrer Eigenschaft als Vorstandsmitglieder des Vereins für das jetzt vom Preuß. Staat übernommene vorgedachte Museum den Herrn General-Direktor aufgesucht und von ihm, was ich ausdrücklich ermächtigt bin heut hier mitzuteilen, die beruhigendsten Versicherungen erhalten. Das Museum soll nicht aufgelöst und seine Bestandteile nicht an die zuständigen Provinzialmuseen abgegeben werden. Wogegen Dr. Bode sich verwahrt, ist nur, daß nicht eine ins Ungemessene gehende Anhäufung zu einer Art Zentral-Museum in oder bei Berlin entstehen soll. Die Denkschrift sagt in dieser Beziehung am ihrem Schluß: „Ein großes Zentral-Museum der Art in Berlin würde dagegen notwendig zu einem unübersehbaren Konglomerat der zahlreichen charakteristischen Bauten der verschiedenen Provinzen

und Landschaften, welche diesen entzogen werden mußten, anwachsen, und in demselben würde sich eine Überfülle der verschiedensten Trachten, Geräte, Werkzeuge usw. zur Darlegung der Entwicklung des Handwerks, des Kostüms, des Hausrats, der Verkehrsmittel usw. aufstapeln, für die schließlich weder der Raum noch die Mittel geschaffen wären, und deren ausreichende Bewachung unmöglich sein würde. Auch würde eine solche Kolonie von museumsartigen Bauten innerhalb eines großen Parkes, in dem sie allein zu denken wären, den „Dörfern" und „Städten", wie sie die letzten Weltausstellungen gezeigt haben, bedenklich ähnlich werden und auf die Dauer weder die Schaulust noch gar das wissenschaftliche Interesse des Publikums fesseln können, was bei der Beschränkung auf die einzelnen Provinzen sehr wohl möglich ist. Eine Kräftigung und Vermehrung der Provinzial-, städtischen und ähnlichen Museen nach dieser Richtung würde diese zugleich auf ihre Hauptaufgabe und eigentliche Bedeutung verstärkt hinweisen: auch das intensive Sammeln der Werke der ganzen Kunst und Kultur der betreffenden Landschaft, wobei ihnen die Berliner Zentral-Museen nicht durch Konkurrenz hinderlich sein, sondern fördernd zur Seite stehen sollten."

Das Volkstrachten- usw. Museum wird ebenfalls in Dahlem wie das ethnologische Museum untergebracht werden.

Der I. Vorsitzende erinnert daran, daß die Brandenburgia-Mitglieder, soweit sie fach- und sachverständig sind, sich ebenfalls gegen ein etwa im Grunewald einzurichtendes Freiluftmuseum nach Art des von Skausen bei Stockholm einmütig bereits früher ausgesprochen haben.

Die heutige Versammlung der Brandenburgia, welche dem Vortrag des I. Vorsitzenden sowie den Korreferaten und Diskussionen über die Museumsfrage mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt war, tritt auch bei dem zuletzt erörterten Punkte dem Herrn General - Direktor Dr. Wilhelm Bode mit bestem Dank für seine hoffentlich bahnbrechende Initiative bei.

XX. Bericht des Schatzmeisters im April 1907. Am Schluß des fünfzehnten Lebensjahres unserer „Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg" gestatten Sie mir, einen Blick zurückzuwerfen auf diese Zeit der Entwickelung. Als Schatzmeister gedenke ich zuerst in Dankbarkeit der Verdienste meines Amtsvorgängers, die zwar nur indirekt der Wissenschaft zugute kamen, aber in der Brandenburgia in ehrenvollem Gedächtnis bleiben werden. Herr Bankier Wilhelm Ritter hat das Schatzmeisteramt trotz seiner Familien- und Berufspflichten wie mehrerer anderer Ehrenämter mit musterhafter Treue und seltener Lust an der Sache der Gesellschaft verwaltet. Als jene 11 Herren, „die ersten eigentlichen Stifter", wie sie im Mitgliederverzeichnis heißen,zusammentraten, gehörte Herr Ritter zu ihnen, und es war keine Frage, daß ihm

das Kassenwesen zufiel. Genau so, wie damals Buchführung und Etatsanstellung von ihm eingerichtet wurden, ist es damit verblieben, und für diesen hausväterlich sorgenden Mann war es gewiß eine Freude, mit den ersten 500 M. den Grund zu unserm jetzigen Reservefonds zu legen. Gewissenhaftigkeit war ein Grundzug seines Charakters, und nur diese konnte ihn veranlassen, sein Amt niederzulegen, als er fühlte, daß seine Kräfte erlahmten. Es war im Winter von 1902 auf 1903, als sich Gerüchte von seinem Rücktritt verbreiteten, daß er zu mir äußerte, es würde ihm nicht leicht, auf seine Pflicht zu verzichten, bald aber würde er aller Pflichten ledig sein. Die trüben Ahnungen erfüllten sich. Als es wieder Winter wurde, trug ich in das von ihm bis wenige Monate zuvor geführte Buch ein: „Ein Kranz für Wilhelm Ritter."

Von den erwähnten 11 Stiftern sind Herrn Ritter drei vorangegangen, die Herren Alfieri, Ferd. Meyer und Prof. Euler, die übrigen sieben, die Herren Dr. Bahrfeld, Custos Buchholz, Geh. R. Friedel, Major von Maltitz, Maurer, Geh. R. Dr. Schubart und Prof. Zache gehören uns noch an. Jenen elf schlossen sich sofort zwölf weitere Herren an, schon im ersten Jahre weist das Contobuch 138 Mitgliederbeiträge auf. Dieser Anfang der Brandenburgia beweist, daß sie eine Lücke unter den bestehenden Vereinigungen ausfüllte. Fünf Jahre hindurch bis zum Jahre 97/98 stieg die Zahl der Mitglieder stetig bis auf 174, dann schnellte sie auf 218 empor, wieder folgten fünf Jahre langsamen Wachstums, dann sprang im Jahre 1902/03 die Zahl der Jahresbeiträge von 257 auf 309½. Unsere letzte Liste schließt mit 345 Namen beitragzahlender Mitglieder, d. h. mit einer Zunahme gegen das Vorjahr um 13. Wenn, wie es scheint, die Brandenburgia alle 5 Jahre ihre Anziehungskraft besonders betätigt, so steht uns im laufenden Jahr ein größerer Zuwachs bevor. Wohlan, ich bin gerüstet!

Das Ergebnis des Jahres 1906/07 ist vom rein finanziellen Gesichtspunkt betrachtet, das günstigste von allen bisherigen.

Dem Reservefonds überwies Herr Carl Burkhardt, indem er immerwährendes Mitglied wurde, 300 M. in Papieren, aus den eigenen Einnahmen wurden 1000 M. kapitalisiert. Das Vermögen der Brandenburgia besteht jetzt aus dem eigentlichen Reservefonds von 6000 M., der Weyergangschen Stiftung von 1000 M., aus den kapitalisierten Beiträgen der Gönner und immerwährenden Mitgliedern von 1900 M., zusammen 8900 M. Betrachte ich es auch nicht für meine Obliegenheit, Reichtümer für die Brandenburgia zu sammeln, vielmehr Einnahmen und Ausgaben im Gleichgewicht zu halten, so fürchte ich doch nicht, daß die Liebe zur Brandenburgia unter ihren Freunden eine Einbuße erfährt, wenn ich gestehe, daß sie schon einen Schatz hat, denn dieser besitzt alle Anzeichen der Solidität.

In folgendem gebe ich nach den Ergebnissen der Revision den

Cassenstatus für 1906/07.

Einnahme.	M	Pf.	Ausgabe.	M	Pf.
Tit. I Barbestand	1161	75	Tit. I Lokal	70	—
Tit. II Beiträge			„ II Druckkosten	2821	10
Rückstände ans 05/06 . 36,—			„ III Porti und Depeschen .	174	60
2 Gönnerbeiträge . . 1000,—			„ IV Bureaukosten	72	40
I. Sem. 336 } laufende { 2016,—			„ V Remunerationen . . .	230	—
II. „ 345 } Beiträge { 2070,—	5122	—	„ VI Bibliothek	—	—
Tit. III Außergewöhnliche Einnahmen			„ VII Außergew. Ausgaben Wanderversammlungen,		
Zuschuß der Stadt			Projektionsapparat etc.	130	95
Berlin . . . . 500,—			„ VIII Sonstige Ausgaben für		
Zuschuß der Landes-			Diener, Kränze etc. .	61	—
kasse . . . . 500,—	1000	—	„ IX Reservefonds		
Tit. IV. Kapitalzinsen			Kapitalisierte		
Weyergangsche Stiftung 35,—			Gönnerbeiträge 994,35		
Reservefonds 253,75	288	75	Reservefonds . 971,60		
			Barbestand . . 2046,50	4012	45
	7572	50		7572	50

Im Vergleich mit dem Etat ist der Eingang an Beiträgen um 96 M. höher, dagegen fehlt die Einnahme aus Verkauf von Monatsheften, da mit der Druckerei dieser noch nicht verrechnet ist. Eine Einnahme daraus käme also dem laufenden Jahre zu gute. Daß nnter den Ausgaben die Druckkosten um fast 2000 M. (genau 1978,90 M.) zurückgeblieben sind, erklärt sich darans, daß von den 800 M., die für 3 rückständige Monatshefte eingestellt waren, nur erst der dritte Teil verbrancht ist, ferner hat sich die Herausgabe eines Archivbandes bis in das neue Jahr hinein verzögert. Die übrigen Ausgaben weichen in der Summe vom Anschlage nicht sehr erheblich ab, erreichen ihn aber nicht. Im wesentlichen handelt es sich aber nicht um Ersparnisse, sondern nur um Minderausgaben im letzten Jahr, die z. T. im neuen als Ausgaben wiedererscheinen werden, sie haben aber doch den nngewöhnlich hohen Barbestand von 2046,50 M. herbeigeführt.

Bei Anfstellung des Etats für 1907/8 mußte die Erhöhnng der Druckerlöhne in Betracht gezogen werden. Sie beträgt 10% und belastet daher nnsern Etat mit etwa 350 bis 400 M. Die übrigen Abweichungen sind durch die zn erwartenden höheren Ansprüche geboten, gestatten uns aber den Reservefonds wieder nm 1000 M. zu erhöhen und am Schluß des Jahres als Kassenbestand 553 M. anzusetzen.

Die Einzelheiten zeigt folgender

Etat für 1907/08.

Einnahme.

Tit.		M	Pf.
I	Kassenbestand	2046	50
„ II	Mitgliederbeiträge 840 laufende Beiträge .	4080	—
„ III	Außergew. Einnahmen Zuschuß der Landeskasse . . 500,— Zuschuß des Magistrats . . . 500,— Verkauf von Monatsheften . . 50,—	1050	—
„ IV	Reservefonds Zinsen von 7000 M des Reservefonds . . . . 245,— von 1000 M Weyergangsche Stiftung . . 35,— von 1900 M Beiträge von Gönnern 66,50	346	50
		7523	—

Ausgabe.

Tit.		M	Pf.
I	Lokal Rathaus . . . . 30,— Ständehaus . . . 20,— Beleuchtung des Ständehauses . 20,— Verschiedene Kosten . . . . 10,—	80	—
„ II	Druckkosten Monatsh. 11 u. 12 600,— Archiv und Monatshefte . 4200,—	4800	—
„ III	Porti und Depeschen	200	—
„ IV	Bureaukosten	60	—
„ V	Remunerationen Berichte . . . . 150,— Kanzlei Arbeiten 60,— Besond. Arbeiten 40,— Außergewöhnliches Honorar . . . 100,—	350	—
„ VI	Bibliothek (Buchbinder)	100	—
„ VII	Außergew. Ausgaben Wanderversammlungen, Projektionsapparat . .	300	—
„ VIII	Sonstige Ausgaben Diener, Kränze etc. . .	80	—
„ IX	Reservefonds zu kapitalisieren 1000,— Barbestand . . 553,—	1553	—
		7523	—

E. Rönnebeck.

XXI. Bericht des zweiten Schriftwarts.

A. Mitglieder-Statistik.

Da wir am 1. April in das sechzehnte Vereinsjahr eingetreten sind, befinden wir uns an einem Abschnitt, einem Wendepunkt, und da geziemt es sich wohl, zurück und vorwärts zu blicken. Das eben abgelaufene Vereinsjahr hatten wir mit einem Bestand von 382 Mitgliedern eröffnet. Das neue beginnen wir mit 385. Die Zahl hat sich also nicht erheblich erhöht, weshalb der Vorstand an alle Freunde der Gesellschaft die Bitte richtet, tüchtig die Werbetrommel zu rühren. Je größer die Anzahl der Mitglieder ist, um so mehr kann der Verein leisten. Besonders seine wissenschaftlichen Publikationen vermag er bei reicheren Einkünften zu

vermehren und zu verbessern. Wir haben anch die Znversicht, daß darauf gerichtete Bemühungen nicht erfolglos bleiben würden. Diese Zuversicht gibt uns ein Blick auf unser Werden. Nach Ablauf des ersten Jahres zählten wir 163, nach dem fünften 194, nach dem zehnten 270 Mitglieder.

Durch den Tod verloren wir in diesem Jahre vier Miglieder: die Herren Büttner, Gropp, Haupt und Matthiae. Vorstand nnd Ausschuß blieben unverändert.

B. Versammlungen.

Sitzungen fanden 19 statt: 9 ordentliche nnd 10 außerordentliche. Von jenen wurden fünf im Bürgersaale des Rathauses, vier im Brandenburgischen Ständehaus abgehalten. Sie wurden nach alter Gewohnheit immer auf den letzten Mittwoch des Monats gelegt. Nur die neunte, die für den 27. März anberanmt war, mnßte wegen eines nnvermutet eingetretenen Hindernisses in das nene Vereinsjahr hineingelegt werden. Sie fand am 8. April statt.

Die anßerordentlichen Versammlnngen wurden an den verschiedensten Orten abgehalten. Wie hergebracht, dienten sie bald zur Besichtigung alter Bauwerke wie der Marienkirche (7. April 1906), oder bemerkenswerter Stätten wie des Schlosses Ruhwald (9. Dezember 1906), bald wurden neueröffnete Institute oder Anlagen besucht. So der Teltow-Kanal (25. August 1906), das Rudolf Virchow-Krankenhaus (25. September 1906), das Neue Schanspielhaus (15. Oktober 1906), die Handelshochschnle (2. Dezember 1906). Ebenso wurden wie sonst Wanderfahrten unternommen zu dem Zweck, unsere Mark mehr nnd mehr kennen zn lernen. Am 13. Juni wurde Prenzlau, am 9. September Strausberg, am 7. Oktober Eberswalde besucht. Eine außerordentliche Versammlung war dem Stiftungsfest gewidmet, das am 15. März 1907 durch ein Festessen mit Vorträgen und Tanz gefeiert wurde.

Die ordentlichen Sitzungen verliefen in der üblichen Weise. Der Vorsitzende besprach eingegangene Schriften, Bilder n. ä. und knüpfte daran eine Behandlung heimatkundlicher Probleme. Aus dem Märkischen Museum wurden bemerkenswerte Stücke vorgelegt. Zuletzt wurde allemal ein wissenschaftlicher Vortrag gehalten. Es beteiligten sich in dieser Weise mit Darlegungen (Vorträgen und Vorlagen) in den Sitzungen folgende Mitglieder der Gesellschaft: Geh. Rat Friedel (7mal), Dr. Gustav Albrecht (3mal), Kustos Buchholz (4mal), Prof. Dr. Conwentz (1mal), Frl. Lemke (1mal), Schriftsteller Mielke (1mal), Rektor Monke (2mal), Prof. Dr. Pniower (4mal), Dr. Runze (1mal), Dr. Solger (3mal), Geh. Rat Uhles (2mal). Von Nichtmitgliedern sprachen: Dr. Leop. Hirschberg, Schriftsteller Hans von Müller und Maler Zuckert.

XXII. Bericht des Bibliothekars.

Am Schlusse des Vereinsjahres 1905/06 waren in der Bibliothek 431 Büchernummern mit 1503 Bänden. Zugegangen sind außer den Fortsetzungen der Austausch-Schriften 14 Nummern, im ganzen 104 Bände, so daß der Gesamtbestand 445 Nummern mit 1607 Bänden beträgt.

Als Geschenke gingen ein von:

Magistrat der Stadt Berlin: Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin. Berlin 1907.

Geheimrat Friedel:

1. Kotzde, W.: Schulmeister Wackerath. Roman, 8°, 428 S. Berlin 1905.
2. " : Der Schwedenleutnant. 8°, 104 S. Berlin 1905.
3. " : Geschichten aus der Heimat. „Kleine Leute." 8°, 122 S. Berlin 1905.
4. Begemann: a) Mitteilungen über das Zietensche Museum,
5. " b) Die vorgeschichtlichen Altertümer des Zietenschen Museums.

(Zwei Schulprogramme (4° mit Abb.) Neu-Ruppin 1891 und 1894.)

6. Führer für Gransee und Umgegend, 8°, 40 S. Gransee 1907.

Rutot: Notions préliminaires sur le Néolithique. gr. 8°, 16 S. mit Abb. Bruxelles 1906.

Müller-Bohn: Die Denkmäler Berlins in Wort und Bild nebst den Gedenktafeln und Wohnstätten berühmter Männer. gr. 4°, 114 S. mit 142 Illustrat. u. 5 Wappen. Steglitz-Berlin 1905.

Herrmann, Otto: „Aquila." gr. 4°, 387 S. mit Abbild. u. Plänen. Budapest 1905.
Beschreibender Katalog der Ethnographischen Sammlung Ludwig Biro's aus Deutsch-Neu-Guinea. 3 Teile gr. 4° mit Abbildungen. Budapest 1899. 1900. 1901.

Uckermärkischer Museums- u. Geschichtsverein der Stadt Prenzlau: Führer durch Prenzlau und Umgegend. kl. 8°, 23 S. mit Abb. u. 1 Plan.

Bahrfeldt: Geschichte der Stadt Stade. gr. 8°, 184 S. mit Abb. Stade 1897.

Paur: „Heimatschutz" Vortrag vom Verfasser. 8°, 18 S. Burghausen 1905.

Im Schriftenaustausch stehen wir mit 93 wissenschaftlichen Vereinen bzw. Instituten und zwar:

Berlin: Verein für Geschichte der Mark Brandenburg.
" Reichstags-Bibliothek.
" Turistenklub für die Mark Brandenburg.
" Redaktion der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift".
Bamberg: Historischer Verein.
Basel: Gesellschaft für Volkskunde.
Bayreuth: Historischer Verein für Oberfranken.
Bern: Bibliothek des Naturhistorischen Museums.
Brandenburg a. H.: Historischer Verein.
Breslau: Verein für das Museum schlesischer Altertümer.
" Schlesische Gesellschaft für Volkskunde.
Bromberg: Historische Gesellschaft für den Netzedistrikt.
Budapest: Ungarische Landesgesellschaft für Archäologie und Anthropologie.
Danzig: Westpreußisches Provinzial-Museum.
Darmstadt: Historischer Verein für das Großherzogtum Hessen.
Döbeln i. Sachsen: Zeitschrift zur Förderung der Familiengeschichtsforschung für Adel und Bürgerstand.
Donaueschingen: Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und angrenzenden Landestelle.
Dresden: Königlich Sächsischer Altertums-Verein.
" Zentral-Kommission für die „Wissenschaftlische Landeskunde von Deutschland".
Düsseldorf: Düsseldorfer Geschichts-Verein.
Eger: Verein für Egerländer Volkskunde.
Eisenberg: Geschichts- und Altertumforschender Verein.
Eisleben: Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld.
Erfurt: Verein für die Geschichte und Altertumskunde.
Frankfurt a. d. O.: Naturwissenschaftlicher Verein für den Regierungsbezirk Frankfurt a. O.
Gießen: Oberhessischer Geschichtsverein.
Görlitz; Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz.
Gotha: Vereinigung für Gothaische Geschichte und Altertumsforschung.
Gothenburg, Schweden: Kungl. Vetenskaps och Vitterhetssamhället.
Greifswald: Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde.
Guben: Niederlausitzische Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte.
Halle a. S.: Verein für Erdkunde.
" Thüringisch-Sächsischer Geschichts- und Altertums-Verein.
" Provinzial-Museum der Provinz Sachsen.
Heidelberg: Historisch-philosophischer Verein.
Heilbronn: Historischer Verein.
Helsingfors, Finnland: Die Finnische Altertumsgesellschaft.
Hof: Nordoberfränkischer Verein für Naturgeschichts- und Landeskunde.
Hohenleuben: Vogtländischer altertumsforschender Verein.
Jena: Verein für thüringische Geschichte und Altertumskunde.
Insterburg: Altertumsgesellschaft.
Kahla: Verein für Geschichte und Altertumskunde zu Kahla und Rohda.

Kaufbeuren: „Heimat“, Verein zur Förderung der Heimatkunde, Kunst und Sitte.
Kempten: Allgäuer Geschichtsverein.
Kiel: Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck.
„ Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte.
„ Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte.
Königsberg i. Pr.: Altertums-Gesellschaft „Prussia“.
„ Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
Landsberg a. W.: Verein für Geschichte der Neumark.
Linz: Oberösterreichisches Gewerbe-Museum.
Marienwerder: Historischer Verein für den Regierungsbezirk Marienwerder.
Meißen: Verein für die Geschichte der Stadt Meißen.
Metz: Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde.
Mitau: Kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst.
Mühlhausen i. Thür.: Mühlhäuser Altertumsverein.
München: Verein für Volkskunst und Volkskunde e. V. in München.
Münster: Westfälischer Provinzial-Verein für Wissenschaft und Kunst.
Neuchâtel: Société Neuchâteloise de Géographie.
Nürnberg: Germanisches National-Museum.
„ Verein für die Geschichte der Stadt Nürnberg.
Philadelphia: Museum of the University of Pensylvania.
Plauen i. V.: Altertums-Verein.
Posen: Historische Gesellschaft für die Provinz Posen.
Prag: Verein für die Geschichte der Deutschen in Böhmen.
„ Altertums-Museum.
Prenzlau: Uckermärkischer Museums- und Geschichtsverein.
Ravensburg: Verein für Geschichte, Altertumskunde pp.
Reichenberg: Verein der Naturfreunde.
Riga: Verein für livländische Geschichte.
Rostock: Verein für Rostocks Altertümer.
„ Naturwissenschaftlicher Verein.
Salzburg: Städtisches Museum Carolino-Augusteum.
Salzwedel: Altmärkischer Verein für vaterländische Geschichte und Industrie.
Schleiz: Geschichts- und Altertumsforschender Verein.
Schwerin: Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.
Stade: Verein für Geschichte und Altertümer der Herzogtümer Bremen und Verden pp.
Stettin: Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde.
Stockholm: Kongl. Vitterhets Historie och Antiquitets Akademien.
„ Nordisches Museum.
Stuttgart: Würtembergische Kommission für Landesgeschichte.
Thorn: Copernicus-Verein für Wissenschaft und Kunst.
Torgau: Altertums-Verein.
Troppau: Kaiser-Franz-Josef-Museum für Kunst und Gewerbe.
Ulm: Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben.
Ungar. Hradisch: Centralblatt für Prähistorie und Anthropologie.

Upsala: Königliche Universität.
Washington: Smithsonian-Institution.
Wernigerode: Harzverein für Geschichte und Altertumskunde.
Worms: Wormser Altertums-Verein.
Würzburg: Historischer Verein für Unterfranken und Aschaffenburg.
Zwickau: Altertums-Verein für Zwickau und Umgegend.

Schluß der Sitzung gegen 10 Uhr.

Hierauf freie Vereinigung im Ratskeller, woselbst über die gleiche Angelegenheit, welche jeden Berliner, überhaupt jeden Gebildeten interessiert, noch ein lebhafter Meinungsaustausch stattfand.

Kleine Mitteilungen.

Beier (S. 18) als Bezeichnung für den Zuchteber beim Landschwein ist in der Mittelmark (Brand., Archiv 1904, 77) bekannt, aber auch in Schlesien, wenigstens in der Muskauer Gegend habe ich Beier gehört. Althochdeutsch und md. heißt der Eber ber und bär, angelsächsisch bar. In den Gesetzen des langobardischen Königs Rotharit, dem Edictus Hrotharit aus dem 7. Jahrhundert heißt es: „Si quis uerrem alienum furauerit, conponat solidos duodicem: ipse dicitur sonorpair, qui omnis aliûs uerres in grege battit et uincit. Tamen in uno grege, quamuis multitudo porcorum fuerit, unus conpotetur sonorpair, nam si minor grex de triginta capetum fuerit, non repotetur sonorpair, nisi si triginta aut super fuerint. Et si in damnum ipse sonorpair occisus fuerit, aut similem aut meliorem ipse qui occiderit, restituat et damnum ei conponatur: nam si alii uerres aut porci furati fuerint, in ahtogild („achtfacher Ersatz") reddatur". Carl Meyer (Sprache der Langobarden, Paderborn, 1877) vermerkt zu sonorpair: „Eber. Zu ags. sunor (Heerde) und ahd. pêr (Eber)." Es dürfte daher unser Beier von dem altd. und germanischen ber, bar, pair herkommen. Ebur, Ebor (Eber) hieß einer der beiden fürstlichen Brüder, unter denen die Langobarden von Norden her auszogen. W. v. S.

Rommel, Rummel (S. 70, 71). In Dörfern der Nutheniederung ist ein Wort Römmele bekannt (Brandenburgia, 1896, 150, 201). Bei dem „Plankentun" werden die Bretter oben gehalten durch einen Balken, genannt die Hulle. Diese hat einen Pfalz, in dem die Bretter sitzen, und diese Rinne oder Nute, die in dem Holz ausgehauen ist, hieß und heißt eine Römmele.

W. v. Schulenburg.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstr. 14.

Aufgaben, Mittel und Wege des Heimatschutzes in der Provinz Brandenburg.

Vortrag, gehalten auf der konstituierenden Versammlung der Landesgruppe des Bundes Heimatschutz von **Robert Mielke.**

Seit der Gründung des Bundes Heimatschutz hat die von ihm getragene Bewegung gewaltige Fortschritte gemacht. In Sachsen, Mecklenburg, Hannover, den Rheinlanden, an der unteren Weser und Elbe und in vielen kleinen oder größeren Städten haben sich selbständige oder Untergruppen gebildet, die die Aufgaben im engeren Gebiete zur Durchführung zu bringen suchen. Eine Anzahl von örtlichen und landespolizeilichen Verordnungen und das letzthin in den gesetzgebenden Körperschaften behandelte Gesetz gegen die Verunstaltung von Ortschaften und landschaftlich schönen Gegenden zeugen von der elementaren Kraft der Heimatschutzbestrebungen. Werden aber auf der einen Seite schützende Dämme aufgeworfen gegen die verheerende Kraft einer Entwicklung, die nicht an sich, sondern nur in ihren Auswüchsen zu bekämpfen ist, so hat diese ihre Angriffswucht an den Stellen verzehnfacht, die weniger gut geschützt sind. Eine solche ist auch unsere engere Heimat, in der die stärksten Wogen einer technischen, industriellen und wirtschaftlichen Hochkultur auf engstem Boden branden. Hier wird immer mehr von dem noch vor 20 Jahren sicheren Felsen idealen Besitzes losgerissen; hier ist der Widerstand um so schwächer, als selbst ideale Forderungen häufig mit dem Bleigewicht materieller Ausnutzung belastet sind. Auf der anderen Seite haben wir keine mittelalterlichen Städte oder vom Lichte der Romantik umleuchtete Burgen, keine Landschaftsbilder zu verteidigen, die an sich die Sehnsucht vieler Volksgenossen bilden könnten; bei uns ist die Natur intimer, verschlossener, vielleicht auch härter als an andren Stellen unseres Vaterlandes. Was sie an innerem Werte einschließt, und was in den harten Kämpfen der geschichtlichen Entwicklung Ausdruck gefunden hat, das versteht im grunde nur der Eingeborne, der Märker, dessen wortkarge verschlossene Art keiner besser zu schildern verstand als sein grosser Volksgenosse Theodor Fontane. Auch die Bewohner der Reichshauptstadt, von denen nur ein kleiner Teil im Lande selbst geboren wurde, verschmelzen in dem Masse mit der Eigenart des

Märkers, in dem sich die Stadt in einem 40 km großen Radius ins Land dehnt. Was uns heute verloren geht und was wir heute bereits als Verlust empfinden, wird in Jahrzehnten noch viel schwerer auf der Bevölkerung lasten, wenn wir nicht Mittel und Wege finden, die Entwicklung in ein natürliches Bett zu lenken, die Großstadt mit dem Lande zu vereinigen, den Gemütsinhalt des Begriffes Heimat auch späteren Geschlechtern zu erhalten.

Wir sind heute zusammen gekommen, um die Bildung einer Landesgruppe des Bundes Heimatschutz zu beschließen, welche, soweit dies möglich ist, diese Arbeit übernehmen soll. Der Bund selbst hat dazu das Stichwort gegeben, nach dem sich die Kräfte in den einzelnen Landschaften sammeln, um intensiv nach innen, gemeinsam nach außen für den Schutz der Heimat zu wirken. So sehr der Bund gewachsen ist — er zählt heute über 150 Vereinigungen — so sehr hat sich auch die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß dauerndes Arbeiten allein nur von den kleineren Orts- und Landesgruppen geleistet werden kann. So ist auch die Bildung einer brandenburgischen Landesgruppe — ganz abgesehen von der Tatsache, daß in unserer Provinz allein etwa 350 Mitglieder des Bundes ihren Wohnsitz haben — nicht nur eine notwendige Folge der inneren Entwicklung, sondern auch ein Bedürfnis für die vielen Aufgaben, welche gerade jetzt Erledigung verlangen. Als Mutterboden der Reichshauptstadt mit ihren starken wirtschaftlichen Interessen erfordern diese Aufgaben ebensowohl Takt in der Behandlung wie auch gesteigerte Anstrengungen, um möglichst schonend und ohne Verletzung berechtigter Interessen zum Ziele geführt zu werden. Ich brauche nur an den Grunewald, an das Vordringen großstädtischer Bauweise auf das Land, auf die vielfach zum Wechsel der Wohnung zwingende Lebensweise der Bevölkerung und die dadurch hervorgerufene Interesselosigkeit für die Eigenart der engeren Heimat hinzuweisen, um diese Schwierigkeiten anzudeuten. Wenn irgendwo ein Natur- oder Kulturdenkmal der Vernichtung anheimzufallen droht, dann ist es — von den privaten Eigentumsinteressen ganz abgesehen — häufig nicht leicht, die Grenze zwischen dem Notwendigen und dem Überflüssigen zu ziehen. In solchen Fällen zu einer möglichst vorurteilslosen Würdigung — nicht immer wird dies erreichbar sein — zu kommen, und diese zur Anerkennung zu bringen, wird eine der Hauptaufgaben der Landesgruppe sein. Andrerseits aber tritt immer klarer zu Tage, daß wir über manches Geschehnis, welches wir vor einem Jahrzehnt als notwendig hinnahmen, heute anders urteilen, und daß wir daher in der Vernichtung alter und natürlicher Denkmale so zurückhaltend wie möglich sein müssen. Was wir verlieren, wissen wir; was wir gewinnen, ist fast immer schwer vorauszusehen. Es sei nur an die Beurteilung der Verkehrsverhältnisse der Feuersicherung, der Nützlichkeit und Schädlichkeit gewisser Tiere

hingewiesen, um die Wandelbarkeit des Urteils zu belegen. Manches Stadttor im nächsten Umkreise ist, wie wir heute sehen, unnötig geopfert worden, manches ehrwürdige Bauwerk ohne zwingenden Grund modernisiert und seines heimischen künstlerischen Ckarakters entkleidet und manche Vogelart durch unverständiges Niederknallen nahezu ausgerottet worden. Wir erheben keine Anklage. Wo die Zeit den Willen lähmt und das Auge trübt, gibt es keine Schuldigen; aber wir dürfen Umschau halten über das, was uns geblieben ist und was wir erhalten können.

Dass der Gedanke der Heimatschutzbewegung seit dem 4. April 1904, da wir in Dresden zuerst zu einer lauten Kundgebung zusammentraten, so energisch gewachsen ist, ist schließlich das Ergebnis derselben geheimnisvollen Kulturkräfte, die vordem so verwüstend über unser Land und seine Denkmäler dahinzogen; aber die Resonnanz die in uns ist, ist heute eine andere. Wir sorgen nicht mehr allein für den Einzelfall, sondern suchen die Kräfte, welche das Natur- und Kulturdenkmal schützend umhegen, in ihrer Gesamtheit zu umfassen. Da erkennen wir, daß hinter der Bewegung, das einzelne gefährdete Denkmal zu schützen, die größere Absicht steht, mit diesem Besitz zugleich das ideale, kulturliche Besitztum des deutschen Volkes zu erhalten. Ja, mehr als das! Wir sind vom Erhalten zum Werden fortgeschritten, wie es uns die Bestrebungen für volkstümliche Bauweise, für weitausschauende Bebauungspläne darlegen.

Für unsere Tätigkeit müssen wir allerdings zunächst die Erhaltung betonen. Die Ereignisse in Berlin, die den Bestand der wenigen Denkmäler noch zu vermindern drohen und zum Teil auch vermindert haben, lassen schon in der starken Gegenströmung erkennen, daß hier große Aufgaben zu lösen sind, daß hier aber auch Mitwirkung aus allen Kreisen zu erhoffen ist. Wenn sich unsere Stadt beglückwünschen darf, unter den höchsten Beamten liebevolle Wächter ihrer Baudenkmäler zu besitzen, so haben die Ereignisse doch dargetan, daß der ungeberdige Riese Verkehr ein gefährlicher Feind unserer Bestrebungen ist. Nur mit Mühe sind unvergleichliche Architekturbilder wie der Potsdamer- und Pariser Platz, der Platz vor dem Opernhause vor Beeinträchtigung geschützt worden; wir wissen nicht, wie lange der Schutz ausreicht. Sind in diesen Fällen wirklich große Verkehrsschwierigkeiten zu überwinden, so kann man an anderen Orten dasselbe nicht behaupten, wo man lediglich aus Neuerungssucht sich großstädtisch geberden will. Potsdam z. B., dessen schöne Straßenbilder, Schlösser, Häuser und Anlagen insgesamt ein Riesendenkmal hohenzollernscher Fürsorge ist, steht in Gefahr, seine charakteristischen Straßenbilder dauernd zu verlieren. Eine alte Rüster, welche das Gedächtnis an einen liebenswürdigen Zug Friedrich Wilhelms III. lebhaft erhielt, ist erst vor wenigen Wochen verschwunden, weil das Gestränge der elektrischen Bahn einen kleinen

Bogen hätte machen müssen. Der Kanal, welcher zu Potsdam gehört wie der Park zu Sanssonci, ist in Gefahr zugeschüttet zu werden, und hinter den schlichtvornehmen Fassaden mancher friderizianischen Häuser erhebt sich der drohende Schatten eines Riesenwarenhauses, von dessen entstellender Wirkung bereits zwei kleinere beredtes Zeugnis ablegen. Es wäre unbillig, zu verkennen, dass die Erhaltung — namentlich des Kanals — mit erheblichen Opfern erkauft werden muß; aber diese Opfer stehen in keinem Verhältnis zu dem ästhetischen Gewinn, den Gegenwart und Zukunft haben. Von Nationalökonomen ist wiederholt eindringlich darauf hingewiesen, daß das reine Nutzbarkeitprinzip durchaus unwirtschaftlich ist und daß auch ideale Werte sich gut rentieren.

Unsere Zeit verlangt ihr Recht, wie es jede Zeit verlangt hat; aber dieses Recht darf kein kaltes schneidendes Vernichten sein, sondern ein versöhnendes Ausgleichen, das alt und neu vereint und nicht trennt.

Wie in den großen, so ist es auch in den kleinen Städten. Unsere Provinz hat außer Kirchen, Rathäusern und Stadttoren selten hohe künstlerische Werte aufzuweisen; aber in den schlichten Häusern der Bürger liegt doch soviel Heimatliches, das uns als liebe Erinnerung auch in die Ferne folgt, soviel gemütswarme Zufälligkeit, die uns eine neue Banart so leicht nicht wieder geben kann. Selbst der manchmal starre, philisterhafte Zug im Gesichte unserer Städte mutet uns freundlich und heimisch an, weil die Werke, die ihn tragen, selten mit einem Male hingesetzt, sondern langsam geworden sind. Das ist das wesentlichste in den alten anspruchslosen Ortsbildern, daß sie jahrhundertelang der Atem der Geschlechter gebräunt hat, während die Gegenwart gerade mit Vorliebe ganze Stadtviertel aus einer Schablone — aber nicht aus einem Geiste! — schafft. Und gehen wir vollends auf das Land hinaus, wo noch viele alte Dörfer uns freundlich anmuten, wo über den Strohdächern sich der Rauch emporringelt, dann schwindet dieser Typus des märkischen Dorfes zusehends, je näher wir einem Groß- und Industrieort kommen. Die Bewegungslosigkeit und Beengtheit des dörflichen Lebens ist häufig geblieben; aber in vordringlicher Weise haben sich verschnörkelte Häuser breit gemacht, mit bunten Dächern, die wie Stickereien aussehen, mit einem Portikus auch wohl und dem ganzen sinnlosen Gemenge unwahrer Banphrasen, die im 19. Jahrhundert Unkultur und Dürftigkeit ersonnen haben.

Unsere Arbeiten sind also sowohl erhaltender wie auch vorbeugender Art; sie sind darauf gerichtet, den Besitz zu sichern, wie auch dahin, neue Formen mit dem Bestehenden zu versöhnen. Wenn wir indessen das Vorhandene zu sichern suchen, so folgen wir keineswegs musealen Stimmungen, welche das Alte unter allen Umständen bewahren wollen, weil es alt ist, sondern weil wir es mit dankbaren Gefühl der ersten Kindheitstage empfinden, das in dem wurzelt, was die Augen zuerst

geschaut haben. Eine engere Heimat gibt in ihren natürlichen und geschichtlich gewordenen Erscheinungen, die zunächst nur für die Bewohner einen Wert haben, einen Massstab für das, was werden will. Hier liegen große Aufgaben vor uns, die von der Erhaltung zur Weiterentwicklung treiben. Das braucht keineswegs in dem Beharren bei einzelnen Formen zu bestehen, sondern mehr in dem Geist, der sie geschaffen hat. Von den vielen Mooren und Sümpfen der Provinz werden noch manche der Kultur unterworfen werden; das können wir nicht hindern; wohl aber wollen wir verhüten, daß die wissenschaftlich wertvollen gleichfalls geopfert werden, oder dass eine sogenannte Verschönerung des Landschaftsbildes vorgenommen wird, die bei Licht besehen einen Zwang, wenn nicht gar eine Verfälschung der Natur bedeutet. Wenn man — was nicht weit von Berlin der Fall ist, einen Kanal mit Tropfsteinen und fremdartigen Pflanzen umsäumt oder auf jede Sandkuppe einen Aussichtsturm stellt, um den sich häufig ein wildes Kneipenleben entwickelt, dann ist das für ein gesundes Empfinden ebenso verletzend, als wenn es im stillen Walde überall auf Reklame oder Kulturreste moderner Picknicks stößt.

Täglich werden auf den Dörfern und in den Städten neue Häuser errichtet; was aber an die Stelle der alten tritt, ist oft ein trauriges Zeugnis unserer modernen Kunstentfremdung. In einer kleinen märkischen Stadt brannten vor mehreren Jahren verschiedene Fachwerkhäuser nieder. Es waren keine Kunstwerke, die wir an und für sich zu vermissen hätten, wie überhaupt unsere ältere Kultur dadurch weit über der Gegenwart steht, daß sie sich nicht überall mit Kunst aufdrängt. Aber die Häuser waren trefflich in ihrer Bauart und fügten sich ausgezeichnet dem Stadtbilde ein. Trotz der Bemühungen des Bundes Heimatschutz, der kostenlos Baupläne für die Umbauten zur Verfügung stellen wollte und trotz der anfänglichen Bereitwilligkeit, auf das Anerbieten einzugehen, trat auf Betreiben der ortsansässigen Maurermeister ein Umschlag ein. Heute erheben sich traditionelle und häßliche Ziegelbauten anstelle der alten, die weder praktischer und billiger sind, die aber das Straßenbild durchaus nicht verschönern.

In dieser Weise verändert sich unter unseren Augen das Orts- und Landschaftsbild; wir können die Gründe, die man gegen die Erhaltung des Bestehenden anführt, häufig nicht einmal überzeugend widerlegen, weil unser ganzes Denken und Vergleichen auf einer einseitigen Verstandesbildung steht, deren Bann erst jetzt nach und nach von uns weicht.

Feinsinnige Menschen und Kulturpolitiker empfinden es immer mehr, dass mit dem gänzlichen Verändern der engeren Umgebung auch das Heimatgefühl abnimmt, das sowohl für die Kunst wie für die nationale Existenz die wichtigste Grundlage ist. Wir sehen die Folgen

einer solchen Entwicklung in der Umgebung einer jeden Industrie- und Großstadt, in der das Erbe der Vergangenheit oft leichtfertig geopfert wird, wenn es einem Erwerbsinteresse im Wege ist. Man fängt langsam an, sich des Wertes der Beziehungen zwischen Bewohner und Landschaft zu erinnern und versucht, diese selbst in der Großstadt wieder zu beleben. Davon sind die Erörterungen bei Gelegenheit des Verunstaltungsgesetzes ermutigende Anzeichen. Wir wollen diese Erörterungen, welche sich publizistisch wie in öffentlichen Aussprachen bemerkbar gemacht haben, in jeder Weise unterstützen. Der Einzelfall kann oft mit vereinten Kräften erledigt werden; die grössere Aufgabe tritt jedoch an die Landesgruppe heran, wenn wir die Möglichkeit solcher Eingriffe verringern wollen. Da können wir es nur dankbar begrüßen, daß bereits Interessengruppen geschaffen worden sind wie der Verein Waldschutz, die Tierschutzvereine, die Gesellschaft für Heimatkunde, der Verein für die Geschichte Berlins, die vielen Ausschüsse zur Erhaltung des Grunewaldes u. a., die einen großen Teil der Arbeit — wie es scheint — auch mit Erfolg übernommen haben. Wir werden Hand in Hand mit diesen Faktoren der öffentlichen Wirksamkeit gehen, ihnen auch gern den Vorantritt bei diesen Arbeiten lassen, für die sie ein historisches Recht haben; ja, wir haben in unserer Organisation vorgesehen, daß sich solche Ausschüsse bilden, die bald in engerer oder weiterer Verbindung mit der Landesgruppe Einzelaufgaben übernehmen. Ich möchte es betonen, daß wir nichts weniger als ein Monopol in den Heimatschutzbestrebungen erringen wollen, das vielleicht in dieser oder jener Form in Deutschland angestrebt wird, sondern uns bescheiden, die weitesten Kreise für den Heimatschutzgedanken zu gewinnen, vor allem aber eine Organisation schaffen, die auch dann noch auf der Zinne steht, wenn sich eine Umwandlung unserer Anschauungen bereits vollzogen hat.

Ich möchte die Tätigkeit der Landesgruppe, die vermutlich bald eine Reihe von gleichgesinnten Vereinigungen umspannen wird, dahin umschreiben, daß sie gewissenhaft Buch führt über alle Veränderungen in der Provinz und der Hauptstadt, daß sie das Verständnis dafür weckt und pflegt und nach und nach einen inneren volklichen Schutz vorbereitet, der kräftiger ist als Polizei und Gesetzesvorschrift.

Selbstverständlich werden wir auf diese Handhaben der öffentlichen Ordnung nicht verzichten; aber wir suchen in ihnen keineswegs die Grenzen unserer Tätigkeit. Die Verordnung, sei es nun eine städtische oder ländliche Bauordnung oder ein andres Gesetz, ist immer nur eine Wegmarke, bis zu der die Willkür gehen darf, diese aber durch ein verständiges Einsehen zu ersetzen, durch ein lebendiges Gefühl für das Erlaubte, das ist die notwendige Ergänzung, welche wir erstreben müssen.

Welche Mittel und Wege stehen uns zur Erreichung unserer Ziele zur Verfügung? Es sei hier zunächst dankbar der Förderung seitens

unserer städtischen und staatlichen Behörden gedacht, die durch Belebung des Interesses und oft auch durch Mittel unsere Bestrebungen unterstützt haben. In meiner mehr als dreijährigen Tätigkeit als Geschäftsführer des Bundes Heimatschutz habe ich Gelegenheit genug gehabt, diese Förderung als eine wesentliche Grundlage des Erfolges zu schätzen. Freilich wird eine Übereinstimmung nicht immer zu erzielen sein: der Kampf um die Laufenburger Stromschnellen, das gegenwärtige Ringen um die Erhaltung des Grunewaldes beweisen, daß der dauernde ideale Besitz noch nicht soviel wiegt wie der vorübergehende reale Gewinn. In solchen Fällen werden wir auch in unseren Bestrebungen nicht erlahmen dürfen, um die staatlichen Behörden von der Richtigkeit unseres Standpunktes zu überzeugen. Auch die Presse ist uns eine wertvolle Bundesgenossin geworden. Nicht ohne Erfolg habe ich ihre Mitwirkung als Geschäftsführer des Bundes in Anspruch genommen und in vielen Fällen erreicht, daß sie durch ihre Erörterungen manches Unheil verhütet hat. Gerade der Berliner Presse gegenüber, von der einzelne Zeitungen eine ständige Rubrik für Heimatschutz eingeführt haben, müssen wir dankbar sein und hoffen, daß sie auch für die Bestrebungen in der engeren Heimat uns in Zukunft tatkräftig zur Seite stehen werden.

Für den Bestand unserer Denkmäler, der Kirchen, Schlösser, Rathäuser, Stadtmauern u.a. brauchen wir im allgemeinen, dank der Organisation der staatlichen Denkmalspflege, nicht beunruhigt zu sein; dagegen könnte die Tätigkeit der Landesgruppe dann auch die Denkmalspflege unterstützen, wenn die ohnehin beschränkten Mittel des Provinzialkonservators versagen, weil eine unmittelbare künstlerische Einbuße nicht nachweisbar ist. So z. B. wenn sich die Umgebung eines Bauwerkes ändert, wie es durch Freilegung eines Domes, durch Erbauung eines modernen Warenhauses in dem Rahmen eines künstlerisch fein abgestimmten Ortsbildes leider auch bei uns oft genug droht. Durch ein inniges Zusammenarbeiten mit den Organen der Denkmalspflege werden wir eine freiwillige Schutzwehr einrichten, die dem Provinzialkonservator zur Verfügung steht. In ähnlicher Weise dürfte es auch mit der Naturdenkmalpflege sein, die nicht in der glücklichen Lage ist, in jeder Provinz einen eignen Konservator zu besitzen. Ich möchte behaupten daß hier die Einbußen größer sind, da es sich um ein Vernichten im kleinen handelt, das selten — wie bei den Grunewaldseen — die Augen der Allgemeinheit auf sich lenkt. Ganze Pflanzengemeinschaften verschwinden durch die steigende Kultur des Bodens, ohne daß man davon wesentlich etwas merkt. Wenn auch das in Arbeit befindliche Inventar der Naturdenkmäler, das natürlich nur die durch Seltenheit, wissenschaftliche Bedeutung oder Schönheit ausgezeichneten Exemplare verzeichnen kann, manches sichern wird, so wird dadurch noch immer nicht das typische Landschaftsbild mit seinen Alltagserscheinungen

und seinem künstlerischen Stimmungswert genügend geschützt, um die Hände in den Schoß legen zu können. In Verbindung mit den naturwissenschaftlichen Vereinen und Autoritäten wird sich die Einrichtung örtlicher Pfleger empfehlen, die vielleicht durch eine Anweisung auf das Wesentlichste ihrer Umgebung aufmerksam gemacht werden und vor allem durch besondere eigene Tätigkeit auch die Bevölkerung zu einer Achtung vor der Natur erziehen können — auch wenn sie keinen unmittelbaren Nutzen abwirft

Die Bevölkerung der Provinz Brandenburg ist stammesartlich von sehr verschiedenem Ursprunge. Innerhalb der geschichtlichen Ereignisse hat sie sich vielfach ihre Eigentümlichkeit bewahrt, die in Lebengewohnheiten, Anlage der Dörfer und Höfe, in bestimmten Sitten und Anschauungen zum Ausdruck gelangt sind. Alles konservieren wollen, hieße die Augen bewußt nur nach rückwärts richten. Das wollen wir nicht; aber wir dürfen das lebende Volkstum, welches in seinen geistigen Strömungen und Anschauungen eine Quelle künstlerischer Taten und kulturlichen Fortschritts ist, und welches als Masse seinen individuellen Charakter ebenso hat wie das Einzelwesen, soweit zu stärken suchen, daß es immer ein bodenständiges Element ist, ein solches, das nicht fremd in seiner Umgebung steht. In den Bestrebungen, volkstümliche Feste von dem Wirtshaus und seinen Gelagen in das Freie zu verlegen, sie an heimische Ereignisse und Örtlichkeiten anzulehnen, bricht sich dies Verlangen bereits Bahn und in den vielen heimatlichen Museen, die wenigstens für die Nachwelt zu retten suchen, was sich nicht erhalten läßt, liegt eine andere Frucht dieses Sinnes vor. Hier kann die Landesgruppe um so kräftiger wirken, als sich die Notwendigkeit einer Organisation dieser Bestrebungen bereits herausgestellt hat. Ich bin überzeugt, daß sich aus der musealen Tätigkeit auch eine andere entfalten wird, welche die Museen zu den Mittelpunkten geistigen Lebens innerhalb der kleineren Orte machen kann.

Für alle diese Aufgaben muß eine Landesgruppe für Heimatschutz organisiert sein. Um sie auszuführen, darf sie nicht an die Großstadt gebunden werden, sondern sie muß ihre Jahresversammlung als den Schwerpunkt ihrer äußeren Tätigkeit auch zeitweise in die Provinz verlegen. Daneben ist es notwendig, durch Herausgabe kleiner Anweisungen und Handbücher, durch Vorträge und auch durch systematische Kurse immer größere Kreise für sich zu gewinnen. Erst jüngstens hat der Berliner Architektenverein durch die Stellung einer Preisaufgabe für die Anlage eines Dorfes bekundet, daß er diesem lange vernachlässigten Bedürfnis gerecht werden will. Wenn man den Wettbewerben, welche in letzten Jahren von einzelnen Stadtverwaltungen zur Erlangung geeigneter Bauentwürfe für ihre altertümlichen Straßenbilder veranstaltet wurden, auch nicht allzuviel praktischen Wert beimißt, so

haben sie doch die erfreuliche Wirkung, daß die Bewohner selbst auf ihren künstlerischen Besitz hingewiesen werden. In dieser Hinsicht ist es vielleicht anch für uns zu empfehlen, für einzelne Gebiete mit besonders charakteristischen Dorf- und Hausformen durch künstlerische Wettbewerbe zu sorgen; vielleicht ist es auch angebracht, durch Unterweisung der mittleren Bau- und Verwaltungsbeamten die tätige Mitwirknng dieser zn gewinnen.

Ich habe nur einzelne Punkte aus den vielen Aufgaben, die an uns herantreten, kurz berühren können. Sie sind mehr nach der Kraft aneinandergereiht, mit der sie sich bemerkbar gemacht haben, als nach einer logischen Entwicklnng. Trotzdem möchte ich nicht schließen, ohne der Ziele zu gedenken, die nach meinem Dafürhalten die Grundlage unserer Bestrebungen sind: das sind die Achtung vor der Heimat, ein künstlerischer Takt und das Bestreben, nicht alles gleich mit dem plnmpen Maßstab der Nutzbarkeit zu messen. Diese Arbeit kann nur eine erzieherische sein; sie ist vielleicht die schwierigste, weil die Erfolge nicht sogleich sichtbar werden, aber auch die lohnendste, die unsere späteren Bemühungen erleichtert.

Altes märkisches Spielzeug.

Eine Jugenderinnerung an Oderberg i./M.

Von **K. Wilke.**

Nirgends treten Fortschritt nnd Lnxns mehr in Erscheinung, als bei der gegenwärtigen Spielzeugindustrie. Unsere Eltern konnten nicht den Überschwang an Spielsachen schenken, womit die hentige anspruchsvolle Jugend zu allen erdenklichen Gelegenheiten bedacht wird, damit die innige Freude am Empfangen merklich herabmindernd. Ehedem blieb das Weihnachtsfest allein das Fest des Bescheerens und der reinen Kinderfreude, die seltner erregt, impulsiver war. Zu andern Gelegenheiten standen keine billigen und bequemen Bezugsquellen bereit, die Begehrlichkeit der Kinder war weniger geweckt, man war bescheidener gewöhnt. Geld war knapp, knapper noch für Tand, mit einmal angeschafften Sachen ging man sorgsamer um, es spielten damit gemeinhin mehrere Generationen, sie blieben trotzdem immer aktnell. Wochenlang vor Weihnachten begann in allen Familien ein heimliches Rumoren, das das Kinderherz mit banger, seliger Erwartung erfüllte; Defekte am alten Spielzeug wnrden ausgebessert, oder Neues geschaffen. Schaukelpferd, Puppenbusse, (Stoßwiege) Wagen, Lanze, Säbel, Helm, Puppenstube und Küche, wie Puppen selbst nnd der unvermeidliche „Penjatz“ wurden auf Brauchbarkeit ge-

mustert und der Endeffekt war immer wieder derselbe, große überraschende Weihnachtsfreude. Der Plattsprechende leitet bei uns merkwürdigerweise den Namen „Peujatz“ nicht von „bajazzo“ ab, sondern von dem ihm sinngemäßen peujen = streichen, also Hänschen Streich!

Blechgeschirr war selten, das Gros der Spielsachen wurde vom Meister „Pötter“, dem Töpfer bezogen. Wo sind in unseren Kleinstädten diese Künstler der Drehscheibe verblieben, die für billiges Geld schönes, irdenes Geschirr und vielerlei anderes Spielwerk schufen, das nur in Dutzendpreis bezahlt werden konnte?

Mit schönen Glasnren und noch prächtigeren Blumen geziert sind diese Erzeugnisse in den Kinderaugen wahre Kunstschöpfungen gewesen, bevor ihnen das bleichgesichtige Porzellan das Lebenslicht ausblies, welches sich auch nicht dnrch größere Haltbarkeit oder bessere Zweckmäßigkeit auszeichnete. Aus Tirol wird es uns von Reisenden neuerdings wieder als Andenken mitgebracht und dient hier das Alte, Unmoderngewordene als kuriose Nippessachen. Könnte doch dnrch eine Geschmackswandlung wieder unser altheimatliches Töpfergewerbe belebt werden, indem die Nachfrage seiner Erzeugnisse wächst. Von unseren 8 Altoderberger Töpferfamilien sind nur einige „Ofenbaumeister“ übrig geblieben, die sogar ihr nüchternes Kachelzeug aus Velten bequemlichkeitshalber beziehen, sonst wären sie nicht modern, als wenn der uniforme Ofen nach Schema hergestellt, die Glanzleistung ihres Handwerks bedeutet. Verraten uns hiergegen die Kachel- und Gesimsreste alter Öfen, zwischen Bodengerümpel herumliegend, nicht eine höhere Technik und Musterleistungen an Formen- und Farbenpracht, die der Örtlichkeit angepaßt, immer originell wirkten? Diese Eigenart prägte sich ehedem auch der örtlichen Spielzeugherstellung auf und will ich einige Jugenderinnernngen festhalten, zumal in dem sonst ziemlich konservativen Oderberg i M. die Neuzeit auch darin, leider Wandel geschaffen hat.

Unser Spielgeschirr war dem Gebrauchsgeschirr genau nachgebildet, das Kinderherz will es den Großen immer gleichtun, auch im Spielen will es ernst genommen sein. Deshalb liegt in jedem echten Kinderspiel ein Kern uralter Wahrheit versteckt, wie die Spielgeräte selbst alte Beziehungen verraten.

1. Die Tutursel oder die Pötterule.

Sie war ein irdenes Spielzeug von etwa 10 cm Größe in Eulengestalt, innen hohl, am Wirbel mit einer Öffnnng zur Wasseraufnahme versehen; der Schwanz endigte in einer „gestochenen“ Tonpfeife. Mit Wasser angefüllt, gab die „Tutursel“ beim Pfeifen tiefe gurgelnde Töne von sich, die mit Höhenlagen je nach dem Stande der Wasserfüllung wechselten und einem Eulenschrei nahekamen. Eine volkstümliche, verblaßte Er-



innerung an die Rieseneule „Tutursel", die das wütende Heer, den Ordner der Zeiten, den finstern oder winterlichen Wodan auf seinen Zügen begleitete.

2. Der Hickevoß.

Gleichfalls eine Tonfigur von derselben Größe in Gestalt eines hockenden Fuchses, innen hohl. Anstelle der durch Ornament angedeuteten, zurückgelegten Rute war ein Schlitz angebracht zur Aufnahme der „Spardreier", die in seinem Leibe „aufgeheckt" wurden. Der Fuchs, das altgermanische Totentier, welcher die Schätze der Erde, darunter die Winteraussaaten, die Saat des Todesschlafes, hegte, mit seinem Herrn, dem winterlichen Wodan, gab nur durch Zerbrechen der frosterstarrten Erdrinde, hier der festen Tonleibung, wie im Frö-Mythus näher ausgeführt, seine Schätze her. Der Hickevoß war zunächst Sparbüchse, wurde auch znm Blasen eingerichtet, aber ohne Wasserfüllnng.

3. Der Husch, der Schimmelrieder, das Wildschwien.

Ebenfalls Tonspielzenge mit einer Öffnung und Pfeife versehen, um durch Wasserfüllnngen mehr oder weniger ähnliche Tierlaute hervorzubringen, denn Geränsch nnd Freude scheint auch unsern Altvorderen gleichbedeutend gewesen zu sein. Merkwürdig sind auch hierbei die mythologischen Anklänge an den alten deutschen Glauben. Der „Husch" ist der Hirsch, das deutsche Sinnbild der Ewigkeit; der Schimmelrieder oder Reiter ist wieder der Allvater Wodan, der sein Wolkenroß tummelt. Für das Wildschweinbild war ein recht bezeichnender Name „Barzack", den auch Thietmar von Mersebnrg aus unserer Heimat her kannte, gebräuchlich. Hirsch, Jägersmann, Schimmelreiter, sodann die bekannte „Spinnejungfer", Sinnbild der Frau Holle, als winterliche Mutter Erde, wie der Kringel, die Fische, das Speichenrad, der Kranz und schließlich die Bretzel, alles Symbole von Sonne und Erde, waren gleichzeitig als Teiggebilde in brannem Pfefferkuchenteig dünn ausgestochen, beliebt. Erstere Sachen nannte man hierorts „Pfennigbilder". Auch die „Schmalzlerche", der gefüllte Pfannkuchen, der „geschürzte" Kuchen, die Syrupsnaute mit Mohn bestreut, die jetzt nicht mehr der Eigenbäckerei angehören, sind liebe Erinnerungen vergessener Feste.

4. Der Kläterkopp.

Ein Spielzeug für ganz kleine Kinder aus gebranntem Ton, welches als Kinderklapper zur Beruhigung derselben diente, klätern = klappern. Steinchen im Innern der Tonleibung, die eine birnenförmige Gestalt hatte, schlugen gegen die Wandung nnd brachten ein surrend-klapperndes Geräusch zuwege, als ein Beruhigungsmittel. Heute beruhigt man sich unter Fortfall jeglicher Geräusche lieber!

5. Der Kläterpott.

Dieser war eine aus Ton gebrannte pfannkuchenförmige Sparbüchse mit einem Schlitz oben seitlich, die gleichfalls zerschlagen werden mußte, wollte man znm Sparschatz gelangen. Das „Klätern“ besorgte hier die Einlage.

6. Der Burrach.

Ein geschätzter Freund unserer Jugendzeit, ein Spielzeug eigner Kunst, war als Wahrsage-Gesellschaftsspiel um Weihnachten besonders, sehr beliebt, das Gewinnen der reichlich vorhandenen Päpernöte = Pfeffernüsse eigener Produktion zu besorgen. Pfeffernüsse hatten zu Weihnachten Umlaufswert und galten gewissermaßen als Zahlungsmittel, um zu „kietern“ = auszutauschen mit erkiesen gleichbedeutend. Der Burrach tritt als bescheidener Vorfahr der Roulette auf und trägt seinen Namen vom plattdeutschen burren = brummen, surren und rachen = zusammenraffen, rechnen. Auf einer Tischplatte wurde mit Kreide ein 25 cm im Halbmesser haltender Kreis geschlagen, dessen Peripherie mit Zahlen gleich einer Uhr, von 1 — 12 besetzt wurde, welche beim Orakeln gewisse Bedeutung hatten. Soweit ich mich entsinne, galt No. 1 = Tod, No. 3 = Wissen, Klugheit, No. 6 = schöne Braut und Glück, No. 9 = Reichtum, Ansehen, Kinder, No. 12 = Reisen und Gewinn u. s. w. Eine verblaßte Erinnerung dieser Zahlenwerte enthält das beim Abschlagen der Kinder gebräuchliche:

1, 2 = Kumpanei. 3, 4 = Offizier.
5, 6 = alte Hex'. 7, 8 = Gute Nacht.
9, 10 = Kapitän. 11, 12 = Hinter dem
Gewölw' sitzt eine Maus
[die altgermanische Menschenseele]
Und die Maus muß heraus u. s. w.

Eine starke Schwingenfeder des Wildschwans, der zu Winterszeiten alljährlich die Oder und den Parsteinsee besiedelte, diente als „Wiser“ = Weiser oder Anzeiger. Im Notfalle tat's auch ein „Gänterkiel“, d. i. vom Gänserich, auch Güserick von „Guse, Gaus“ = Gans und „Güssel“ = Gänschen, dieser Kiel war bis auf eine an seiner Spitze verbleibende schwache Federfahne, dem „Puschel“ gerissen, d. h. von den Federbarten befreit.

Etwa 2 cm vom dicken Kielende der Federpose war eine Nadel durchstochen, deren Spitze im Centrum des Kreidekreises befestigt wurde, um das sich der Weiser gleich einem Uhrzeiger drehen ließ. Man mußte nun „tippen“, d. h. das kurze Kielende des Weisers mit dem Zeigefinger einen kurzen Ruck versetzen und so den Weiser um seine

Nadelaxe in drehende Bewegung bringen. Wohin das Federfähnlein zeigte, das war gewonnen oder prophezeit, je nach der vereinbarten Spielregel. Selbstverständlich hemmte der Federpinsel die Umdrehungen und verstärkt wnrde sein Widerstand dnrch mutwilliges Einblasen der Partner, was erlanbt war. Dreimal sollte sich der Weiser wenigstens herumdrehen nnd um Störungeu zn vermeiden hieß es dabei singen, wobei die vielen P-laute schelmisch zum Pusten einluden:

Eeue meeue miug mang,
Pink, pank,
Rose, Pose packe dy, (jetzt pnsten)
Eiea, weia weg! (Resultatverkündigung).

Manchmal dagegen wurde ein flaches Korkstück früher auf die Federspnle bis zum Fähnchen anfgeschoben, die Schwungkraft des Weisers zu verstärken, aber das galt nicht immer als einwandfrei.

Erst wurde in die Pinke eingespielt, dann nach Leerspielen eines Beteiligten begann das Ansspielen n.s.w.

7. Der Sunert oder das Schnurrad.

Ein flachgehämmertes Stück Blei, besonders das von den damals sich vorfindenden „Fensterruten“ der Rauteneinfassung kleiner grünglasiger Scheiben war willkommen, wnrde in Kreisform von etwa 5 cm Durchmesser gebracht, mit Randkerbungen versehen und in der Mitte ein rundes gestricheltes Gesicht eingekratzt, das mit strahligen Radiallinien geziert, teils blank oder abwechselnd farbig „angelassen“, ein Sonnengesicht vorstellte. Rechts und links vom Zentrum lagen die Angenlöcher, durch die eine etwa 50 cm lange Schnurschleife geführt, an einem Ende zusammengeknotet war. Man ergriff beide Enden der Schnurschleife, das Rad in der Mitte befindlich und snchte nun die etwas locker gehaltene Schnnrschlinge durch einige drehende Schwanknngen des Rades zu „drellen.“ War das geschehen, so zog man in Abständen beide Enden der Schnnr straff und ließ dann wieder locker, wodurch sich die Schnurschlinge bei den erzeugten Umdrehungen des Rades bald „reifelte“ bald „drellte“. Das Sonnenrad geriet hierdurch in unaufhörliche, ziemlich schnellrotierende, etwas hüpfende Vor- und Rückwärtsbewegungen, es es begann zu schnnrren. Von der Seite nahm sich das blinkende Rad, mit seinen wechselnden Lichteffekten sehr gut aus. Ein Reim dazu, war zu meiner Zeit nicht mehr bekannt.

8. Der Küsel oder Kreisel.

Unter Verwendnng von Nüsseu, besonders der Haselnuß, waren verschiedene Arten üblich. Einfache wurden in Menge hergestellt, in-

dem man Spitze nnd Gesäß der Haselnuß mit der Messerspitze durchbohrte nnd hierdurch vertikal einen nach unten sich verjüngenden Holzpflock trieb. Das obere Kopfende des Hölzchens diente als Handhabe zum Aufwirbeln mittelst Zeigefinger und Daumen, um die Nüsse in langen Reihen auf den dünnen Holzspitzen herumtanzen zu lassen, zn „küseln", zn „driseln" zu kreiseln. Die Erfüllung eines Wunsches wnrde damit vorweg geprüft, je nachdem er längere Zeit küselte als ein anderer.

Eine andere Art Küsel war iu der Oderberger Fischergemeinde gebräuchlich unter Verwendung der Haselnuß als Scheerkloben. Die ausgehöhlte große Nuß wnrde mit der Messerspitze oben und nnten, ebenso seitlich, rechts und links gegenüberliegend durchlocht, der Inhalt entfernt. Durch die scheitelrechteu Öffnungen wurde ein glattgerundeter Holzpflock, Wirbelholz oben mit einem Knopf versehen, geführt, der nnten mit einer anfgespießten Kartoffel oder „Lehmklnten" als Schwungrad abschloß. Das Ende eines 50 cm langen Garns oder Zwirnfadens wnrde durch das eine wagerechte Loch eingefädelt, einigemale nm das Wirbelholz geschlungen und zum anderen Loch wieder herausgezogen nnd an einem Gegenstand befestigt. Das andere Schnurende wnrde iu der Hand behalten, und dnrch „Hin- und Herschuffeln" des Nnßklobens wnrde die Kartoffel in Rotationen gesetzt.

9. Das Gefitze oder das Auf- und Abnehmen.

Mit der zusammengeknoteten Schnurschleife, dem labyrinthischen Fadeu allein, wurden von 2 Spielern das beliebte und kombinationenreiche Spiel, das Gefitze leidenschaftlich betrieben. Die Fingerfertigkeit war Hauptbedingung, wodnrch sich in nnunterbrochener Reihenfolge verschlnngene, labyrinthische Vieleckkombinationen erreichen ließen. Wer handgeschickt war brachte damit immer neue „drudenfußähnliche" Schnurfiguren zustande, den Irrgang der Wintersonne im Schooße der Erde symbolisierend.

Das Thema von nnseru Kinderspielzengen älterer Zeit ist damit nnr angeschnitten, denn wer möchte nicht des „Brummdeibels" und anderer mehr gedenken, letzterer hier in alter Rückerinnerung stets „Waldteufel" genannt.

Im Kinderspiel und dem Spielzeng grüßt noch immer die altersgraue Vorzeit auf die Gegenwart gemahnend herüber und möge es stets so bleiben.

Alte Sitte, alte Zeit,
Haben nnr ein nenes Kleid.

---

2. (1. ausserordentliche) Versammlung des XVI. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 27. April 1907.

Fusswanderung längs der mittleren Seenkette des Grunewalds.

Vorsitzender Herr Geheimrat **Friedel.**

Die zahlreichen Teilnehmer versammelten sich bei Bahnhof Nikolassee und begaben sich, nachdem u. M. Bibliothekar F. Lüdicke eine Gruppenaufnahme veranstaltet, nach dem Schlachtensee; dieser, die Krumme Lanke, der Rhinmeister- und Grunewald- sowie Hundekehlen-See wurden rechtsseitig, also auf den östlichen Ufern umgangen.

Der Vorsitzende und einige andere naturkundliche Mitglieder machten im Vorübergehen auf charakteristische Wasser- und Land-Pflanzen und -Tiere aufmerksam. Der Vorsitzende warf u. A. die vielerörterte Frage auf, ob es möglich gewesen sei, Rüdersdorfer Kalksteine als Baumaterialien im 16. Jahrhundert, wie dies erzählt wird, direkt zum Bau des Jagdschlosses Grunewald zu fahren. Herr Friedel kommt zu dem Ergebnis auf Grund vieljährigen Besuchs der Gegend, daß in geschichtlicher Zeit eine durchgehende Verbindung von der Spree durch die Seenkette zum Wannsee aus geologischen Gründen nicht vorhanden gewesen sei, denn es schiebe sich nördlich vom Grunewaldsee eine gewaltige Schwelle von diluvialen Sanden und Kiesen vor, welche von Menschenhand anscheinend niemals durchbrochen worden sei.

Allerdings habe man bis in die Nähe der Baustelle Grunewald von Norden d.h. von der Spree vordringen können. Die Wasserschlänken („faule Spree") im Charlottenburger Schloßgarten, die Rinne des früher so berüchtigten Schwarzen Grabes seien mit dem Lietzensee verbunden und für kleinere Fahrzeuge passierbar gewesen. Man könne sich alsdann einen Transport zu Wagen oder auf der Schleife zur Winterszeit vorstellen.

Unmittelbar an den Grunewaldsee habe man aber von Süden d. h. vom Wannsee heran dringen können allerdings mit ziemlichen Umwegen, die aber bei Wasserfrachten weniger ins Gewicht fallen. Früher sei der tiefe Graben zwischen dem Schlachtensee am Nordostende und der Krummen

Lanke schiffbar, mindestens flößbar und eine direkte Wasserstraße von der Krummen Lanke durch den jetzt fast völlig verschilften nnd vertorften Rhinmeistersee bis zum Grunewaldsee vorhanden gewesen. Hier läge kein geologisches und anch kein anf erheblicheren Gefälleverschiedenheiten bernhendes Hindernis vor.

Herr Friedel machte ferner auf das die Grunewaldabhänge nach den Seen zn d. h. nach dem Nikolassee zu usf. bis Paulsborn begleitende, von ihm seit fast fünfzig Jahren beobachtete Vorkommen der in der Brandenburgia öfters vorgelegten nnd besprochenen Süßwasser-Deckelschnecke Paludina diluviana Kunth aufmerksam. Namentlich häufig ist diese Leitfossilschnecke in der jetzt gesperrten Sandgrube von Paulsborn und in der nordöstlich von der Krummen Lanke belegenen tiefen Kiesgrube. Überall befindet sich hier aber diese eigentlich dem tieferen Dilnvinm angehörigen Schnecke auf zweiter oder dritter, nicht auf der ursprünglichen Lagerstätte.

Über diese interessante Schnecke, die Herrn Friedel ans mehr wie 100 Fundorten der Provinz bekannt, ist demnächst eine ausführliche Pnblikation von dem Landesgeologen Herrn Dr. Kannhowen zn erwarten.

Desgleichen werde verwiesen speziell wegen der mittleren Grunewald-Seenkette auf Pnblikationen, die demnächst in der von Professor Dr. Potonié herausgegebenen bekannten Naturwissenschaftlichen Wochenschrift ihrer Veröffentlichung entgegensehen.

Außerdem ist eine Vereinignng von Naturfreunden im Werden, welche für die Erhaltung der Grunewaldseen mit Rat und Tat und Wort und Schrift eintreten will. Herr Oberlehrer Dr. Friedrich Fedde, Dentsch-Wilmersdorf, Weimarsche Straße 3, hat in dankenswerter Weise die Organisation und das Schriftführeramt übernommen. Herr Friedel fordert zur Beteiligung auf nnd macht darauf aufmerksam, daß die Brandenburgia wie wiederholentlich schon früher so auch fortan ebenfalls für die möglichste Erhaltnng des Grunewalds in seiner Ursprünglichkeit mit allen znr Verfügung stehenden Mitteln eintreten werde. Dies wurde von der Versammlung beifälligst begrüßt.

Während der Erholungspause im Wirtshaus „Zur Krnmmen Lanke“, wo der Kaffee eingenommen wurde, gab Herr Bibliothekar Dr. Gnstav Albrecht-Charlottenburg eine Überblick über die Geschichte des Grunewalds nnd versuchte unter Benntznng der Ergebnisse der nenesten vorgeschichtlichen und geschichtlichen Forschungen nachzuweisen, daß es im Interesse der märkischen Heimatkunde läge, den Grunewald mit seinen historischen Stätten in dem jetzigen Umfange zu erhalten. Mit der Geschischte des Waldgebiets ist die unseres Herrscherhanses vielfach verknüpft, und auch aus diesem Grunde ist die Erhaltung des Grunewalds geboten.

Aus der Vergangenheit des Grunewalds.

Von Dr. Gustav Albrecht.

Betrachtet man eine Karte des Kreises Teltow aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts neben einer aus dem Jahre 1907 und vergleicht auf beiden den Umfang des Grunewaldgebiets, so wird man überrascht sein, in welchem Maße der Baumbestand des damals bis nach Wilmersdorf und Schöneberg reichenden Waldgebiets sich verringert hat, und noch erstaunter wird jeder sein, wenn er hört, daß das Gebiet des Grunewalds zur Zeit des Großen Kurfürsten sich bis an die Spree und bis an die Tore von Berlin erstreckte.

Aber es verhielt sich in der Tat so, und wo heute Villenkolonien sich ausdehnen, wo der Bauer die Pflugschar tief eingreifen läßt in das Erdreich oder wo die Industrie die Stätten reger Tätigkeit errichtet hat, da zog sich damals dichter Wald hin und Scharen von Wild tummelten sich an den Seen und Laken und in den Fennen, die einen großen Teil des Grunewalds durchzogen und noch heute durchziehen. Bis in die Tage des Großen Kurfürsten blieb der Grunewald unberührtes Jagdgebiet der Hohenzollern, dann wurde unter König Friedrich I. bei der Gründung von Charlottenburg der Anfang mit der Abholzung des nördlichen Waldeszipfels gemacht, darauf folgte unter Friedrich dem Großen die Niederlegung einiger Waldpartien längs der Havel durch eine englische Gesellschaft, welcher die Holznutzung auf mehrere Jahre verpachtet worden war, und im 19. und 20. Jahrhundert haben die Anlage der Potsdamer und Wetzlarer Bahn, die Gründung von Villenkolonien, die Durchlegung der Döberitzer Heerstraße und manches andere den Waldbestand immer mehr vermindert, so daß von der „Lunge Berlins", wie der Grunewald genannt wird, kaum noch ein „Lungenflügel" übrig geblieben ist.

Weitere Anlagen von Rennbahnen und Automobilstraßen, von Landhäusern und Restaurants und die Ausschachtung eines die Seen verbindenden Kanals sind geplant, und diese Anlagen erfordern naturgemäß eine erhebliche Abholzung des Waldbestandes. Die landschaftliche Schönheit, die idyllische Ruhe, überhaupt der ganze Charakter des Grunewalds sind durch diese Pläne bedroht, und es ist an der Zeit, daß sowohl die Bevölkerung von Berlin als auch Natur- und Geschichtsfreunde laut ihre Stimmen gegen die Verunstaltung des Grunewalds erheben. Schon haben verschiedene lokale und naturwissenschaftliche Vereine Protest eingelegt gegen die Absichten des Fiskus und der einzelnen Terrain-Gesellschaften, und ihnen schließt sich die „Brandenburgia" an, die aus aesthetischen, heimatkundlichen und geschichtlichen Gründen die Erhaltung des noch vorhandenen Waldbestandes befürworten will.

Hoffentlich gelingt es uns, durch die geplanten drei Wanderfahrten das gewünschte Ziel zu erreichen und das Landschaftsbild des Grunewalds in seiner alten Schönheit zu erhalten.

Geschichtliche Gründe sprechen, wie erwähnt, vor allem dabei mit, wenn es sich um die Erhaltung des Grunewalds handelt, und Zweck dieses Vortrags ist es, die Mitglieder der „Brandenburgia" mit einigen Einzelheiten aus der geschichtlichen Vergangenheit des Grunewalds bekannt zu machen und zu zeigen, daß die geschichtlichen Stätten des Waldgebiets aus Pietät gegen unser Herrscherhaus und gegen die Vorfahren erhalten bleiben müssen.

Unsere Kenntnis von der Vergangenheit des Grunewalds reicht, soweit das urkundliche Material in Frage kommt, bis in die Zeit der Askanier zurück, doch setzen uns eine Anzahl prähistorischer Funde und geologische Untersuchungen in die Lage, uns von der Beschaffenheit des Grunewalds und von seinen Bewohnern in der vorhergehenden Zeit ein ungefähres Bild zu schaffen.

1. Die Vorzeit. Wie die Bodengestaltung des Grunewalds noch heute erkennen läßt und wie durch geologische Untersuchungen festgestellt ist, wurde das Waldgebiet in der Vorzeit von zwei breiten Wasserläufen durchzogen, die einerseits ihre Entstehung der Wirkung tektonischer Kräfte verdanken und andererseits als die Abflußwässer des Inlandeises zu betrachten sind. Die Spuren dieser Wasserläufe lassen sich heutzutage noch deutlich verfolgen. Der östliche zog sich von der Spree bei der früheren Flora in Charlottenburg beginnend, nach Süden durch den „Karpfenteich" und den Lietzensee zum Halensee und von hier durch das Fenn des jetzigen Königs- und Dianasees zum Hundekehlen- und Grunewaldsee und erreichte, dem Zuge der noch heute erhaltenen Seenkette (Riemeister, Krumme Lanke, Schlachtensee und Nikolassee) folgend, etwa bei Beelitzhof die Havel. Diese Wasserstraße soll noch zur Zeit Joachims II. schiffbar gewesen sein, da auf ihr die Steine zum Bau des Jagdschlosses Grunewald auf Prähmen von der Spree herangeschafft wurden, doch ist es fraglich, ob dieser Transport bei normalem Wasserstande oder vielleicht bei Hochwasser vorgenommen worden ist. Der westliche Wasserlauf begann an der Spree beim jetzigen Spandauer Bock, folgte dem Einschnitte der Sausuhlenbuchten zum Teufelssee und erreichte über Pech- und Barschsee südlich vom Havelberg die Havel. Er stand außerdem durch mehrere Wasserläufe, so im Zuge des Torfgrabens, des Dachgrundes und der Schlucht südlich des Karlsberges, mit dem Flusse in Verbindung und teilte das Gelände längs der Havel in mehrere Inseln.

In diesem von Eichen und anderen Laubbäumen bestandenen Waldgebiet werden die Tiere der Vorzeit — Mammut, Auerochs, Elch, Riesenhirsch und andere — in gleicher Weise gehaust haben wie in dem südlich benachbarten Sumpfgebiet der Teltebäke, und wenn auch

außer einigen Mammutzähnen am Bahnhof Grunewald einem Mammutzahn am Lietzensee und einer Anzahl Wildtierknochen auf dem Pichelswerder keine Spuren einer vorgeschichtlichen Fauna im Grunewald gefunden worden sind, so ist zu bedenken, daß die zahlreichen Funde im Gebiet des Teltowkanals durch die gewaltigen Umwälzungen im Erdreich zutage gefördert worden sind, während im Grunewald jene Funde nur bei gelegentlichen Grabungen gemacht wurden. Es mögen also in den Fennen und Mooren des Grunewalds noch genug Überreste der vorzeitlichen Fauna verborgen liegen, deren Hebung einer späteren Generation vorbehalten ist.

Dagegen haben sich verschiedene Spuren menschlicher Ansiedlungen der Vorzeit im Grunewaldgebiet gefunden. Aus der Zeit des Dämmerungsmenschen, aus der sogenannten eolitischen Periode, rühren mehrere Funde her, die Geheimrat Friedel im nördlichen Teil des Waldgebiets in einer Kiesgrube bei Westend gemacht hat, roh zu Werkzeugen bearbeitete Flintsteine, die dem unteren Paläolithicum angehören. Funde aus der Steinzeit wurden auf den genannten Inseln, die 60—90 m über dem Wasserspiegel ansteigen, und auf den Werdern der Havel gemacht. So wurde auf dem Schwanenwerder eine steinzeitliche Werkstätte entdeckt und dort kleine Messer, Schaber, Pfeil- und Speerspitzen aus Feuerstein, Spitzangeln, Netzsenker und zahlreiche angefangene Feuersteinwerkzeuge gesammelt. Daneben fanden sich im Feuer geplatzte Herdsteine, schlecht gebrannte Töpferware und Wirtschaftsabfälle, ein Zeichen, daß auf dem Schwanenwerder eine steinzeitliche Ansiedlung bestanden hat. Ähnliche Funde wurden auf dem Pichelswerder gemacht, wo Flintsplitter und vorslavische Urnenscherben gesammelt wurden, auf dem Kälberwerder, wo sich Pfeilspitzen aus Feuerstein und Gefäßreste, und bei Schildhorn, wo sich Urnenscherben fanden, ferner am Teufelssee, wo ein Feuersteinbeil, in Dahlem, wo eine Steinaxt, und am Lietzensee, wo Flintenwerkzeug gefunden wurde. Außerdem sind grubenartige Wohnstätten mit Mahl- und Herdsteinen an der Grenze des Grunewalds bei Wilmersdorf entdeckt worden. Spuren der Bronzezeit fanden sich bei Zehlendorf, am Schlachtensee, an der Saubucht und am Lietzensee und Wohnstätten aus der Völkerwanderungszeit mit Mäanderurnen am Waldrande bei Wilmersdorf. Ferner deuten verschiedene Sagen, so die vom wilden Jäger, der vom Havelberge durch den Dachsgrund nach dem Teufelssee reitet, von der verwunschenen Prinzessin am Teufelssee, von dem Riesen auf dem Pichelswerder und von dem untergegangenen Dorfe im Grunewaldsee auf die Anwesenheit vorslavischer, also wohl germanischer Ansiedler im Grunewald hin.

Nach dem Abzuge der germanischen Stämme nach dem Süden im 4. u. 5. Jahrh. n. Chr. Geb. nahmen in der Mark die Slaven die ver-

lassenen Wohnsitze ein, und so haben auch im Grunewald um diese Zeit sich Slaven angesiedelt, und zwar vielfach im Gegensatz zu den früheren Bewohnern, die auf den hochgelegenen Inseln hausten, in den Niederungen längs der Havel und an den Grunewaldseen. Auf die slavischen Ansiedler im Grunewald deuten Funde von Wohnstätten nnd Gerätschaften hin, so Siedlungsstätten mit wendischen Gefäßresten und Werkzeugen bei Schlachtensee und Wilmersdorf, slavische Scherben am Schildhorn und am Lietzensee und Wirtschaftsgeräte und Scherben auf dem Pichelswerder, ferner der Name des Schlachtensees (von slatyì-goldgelb, wegen der gelben Sanddünen am Ufer) und eine Anzahl Sagen, wie die von der Flucht Jaczkos beim Schildhorn, von der Opferstätte am Teufelssee und von den untergegangenen Dörfern im Schlachtensee und in der Krummen Lanke. Nähere Nachrichten über die slavischen Bewohner des Grunewalds fehlen gänzlich, und das ist bei der Abgeschlossenheit des Waldgebiets auch nicht zu verwundern, fließen doch überhaupt die Quellen über jene Zeit äußerst spärlich.*)

2. Die Zeit der Kolonisation. Die Zeiten der Wendenkämpfe werden auch an dem Grunewald nicht spurlos vorüber gegangen sein, doch sind darüber keine Nachrichten erhalten. Erst nachdem der Teltow um 1230 in den Besitz der Askanier gelangt war, erfahren wir, daß im Gebiet des Grunewalds mehrere deutsche Dörfer angelegt wurden, so Slatdorp am Schlachtensee und Krummensee am Tusen (jetzt Krumme Lanke), die Randdörfer Zehlendorf, Dahlem, Schmargendorf und Wilmersdorf und am nördlichen Ende des Waldes an der Spree das Dorf Lutze, das spätere Lietzow.

Slatdorp wurde in der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts auf dem Grund und Boden der wendischen Siedlung Slatice am Nordostufer des Schlachtensees angelegt und im J. 1242 nebst Cedelendorf, zu dem

---

*) Näheres über die Vorzeit des Grunewalds findet sich
in H. Berdrow, Der Grunewald. Schilderungen und Studien. Mit Abb. 1902,
in E. Friedel, Vorgeschichtl. Funde aus Berlin und Umgegend. Schriften d. Vereins f. d. Gesch. Berlins. Heft XVII. Berlin 1880 und in
den einzelnen Jahrgängen der Zeitschrift für Ethnologie und der Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie u. s. w.
Über die Geschichte des Grunewalds ist ferner zu vergleichen:
F. Meyer, Jagdschloß Grunewald in Der Bär. 7. Jahrg. (1881), S. 81 ff., 109 ff., A. Trinius, Märkische Streifzüge (1887), Bd. 1, 205 ff, R. Nordhausen, Im Sande der Mark, S. 14 ff., W. Spatz, Bilder aus der Vergangenheit des Kreises Teltow. I. (1905), Monatsblatt der Brandenburgia, Jahrg. 1 (1892/93) und Jahrg. 5 1896/97) und Sammlg. Straube Heft 1: G. Albrecht, Der Grunewald. Mit Karten und zahlreichen geschichtl. Notizen.

es gehörte, von den Markgrafen an das Kloster Lehnin verkauft. Es war aber wie das in seiner Nähe belegene Dorf Jelt*), das ebenfalls Lehnin gehörte, aber nur noch dem Namen nach bekannt ist, schon um 1375 wüst, und als ein Überrest der Ortschaft ist die Alte Fischerhütte am Schlachtensee zu betrachten, deren Besitzer zur Zeit des Großen Kurfürsten die Fischereigerechtigkeit erhielt.

Das Dorf Krummensee wird zu gleicher Zeit wie Slatdorp und wohl auch in Anlehnung an eine wendische Siedlung gegründet worden sein. Es lag an der jetzigen Krummen Lanke, die damals noch ein offener See war und der bogenförmigen Gestalt wegen die Bezeichnung „Tusen" führte. See und Dorf wurden 1242 zusammen mit Zehlendorf und anderen Orten von den Markgrafen an das Kloster Lehnin verkauft und scheinen bis zur Säkularisation in dessen Besitze verblieben zu sein. Im Jahre 1590 wird Krummensee noch urkundlich erwähnt, bald darauf scheint es wüst geworden zu sein, denn im Schoßkataster von 1624 wird es als „wüst" aufgeführt, mit dem Zusatz „Seind die Leute wegen großer Armut entlauffen". Auf welcher Seite der Krummen Lanke das Dorf gelegen hat, ist bisher noch nicht festgestellt worden.

Zehlendorf, das 1242 in der Lehniner Kaufurkunde als Cedelendorp erwähnt wird, scheint als deutsches Dorf gegründet worden zu sein, dafür spricht seine Stellung zu den beiden Ortschaften Slatdorp und Krummensee, die ihm untergeordnet waren, und sein Name, der wohl „Zeidlerdorf" bedeutet und nicht von slav. sedlo = Ansiedlung herzuleiten ist. Die Zeidelei d. h. die Bienenwirtschaft in Beutenkiefern wurde damals im Grunewald eifrig betrieben, und schon 965 verlieh Kaiser Otto I. dem Kloster des heiligen Moritz in Magdeburg den Honigzehnt aus dem Havelgau. Möglich, daß Cedelendorp der Sitz vieler Zeidler war und der Ort davon seinen Namen erhalten hat. Zehlendorf kam 1242 durch Kauf in den Besitz des Klosters Lehnin und blieb dessen Eigentum bis ins 15. Jahrhundert. Im 30 jährigen Kriege wurde das Dorf sehr mitgenommen, die Bewohner verließen fast sämtlich ihre zerstörten Behausungen und nur ein Bäuerlein, namens Rombß, soll dort geblieben und der Gründer des neuen Dorfes geworden sein.

Dahlem soll der Überlieferung nach eine wendische Ansiedlung sein und seinen Namen von slav. dol = auf der Höhe erhalten haben, doch scheinen die früheren Benennungen „dalem" und „dalheim" auf eine deutsche Gründung hinzudeuten. Jedenfalls ist der Ort um die Mitte des 13. Jahrhunderts in deutschen Händen gewesen, denn die Grundmauern der alten romanischen Kirche mit den schmalen Fensteröffnungen

*) Riedel, Die Mark Brandenburg i. J. 1250, Bd. I, 268.

stammen aus dieser Zeit, Dahlem ist also um 1240 ein deutsches Kirchdorf gewesen. Im J. 1375 ist die Familie von Spiel im Besitze des Rittergutes, das sie nebst Steglitz bis zum Ende des 17. Jahrhunderts besessen hat, um 1671 kam die Familie von Wilmerstorff in den Besitz von Dahlem. Zu der Feldmark von Dahlem gehörte seit Anfang an auch der Spliensee, der heutige Grunewaldsee, der 1542 durch Tausch in den Besitz des Kurfürsten Joachim II. kam.*)

Die beiden anderen Randdörfer Schmargendorf, das 1354 als marggrevendorp, und Wilmersdorf, das 1295 als willamsdorp zuerst urkundlich erwähnt wird, sind gleichfalls um die Mitte des 13. Jahrhunderts als deutsche Gründungen entstanden, wobei Teile des Grunewalds zu der Feldmark geschlagen und ausgerodet bezw. als Weideland benutzt wurden. Über die näheren Umstände bei der Anlage der einzelnen Ortschaften sind wir nicht unterrichtet, doch wird sich der Anbau und die Urbarmachung in der sonst üblichen Weise vollzogen haben.**)

Aus der Zeit der bayerischen und luxemburgischen Markgrafen sind keine geschichtlichen Nachrichten über den Grunewald und seine Bewohner erhalten, erst unter den Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern tritt der Grunewald wieder aus dem Dunkel in das Licht der Geschichte hervor.

3. Die Zeit der hohenzollernschen Kurfürsten. Aus einer Urkunde des Jahres 1418 erfahren wir, daß die Gewässer und die Heide bei Spandau (d. i. der Grunewald) an den Mühlenmeister Jakob Münchehof zu Spandau auf ein Jahr für 50 Schock gute böhm. Groschen verpachtet sind, mit der Bestimmung, daß „die wasser und heyde von In also gehalden werden, alß sy die vergangen czwey jar gehalden haben, also das sy mith unmoglichkeit nicht verwüst werden." Später nahm der Kurfürst die Forst, die zur Vogtei Spandau gehörte, in eigene Verwaltung und übertrug einem Heidereiter die Aufsicht darüber. Dieser sollte „heiden und geholcze nach seinem besten vermugen getrenlichen vorsten" und mußte dem Vogt zu Spandau alle Woche Rechnung legen über den Verkauf des geschlagenen Holzes und sonstige Einkünfte. Aus diesen Rechnungen erfahren wir manches über den Baumbestand des Grunewalds, in dem sich Birken, Eichen, Elsen, Espen und Kiefern befanden, über den Wildbestand und über das Leben und Treiben in dem Walde, in dem Zeidler, Torfgräber, Kohlenbrenner und

*) Weitere geschichtliche Nachrichten s. in E. Rachvoll, Festschrift zur Einweihung der Sankt Annen-Kirche in Dahlem am 4. November 1906. Gr. Lichterfelde 1906. Selbstverlag.

**) Vgl. hierzu G. Albrecht, Landesanbau im Wendenlande zur Askanierzeit in der Zeitschrift „Der Roland" 3. Jahrg. (1905) S. 505 ff., S. 529 ff.

Teerschweler ihrer Arbeit nachgingen und Vogelsteller, Holzdiebe und Waldfrevler ihr Wesen trieben.*)

Eine neue Zeit für den Grunewald brach an, als Kurfürst Joachim II., ein großer Liebhaber des Weidwerks, die Forst zum Jagdgebiet erwählte und am Spliensee im Jahre 1542 das Jagdschloß „Zum grunen Wald" erbauen ließ. Über die Gründe, welche den Kurfürsten zur Errichtung des Jagdschlößchens an dieser Stelle bewogen haben, berichtet die sagenhafte Überlieferung folgendes:

Mit seiner zweiten Gemahlin Hedwig, des Polenkönigs Siegmund Tochter, jagte Kurfürst Joachim von Brandenburg eines Tages in dem Walde längs der Havelseen. Und wo der Forst lichter war und den Sonnenstrahlen gestattete, sich einen Weg zu bahnen, brannte das Tagesgestirn heiß auf die fürstlichen Jäger hernieder, so daß die hohe Frau ermüdet Schutz unter dem Laubdache einer hohen, dichten Baumgruppe suchte. Es traf sich aber, daß als Gesandter des Polenkönigs der Castellan von Eublin, Biclovicz, am Tage der Jagd in Berlin eingetroffen war und nicht säumen wollte, sofort vor dem Kurfürsten zu erscheinen. Als er Kunde erhielt, daß dieser in der Spandauer Forst jage, begab er sich alsbald zu Roß dahin, und als er den hohen Herrn gefunden hatte, richtete er ihm seine Botschaft unter freiem Himmel aus. Der Kurfürst, ein vornehmer Herr, ließ es nicht an freundlicher Entschuldigung fehlen, daß dies eigentlich kein geeigneter Ort zur Audienz wäre, fügte dann aber lächelnd hinzu, er werde künftighin für bessere Aufnahme solch hohen Gastes, wie des Gesandten der polnischen Majestät, sorgen. Unfern dem Orte werde er ein Schloss errichten. „Warum an anderem Ort, mein erlauchter Gemahl?" wandte die Kurfürstin ein. „Wollten wirklich Euer Liebden ein feines Schlößlein bauen, so thut es hier im Spandauer Forst und am besten auch an dieser lieblichen Stätte." — „So soll es sein!" entgegnete der ritterliche, fürstliche Herr. „Es soll ein Schlößlein hier entstehen, und Ihr, Frau Kurfürstin, sollt ihm den Namen geben." — „So nennen wir es zum „grunen Wald", ist dieser doch so lieblich und senkt anmutig sich zum blauen See hinab."

Einer anderen Sage zufolge soll der Kurfürst an der Stelle, wo er das Jagdschloß erbauen ließ, zwei beim Kampfe mit den Geweihen verstrickte Hirsche angetroffen und um des seltenen Schauspiels willen den Bau befohlen haben. An diese Sage erinnert auch ein über dem Eingang befindliches Sandsteinrelief, das den erwähnten Vorgang darstellt, vermutlich hat aber das Relief erst die Veranlassung zu der Sage gegeben.

Welche Gründe Joachim II., der eine ganze Anzahl Jagdschlösser in den märkischen Wäldern erbauen ließ, zur Errichtung des Jagd-

*) Näheres bei Berdrow, Der Grunewald. S. 61 ff.

schlosses bewogen haben, mag dahingestellt bleiben, vermutlich hatte die landschaftliche Schönheit des Waldgebiets den Wnnsch, hier am See ein Jagdhaus zu besitzen, in ihm entstehen lassen. Um das Bauland am See in seinen Besitz zu bekommen, tauschte Joachim II. den Spliensee nnd das umliegende Waldgebiet, die den Herren von Spiel auf Dahlem gehörten, gegen den Krummensee und den Reitmeister (jetzt Rienmeister), sowie gegen das Krumme nnd das Lange Fenn ein und übertrug dann seinem Baumeister Kaspar Theyß den Bau des Schlosses.

Eine Inschrift über dem mit dem kurbrandenburgischen Wappen geschmückten Schloßportal meldet:

> Nach Christi Gebnrt 1542 nnter der Regiernng des Kaiserthnms Karl V. hat der Durchlanchtigste hochgeborene Fürst und Herr, Herr Joachim II., Markgraf zu Brandenburg, des Heiligen Römischen Reiches Erzkämmerer und Kurfürst, zu Stettin, Pommern, der Cassuben, Wenden, in Schlesien, zu Crossen Herzog, Bnrggraf zn Nürnberg und Fürst zu Rügen, des Heil. Röm. Reiches Oberster Feldhanptmann, dies Haus zn banen angefangen und den 7. März den ersten Stein gelegt und znm grünen Wald genannt.

Der Ban wurde noch im J. 1542 in Angriff genommen, wobei die Steine, wie aus archivalischen Quellen ersichtlich ist, zu Wasser herangeschafft, ein Beweis, daß zn jener Zeit die Seenkette des Grunewalds noch in Verbindung mit der Spree und Havel stand, wie schon oben erwähnt wnrde. Diese Wasserstraße ist erst im Laufe des 16. Jahrhunderts vertorft und versandet.

An den Banmeister Kaspar Theyß erinnert eine bildliche Darstellnng im Treppenturm des Jagdschlosses, ein Sandsteinrelief, auf dem drei Personen in halber Figur erscheinen: in der Mitte ein wohlbeleibter Mann mit Vollbart, im Werktagskleide, ein mächtiges Trinkgefäß in der Hand haltend, rechts daneben eine Gestalt mit einem kleinem Trinkbecher und anf der anderen Seite eine Person in der Hoftracht der damaligen Zeit. Die Inschrift nnter dem Relief lautet:

> CASPER · THEYS · WAS · SAL · DI · KLEINE · FLAS
> DI · CONCZ · BVNTSCHVG · HOT · IN · DER · TAS
> DISER · WILKVM · MVS · ZVVOR · HERAVS
> SVNST · WVRT · EIN · SOLCHER · LERMAN · TRAVS

und weist darauf hin, daß die beiden erwähnten Personen sich auf dem Bilde befinden, und zwar ist die in der Mitte befindliche Fignr Kaspar Theyß, die links neben ihm (rechts vom Beschaner) stehende Buntschnh, ein anderer Baumeister Joachims, der nur in einer Urknnde

vom 8. September 1539 erwähnt wird und 1559 gestorben ist. Die dritte unbenannte Figur ist ein kurfürstlicher Edelmann, nicht etwa Joachim II., wie vielfach behauptet worden ist.

Das Relief stellt eine Trinkszene, vielleicht, wie die Worte auf dem „Wilkum“: — Cas. Theys es gilt: — vermuten lassen, ein Wetttrinken dar, und die Veranlassung zu demselben ist wahrscheinlich folgende gewesen. Joachim II., unschlüssig, welchem seiner beiden Baumeister er den Bau des Jagdschlosses übertragen sollte, beschloß zur Entscheidung eine Art Wettbewerb stattfinden zu lassen, welcher nach der Sitte der damaligen Zeit, in einem solennen Wettrinken zwischen den beiden Meistern bestehen sollte. Den Beginn des Kampfes stellt das Bildwerk dar. Kunz Buntschuh bringt ein kleines Trinkgefäß herbei, um mit diesem den Wettstreit „auszupauken“, aber der mit der Aufsicht betraute Edelmann, die linke Figur, hält sich streng an die Befehle des Kurfürsten, welcher befohlen hat, daß der beim Rundtrunk übliche große „Wilkum“ bis zur Nagelprobe von jedem der Kämpfer geleert werden soll. Über den Ausgang des Streites dürfte man nach dem Bildnis selbst nicht im unklaren sein: die betrübte Miene Buntschuhs, sein Versuch, aus dem kleinen Gefäß zu trinken, bezeugen zur Genüge, daß er kein Meister im Trinken ist. Jedenfalls hat Theyß gesiegt; denn er erbaute das Jagdschloß, und zu seinem eigenem Ruhme mag er die Anfertigung des Bildwerkes veranlaßt haben, vielleicht ist er selbst der Verfertiger desselben gewesen.*)

Ähnliche Turniere und Trinkgelage werden häufig zur Zeit Joachim II. im Schlosse „Zum grunen Wald“ stattgefunden haben; denn der jagdlustige Fürst weilte oft und gern am stillen Waldsee, wohin ihn auch seine Gemahlin Hedwig zuweilen zur Jagd begleitete. Als sie dann 1549 das Unglück hatte, im Schlosse Grimnitz mit dem morschen Fußboden durchzubrechen und sich an einem Hirschgeweih in der unteren Halle so schwer verletzte, daß sie bis zu ihrem Tode sich der Krücken bedienen musste, konnte sie ihrem Gemahl nicht mehr zum fröhlichen Weidwerk folgen, und Joachim II. suchte sich unter den Schönen des Landes eine andere Jagdgenossin aus. Anna Sydow, die „schöne Gießerin“, die Witwe des Stückgießers Dietrich, fand Gnade vor seinen Augen und schlug sein Herz in feste Bande. Sie begleitete ihn oft zur Jagd nach dem Grunewald, und das einsame Waldschlößchen war häufig der Schauplatz süßer Tränmereien und traulicher Schäferstündchen. Und als die Untertanen des Kurfürsten Anstoß an dem Liebesleben ihres Landesherrn nahmen, zog sich die „schöne Gießerin“ aus der Öffentlichkeit gänzlich in den idyllischen Frieden des kleinen

*) Vgl. G. Albrecht, Das Zecherrelief im Jagdschloß Grunewald in „Der Bär“, 19. Jahrg. (1883), S. 55 ff.

Jagdhauses zurück und empfing hier im geheimen den Geliebten, der an ihrer Seite von den Regierungslasten ausruhte und von Liebe und Seligkeit träumte.

Jäh wurde dieses Liebesglück durch den Tod Joachims am 2. Januar 1571 unterbrochen. Sein Nachfolger Johann Georg hatte einen so glühenden Haß auf die Maitresse seines Vaters geworfen, daß er sie sofort gefangen nehmen und auf der Feste Spandau einkerkern ließ, wo sie, wie die „Cöllnische Stadtschreiber-Chronik“ berichtet, am 16. November 1575 im „Gefencknus“ gestorben ist. Über ihr Schicksal und ihr Lebensende wurde in jener Zeit nichts bekannt, das Volk munkelte deshalb allerlei, und schließlich sprach man davon, daß der neue Herrscher die „schöne Gießerin“ lebendig im Jagdschloß habe einmauern lassen, und daß ihr Geist dort umgehe, daß es nächtlicherweile an den Wänden scharre und kratze, daß es schluchze, seufze und schreie. Manche wollten auch eine weiße Gestalt an den Fenstern und an den Gemächern gesehen haben. Eine teilweise vermauerte Wendeltreppe bezeichnet man als den Ort, wo der Kurprinz die „schöne Gießerin“ habe hinabstoßen und lebendig einmauern lassen.

Diese Wendeltreppe, welche erst im zweiten Stockwerk zu Tage tritt, während ihr unterer Teil durch breite Steinfliesen und eine eiserne Ofenplatte verdeckt und ihr Eingang auf der Wasserseite vermauert ist, hat selbstverständlich zu vielfachen Sagen Veranlassung gegeben. Nach einer andern Version hat nicht Johann Georg die Einmauerung vollziehen lassen, sondern die Kurfürstin Hedwig selbst, indem sie in dem Augenblicke, als die „schöne Gießerin“ jene Treppe betreten hatte, die beiden Ausgänge versperren und dann zumauern ließ. Nach einer ähnlichen Version soll eine schöne Hofdame, welche einer Kurfürstin Anlaß zur Eifersucht gegeben hatte, die Treppe hinabgestoßen und eingemauert worden sein. Eine weitere Tradition endlich berichtet, daß zur Zeit Joachim's II. ein Mitglied des Herrscherhauses, vom Wein berauscht, auf jener Treppe im Jähzorn einen Hofkavalier niedergestoßen habe und daß der Kurfürst, um die Erinnerung an die Tat zu verwischen, die Treppe zumauern ließ. Der Tote sei jedoch, so sagt das Volk, auf der Treppe liegen geblieben, und wenn man das Mauerwerk öffne, würde man das Gerippe finden.*)

*) Wieviel an dieser Tradition auf Wahrheit beruht, mag dahingestellt bleiben, Tatsache ist nur, daß alle hohenzollernschen Fürsten, welche um Erlaubnis zur Öffnung der geheimnisvollen Treppe gebeten wurden, ein solches Ansinnen rundweg ablehnten. Friedrich Wilhelm IV. erklärte, er wolle sich nicht in die Geheimnisse seiner Ahnherren einmischen, wenn diese den Treppenaufgang zugemauert hätten, so müßten sie wohl ihre guten Gründe dazu gehabt haben. Kaiser Wilhelm I. entgegnete auf den Vorschlag des Großherzogs von Sachsen-Weimar, der Sache einmal auf den Grund zu gehen, kurz und ablehnend, man solle am Vergangenen nicht

Der Kurfürst Johann Georg ließ durch seinen Baumeister, den Grafen Rochus von Lynar, die Wirtschaftsgebäude des Jagdschlosses errichten und den Hof mit einer Mauer umgeben. Er hat auch eine Anzahl Verordnungen erlassen, durch die der Forstbetrieb geregelt und Bestimmungen über die Ausnutzung des Baumbestandes und die Holzpreise, über Zeidelei, Teerbrennen, Eichelmast und ähnliche Dinge getroffen wurden. Aus diesen Umständen ersieht man, daß bereits damals eine große Anzahl von Forstbeamten im Grunewald tätig waren.

Die Nachfolger Johann Georgs haben wenig oder gar nicht im Jagdschloß „zum grunen Wald“ geweilt oder in der Spandauer Forst gejagt, und so stellte sich allmählich wegen mangelnder Aufsicht eine gewisse Mißwirtschaft in der Forstverwaltung ein, die den Kurfürsten Georg Wilhelm veranlaßte, eine Verordnung gegen die umfangreiche Abholzung im Grunewald zu erlassen und zugleich den Verkauf von Bauholz einzuschränken. Ebenso durfte Brennholz nur noch an die Bewohner der umliegenden Ortschaften verkauft werden.

Die Schrecken des 30jährigen Krieges suchten auch den Grunewald und seine Ortschaften heim. Die Randdörfer Zehlendorf und Dahlem wurden völlig ausgeplündert, ihre Bewohner suchten im Walde Schutz und zogen dann nach anderen Orten, und um 1652 war in dem erstgenannten Dorfe nur noch ein Bauer ansässig. Baum- und Wildbestand des Grunewalds mögen in jenen Zeiten gleichfalls arg gelitten haben.

Aber es zogen wieder bessere Tage für den Grunewald herauf. Unter dem Großen Kurfürsten wurden wieder Jagden im Grunewald veranstaltet, und der Hof des Jagdschlosses hallte wider von Hörnerklang und Rüdengekläff, wenn der „große Nimrod“, wie Nicolaus Peucker seinen fürstlichen Herrn in einem Gedichte benennt, zum Aufbruch blasen ließ. Nach der Rückkehr der Jagdgenossen fand dann ein lustiges Schmausen und Pokulieren statt, der weidmännische Lärm verscheuchte die gespenstischen Schatten, die im Jagdschlosse hausten, und hätte sich wirklich einer derselben hervorgewagt, die handfesten, wettergebräunten Gesellen aus dem Gefolge des Großen Kurfürsten hätten ihm wohl ebenso übel mitgespielt, wie einst der Herr von Burgsdorff der Weißen Frau im Schlosse zu Berlin, welche er kurzer Hand die Treppe hinunterwarf.

---

rühren. Als zu seiner Zeit ein Ofenrohr durch den Hohlraum der vermauerten Treppe gelegt werden mußte, gab der Kaiser erst nach langem Bedenken die Erlaubnis dazu, daß ein Loch, aber nur so groß wie nötig, in das Mauerwerk geschlagen werden durfte; die Arbeiter aber ließ er streng überwachen, damit niemand einen Blick in die geheimnisvolle Höhlung werfen könnte. Ebenso verweigerte der Kronprinz Friedrich Wilhelm seine Erlaubnis zur Öffnung der Treppe, und der jetzige Kaiser hat gleichfalls befohlen, daß alles im alten Zustande verbleiben solle.

Gelegentlich eines solchen Jagdfrühstücks fand in Schloß Grunewald eine wichtige Besprechung statt. Wie bekannt sein dürfte, hatte die zweite Gemahlin des Großen Kurfürsten, Dorothea, große Mühe gehabt, ihren eigenen Kindern einen Teil der brandenburgischen Lande zu sichern, arge Streitigkeiten waren deshalb in der Familie ausgebrochen, und zum Zweck der Einigung war schließlich eine Besprechung im Jagdschloß Grunewald angesetzt worden, welche zu einer notdürftigen Verständigung führte. Bei dem Jagdfrühstück erhielt der Kurprinz, der spätere König Friedrich I., auf Geheiß seiner Stiefmutter eine Tasse Chokolade, nach deren Genuß er bald in Ohnmacht und Krämpfe verfiel. Obwohl der schwächliche Kurprinz häufig an derartigen Anfällen litt, so flüstertete man doch allerlei im Volke, und es hieß, die Kurfürstin Dorothea habe den ihr unbequemen Stiefsohn vergiften wollen. So knüpft auch hier die Sage an eins der wenigen bedeutungsvollen Ereignisse im Jagdschlosse Grunewald an.

4. Die Zeit der preußischen Könige. Unter der Regierung des ersten Königs in Preußen, Friedrichs I., erlitt der Grunewald die erste Einbuße an Waldbestand infolge der Erbanung des Schlosses Lützenburg. Schon um 1695 wurde mit der Abholzung des Eichenbestandes längs der Spree beim Dorfe Lietzow begonnen und als zehn Jahre später der Ort Charlottenburg angelegt wurde, war ein beträchtlicher Teil des nördlichen Waldes heruntergeschlagen. Die Verbindung des Grunewalds mit dem heutigen Tiergarten war dadurch unterbrochen worden.

Der südlich gelegene Hauptteil des Grunewalds blieb zunächst noch unberührt, und König Friedrich I. scheint öfter im Schloß „zum grunen Wald“ zur Jagd geweilt zu haben, wenigstens legen vielfache Erinnerungen an ihn davon Zeugnis ab. Im ersten Stockwerk befindet sich ein Ölgemälde, welches den König auf der Jagd darstellt, ferner andere, welche die von ihm erlegten Tiere vorführen. Unter seiner Regierung haben auch bauliche Veränderungen des Schlosses stattgefunden, wie die Wetterfahne mit der Jahreszahl 1706 bekundet, vielleicht ist um diese Zeit die erwähnte Treppe zugemauert worden, die aus dem 18. Jahrhundert stammende, also bei der Vermauerung benutzte Ofenplatte deutet gleichfalls darauf hin.

Friedrich's I. Nachfolger, Friedrich Wilhelm I., war ein leidenschaftlicher Jäger und hat im Grunewald viele Parforcejagden auf Rotwild abgehalten. An seine weidmännische Tätigkeit erinnern verschiedene Gemälde von Jagdszenen, erlegtem Wild und edlen Pferden und zahlreiche Geweihe in den Zimmern des oberen Stockwerks. Sein Sohn Friedrich II. dagegen war kein Freund des Weidwerks und hat nie im Jagdschloß Grunewald geweilt. Er ließ sogar, weil er die Jagdliebhaberei ebenso vergnüglich fand wie das Schornsteinfegen, das an-

sehnliche königliche Jagdzeug vom Jägerhof in Berlin nach dem Schloß Grunewald schaffen und übertrug seinem Jagdzengmeister Schenk die unumschränkte Verwaltung des Jagdgebietes im Grunewald. Ans jener Zeit stammen die Kastanienbäume vor dem Schlosse und das Bild eines schwarzen Hasen in der Vorhalle, welchen der Fürst von Anhalt bei Wittenberg gefangen nnd dem Könige übersandt hatte.

Friedrich der Große verkaufte auch einen Teil des Eichenbestandes längs der Havel an eine englische Handelsgesellschaft, welche die schönen Stämme fast vollständig niederschlagen nnd zn Schiffsbauzwecken verarbeiten ließ. Damals erlitt der Grunewald die zweite größere Einbuße an Waldbestand, und noch bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhnnderts hinein sind die Höhenzüge an der Havel nnr spärlich bewaldet gewesen, der Laubwald ist in jenen Teilen auch hente noch verschwnnden, da des großen Holzbedarfs wegen fast ausschließlich Kiefern angebant werden.

Unter den folgenden preußischen Herrschern kehrten wieder romantische Zeiten in das Schlößchen „Znm grnnen Wald" znrück. Friedrich Wilhelm II. verweilte hänfig mit seiner Geliebten, der Gräfin Lichtenau, hier nnd gab sich in süßen Schäferträumen einem ungestörten Liebesglück hin. Vielleicht zogen die gespenstischen Schatten im Jagdschlosse die Liebenden an, ihnen konnte das bleiche Frauenbild, das nachts wehklagend die Gemächer dnrcheilen sollte, die Liebesfrende nicht stören, sie waren ja beide vertrant mit Geisterspnk und Gespensterseherei. Ob die schöne Gräfin, wenn sie sich beim Heulen des Windes, der wie schauriges Wehklagen das Gemäner nmtoste, an den königlichen Geliebten schmiegte, wohl ahnte, daß ihr ein ähnliches Schicksal beschieden sei, wie der „schönen Gießerin"?

So hart allerdings war es nicht; denn Friedrich Wilhelm III. war toleranter wie Johann Georg, er wnßte trotz seines schlichten Charakters selbst die Freuden der Liebe zn würdigen nnd hat nachmals oft mit seiner zweiten Gemahlin, der Fürstin von Liegnitz, in tranlicher Abgeschiedenheit am Ufer des stillen Waldsees geweilt. Parforcejagden hat der König so wenig wie sein Vorgänger unternommen, aber dem friedlichen Angelsport hat er in dem kleinen Angelhänschen, welches noch jetzt am Rande des Sees steht, oftmals gehnldigt. Unter seiner Regierung beherbergte das Jagdschloß im Mai 1814 die aus Paris zurückgeholte Qnadriga des Brandenburger Tores, deren einzelne Teile in fünfzehn mit Blnmen geschmückten Kisten verpackt am 15. Jnni ihren feierlichen Einzug in Berlin hielten. Zahlreiche Blumenspenden wurden damals im Schloß Grnnewald niedergelegt und bildeten noch lange nachher einen Schmuck der unteren Jagdgemächer. Auf einer Holztafel, die sich bis zum J. 1860 im Jagdschlosse befand, war dies Ereignis mit den nötigen Daten verzeichnet.

Im Anfang des 19. Jahrhunderts wurden die unter Friedrich dem Großen eingegangenen Parforcejagden wieder eingeführt, und zwar vorzugsweise auf Schwarzwild. Als Stifter derselben ist Prinz Karl von Preußen zu betrachten, welcher nebst dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm und dem Prinzen August von Preußen an der ersten Parforcejagd am 8. Februar 1828 teilnahm. Friedrich Wilhelm IV. war kein eifriger Jäger, er beteiligte sich nur selten an den Parforcejagden und schoß auf Treibjagden, wie er scherzend zu sagen pflegte, immer nur „einen unfindbaren Rehbock“. Dagegen versäumte der König fast nie, der Hubertusjagd am 3. November beizuwohnen, und im J. 1843 wurde das 300jährige Jubiläum der Erbauung des Jagdschlosses Grunewald durch eine große Herrenjagd und ein darauffolgendes Jägermahl festlich begangen. Auch nachdem Friedrich Wilhelm IV. die Regentschaft seinem Bruder übertragen hatte und in Charlottenburg residierte, wanderte er zuweilen durch den Wald nach dem Jagdschlößchen hinaus, nahm dort einen Imbiß ein und kehrte dann mit seiner inzwischen eingetroffenen Gemahlin Elisabeth zu Wagen nach Charlottenburg zurück.

Am 17. November 1863 wurde die 1000. Parforcejagd, von denen 273 allein auf dem Jagdgebiet des Grunewalds stattgefunden hatten, mit besonderem Gepränge abgehalten, und am 3. November 1871 beteiligte sich Kaiser Wilhelm I., der als Prinz und als König vielen Jagden beigewohnt hatte, zum letzten Male an der Hubertusjagd im Grunewald. Am 8. Februar 1878 wurde mit der 1383. Parforcejagd zugleich die Feier des 50jährigen Bestehens dieses weidmännischen Sportes gefeiert. Bald darauf wurde der Sammelplatz für die Parforcejagden nach Jagdschloß Stern bei Kohlhasenbrück verlegt. Neben Prinz Karl und dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm hat sich vor allem Prinz Friedrich Karl von Preußen, der „Rote Prinz“, hervorragende Verdienste um die Pflege des Weidwerks im Grunewald erworben, und sein Reiterbildnis schmückt neben denen der genannten Fürstlichkeiten das Zimmer des kleinen Jagdschlosses. Am 20. Dezember 1897 wurde die 2000. Parforcejagd im Grunewald abgehalten und die Feier am Abend durch ein Festmahl im Hotel Kaiserhof zu Berlin begangen.*)

Seit Kaiser Wilhelm II., der ein eifriger Jäger ist und an vielen Jagden im Grunewald teilgenommen hat, den Beschluß faßte, den Grunewald in einen Volkspark umwandeln zu lassen, sind die Hofjagden

*) Eine kleine, an jenem Abend ausgegebene Festschrift enthält eine Übersicht über die seit 1828 abgehaltenen Parforcejagden. Ihrer Angabe nach wurden die Jagden an 12 verschiedenen Orten abgehalten, davon 638 im Grunewald und 735 am Jagdschloß Stern; die ersten 1000 Jagden fanden von 1828—1863, die 1001. bis 2000. in den Jahren 1863—1892 statt, dabei waren 71 bezw. 72 Fehljagden. Bei diesen Jagden haben 87 fürstliche Herrschaften abgefangen, darunter Kaiser Wilhelm I. 50 mal und Wilhelm II. 47 mal.

nicht mehr vom Jagdschloß Grunewald aus abgehalten worden, sondern seit 1903 auf dem Gelände des Rittergutes Ferbitz und des Truppen-Übungsplatzes Döberitz. In den folgenden Jahren ist fast der gesamte Wildbestand des Grunewalds nach dem neuen kaiserlichen Jagdrevier Neu-Oranienburg überführt worden, wo auch in Zukunft die Hof- und Parforcejagden stattfinden sollen.

Die Hubertusjagd, die nach alter Jägersitte alljährlich am 3. November vom Jagdschloß Grunewald aus veranstaltet wurde, bildete schon zur Zeit Friedrich Wilhelms IV. einen Anziehungspunkt für die umwohnende Bevölkerung und besonders für die schaulustigen Berliner, und nach dem Kriege 1870—71, als sich ein regeres Volksleben in Berlin zu entfalten begann, mehrte sich auch die Teilnahme der Berliner an den Hofjagden im Grunewald und besonders an der Hubertusjagd. In langen Scharen, zu Fuß, zu Wagen und hoch zu Roß, wanderten an den Tagen, wo Hofjagden stattfanden, namentlich aber am 3. November die Berliner nach dem Grunewald und folgten dem Verlaufe der Jagd, die bei der Saubucht begann und sich nach dem Durchbrechen des Keilers in dieser oder jener Richtung durch den Grunewald hinzog.*)

Diese Besuche im Grunewald ließen den Berlinern den Aufenthalt im luftigen Waldrevier sehr bald recht angenehm erscheinen, und allmählich mehrten sich die Ausflüge dorthin in ganz erheblichem Maße. Spekulative Köpfe erkannten schnell, daß aus dem Massenbesuch des Grunewalds beträchtlicher Nutzen zu ziehen sei, und an verschiedenen Orten, wie in Paulsborn, Schildhorn und Pichelsberg, am Schlachtensee und Halensee, entstanden Wirtshäuser, die nun die Anziehungspunkte für die Ausflügler bildeten. Durch die Anlage der Potsdamer und Wetzlarer Bahn war ein Teil des Grunewalds dem Verkehr erschlossen worden, die Fortführung der Stadtbahn als Vorortbahn bis nach Wannsee, die Erbauung des Südrings und später der Wannsee taten ein übriges, und nicht gerade zu seinem Vorteil wurde der Grunewald nun vollständig „erschlossen." Bauunternehmer und Terraingesellschaften wußten die günstigen Umstände dieser Erschließung des Waldgebiets auszunutzen, und verschiedene Villenkolonien schoben sich vom Rande her in den Grunewald hinein, umfangreicher Baumbestand fiel ihnen zum Opfer.

Den Anfang mit der Entforstung des Grunewalds machte die Villenkolonie Grunewald, die in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts von der Kurfürstendamm-Gesellschaft angelegt worden ist und seitdem einen beträchtlichen Teil des Waldgebiets verschlungen hat. Kein Geringerer als Fürst Bismarck ist für die Anlage des Kurfürstendamms ganz energisch eingetreten, und ihm hat die Gemeinde

*) Über den Verlauf einer Hubertusjagd vgl. Berdrow, Der Grunewald. 1902. S. 89 ff.

Grunewald in dankbarer Erinnernng, daß sie seinem Eintreten ihr Dasein verdankt, inmitten schöner Anlagen ein Denkmal errichtet. Im Zuge der Wannseebahn folgten dann die Villenkolonien Schlachtensee und Nikolassee, denen sich in neuerer Zeit Zehlendorf-West angeschlossen hat, und dieses Beispiel haben Dahlem nnd Schmargendorf nachgeahmt und ihre Häuserreihen in den Grunewald hinein vorgeschoben, wodurch wiedernm ganz beträchtliche Teile des Waldbestandes verschlungen worden sind. Durch die Anlage der Heerstraße nach Döberitz ist anch der nördliche Teil des Grunewalds der „Bebauung erschlossen" worden und der Anlage der Landhauskolonien Witzleben und Neu-Westend sind in den letzten Jahren ganz erhebliche Teile des Waldgebiets zum Opfer gefallen. Die Ausgestaltung des Heerweges, die Anlage von Rennbahnen, Automobilwegen und Chausseen, die Umwandlung des Grunewalds in einen Volkspark und die damit verbnndene Einrichtnng von Wirtshäusern und anderen Belustignngsstätten und noch manche anderen Dinge, die geplant sind, werden weitere Opfer an Waldgebiet fordern, nnd vielleicht kommt es noch soweit, daß man beim „Wirtshaus znr einsamen Kiefer" den letzten Baum des Grunewalds als Überrest des einst so ansgedehnten Waldgebiets zeigt.

Hoffen wir aber, daß man an maßgebender Stelle vorher ein Einsehen hat, daß man die Entforstung etwas einschränkt und daß vor allem die historischen Stätten des Grunewalds im Rahmen ihrer landschaftlichen Schönheit erhalten bleiben.

Der Vortrag, an den sich im Lauf der alsdann fortgesetzten Wanderung Diskussionen knüpften, wnrde mit vielem Beifall anfgenommen.

Die Teilnehmer fanden sich zum Nachtmahl im Wirtshaus Hundekehle zusammen, woselbst die Fortsetzung der Grunewald-Wanderungen — zunächst am 13. Mai nach dem nördlichsten Teil — besprochen wurde. Mit den angenehmsten Eindrücken von der durch schönstes Wetter begünstigten wissenschaftlichen Exkursion trennten sich hierauf die Mitglieder und Gäste, nm in verschiedenen Richtungen gegen ½10 Uhr abends den Heimweg anzutreten.

---

3. (2. ausserordentliche) Versammlung des XVI. Vereinsjahres

Montag, den 13. Mai 1907.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat E. Friedel.

---

2. Wanderfahrt nach dem Grunewald (nördlicher Teil).

Von schönem, fast sommerlich zu nennenden Wetter begleitet, fuhren die zahlreich erschienenen Mitglieder und Gäste vom Spandauer Bock aus mit der Spandauer elektrischen Bahn bis zur Abzweigung der Teltower Straße nach dem Fraebeschen Wirtshaus. Bei der Kreuzung der Lehrter Eisenbahn-Strecke mußte an der Unglücksstelle, wo kürzlich wegen Zusammenstoßes des Straßenbahnwagens mit einem Zuge der genannten Eisenbahn zwei Menschen in ersterem getötet und zehn andere mehr oder minder schwer verletzt wurden, umgestiegen werden. Ein links stehender mittelstarker Lindenbaum, der infolge des Anpralls etwa auf 2 m Länge von oben nach unten geplatzt war, gab von der Heftigkeit desselben eine Vorstellung.

Weiterhin wurde ein erst kürzlich von der Stadt Spandau errichteter Gedenkstein besichtigt, auf dem eingemeißelt ist:

Der Hanbitz-Batterie
Baumgarten
zum Gedächtnis,
die von dieser Stelle aus
am 18. April 1813
die Citadelle in Brand schoß
und die Befreiung Spandaus
vom französischen Joche
herbeiführte.

Auf anmutigem Waldwege gingen wir nach dem Restaurant Seeschlößchen, wo der Eigentümer desselben und des eigentlichen Pichelsbergs Herr Rentier Conrad Herold mit Frau und Tochter uns freundlich empfing.

In dem großen Saale des Restaurants eröffnete der I. Vorsitzende die Versammlung. Nach der topographischen Seite hin machte er darauf aufmerksam, daß der nördliche höhere diluviale Ausläufer des Grunewalds hier zum Spreetal abdacht und daß man daselbst die eigentliche alte Einmündung der Spree in die Havel zu sehen hat, wie dies die

Landesaufnahme-Karte noch jetzt deutlich erkennen läßt. Das Spreetal ist jetzt noch in ansehnlicher Breite freiliegend, und ziemlich träge windet sich durch dasselbe der heutige winzige Spreestrom. Wenn ich nicht irre, bemerkt der Vorsitzende, war es der frühere Landesgeologe Geh. Bergrat a. D. Berendt, einer der besten Kenner der orohydrographischen Verhältnisse der Mark, welcher diese Gegensätze der Spree von Einst und Jetzt miteinander vergleichend das Wort geprägt hat: Die jetzige Spree laufe im alten Spreetal wie die Maus im Käfig des Löwen.

Nachdem der Vorsitzende noch darauf aufmerksam gemacht, daß die 3. Grunewald-Wanderfahrt betreffend das hohe Ufer zwischen Pichelsberg — Schildhorn — Kaiser Wilhelmsturm — Große Fenster und Beelitzhof voraussichtlich am 27. stattfinden werde, bat er Herrn Rektor Otto Monke das Wort zu ergreifen.

Herr Monke teilte hierauf Folgendes mit.

Der Pichelsberg trug früher den Namen „Pickelsberg"; ein oben im Pavillon hängendes Bild aus dem Jahre 1800 trägt diese Unterschrift; es stellt den Berg so dar, wie er zu dieser Zeit aussah. Der Pavillon selbst wurde einer unsicheren Überlieferung nach von Friedrich dem Großen erbaut. Sollte dieselbe zutreffend sein — aktenmäßiges Material ist bis jetzt nicht bekannt geworden — so müßte man annehmen, daß die Erbauung in den letzten Regierungsjahren des großen Königs erfolgt ist. Ähnliche Bauten waren in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts sehr beliebt. Der Pichelsberg gehörte zur Königlich Spandauer Forst und stand unter Aufsicht der Oberförsterei Spandau, welche später, im Jahre 1813, als die Preußen und Russen zur Belagerung der Festung schritten, nebst den Häusern der Kietzer von den Franzosen niedergebrannt wurden. Oberförster in Spandau waren: Bock, gestorben 3. 10. 1762, Sonnenberg der Ältere, gestorben am 26. Mai 1785, Meyer, pensioniert 1798, und Sonnenberg der Jüngere, vom 19. 4. 1798 bis zum 25. 7. 1811. Bis 1792 war der Pichelsberg an den Justizrat Spielberg, seit 1792 an den Justizrat Empich „vererbpachtet". In den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts soll sich die Gräfin Lichtenau zuweilen dort oben aufgehalten haben; die Volkssage macht aus ihr auch eine „Geliebte des alten Fritzen".

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts wohnte auf dem Pichelsberge ein Pirschjäger Busse, der 1805 durch den Jäger und späteren Förster Heinrich August Grove abgelöst wurde. An diesen erinnert ein im Pavillon aufbewahrter, auf Pergament geschriebener Lehrbrief, den der Büchsenspanner Brandes auf der Pfaueninsel und der Spandauer Oberförster Sonnenberg im Jahre 1800 ausgestellt und unterzeichnet haben. Er meldet, daß Grove von 1797—99 bei Brandes und von 1799—1800 bei Sonnenberg die „hirschgerechte" Jägerei erlernt hat. 1817 erhielt

Grove seine Bestallung als Königlicher Förster auf dem Pichelsberge. 1838 verfaßte er einen Bericht, in welchen er namentlich die Zeit von 1806 — 1813 anschaulich schildert. 1873 wurde dieses interessante Schriftstück von dem jetzigen Besitzer des Pichelsberges im Hause neben dem Pavillon gefunden.

Der in „Pichelsberg den 26. Dezember 1838" niedergeschriebene Bericht lautet:

Mein Vater war der verstorbene Regiments-Chirurg Grove von dem damaligen Cür.-Regiment von Packow in Kyritz; ich verlohr ihn nach langjährigem Kranksein durch den Tod, im 13. Jahre meines Alters; meine Mutter war schon früher verstorben. Der Hofjäger Bandasch veranlaßte, daß mich der Büchsenspanner Brandes auf der Pfaueninsel in die Lehre aufnahm, welcher das erforderliche Wildbret in die Hofküche liefern mußte, und bei dem ich auch in der Anziehung der Pfauen unterrichtet wurde; ich konnte indessen in dieser Lehre auch nichts weiter erlernen als was von einem Jagdgerechten zu wissen verlangt wird.

Im Laufe meiner Lehrzeit im Jahre 1797 verstarb Se. Majestät der hochselige König, und meinem Lehrherrn wurde der Beschuß dieser Jagen abgenommen; ich beschloß daher, mich in dem Jäger-Regiment als Jäger aufnehmen zu lassen, wurde auch angenommen und bekam einen Paß als Volontair von dem Capitain v. Massar. Der verstorbene Hofmarschall von Massow aber hatte mich im Laufe meiner Lehrzeit auf der Pfaueninsel, die er öfters besuchte, kennen gelernt, und als er von mir vernahm, daß ich mich bei dem vorgedachten Regiment engagirt hätte, riet er mir an, meinen Vol.-Paß zurückzugeben, weil er mir zu dem Dienste eines Hofjägers behilflich sein wolle; ich mußte mich hierauf einer Prüfung in wissenschaftlicher Hinsicht unterwerfen, wurde für fähig gehalten und darauf auf die Expectanten-Liste gesetzt, um bei vorkommender Vacanz in Vorschlag gebracht zu werden. Nachdem kam ich zu dem Oberförster Sonnenberg in der Königl. Spandauer Forst und lernte bei demselben aus; ich blieb bei ihm bis an dem Jahr 1811, weil er mich einerseits nicht gern aus seinem Dienste entlassen wollte und anderseits auch zugesichert hatte: daß er mir gewiß zu einem guten Königl. Dienst verhelfen würde: in Folge dieser Zusicherung mußte ich auf seine Aufforderung auch schon im Jahre 1805 den Dienst des Pirschjägers Busse auf dem Pichelsberg übernehmen. Der Oberförster Sonnenberg starb im Jahr 1812; der Major von Arnim wurde Oberförster in der Spandauer Forst, und ich verblieb bis in das folgende Jahr 1813, in welchem er den Oberförsterdienst aufgab und wiedrum in Militärdienste trat.

In diesem Jahre wurde der jetzige Königs-Jagdzeugmeister Herr Schröder Oberförster der Königl. Spandauer Forst, in dessen Diensten

ich im Jahr 1817 als Königl. Förster bestallt wurde. Schon im Jahr 1806 wurde mir die Beaufsichtigung der Schwäne von dem verstorbenen Oberförster Sonnenberg mit übertragen, weil in dieser Zeit das Königliche Domänenamt zu Spandau aufgelöst war. Mit vieler Mühe und mit großen Anstrengungen gelang es mir, von diesem ansehnlichen Schwanenbestand bis in das Jahr 1813 doch einige 30 Stück zu retten, indem ihnen damals von feindlicher Seite auf alle mögliche Weise nachgestellt wurde. Die Vermehrung derselben in der jetzigen bedeutenden Anzahl war nur möglich zu erzielen durch die genaueste Befolgung von Anweisungen und Ausführung der Befehle eines Königl. hochlöblichen Hof-Jagd-Amts. Wie das jeder Einwohner in einer abgelegenen Gegend, erlitt ich gleichfalls im Jahr 1806 auf dem Pichelsberge große Verluste und war der Ausplünderung völlig preisgegeben; sowie es zu dieser Zeit meinen armen Schwänen erging, so erging es mir mit meinen Angehörigen meist nicht viel besser, indem mehrere Male unser Leben auf dem Spiele stand.

Wie ich nun aber meinen Dienst von dem Jahre 1813 ab vorgestanden, werden teilweise die beiliegenden 4 Stück Atteste bezeugen — um deren Zurückgabe gehorsamst bitte.

Zur Zeit der Belagerung der Festung Spandow begleitete ich den Major Hegener, Commandeur des 2. Bataillons des 4. Ostpreußischen Infanterie-Regiments auf seine Aufforderung, um ihm bei der Erstürmung der Festung behilflich zu sein, auf den Nebenwegen über den Schlangengraben zu gelangen; er wurde in meiner Nähe von einer Kugel getroffen und dergestalt blessiert, daß ich ihn in meine Behausung — Pichelsberge zurückbringen mußte, wo er — nachdem ich mit vieler Mühe und Gefahren einen Wundarzt aufgefunden hatte, verbunden wurde. Zu derselben Zeit war aber auch schon meine Wohnung mit den übrigen Verwundeten gänzlich angefüllt. Bei dem großen Mangel an chirurgischer Hülfe blieb auch nichts übrig, als daß ich mich mit meiner Frau dem ersten Verband dieser Verwundeten selbst unterzog und, sogut wir konnten, denselben ausführten; nachdem dieses geschehen war, eilte ich wegen Mangel an Fuhrwerk nunmehr nach Charlottenburg, requirierte die erforderlichen Wagen und schaffte diese Verwundeten in das dortige Lazarett, den Major Hegener aber auf sein Begehren in der Nacht zu der Schwester seiner Frau, welche damals in Berlin in der Stralauer Straße wohnte. Zu der Zeit, als sich einige Tage vor der Schlacht von Groß-Beeren ein Russisches Armee-Corps in meiner Nähe gelagert hatte, quartierten sich 24 russische Offiziere in meiner Behausung ein, denen ich unter dem Versprechen, daß alles bezahlt werden solle, drei Tage hindurch die benötigten Lebensmittel und täglich einige 30 Flaschen Wein verabreichen mußte; am vierten Tage, als zum Aufbruch geblasen wurde, eilte einer nach dem andern fort, und stets wurde ich auf

Befragen wegen meiner Zahlnng immer anf die noch Znrückgebliebenen angewiesen. Als ich nnn aber den letzten nm meine Bezahlnng ernstlich anging, erwiderte er nnr: „Kaiser Alexander bezahlt alles!“

Bald daranf kam eine Colonne russischer Truppen, deren Anführer mich in dentscher Sprache aufforderte, ihn mit seinen Truppen nach der Gegend zwischen Saarmnnd nnd dem Dorfe Arnsdorf hinzubringen. „Sie sehen“, sagte er, der Wegweiser, den man nns von Spandow aus mitgegeben, ist so betrnnken, daß er nicht zu stehen vermag, und ich habe große Eile.“ Er ließ mir darauf ein Pferd übergeben nnd ich brachte ihn auf dem mir bekannten nächsten Wege bis ins Angesicht des Feindes, woranf die Cosacken auch sogleich die Ordre erhielten, den Feind zu attaqnieren. Dieser Offizier dankte mir höflichst, nachdem ich ihm in der Person eines Mühlenbesitzers einen neuen Wegweiser angeschafft hatte, der diese Gegend besser kannte als ich; er reichte mir darauf seine Rumflasche, schrieb meinen Namen in seine Brieftasche und entließ mich nnter wiederholten Danksagungen.

Ich hatte aber kaum meinen Rückweg angetreten, als der Kanonen-Donner mir bemerklich machte, denselben zu beschlennigen; ich kam zwar wohlbehalten nnd nnverletzt nach Hause, mußte aber dasselbe teils wegen Mangels an Lebensmitteln sogleich wieder verlassen, da meine vorgedachten Gäste auch nicht einen Anbiß übrig gelassen hatten, andererseits aber anch nm mir schleunige ärztliche Hülfe zu verschaffen, weil meine Fran in Folge der großen Anstrengungen hoffnnngslos darnieder lag.

Mit Gottes Hülfe und dem stets gehegten Glauben, daß alles Mißgeschick nur vorübergehend ist, nnd daß auch wiederum bessere Zeit-Umstände eintreten würden, habe ich alle Leiden und Drangsale glücklich überstanden nnd danke jetzt täglich dem Allmächtigen dafür, sowie für fortwährende Erhaltung meiner Gesundheit.“

Oft hatte Grove auf dem Pichelsberge hohen Besuch. Die Prinzen Lonis Ferdinand u. August (Bruder des vorigen) kamen hänfig hierher. Prinz August setzte seine Besnche nach dem Tode seines Brnders fort. Der Pichelsberg scheint damals überhanpt ein beliebter Ansflugsort gewesen zu sein. Ans dem Jahr 1814 (23. 9. 1814) stammen die sogen. „Diamantschriften“ im Fensterglase des Pavillons; sie nennen uns die Namen Krüger, Erdmann, Runge und Behm. Unter der gelben Tünche der Anßenwand des Pavillons sollen auch noch die in den Kalkputz eingeritzten Namen französischer Offiziere stehen. Grove sah gern Gäste bei sich nnd eröffnete auf dem Pichelsberg einen kleinen Ansschank. Weilte aber der Prinz Augnst im Pavillon, so stellte sich Grove vor den Eingang zu seinem Grnndstück. Kamen dann Ausflügler, die den Pavillon besnchen wollten, so breitete Grove abwehrend die Arme aus und rief: „Kinder, heute gibt's bei mir nichts!“ Als später der Verkehr

reger wurde, legte Grove an der Straße am Fuße des Berges das Wirtshaus zum Pichelsberge an, das um 1880 den Namen „Der Reichsgarten“ erhielt. Der Reichsgarten ist also das älteste Gasthaus von Pichelsberg. Später entstand der Kaisergarten und zuletzt das Seeschloß mit dem „Neuen Saale“, 1899—1900 von Conrad Herold erbaut.

Grove hinterlies den Pichelsberg, der inzwischen wohl von ihm als Eigentum erworben worden war, seiner Enkelin Marie Dobeke, aus deren Händen er in den Besitz ihres Vaters überging. Dobeke verkaufte das Terrain und die darauf befindlichen Gebäude an den Oberinspektor des Königlichen Opernhauses, Daubner, und nun sah der Pavillon oft lustige Gesellschaft, Theatervolk, in seinen Mauern. Eine auf dem Boden gefundene Schützenscheibe trug sogar den Namen v. Hülsen; wahrscheinlich war also auch Botho von Hülsen öfters Daubners Gast. Im Jahre 1850 soll im Pavillon sogar eine Vorprobe zu der in Berlin Ende April 1850 zum ersten Male aufgeführten Oper „Der Prophet“ von Meyerbeer unter Pfisters Leitung stattgefunden haben. (Die erste Aufführung überhaupt geschah am 16. 4. 1849 in Paris). Daubners Sohn legte oben einen Weinberg an, von welchem noch eine Photographie im Pavillon aufbewahrt wird. Am 21. Januar 1873 verkaufte Daubner, welcher dann 1877 starb, seine Besitzung für 49000 Taler an Conrad Herold, der das Seeschloß erbaute und den Neuen Saal mit den kostbaren Monhauptschen Glasmalereien schmückte, die er 1898 oder 1899 auf einer Auktion für 2100 M. erworben hatte. Diese Gemälde befanden sich früher im Besitz des Erbprinzen Bernhard von Meiningen; sie stellen den Meininger Stammbaum in rund 60 Einzelbildnissen dar, beginnend mit Wedekind dem Großen (gestorben 807) und endigend mit dem Kinderbild unseres Kronprinzen. Da Kaiser Wilhelm II. als Kronprinz dargestellt ist, so ergibt sich daraus, daß die Glasmalereien um 1888 entstanden sind. Pichelsberg bildet heut eine geschlossene Gemeinde, die von anderen Gemeinden nicht abhängig ist; kirchlich gehört die Ansiedlung zu Spandau, wohin auch seit einigen Jahren eine geringe Kirchensteuer gezahlt wird. Grund- und Gebäudesteuern sind nicht zu entrichten; da Schulen und andere gemeinnützige Einrichtungen nicht bestehen, so wird überhaupt keine Gemeindesteuer gezahlt. Die Stadt Charlottenburg versuchte es zwar vor Jahren einmal, die Gemeinde Pichelsberg tributpflichtig zu machen, wurde dann aber durch die Königl. Regierung veranlaßt, die Steuerfreiheit der Pichelsberger anzuerkennen und die zu Unrecht erhobenen Beträge zurückzuerstatten.

Von der neuen Döberitzer Heerstraße wird das Heroldsche Grundstück durch einen nur schmalen Waldstreifen getrennt. Hier soll die Straße auf dem sog. „Kaiserdamm“ den tiefen, schlammigen Stößensee überschreiten. Bei Aufschüttung desselben entstand Ende Februar d. J., als

der heftige Frost nachließ, durch „Aufpressung" plötzlich eine Schlamminsel auf der Nordseite des Dammes, während gleichzeitig ein Teil der Aufschüttung so schnell in die Tiefe schoß, daß 4 Arbeiter, welche den auf dem Damm haltenden Kieszug entleeren sollten, ins Wasser stürzten und nur mit genauer Not gerettet werden konnten. Diese plötzliche Inselbildung ist insofern doppelt interessant, als vor hundert Jahren, es war am 1. Pfingsttage des Jahres 1807, am 17. Mai, ein ähnliches Gebilde, die sogenannte Pfingstinsel auf der entgegengesetzten Seite von Pichelswerder entstand. Auch im Dreetzer See südlich von Neustadt-Wusterhausen bildete sich, und zwar genau 25 Jahre später (26. 4. 1832) eine Insel durch Aufpressung. Aufpressungserscheinungen wurden ferner beobachtet bei der Anlage der Ostbahn (im roten Luch) und 1906 auf dem Borsigschen Terrain am Tegeler See. Nach Vollendung des Kaiserdammes soll in der Mitte desselben eine überbrückte Durchfahrt hergestellt werden. —

Im Anschluß an die Mitteilung über den von der Stadt Spandau 1907 gesetzten Denkstein beim Kilometerstein 13 der Charlottenburger Chaussee bemerkte Herr Oberpfarrer Recke - Spandau ergänzend, daß der Stein eigentlich nicht an der richtigen Stelle stehe. Die erwähnte Batterie habe vielmehr etwas weiter östlich Aufstellung genommen und auch nicht die Citadelle, sondern die Bastion König in Brand geschossen. Die beiden Kastanien, zwischen welchen der neue Denkstein stehe, konnten schon deswegen nicht als Erinnerungszeichen an den Vorgang aus dem Vorgang aus dem Jahre 1813 gelten, weil sie offenbar noch nicht so alt seien. Endlich erinnerte der Herr Oberpfarrer an die interessante Geschichte des Gutes Ruhleben, zu welchem auch der Pichelsberg früher in Beziehung gestanden habe.

Herr Herold und Gemahlin führten alsdann die Teilnehmer der Wanderfahrt zum Pavillon und wiesen noch einmal auf die teilweise bereits erwähnten Sehenswürdigkeiten hin. Im Saal des Pavillons wurden die von Gropius gemalten italienischen Landschaftsbilder, welche 1851 auf der 1. Weltausstellung zu London ausgestellt waren, mit Interesse besichtigt; im Wohnhause sah man einen alten runden Kachelofen (Ende des 18. Jahrhunderts) und im Garten mehrere interessante Bäume, u. a. eine Eiche, die angeblich zur Erinnerung an eine an dieser Stelle plötzlich verstorbene Förstersfrau gepflanzt wurde. Wer es wagte, auf der höchsteigenartigen „Leitertreppe" das Dach des Pavillons zu ersteigen, wurde durch eine entzückende Aussicht belohnt. Nach Besichtigung des Kaiserdammes wurde der Rückweg nach der Station Grunewald angetreten.

Diese Durchquerung von Westen nach Osten führte durch wellighügelige Teile des Grunewalds von großer Schönheit, welche dem Berliner Publikum, das die ausgetretenen Pfade, dem Herdentrieb

folgend, zn wandelu pflegt, so gut wie uubekannt sind. Wir trafen in diesen jnngfränlich anmntenden Geländen des Waldes keine Menschenseele und anch, bestätigend, keine fortgeworfenen Papiere.

Nachtrag. Bei der III. Grunewaldwanderfahrt (vgl. das Protokoll vom 27. Mai d. J.) wnrde wiederum die Besitzung des Herrn Conrad Herold in Pichelsberg) nnter dessen freundlicher Führuug betreten. Herr Rektor Monke ergänzte hierbei die vorstehenden Angaben. Der Überlieferung nach haben französische Soldaten in der Zeit von 1806—13 ihre Namen in den Kalkputz der Außenwände des Pavillons geritzt. Die Iuschriften wurden bisher durch die gelbe Tünche verdeckt, welche die Wände zur Heroldschen Zeit erhalten hatten. Herr Herold hat es nnn unternommen, die Tünche vorsichtig zn entfernen. Die Inschrift, welche beim ersten Versuch am 20. Mai d. J. znm Vorschein kam, war freilich der Namenszug „Schnltze", der nicht gerade französisch kliugt. An anderer Stelle liest mau jedoch „Soye 1807". Boye, Joye den 23. Angust 1801 (oder 1807). Schultze hat sich 1802 verewigt. Dann liest mau: Schinderhannes Napoleon; Hnth 16. August, darunter hat jemand das Wort „Mütze" geschrieben.

Die vorerwähnten Anfpressungeu wurden bei der Rückfahrt am 27. Mai d. J. von nnseren Motorbooten aus deutlich beobachtet, sie erhoben sich in der Nähe der Anfschüttnng bis 1 m, waren hier schon einigermaßen fest und flachten sich dann nach dem offenenen Wasser zu immer mehr ab, nm schließlich in einen völlig weichen breiartigen Zustand überzngehen. Dabei waren Banmstämme, Reste von Unterholz u. dgl. anfrecht stehend deutlich bemerkbar. Sicherlich werden sich in diesen Schlammmassen anch Knochenreste von Tieren, vielleicht auch von verunglückten Menschen sowie Knlturreste verschiedener Epochen von der jüngeren Steinzeit bis zur Jetztzeit vorfinden.

Bezüglich der Domäne Ruhleben schließen wir noch die Bemerknng an, daß sie nicht weiter verpachtet wird nnd als solche zu bestehen anfhört. Sie bildet fortan mit demjenigen Gebiet des Grunewalds, das zn beiden Seiten der Döberitzer Heeresstraße der Bebannng erschlossen werden soll, einschließlich der neuen Grunewald-Rennbahn, eine Landgemeinde des Kreises Teltow. Das gesamte Domänengelände wird banreif gemacht, die Durchführuug dieses Projekts liegt in den Häuden der Teltower Kreisverwaltung, die sich zn diesem Zweck mit kapitalkräftigen Unternehmern und Baukinstituten in Verbindung gesetzt hat. Die banliche Erschließnng von Ruhleben wird für die Entwicklnug des der Domäne angrenzenden Spandauer Stadtgebiets, des Stresowviertels sowie für die Wilhelmstadt, welche durch die Brücke über den Haveldurchstich mit Ruhleben eine kurze direkte Verbindnng erhält, ferner für die zukünftige Eutwicklung von Tiefwerder von großer Tragweite sein. Im Hinblick anf die mit der Domäne bevorstehende Um-

wälzung ist im vorigen Herbst und in diesem Frühjahr so gut wie nichts beackert worden. Als erste bauliche Unternehmungen in Ruhleben ist die Anlage eines großen Sportunternehmens auf dem Gelände zwischen Eisenbahn und Spree sowie der Bau einer elektrischen Kraftstation für Zwecke der mitten in den Grunewald zu führenden Hochbahn in Aussicht genommen.

Einen Beweis endlich für die Abgelegenheit mancher Teile des Grunewalds liefert die nachstehende Notiz des B. L. A. vom 24. April d. J.

Eine Räuberhöhle ist gestern von Berliner Ausflüglern im Grunewald in der Nähe der Teufelssee-Chaussee in der Richtung nach dem Karlsberg entdeckt worden. Die in einer Schlucht belegene Höhle ist so eingerichtet, daß gerade ein Mann in die Öffnung einsteigen kann. Nach unten zu verbreitert sich der Schlupfwinkel auf etwa zwei Meter bei vier Meter Länge. Die Höhle ist mit Brettern verschalt und ziemlich wohnlich eingerichtet. Sofort hinzugeholte Gendarmen fanden darin einen Stapel Bretter und Hölzer, Sägen, Spaten, Hämmer usw. Auf einem Tisch stand ein Kochapparat, mehrere Flaschen Wein und Spiritus. Ferner wurden Decken und sonstiges Hausgerät vorgefunden. Allem Anschein nach handelt es sich um das Versteck einer Verbrecherbande, die übrigens wohl erst vor kurzer Zeit diesen Schlupfwinkel wohnlich gemacht hat.

Also auch der modernen Räuberromantik entbehrt unser Grunewald nicht.

In den letzten zwanzig Jahren sind daselbst mehr dergleichen Höhlenwohnungen (Cachetten) aufgefunden worden.

---

4. (3. ausserordentliche) Versammlung des XVI. Vereinsjahres

Montag, den 27. Mai 1907.

---

3. Wanderfahrt nach dem Grunewald längs des linken Hafelufers von Beelitzhof bis Pichelsberg.

Die zahlreich erschienen Teilnehmer suchten zunächst von Station Nikolassee aus, nach der Erfrischungspause in Beelitzhof, die überraschend schöne Aussicht vom hohen Havelufer über dem Großen Fenster auf, woselbst u. M. Herr Dr. Friedrich Solger die nötigen orientierenden Erläuterungen bezüglich der Umgebung und der dem Auge weithin gebotenen entzückenden Fernblicke über Wasser, Wald und bebaute Gegenden von Spandau bis Potsdam hin gab.

Die Wanderung wurde alsdann teils auf der Höhe teils vorbei an der Uferkante am Havelberg und der Lieper Ahlage (mit spätsteinzeitlichen Gefäßresten, Heerdstellen, geschlagenen Feuersteinen) fortgesetzt. Berührt wurden auf der Fortsetzung des Weges der Kaiser Wilhelm-Turm, in dessen Nähe eine recht erwünschte Erfrischungshalle im Aufbau begriffen ist, Schildhorn, an dessen sandigen Abhängen Exemplare der fossilen typischen Deckelschnecke (Paludina diluviana gefunden wurden)*) und der Pichelsberg, dessen hochbelegenen geschichtlich nicht uninteressanten Pavillon Herr Conrad Herold wieder bereitwilligst zeigte.

Die in dem großen Festsaal des Herrn Hermankus, Restaurant Seeschloß, stattfindende Versammlung wurde von dem I. Vorsitzenden, Herrn Geheimrat Ernst Friedel, unter Hinweis auf die zwei früheren Grunewaldwanderungen am 27. April und 13. d. M. mit dem Hinzufügen eröffnet, daß, um das landschaftliche Bild abzurunden, auf Wunsch mehrerer Mitglieder voraussichtlich noch im September d. J. eine 4. Wanderung stattfinden werde, welche, während die 3 vorangegangenen mehr die nordsüdliche Richtung verfolgt hätten, ostwestlich geplant sei, von Bahnhof Grunewald nach der Saubucht und dem Pechsee bis Schildhorn und zurück über den Teufelssee.

Herr Friedel machte ferner auf die gewaltige Anschüttung aus diluvialem Sande in der Hauptsache bestehend, aufmerksam, die unter Zuhilfenahme eigener Eisenbahngleisanlagen im Stößensee zwischen Pichelsberg und Pichelswerder erfolgt, auf welcher die Döberitzer Heerstraße, jetzt Kaiserdamm genannt, hergestellt werden soll. Hier konnte man im Frühjahr d. J. ein eigenartiges Naturschauspiel, wie es sich bei den Arbeiten für den Teltow-Kanal und dessen Böschungen in kleinerem Maßstabe in den Jahren 1904 bis 1906 gezeigt, im großen beobachten. Als nach der starken, Wochen hindurch andauernden Frostperiode urplötzlich mildes Tauwetter eintrat, versank plötzlich ein Teil des Dammes und riß mehrere Arbeiter mit in die Tiefe. Durch den starken Druck auf den morastigen Untergrund wurde der Schlamm an der Nordseite des Stößensees in die Höhe getrieben, und es entstand eine mehrere Meter im Durchmesser haltende Schlamminsel, die sich noch

*) Auf dem Wege dahin machte Herr E. Friedel darauf aufmerksam, daß die vor Jahrzehnten eingeschleppte zierliche mit braunem Mundsaum versehene Schnirkelschnecke Helix nemoralis L. in verschiedenen Farben- und Bänder-Varitäten bei Beelitzhof, Saubucht, Schildhorn und Pichelsberg verwildert vorkommen, während die heimische Helix hortensis Müller mit weißem Mundsaum, die hier früher gefunden ist, wie Herr Direktor Dr. Otto Reinhardt bekundet, fast verschwunden zu sein scheint. Neu für die Gegend entdeckte derselbe die kleine zierliche Schließmundschnecke Clausilia nigricans Pulteney in der Nachbarschaft der Saubucht unter Bäumen. Herr E. Friedel hat dieselbe Schnecke vor einigen Jahren an Buchen am linken Havelufer unweit Potsdam gegenüber der Halbinsel Tornow gefunden.

fortgesetzt vergrößert und erst später durch Baggern beseitigt werden soll. Dieser Vorgang ist noch besonders interessant, weil die neue „Insel" in der vor 100 Jahren — am 17. Mai 1807 — auf der anderen Seite des Pichelswerder entstandenen „Pfingstinsel" bei Pichelsdorf ein Gegenstück aufzuweisen hat. Den Namen gab man der Insel, die von abergläubischen Leuten lange Zeit mit Grauen angestaunt wurde, weil sich der Vorfall gerade in der Pfingstnacht ereignete. Auf welcher Stelle des Havelstroms damals ein Druck ausgeübt wurde, um bei Pichelswerder die Schlamminsel emporzutreiben, hat sich infolge der unruhigen Zeiten nicht feststellen lassen. Die französischen Offiziere, die damals zur Besatzung Spandaus gehörten, schrieben an ihre Angehörigen, daß sich bei Berlin mitten im Flusse ein Erdbeben ereignet habe.

Demnächst gedachte der Vorsitzende, Herr Friedel, der Zweihundertjahrfeier des Geburtstages des größten Naturforschers des 18. Jahrhunderts, des unsterblichen Carl von Linné, der von der Brandenburgia als einer heimatkundlichen Vereinigung, nicht besser als in der freien Gottesnatur, in unserm herrlichen Grunewald gefeiert werden könne.

Es kommen zwei Geburtstage in Frage — nach dem julianischen Kalender der 13. Mai, den auch die Gesellschaft naturforschender Freunde bevorzugt habe, Programm: Festrede von Herrn Geheimrat Dr. L. Wittmack (Linné und seine Vorgänger) und Vorlegung der von unserm Ehrenmitglied Professor Dr. Paul Acherson entworfenen Adresse an die Universität Upsala.

Mehr Anklang hat es in der übrigen wissenschaftlichen Welt und in der Tagespresse gefunden, den 23. Mai als den Geburtstag Linnés nach dem gregorianischen Kalender zu feiern. Die Brandenburgia schließt sich dem letztern Datum heut lediglich wegen der Nähe des letztgenannten Tages an.

Der Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den Kgl. Preußischen Staaten hatte die Güte gehabt, die Brandenburgia zu der Feier in den Räumen des Reichstagsgebäudes verbunden mit einer Blumen- und Pflanzenausstellung auf Donnerstag den 23. d. M. einzuladen, wofür auch an dieser Stelle gedankt wird. Die Feier verlief ebenso würde- und wirkungsvoll.

Herr Friedel benutzt die Gelegenheit darauf aufmerksam zu machen, daß wir auf dem Hinwege eine der zur Havel abfallenden Schluchten passierten, in denen früher am Boden zwischen Moos kriechend ein bescheidenes, aber ungemein zierliches Pflänzchen vorkam, etwa vom 5. bis 20. Juni, selten im August noch einmal blühend, die Blütenkronen außen hellrot mit dunklern Adern, innen purpurn gestreift, im Geruch an Heliotropium peruvianum erinnernd: Linnaea borealis Gronovius, von der unser Paul Ascherson sagt: „Der große Linné

wählte dies liebliche, im Norden des alten und neuen Continents verbreitete Pflänzchen, um seinen unsterblichen Namen zu tragen.“ Ich habe, fügte Herr Friedel hinzu, seit vielen Jahren diese mir z. B. von der Insel Usedom wohlbekannte Pflanze nicht mehr im Grunewald beobachtet und würde dankbar dafür sein, falls sie mir doch noch in neuester Gegenwart glaubhaft nachgewiesen werden könnte.

Nachdem, wie Herr Friedel sich am vergangenen Sonntag in der Nähe des Pechsees bei Saubucht überzeugt, die letzte Stumpfspur der großen Wintereiche*) derartig verschwunden ist, daß der jetzige Forst-

*) Unser Mitglied Hermann Berdrow schreibt in seinem Wanderbuch „Der Grunewald, Schilderungen und Studien“ 1902 S. 30: „Leider ist der Nestor dieser ehrwürdigen Stämme nicht mehr. Er stand nördlich vom Pechsee an dem von hier nach dem Teufelssee führenden gewundenen Waldpfade. Bei einer vor zehn Jahren von Mitgliedern der „Brandenburgia“ vorgenommenen Messung ergab sich, daß der Baum etwa einen Spann über der Erde achtzehn Meter Umfang hatte, was, den magern, sandigen Boden des Standorts in Betracht gezogen, den Besuchern für ein Alter von 1000 Jahren zu sprechen schien — wohl etwas hoch gegriffen. Um dieselbe Zeit, als man in Dahlem die alte Dorflinde, eine Zierde des Ortes, niederlegte, hat man auch diese Sehenswürdigkeit mit Stumpf und Stiel ausgerottet und suchst Du ihre Stätte, Du findest sie nicht mehr. So ist denn die Eiche am Großen Fenster in den Rang der ältesten und stärksten Grunewaldeiche aufgerückt“.

Ich bemerke hierzu, daß als wir den Eichstumpf nahe am Pechsee damals maßen, aus demselben eine junge Eiche emporsproßte. Ob selbige stehen geblieben, vermag ich nicht zu sagen.

In Anlehnung an die bisherigen Grunewald-Wanderfahrten der Brandenburgia mache ich noch auf zwei vortreffliche Aufsätze in der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift aufmerksam: Nr. 21 Jahrg. 1907 S. 321 flg. „Die Seenrinne des Grunewalds und ihre Moore“, geologisch, von Geh.-Rat Dr. Wahnschaffe und Nr. 22 S. 337 flg. „Kultureinflüsse auf Sumpf und Moor“ von Prof. Dr. H. Potonié. Wegen Linné speziell einzusehen ebendaselbst Nr. 20 S. 305 flg.: Carl von Linné. Sein Leben und seine wissenschaftliche Bedeutung. Von H. Harms. Wegen der Pflanzenwelt sei auf einen orientierenden Aufsatz von Prof. Dr. Paul Graebner (Naturwiss. Wochenschrift XXII. Nr. 23 von 1907, S. 359 flg.) „Die Flora des Grunewalds“ verwiesen, worin die Charakterpflanzen des trockenen Landes, der Moore und Wasserläufe ansprechend geschildert werden. Die verkrüppelten Kiefern in den Mooren haben ein beträchtlich höheres Alter als man bei der Schwächlichkeit der Stämme vermuten sollte. Die mit gelbblühenden niedrigen Ginstersträuchern bedeckten Hänge nach der Havel, welche wir in der Nähe des Kaiser Wilhelm-Turms bemerkten, tragen Genista tinctoria, daneben kommt rasenbildend der kleine Ginster Genista pilosa vor. Unter den schwimmenden Laichkräutern (Potamogetonen) der mittleren Seenkette ist das berlinische Laichkraut (Potamogeton Berolinensis), als große Seltenheit — bisher nur hier beobachtet — hervorzuheben, eine sehr eigenartige Pflanze mit großen länglich lanzettlichen, sämtlich untergetauchten, durchscheinenden Blättern. Ergänzend schließt sich an diesen Aufsatz S. 362 eine interessante Mitteilung von L. Loeske S. 362 an. Er schließt S. 363: „Alles in allem ist die Moosvegetation der bewaldeten trockenen Teile des Grunewalds ebenso einförmig, wie diejenige der moorigen Gelände zwischen den Seen abwechslungsvoll und artenreich. Sie enthält sogar Erscheinungen, die zu den größten Seltenheiten der deutschen Moosflora gehören.“

wart in Sanbncht nichts mehr davon weiß, scheint die Wintereiche, welche wir hent nahe dem Ufer des Großen Fensters vor 1½ Stunden passiert, der älteste Grunewaldbaum zu sein. Der Banm ist wegen der windigen Lage unweit des breiten Havelstroms gedrungen kurzstämmig gewachsen nnd ergab 1 m über Gelände gemessen 6 m Umfang. Herr Friedel schlug vor, ihn zu Ehren Linnés die Linné-Eiche zn nennen, wodurch zugleich eine Verständigung über ihren Standpnnkt allgemein und für alle Zeiten erzielt werden würde.

Der Vorsitzende machte ferner auf die unsterblichen Verdienste des großen Schweden um die Natnrgeschichte, insbesondere die „liebenswürdige Wissenschaft", „scientia amabilis", die Pflanzenknnde, aufmerksam. Während in Linnés Systema naturae (Leiden 1735), Fundamenta botanica (Leiden 1736) Genera plantarnm (Leiden 1737) Corollorium genernm plantarnm (Leiden 1737) statt des jetzigen kurzen Speziesnamens noch die nmständliche nnd deshalb mehrdeutige und oft von Dritten mißverstandene Beschreibnng der einzelnen Pflanzen-Arten vorkommt, führt er die jetzt übliche Beschreibnng der Pflanzen mit kurzen bestimmten Artnamen in seiner Species plantarnm 1753 nnd dieselbe „binäre" Nomenklatur für die Tierwelt i. J. 1758 in der 10. Auflage seines vorgedachten Systema natura ein. Seitdem sind diese Binome in der ganzen wissenschaftlichen Welt üblich geworden. Sein System der Pflanzen, das sog. künstliche System, begründet auf die Sexualorgane, ist zwar durch das sogen. natürliche System B. de Jussien's und seines Neffen A. L. de Jussien überholt worden, es war aber auch dieser erste systematische Versnch Linnés gegen früher ein gewaltiger Fortschritt.

Die Brandenburgia als heimatkundliche Vereinigung huldigt auch ihrerseits einmütig dem hehren Genius des großen Naturforschers am heutigen Tage und würde es als eine willkommene Bereichernng der Heimatskunde ansehen, falls der hent gemachte Vorschlag, die große weithin sichtbare alte Eiche am Havelufer unweit dem Großen Fenster fortan als „Linné-Eiche" zu bezeichnen, Anklang, insbesondere forstamtliche Anerkennnng fände.

Hierauf ergriff ergriff Herr Dr. Friedrich Solger das Wort zu dem weiterhin mitgeteilten geologisch-heimatkundlichen Vortrag, welcher mit größtem Beifall begrüßt wurde.

Auf der Rückfahrt, die von Pichelsberg ab auf zwei Motorbooten bis Wannsee am linken Havelufer entlang znrückgelegt wurde, machte der Vorsitzende auf die zuvor erwähnten Schlammaufschüttungen aufmerksam, welche die Schiffe in nächster Nähe passierten. Verschiedene Schichten des Untergrundes zeigten ganze Felder von gehobenen gelben Seerosen Nuphar luteum und weißen Seerosen oder Mummelchen (Nymphae alba) mit einem Gewirr langer, fleischiger, armdicker Wnrzeln,

ferner Faulschlamm, Torfmassen, z. Z. mit anfrecht stehenden Baumstümpfen und Strauchern. Leider sind diese Massen vorläufig noch grundlos, verräterisch und unbetretbar.

Es wurde auch die Frage aufgeworfen, wie viel noch von dem ehemaligen gehegten Wilde im Saubuchtgitter und in dem sonstigen freien Revier des Grunewalds vorhanden sein möchte. Hierüber ist in neuer Zeit folgende Angabe in die Öffentlichkeit gedrungen. Dammwildbestand in der Saubucht ca. 50 Häupter, außerdem frei im Grunewald ca. 150 Stück und Rehwild. — Beides wird auf weiteres geschont. Die Sauen sind aus den Gehegen entfernt.

Herr Dr. F. Solger führte folgendes aus über „Die geologischen Probleme des Grunewaldes“.

Obwohl unmittelbar vor den Toren Berlins gelegen, stellt der Grunewald dem Geologen fast nur Fragen, die ungelöst sind. Freilich, was seine Bodenarten betrifft, so bieten sie nichts Besonderes. Es sind fast ausschließlich Sande und zwar dieselben Sande, die wir in der ganzen Provinz Brandenburg finden und deren Baustoffe die Gletscher der Eiszeit zu uns gebracht haben. Was der Erklärung Schwierigkeiten macht, das sind die Bodenformen; es ist zur Zeit nicht möglich, eine gemeinverständliche Auseinandersetzung zu geben, wie die Höhen und Talzüge des Grunewaldes entstanden sind, sondern, wenn wir wissenschaftlich bleiben wollen, können wir nur die Wege erörtern, auf denen die Forschung mit Erfolg fortzuschreiten hoffen darf. Um die Bodenformen ihrer Entstehung nach ins rechte Licht zu setzen, müssen wir sie nach ihrem Alter zu trennen suchen; wir müssen zunächst diejenigen Vorgänge aufsuchen, die heute noch das Oberflächenbild verändern, müssen ihre Wirkungen uns dann fortdenken und so allmählich das Bild uns zu vereinfachen suchen. Im Grund verändert sich sehr wenig an den heutigen Bodenformen; am deutlichsten sehen wir geologische Vorgänge der Jetztzeit vielleicht noch in der Moorbildung vor uns, die dahin wirkt, daß die Täler, soweit sie von stehendem Wasser eingenommen sind, allmählich mit Moorboden ausgefüllt werden. Ein anderer Punkt, an dem wir noch ganz jugendliche Veränderungen der Bodenform beobachten, ist das Steilufer, das z. B. die Havel an manchen Stellen zeigt. Der schroffe Absturz des Ufers, wie wir ihn z. B. am Großen Fenster finden, ist nichts Ursprüngliches, vielmehr rührt er daher, daß ein vorher flacherer Abhang von den Wellen unterspült und dadurch heruntergebrochen ist. Solche Abspülungen durch das Wasser finden wir ferner in den Schluchten, von denen eine der schönsten z. B. gleich nördlich des Kaiser Wilhelm-Turmes von der Chaussee nach der Havel hinabführt. Diese Schluchten wurden durch das Wasser gerissen, das nach starken Regenfluten hier hinunterrann. Der Pflanzenwuchs, der in

vielen solchen Schluchten heute ungestört wuchert, zeigt uns jedoch, daß heutzutage diese Schluchtenbildung offenbar meist aufgehört hat, mit geringen Ausnahmen, an denen meistens der Mensch Schuld hat, weil er derartige Einschnitte zu Wegen benutzt, und dadurch die Pflanzendecke immer wieder zertritt. Die Schluchten sind also nicht im eigentlichen Sinne heutige Bildungen, wahrscheinlich müssen wir sie in der Hauptsache der Steppenperiode zuschreiben, die der heutigen Pflanzenbedeckung voraufging.

Ziehen wir die verhältnismäßig geringen Wirkungen der bisher besprochenen Kräfte ab, so bleiben als Hauptfragen nur die übrig: Wie entstanden die großen Höhenzüge, von denen die Havelberge ein besonders wichtiger Teil sind und wie entstanden die Täler vom Charakter der Havelrinne und der Grunewaldseenrinne? Wenden wir uns der letzteren zu! Wirkungen des fließenden Wassers sind auch hier unverkennbar; der ebene Talgrund, der meist die einzelnen Seen mit einander verbindet, auch dort, wo der Boden nicht durch Moor gebildet wird, bezeugt, daß er von Wassermassen eingeebnet wurde, die durch dieses Tal nach Süden flossen. Es fragt sich nur, ob diese Wässer das ganze Tal schufen, oder ob sie nicht vielmehr diesen Weg wählten, eben weil das Tal ihnen den tiefsten Abflussweg bot. Da der Grunewald der höchste Punkt der Teltowhochfläche ist, so erscheint es an sich unnatürlich, daß das Wasser sich seinen Abfluß in der Richtung dieses Höhenzuges suchen sollte, während gerade senkrecht dazu das größte Gefälle vorauszusetzen wäre. Geheimrat Wahnschaffe, der den Standpunkt vertritt, daß die Grunewaldseenrinne vom Wasser geschaffen ist, hat diesen Schwierigkeiten dadurch zu begegnen gesucht, daß er annahm, beim Rückzuge der eiszeitlichen Gletscher hätte in der Richtung der Grunewaldseenrinne unter dem Eise ein Abfluß bestanden, vielleicht bedingt durch Spalten im Eise; so, gleichsam zwischen den Eiswänden geführt, hatte das Wasser die Richtung genommen, die die Seenrinne heute zeigt. Dabei bleibt immer noch schwer zu erklären, wie die Seenbildung in diesem Tale entstand, da in fließenden Wasserläufen der Boden im allgemeinen ein talabwärts gerichtetes Gefälle zu besitzen pflegt und also keinen Anlaß zur Bildung wannenförmiger Seen gibt. Auch läßt sich die Wahnschaffesche Erklärung sicher nicht auf das Haveltal übertragen. Für diesen wichtigsten Punkt müssen wir also nach einer anderen Ursache suchen. Zache hat darauf hingewiesen, daß hier auch die gebirgsbildenden Kräfte eine Rolle gespielt haben müssen, die weiter im Süden unbestritten als die Hauptbildner des Bodenreliefs anerkannt werden. Eine dritte Möglichkeit, die wenigstens für die Havelberge von Keilhack angedeutet wurde, ist die, daß wir es hier mit Moränenbildungen zu tun haben. Allerdings dürfte dabei wohl weniger an Aufschüttungen vor dem Eisrande als an Aufpressungen

zu denken sein und an Zusammenschiebungen des Vorlandes vor einem langsam vorrückenden Gletscher.

Die eingehendere Erörterung dieser Fragen soll den Inhalt eines ausführlicheren Aufsatzes bilden, der demnächst in dieser Zeitschrift erscheinen wird. Hier sei zum Schluß nur angedeutet, daß keine der drei Erklärungsweisen schematisch anwendbar ist, sondern daß es vielmehr darauf ankommt, festzustellen, wo jede von ihnen im Rechte ist. Daß große tektonische Mulden, d. h. Tiefenlinien, die durch Brüche und Faltungen des Felsgerüstes in der Tiefe bedingt sind, von Einfluß auf den Verlauf des Haveltales sind, kann kaum bezweifelt werden und wird um so wahrscheinlicher, da die dem Haveltale parallele Linie des unteren Odertales aus verschiedenen Gründen für eine tektonische gehalten werden muß. Ebenso sprechen viele Anzeichen dafür, daß sich unter den Höhenzügen des Grunewaldes Staumoränen finden, und endlich zeigt sich die Wirkung der Schmelzwasserbäche, wenn auch nicht in der ersten Anlage, sodoch in der weiteren Ausbildung der Grunewaldseenrinne.

Berichtigungen.

Unter dem auf S. 195 f. dieses Bandes abgedruckten Aufruf zur Errichtung eines Grabdenkmals für Johanna Stegen ist durch ein Versehen der Name des Bibliothekars Dr. Gustav Albrecht, der auch den Wortlaut des Aufrufs verfaßt hat, fortgeblieben.

S. 202 d. Jahrg. statt Hofphotograph Rudolf Schwarze ist zu lesen F. Albert Schwartz, Inhaber Rud. Alb. Schwartz.

S. 205 Z. 14 v. o. statt Verein für Heimatschutz lies Verein Heimatbund Mecklenburg.

S. 223 Z. 16 v. u. lies Rostock: Verein der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

5. (2. ordentliche) Versammlung des XVI. Vereinsjahres

Mittwoch, den 29. Mai 1907, abends 7½ Uhr
im Bürgersaal des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat E. Friedel.

Von demselben rühren die Mitteilnngen zu Nr. I bis XXX und XXXII bis XXXVI her.

A. Allgemeines.

I. Am 9. Juni d. J. findet eine Wanderfahrt nach Dobrilngk, am 12. nach Fürstenbrunn nnd Schloß Ruhwald, am 16. nach Nowawes-Nenendorf und Babelsberg statt.

II. Es liegt eine Einladung vor seitens der Vereinigung znr Erhaltnng deutscher Bnrgen vom 20. bis 23. Juni in Coblenz mit Besichtignng der Marksbnrg unter Führung von Herrn Bodo Ebhardt; desgl.

III. eine solche zur XVIII. allgemeinen Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie nnd Urgeschichte nach Straßbnrg i. E. 4. bis 8. Augnst mit Ausflug nach dem Odilienberg und

IV. zur 79. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte in Dresden 15. bis 21. September mit mehrfachen Ausflügen.

V. Znm Schntze der einheimischen Vögel, insbesondere der Singvögel, denen leider immer noch auf mancherlei Weise nachgestellt wird, haben jetzt die staatlichen Aufsichtsbehörden für das Pnblikum und die Ausflügler Bekanntmachungen erlassen, in denen darauf hingewiesen wird, daß das Zerstören und Ansheben von Nestern oder Brutstätten der Vögel, das Zerstören und Ausnehmen von Eiern, das Ausnehmen und Töten von Jungen, das Feilbieten nnd der Verkauf der Nester, Eier nnd Jnngen durch die reichsgesetzlichen Bestimmnngen mit Geldstrafe bis zn 150 M. bedroht ist. Der gleichen Strafe unterliegt, wer es nnterläßt, Kinder oder andere nnter seiner Gewalt stehende

Personen, die seiner Aufsicht untergeben sind oder zu seiner Hausgenossenschaft gehören, von der Übertretung dieser Vorschriften abzuhalten. Die Polizeiorgane der Vororte sind auf das strengste angewiesen worden, auf etwaige Übertretungen ein wachsames Auge zu haben und namentlich auf jugendliche Frevler zu achten, die vielfach nicht nur aus Übermut, sondern auch in Unkenntnis des gesetzlichen Verbotes dagegen verstoßen. Unsere Mitglieder mögen diese heimat-freundlichen Maßregeln kräftigst unterstützen.

VI. Naturdenkmalpflege. An die Königlichen Regierungen ist jetzt eine die Naturdenkmalpflege regelnde allgemeine Verfügung ergangen, welche bei allen Natur- und Heimatfreunden sowie in den beteiligten wissenschaftlichen Kreisen lebhafte Freude hervorrufen wird. Hiernach sollen durch Urwüchsigkeit oder Seltenheit der Holzarten oder aus anderen Gründen bemerkenswerte Bestände, wo es ohne unverhältnismäßige Opfer möglich ist, auf hinreichend großen Flächen erhalten werden. Von botanischen Seltenheiten sollen nicht nur durch Größe und Form ausgezeichnete Holzgewächse Beachtung finden, sondern auch seltene krautartige Pflanzen und seltene Pflanzengemeinschaften. Fang und Tötung der wirtschaftlich unschädlichen oder doch nicht merkbar schädlichen Tiere, z. B. Pirol, Specht, Mandelkrähe, Kolkrabe, Uhu, Schwarzstorch, Kranich usw., wird zu verbieten sein. Wie die Vögel, sollen auch ihre Nester geschützt werden. Die in den Staatsforsten vorhandenen bemerkenswerten erratischen Blöcke und anstehenden Felsen sind vor Zerstörung zu schützen. Ferner haben die Oberförster Erhebungen über die in ihren Dienstbezirken vorhandenen Naturdenkmäler anzustellen, das Ergebnis in eine Nachweisung nach dem von der staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege entworfenen Muster einzutragen und ein besonderes Aktenstück für Naturdenkmäler neu anzulegen. Gleichzeitig werden die Oberpräsidenten ersucht, auch die Wald besitzenden Kommunen, Anstalten, Majorate usw. zur Aufstellung einer solchen Nachweisung zu veranlassen und ihnen die Erhaltung der Naturdenkmäler anzuempfehlen.

Auch hier werden unsere Mitglieder um tätige Mithilfe ersucht.

VII. Der Berliner Waldschutz-Verein hielt vor einigen Tagen unter dem Vorsitz des Geheimen Medizinalrats Ewald seine diesjährige Generalversammlung im Rathaus ab. Der Vorsitzende wies auf die Bedeutung hin, die die Vereinstätigkeit für die Hygiene Berlins habe. Die Erhaltung der Wälder um Berlin und ihre Reinhaltung sei eine Gesundheitsfrage von größter Bedeutung gerade für die ärmeren Schichten der Bevölkerung, die sich keine Reisen erlauben können. Angesichts der sich immer mehr häufenden Beunruhigung, die durch Berichte über drohende und vollzogene Veräußerung umfänglicher Waldgebiete zu Spekulations- und anderen Zwecken hervorgerufen ist, wird der Verein

noch mehr als bisher die Erhaltung der Wälder erstreben und den Kampf gegen deren Verwüstnng aufnehmen. Der Schriftführer gab dann den Bericht über die Tätigkeit des Vorstandes, dem wir folgendes entnehmen. Im Einverständnis mit der Forstbehörde und von ihr tatkräftig unterstützt, hat der Verein seine Arbeit im vergangenen Jahre damit begonnen, daß er versnchsweise den Grunewald reinigen ließ, um die Kosten festzustellen. In diesem Jahre sind Vorkehrungen getroffen, um die Reinigung systematisch durchznführen. Von der Anfstellung von Papierkörben wurde Abstand genommen, da bei der Nachlässigkeit der Waldbesucher die Feuersgefahr durch Anhänfung leicht brennbarer Stoffe sehr groß ist. Durch Plakate hat der Vorstand die Besucher der Wälder um möglichste Schonung und Reinhaltung gebeten.

Ich beziehe mich auf die früheren Mitteilungen über diesen nützlichen Verein.

VIII. Ehestandseichen. Eine eigenartige Sitte ist vom Verschönernngsverein in Mühlhansen in Th. eingeführt worden. Jedem Brautpaar wird nämlich bei seiner Vermählnng die Bitte vorgelegt, im Stadtpark aus Anlaß der Traunng zwei junge Eichen zu pflanzen nnd zu pflegen. Dnrch diese Maßnahme will man das Interesse für den Stadtpark heben. Dies Beispiel verdient Nachahmung anch in Berlin und der Provinz Brandenburg. Es sei daran erinnert, daß der Große Kurfürst eine ähnliche Sitte förderte und daß von daher sich noch einige der großen Eichen beim Großfürstenplatz nahe den Zelten im Tiergarten herschreiben sollen.

IX. Das Bachmnseum in Joh. Seb. Bachs Geburtshause in Eisenach soll demnächst eröffnet werden. Das Hans ist einem durchgreifenden Umbau unterzogen worden, alle in der Zwischenzeit vorgenommenen Änderungen wurden beseitigt, die Anordnnng der Zimmer nnd Fenster wieder so hergestellt, wie sie zu Bachs Zeit war. Freilich bedurfte es hierzu erheblicher Geldmittel. Die Kosten für die aus Gründen der Pietät erfolgten baulichen Änderungen treten aber zurück hinter denen, die nnbedingt notwendig waren, um das Gebäude vor dem Verfall und den Unbilden der Witterung zn schützen. Weitere bedentende Mittel werden gebraucht zur Einrichtung des Hauses, znr Beschaffung des Mobiliars und Musenmsinhaltes. Ein stattlicher Grundstock für diesen ist allerdings durch die reichlich gespendeten Gaben des deutschen Verlagshandels vorhanden. Immerhin bedarf es noch erheblicher Anschaffungen. So ergeht an alle Verehrer des Meisters ernent die Bitte, durch weitere Gaben an Geld oder an Gegenständen (Büchern, Musikalien, Bildern, Instrumenten, Handschriften), die für das Mnseum geeignet sind, zur würdigen Ausgestaltung des Bachmnsenms beizntragen. Znr Annahme von Spenden ist der Schatzmeister der

Neuen Bachgesellschaft, Dr. Oskar v. Hase (i. Fa. Breitkopf & Härtel) in Leipzig bereit.

Ich verweise auf meine neuliche Mitteilung über das Eisenacher Bach-Museum und bitte um Förderung desselben.

X. Ländliches Kirchenmuseum. In Kapellendorf bei Jena, woselbst ich während der Pfingstage verweilte, ist 1906 durch Pfarrer Lic. Weiner in einem gotischen Choranbau von 1503 der uralten Zisterzienserinnen-Klosterkirche ein interessantes ländliches Kirchenmuseum entstanden, welches ich Ihrem gelegentlichen Besuch bestens empfehle. Vgl. Brandenburgia XV S. 333/34.

XI. Ein „niederdeutsches Archiv“ hat die Königl. Universitäts-Bibliothek zu Greifswald gegründet, in dem alle Denkmäler der plattdeutschen Mundart, die ältere Literatur sowohl wie die neueste, kurz alles, was je von niederdeutscher Kunst, von niederdeutschem Sein und Wesen Zeugnis ablegte, zusammengefaßt werden sollen, damit auf diese Art das Gedächtnis des einstmals so blühenden Sprachstammes für die Forschung und die Späteren erhalten bleibe. Denn nach den Ergebnissen der Statistik liegt die plattdeutsche Sprache, das gemütvolle Idiom Fritz Reuters, das frische, kräftige, bilderreiche Niederdeutsch, im Rückgange. Ein Ausschuß hat sich zusammengefunden, um alle, denen das „behagliche Urdeutsch“, wie es Goethe nannte, jemals an Herz und Gemüt gerührt hat, aufzufordern, das niederdeutsche Archiv zu Greifswald für seine umfangreichen Erwerbungen durch eine Geldspende auszurüsten und somit ein geistiges Denkmal türmen zu helfen, wie es das Vaterland in dieser Besonderheit noch nicht besitzt. Geldbeträge sind unter der Adresse „Niederdeutsches Archiv“ an die Dresdener Bank, Depositenkasse E, Berlin W. 50, Kurfürstendamm 238, zu richten.

Da unsere Provinz Brandenburg dem niederdeutschen Sprachgebiet mit mehreren Mundarten angehört, wird die Förderung des „Archivs“ den Mitgliedern der Brandenburgia ans Herz gelegt. Auch bei uns erlischt ja das Plattdeutsche mehr und mehr, erdrückt durch ein wenig erfreuliches „Messingsch“ und das schulgerechte Hochdeutsch.

B. Persönliches.

XII. U. M. Gotthilf Weißstein, Lennéstr. 4, bekannt als berlinischer Literaturhistoriker und Sammler, langjähriger Redakteur der National-Zeitung, ist vor einigen Tagen leider verstorben.

XIII. Der Stadtbibliothekar Dr. Rudolf Baier ist im 90. Lebensalter als Nestor des deutschen Vorgeschichtlichen in Stralsund verstorben. Mit ihm seit Jahrzehnten befreundet habe ich ihn als einen vielseitig gebildeten, gelehrten und dabei poetisch veranlagten Forscher kennen gelernt, welcher für die Erforschung Neuvorpommers und Rügens ingleichen für die Ausgestaltung des berühmten neuvorpommerschen

Provinzialmuseums in Stralsund außerordentlich viel geleistet hat. Er hat vielen unserer Mitglieder mit Rat und Tat wissenschaftlich geholfen und sich für die heimatkundlichen Bestrebungen unserer Brandenburgia lebhaft interessiert. Dem seltenen Manne sind seine eminenten geistigen Kräfte bis in sein hohes Alter verblieben. Er war unvermählt, die Trauerkunde geht uns von Frl. Elisabet Beier, der Schwester, zu, die ihm die Wirtschaft seit langen langen Jahren aufopfernd geführt. Ehre seinem Andenken.

XIV. Die Gesellschaft Naturforschender Freunde hierselbst hat soeben ein Verzeichnis der Mitglieder seit ihrem Bestehen 1773 bis 1907 herausgegeben. Sie wollen daraus ersehen, welche Fülle von ausgezeichneten Gelehrten dieser hochansehnlichen wissenschaftlichen altberlinischen Vereinigung angehört hat.

XV. Der Name Meier und Verwandtes. Gelegentlich meiner Besprechung der Biedermaier-Ausstellung im Ausstellungslokal am Zoologischen Garten, Hardenbergstraße, wurde eine Diskussion über die Rechtschreibung des vielverbreiteten Namens Meier beliebt. Ich füge heute folgendes nachträglich hinzu. Wir haben zu unterscheiden die Abteilung mit dem *e* und die mit dem *a*. Danach ergeben sich folgende Varianten. Meier, Meir, Meyer, Meyr — Maier, Mair, Mayer, Mayr. — Die Namen mit *e* kommen aus dem Hebräischen her: Meïr, der Glänzende, Strahlende, die mit *a* vom Lateinischen Major, ins Deutsche übernommen Maier als Hof- und Hausverwalter; man müßte hier also eigentlich für eine Milchwirtschaft „Maierei" schreiben, obwohl man oft genug „Meierei" liest; so schreibt sich die bekannte Milchwirtschaft von C. Bolle in Moabit „Meierei". Die „Meier" wären also präsumtiv „Juden", die „Maier" Christen; indessen geht dies nicht streng durchzuführen. Ausnahmen finden sich hüben und drüben.

Der Name „Maier" ist mehr west- und süddeutsch, der Name „Meier" mehr ostdeutsch. Die einsilbigen Formen gehören dem oberdeutschen Sprachgebilde an, welches gern das *e* in der zweiten Namenssilbe ausstößt.

Als Kuriosum will ich anführen, daß der berühmte Botaniker De Candolle, der sich verschiedenen „Meiers" liebenswürdig erweisen wollte, wegen der großen Zahl derselben in gelinde Verzweiflung geriet und deshalb eine Namensdedikation im großen Stile dem „ingenti numero Meyerorum" in Szene setzte. Er schuf aus einer Anzahl schöner brasilianischer Kompositen ein Pflanzen-Genus „Meyeria" mit der Bemerkung „pulchrum genus collective dicavi". Als ferneres Kuriosum sei noch erwähnt: Oskar Kraus: „Meyrias, Die Meyeriade. Humoristisches Epos aus dem Gymnasialleben." —

C. Naturgeschichtliches und Technisches.

XVI. Die Berichte über die Veranstaltnngen der Stadt Berlin zur Förderung des naturwissenschaftlichen Unterrichts in den höheren Lehranstalten werden seit 1906 von Herrn Direktor Prof. Dr. W. Breslich herausgegeben. Ich lege Ihnen heut den inhaltreichen Bericht im Jahre 1906 bis 1907 vor und mache dabei besonders auf die übersichtliche nachfolgende Mitteilung n. M. Dr. Fr. Solger anfmerksam, welche sich betitelt:

Paläontologie des Menschen.

Die Paläontologie des Menschen, schreibt Solger, hat das Ziel, den Weg zu erforschen, den wir hergekommen sind, aber die Marksteine dieses Weges sind teils verschwunden, teils nnkenntlich, teils auch hindern nns manche Vorurteile, sie zu erkennen. Zudem ist der Forschungszweig noch zn jung, und die meisten Ergebnisse werden noch heiß umstritten. Bei dieser kurzen Übersicht ist es daher weder möglich, nur das endgültig Gesicherte zu geben, noch alles Für und Wider zu erwägen. Es kann sich nur um einen Überblick über den Kampf der Meinnngen handeln, über die Waffen, mit denen er geführt wird, und die Wege, auf denen wir vorwärts zu kommen hoffen. Es sei dabei voransgeschickt, daß als die Grundlage aller derartigen Forschnng die Entwickelungslehre voransgesetzt wird, denn ohne sie würde die Vorgeschichte des Menschen aufhören, sobald wir auf einen Vorläufer träfen, der in die Artbeschreibnng des hentigen Menschen nicht mehr hineinpaßte. Für uns beginnt sie erst mit diesem Augenblick, nnd eine Reihenfolge solcher Stufen ist es, die wir suchen.

Die Paläontologie muß sich meist mit Brnchstücken einzelner Skelette begnügen, deren Alter zn bestimmen schon Schwierigkeiten macht. Alle Forschnngsmethoden, die ans einem großen Material Normales und Ungewöhnliches trennen, um nur dem ersteren sich zuznwenden, versagen in der Paläontologie. Ein klassisches Beispiel liefert der bekannte Neandertalschädel.*) In einem Seitentale des Düsseltales fand man im Anfange der 50er Jahre Reste eines menschlichen Skelettes, von denen sich vor allem der Schädel durch niedrige Stirn nnd starke Wülste über den Augenhöhlen anszeichnete. Leider sind die Fnndumstände von wissenschaftlichen Forschern erst festgestellt worden, als diese Skeletteile aus ihrer nrsprünglichen Lage entfernt waren, und so zeigt dies Beispiel alle Schwierigkeiten der Forschung. Die Knochenreste waren unvollständig, vom Schädel fehlten alle Gesichtsteile, ferner fehlten alle Hand- nnd Fußknochen, und über die Bedentung dessen, was man gefunden hatte, wurden die widersprechendsten Meinnngen

*) Für die anatomische Seite der Frage vergl. Schwalbe, Vorgeschichte des Menschen. 1903. (Mit eingehendem Literaturverzeichnis.)

geäußert. Hinsichtlich des Alters stritt man sich, ob er diluvial oder recent, oder endlich gar tertiär sei. Was die Abweichungen vom heutigen Menschen betraf, so vertrat der Entdecker Fuhlrott, wie nach ihm Schaffhausen, den Standpunkt, daß es eine besondere primitive Menschenrasse sei. Der schärfste Gegner war Virchow, der ihn für ein krankhaftes Exemplar der heutigen Menschheit hielt und zwar mit merkwürdiger Sicherheit für einen Merovinger. Geologisch ist es auch heute noch nicht möglich, über das Alter dieser Knochenfunde etwas bestimmtes auszusagen. Die Archäologie könnte zu Hilfe kommen; denn einfache Feuersteinwerkzeuge wurden in der Nähe gefunden, aber es hat sich nie ermitteln lassen, ob sie den Fundumständen nach eine Beziehung zu den Knochenresten gehabt haben. Erst das Auffinden anderer ähnlicher Knochen hat hier Licht verbreitet. Es sind die Funde von Spy in Belgien (Reste zweier Skelette mit mehr oder weniger gut erhaltenen Schädeln, dazu einfache Feuersteinwerkzeuge vom Chelleo-Mousterien-Typus), La Naulette (Unterkiefer), Malarnaud (desgleichen), Taubach (Zahn) und der reiche Fund von Krapina in Kroatien. Der letztere hat vor allem den Vorzug, daß die geologischen Umstände sehr genau festgestellt werden konnten. Wir wissen, daß der Mensch von Krapina, von dem uns sehr viele, aber meist zerbrochene Skelettreste erhalten sind, ein Zeitgenosse des Elephas antiquus, des Rhinoceros Merckii und anderer frühdiluvialer Tiere war.

Die große Übereinstimmung in den oben aufgeführten Knochenresten hat dazu geführt, daß man für sie eine besondere Menschenart, den Homo primigenius, aufgestellt hat. Er unterschied sich vom jetzigen Menschen durch mehrere Merkmale, die besonders von Schwalbe und Klaatsch genauer formuliert worden sind. Die wichtigsten sind: starke Überaugenwülste, fliehende Stirn, im Zusammenhange damit niedriger Schädel, Fehlen des Kinnvorsprungs. Am Oberschenkel ist die stärkere Ausbildung der Gelenkteile hervorzuheben, an den Backzähnen die Fältelung der Kaufläche, die an Orang-Utanzähne erinnert. Die Schädel von Spy und vom Neandertal sind schmal und langgestreckt, diejenigen von Krapina sollen nach Gorjanovic-Kramberger eine sehr kurze Form besessen haben, doch ist die Rekonstruktion zweifelhaft. Was den Kulturzustand des Homo primigenius betrifft, so sind mit allen seinen Knochenresten zusammen Chelleo-Mousterien-Werkzeuge gefunden worden, d. h. der ursprünglichste Typus der älteren Steinzeit (wenn man von den umstrittenen Eolithen absieht). Aus dem Fehlen eines Kinnvorsprunges hat man auf den Mangel einer Sprache schließen wollen, indem Walkhoff die Ausbildung des Kinns als eine Folge der Verstärkung der unteren Zungenmuskeln im Zusammenhang mit der Sprachentwickelung auffaßte. Aber Toldt hat nachgewiesen, daß das Kinn als eine Verstärkung anzusehen ist, die mit der Umformung des

Unterkiefergrundrisses aus einer schmalen und langen in eine breite und kurze Hufeisenform notwendig wurde.

Sicher ist also der Homo primigenius eine ausgestorbene, primitive Menschenart. Aber die Verhältnisse werden dadurch verwickelter, daß wir in eben so zweifellos diluvialen Fundstätten auch Schädel finden, die ganz dem heutigen Homo sapiens entsprechen. Der bekannteste Fund dieser Art ist der von Cro-Magnon. Aber alle diese Funde sind begleitet von Feuerstein-Werkzeugen des Magdalénien-Typus (des jüngsten Typus der älteren Steinzeit). Man darf sie daher für jünger halten. Geologisch ist die Scheidung des frühdiluvialen Homo primigenius vom spätdiluvialen und recenten Homo sapiens deswegen sehr schwierig, weil eine Einteilung der Eiszeit sich nur auf Grund der einzelnen Vereisungen durchführen läßt und die Menschenfunde außerhalb des Gebietes der damaligen Vereisung liegen. Immerhin dürfen wir als das wahrscheinlichste folgende Stufenfolge ansehen: 1. älteres Diluvium, Elephas antiquus, Rhinoceros Merckii, Homo primigenius, Chelleo-Mousterien-Kultur, 2. jüngeres Diluvium, Elephas primigenius, Rhinoceros tichorhinus, Homo sapiens, Solutréen-*) und Magdalénien-Kultur, 3. postglaciale Zeit, heutige Tierwelt, Homo sapiens, Kultur: jüngere Steinzeit und Metallzeiten.

Es ist die Frage, ob Homo primigenius als ein direkter Vorfahre des heutigen Europäers anzusehen ist, oder ob dieser einwanderte und jenen verdrängte. In ersterem Falle müßten wir Übergangstypen zu finden erwarten. Die Schädel von Brünn, von Podbaba bei Prag, aus der Liane und von manchen anderen Stellen können vielleicht derartige Zwischenstufen bezeichnen, aber hier macht sich der Mangel eines reicheren Materials fühlbar, denn der Übergang vom Homo primigenius zum Homo sapiens müßte so gedacht werden, daß immer häufiger Schädelformen auftraten, die schon innerhalb des Abänderungsspielraums des Homo sapiens lagen. Ein Schädel aber, der das tut, muß naturgemäß zu Homo sapiens gerechnet werden, alle anderen zu Homo primigenius. Die Annahme, daß Homo primigenius und Homo sapiens gleichzeitig unabhängig von einander gelebt hätten, würde bedeuten, daß schon im Diluvium eine scharfe Scheidung der Menschenrassen vorhanden war, und würde vermuten lassen, daß die Paläontologie des Europäers, über die allein wir etwas besser unterrichtet sind, scharf von derjenigen anderer Rassen zu scheiden wäre. Die Kreuzung verschiedener Rassen im historischen Europa erscheint damit biologisch noch ungünstiger, wie sonst.

Dieser Gedanke führt auch zu einer besonderen Vorsicht in der

*) Die Solutréenkultur wird von Hoernes als Besitztum einer besonderen negroiden Rasse angesehen.

Beurteilung eines Fundes, der geeignet scheint, den Menschen mit den höchsten Tieren zu verbinden, des Pithecanthropus erectus, den Eugen Dubois im Jahre 1893 auf Java fand. In einem vulkanischen Tuffe, der durch einen Bach angefressen worden war, fand sich eine Schädeldecke und 15 m davon ein an einer Stelle krankhaft ausgebildeter Oberschenkelknochen, in der Nähe auch noch ein Backenzahn. Der Oberschenkel wurde von Anatomen wie Krause als ein zweifellos menschlicher angesprochen, das Schädeldach bald für das eines riesigen Gibbon, bald für das eines besonders unentwickelten Menschen gehalten, der Backenzahn wohl gar für den eines Orang-Utan, während Dubois von vornherein die Auffassung vertrat, daß es sich um eine Mittelform, zwischen dem Menschen und einer Urform handle, von der er gemeinsam mit dem Menschenaffen abstamme. Die Duboissche Anschauung dürfte die größte Wahrscheinlichkeit für sich haben, wenn man alle die erwähnten Reste als zusammengehörig ansieht. Da in der betreffenden Tuffschicht viele andere Tierreste gefunden worden sind, aber keine, die einem Affen oder Menschen angehörten, so haben wir keinen Grund, das damalige Vorhandensein mehrerer in diesen Formenkreis gehörender Arten anzunehmen. Es ist daher das natürlichste, die drei Reste als zusammengehörig zu betrachten, und in ihnen Spuren von einem Vorläufer des Menschen zu erblicken. Die menschliche Form des Oberschenkels spricht dafür, daß dieses Wesen aufrecht ging, auch das Schädeldach zeigt bereits einige menschliche Merkmale, der Inhalt der Gehirnhöhle steht zwischen den größten Affen und den kleinsten Menschen, ebenso der Stirnwinkel. Die Überaugenwülste sind noch stärker entwickelt als beim Homo primigenius, aber nicht so stark wie beim Orang und Gorilla. Da auch bei diesen beiden Affen das Hervortreten der Wülste über den Augen erst in späterer Lebenszeit im Zusammenhange mit der Entwickelung der Kaumuskulatur und des Gebisses auftreten, so werden wir auch für die Menschenaffen auf eine Urform zurückgeführt, deren Schädeldach etwa dem des Pithecantrophus geglichen haben muß, und wir würden den letzteren also etwa dem im Duboisschen Sinne aufzufassen haben.

Je weiter wir in der Ahnenreihe des Menschen zurückgehen, um so spärlicher werden die Funde, und um so mehr müssen wir uns nach anderen Hilfsmitteln umsehen. Die Stammesgeschichte und die Einzelgeschichte des Menschen haben den gleichen Ausgangspunkt, nämlich die einfache Zelle, und den gleichen Endpunkt, den heutigen Menschen. Es liegt daher nahe, auch den Weg, den die Natur in beiden Fällen wählt, in den Grundzügen für den gleichen zu halten. Wenn wir in der Entwickelung des Einzelmenschen deutliche Umwege sehen, wie die Anlage von Kiemenspalten, die wieder verschwinden, ohne zur Atmung benutzt zu sein, so deuten wir sie als Rückerinnerungen an

Umwege, zu denen die Natur in der Stammesgeschichte einmal gezwungen war. Diese Gesetzmäßigkeit hat man als das biogenetische Grundgesetz bezeichnet, das man etwa formulierte: die Keimesentwickelung ist eine abgekürzte Wiederholung der Stammesentwicklung. Diese Abkürzungen bedingen vielfach Abweichungen. Jede Stufe der Stammesgeschichte wurde durch ein lebensfähiges Tier bezeichnet, in der Keimesentwickelung beginnt die volle Harmonie der Organe, die zur Lebensfähigkeit gehört, erst mit dem Augenblick, wo die ausgeprägte Menschenform erreicht ist. Die Keimesgeschichte bildet daher ein wichtiges Hilfsmittel für die Ermittelung der Ahnenreihe, aber sie muß mit Vorsicht angewendet werden. Die Ausbildung des Kopfes gibt ein Beispiel. Das menschliche Kind wie der junge Affe haben einen verhältnismäßig viel größeren Kopf, als die erwachsenen Formen ihrer Arten. Es wäre aber falsch, daraus zu schließen, daß sie von Formen mit größeren Köpfen abstammten. Die Fossilfunde beweisen das Gegenteil. Das Gehirn entwickelt sich eben verhältnismäßig früh, und so ist es im Anfang in starkem Übergewicht gegenüber dem übrigen Körper. Das hat aber nur physiologische, nicht genealogische Bedeutung. Ein weiteres Hilfsmittel für die Stammesgeschichte des Menschen und der Wirbeltiere ist die Ermittelung der Verwandtschaften unter ihnen, die sich aus dem Vergleich ihrer einzelnen Organe ergibt, die sogenannte vergleichende Anatomie. Betrachten wir beispielsweise die Extremitäten des Menschen unter diesem Gesichtspunkte, so ist es auffallend, wie ähnlich sowohl Hand als Fuß denjenigen Urformen sind, aus denen wir alle speziellen Extremitäteubildungen unter den Wirbeltieren ableiten müssen.

Eine der speziellsten Ausbildungen solcher Art ist die Entwickelung der Beine bei den Einhufern. Hier ruht das Körpergewicht auf einzelnen festen Säulen, die dadurch entstehen, daß die Mittelzehe allein, dafür aber um so stärker, ausgebildet wird. Aber auch am Pferdefuße kann man die Überreste der fast vollständig verschwundenen übrigen vier Zehen noch in den Knochenleisten erkennen, die dem Metacarpus bezw. Metatarsus an der Wurzel anliegen. Bei den Vorfahren der Pferde, aus denen wir zahlreiche Entwickelungsstufen kennen, läßt sich das allmähliche Verschwinden der seitlichen Zehen verfolgen, und im Anfange der Tertiärzeit werden wir auf Tiere zurückgeführt, die fünfzehige Vorder- und Hinterfüße besaßen. Diese Urhuftiere (Condylarthra) sind in ihrem Bau auch den Urraubtieren sehr ähnlich, von denen die ganze Entwickelungsreihe der Raubtiere ausgeht, und wir müssen ähnliche Formen als die Urtypen ansehen, aus denen sich die verschiedenen Stämme der Säugetiere und so auch Affen und Menschen entwickelt haben.

Vergleichen wir diese Urformen mit dem Menschen, was naturgemäß nur in Bezug auf das Knochengerüst geschehen kann, so ist außer gewissen Abweichungen in den Verhältnissen und den Einzelformen der Knochen der wesentlichste Unterschied die unvergleichliche Entwickelung des Schädels beim Menschen, während die Verschiedenheit in den Extremitäten nicht so groß ist, als sie innerhalb der Huftierreihe vorkommen. Auch die völlige Arbeitsteilung zwischen Hand und Fuß, die den Menschen von allen Säugetieren unterscheidet, hat die Knochenbildung der Gliedmaßen weniger verändert, als man erwarten sollte. Während die Huftiere ihren ursprünglich vielseitigen Fußbau in immer einseitigerer Weise zum Lauffuß entwickeln, hat der Mensch sich diese Vielseitigkeit bewahrt, seine Entwickelung liegt nicht in der Ausbildung einzelner Organe für bestimmte Zwecke, sondern in dem Ausbau eines Zentralorgans, das eine immer feinere Anwendung der vorhandenen Organe zu möglichst vielen Zwecken erlaubt. Man hat sehr zahlreiche Stufen in der Stammesentwickelung des Menschen mit eben so zahlreichen wie schwer behaltbaren Namen bezeichnet. Da es sich dabei um lauter Konstruktionen handelt, und doch keins dieser konstruierten Ahnentiere uns wirklich anschaulich wird, beschränke ich mich darauf, nur die Gesamtrichtung der menschlichen Entwickelung zu kennzeichnen. Wie bereits beim Vergleich mit den Huftieren hervorgehoben, trägt der Mensch, abgesehen von seinem Schädelbau, einen fast durchweg recht primitiven Charakter, d. h. er steht den ursprünglichen Ahnenformen im allgemeinen näher, als die Endglieder anderer Entwickelungen, die von denselben Tieren ausgegangen sind.

Wenn wir in der Erdgeschichte weiter zurückgehen, so wird die Frage nach der Ahnenreihe des Menschen eine Frage nach den Ahnen der Säugetiere. Ihre Vorfahren dürfen wir natürlich nicht unter lebenden Formen suchen, und wenn man darüber gestritten hat, ob die Säugetiere von den Reptilien oder von den Amphibien abstammen, so ist das so aufzufassen, daß man sich fragte, ob von den drei Zweigen, deren Endpunkte Reptilien, Säugetiere und Amphibien darstellen, die beiden ersteren oder die beiden letzteren länger einen gemeinsamen Weg genommen hätten. In diesem Sinne scheinen die Säugetiere auf Uramphibien zurückzugehen, und diese wieder auf primitive Fischformen. Suchen wir die Ahnenreihe noch weiter zurückzuverfolgen, so kommen wir in das Gebiet der Wirbellosen, wo wir die nächsten Verwandten der Wirbeltiere (abgesehen von den zurückgebildeten Manteltieren) in den Gliederwürmern zu suchen haben. In dieser reichen Gruppe muß der Ursprung der Wirbeltiere einerseits, der Gliedertiere anderseits liegen, in beiden Stämmen sehen wir eine sehr weit gehende Entwickelung, die in beiden bis zur Ausbildung verwickelter sozialer Einrichtungen geht (Ameise, Mensch). In dem außerordentlich viel verzweigten Stamme

der Würmer müssen wir die weitere Verfolgung einzelner Ahnenstufen zunächst aufgeben. Fossilfunde lassen uns im Stich, weil den Würmern erhaltungsfähige Hartgebilde fehlen. Aber die Keimesentwickelung gibt uns gewisse Anhaltspunkte. Alle höheren Tiere beginnen ihre Entwickelung mit einem sogenannten Gastrulastadium, in dem der Keim eine Blasenform besitzt, die innen und außen von je einer Zellenschicht (dem inneren und äußeren Keimblatt) bedeckt wird. In der Gemeinsamkeit dieses Stadiums sah Haeckel den Beweis für die gemeinsame Abstammung von einem Gastrula-artigen Tiere, das er als Gasträa bezeichnete. Von ihm ist nur ein Schritt rückwärts bis zu einem einfachen Zellenhaufen und bis zur einzelnen Zelle.

So ungefähr erscheint unserer heutigen Forschung der Weg, der zum Menschen geführt hat. Aber noch mehr als seine einzelnen Stufen werden die Mittel umstritten, durch die die Natur diese gewaltige Entwickelung zustande gebracht hat. Mag man aber im einzelnen Falle mehr dem Darwinschen Gedanken, der natürlichen Auslese im Kampfe ums Dasein, oder dem „humaner" erscheinenden, wenn auch nicht so mechanisch klaren Gedanken Lamarcks von der Anpassung den Vorzug geben, — immer bleibt als der Grundton der Kampf um die Vorherrschaft unter einem immer enger werdenden Kreise von Wettbewerbern übrig, der uns endlich im Kampfe der Menschenrassen unter einander das Mittel zeigt, durch das die Menschheit der Zukunft entwickelt wird. — Durch die Veröffentlichung dieser klaren, vollkommen von der in Frage der Herkunft, des Alters und der Rassen des Urmenschen nicht seltenen Voreingenommenheit des Urteils freien, objektiven Darstellung glauben wir den Wünschen vieler unserer Mitglieder zu entsprechen mit Dank für unser gelehrtes eifriges Mitglied Herrn Dr. Solger, dem wir schon verschiedene belehrende Vorträge zu verdanken gehabt haben.

XVIa. Noch wollen wir — angesichts der Tatsache, daß viele unserer Mitglieder Neuvorpommern und Rügen aufsuchen — auf die Bl. 20—41 enthaltene Studienreise geologischer und technologischer Natur nach diesen Gegenden sowie nach Stettin und Umgegend hiermit ganz besonders aufmerksam machen.

XVII. Zum Kapitel des Naturdenkmalschutzes. „Übertreibungen und falsche Wege zum Schutze der „Naturdenkmäler". Von Fritz Graf von Schwerin, Wendisch-Wilmersdorf bei Ludwigsfelde. Vortrag gehalten am 8. August 1906 zu Oldenburg. (Mitt. der deutschen dendrologischen Gesellschaft 1906 S. 116—124.) Auf diese Veröffentlichung machte mich unser Vorstandsmitglied Dr. Carl Bolle, der Nestor der deutschen Dendrologen, aufmerksam. Ich erkenne die großen Verdienste, die Herr Graf von Schwerin, Begründer und Präsident der d. D. G. um die Kenntnis und Pflege der Bäume hat, vollauf an und unterschreibe manches, was er von der Über-

treibung der Naturschützler sagt z. B. von dem oft recht deplazierten Haß gegen die Drahtseilbahnen auf hohe Bergen, deren Gipfel ohne dieselben doch nur ein Minimum von Naturfreunden kennen lernen kann. Im übrigen fordern andere Auslassungen des Vortragenden zu einem entschiedenen Widerspruch heraus, z. B. wenn er sagt: „Ein Naturdenkmal ist dem Sinne nach immer nur eine durch ihre Größe oder Seltenheit bedeutende Einzelheit, niemals aber eine Gesamtheit. Eine Landschaft oder eine Pfanzengemeinschaft als Naturdenkmal betrachten zu wollen, ist daher durchaus verfehlt und wohl nur dadurch zu erklären, daß das Bestreben vorliegt, alles zu schützen“.

Man kann das vom persönlichen Standpunkt des Herrn Verfassers allenfalls verstehen, weil ihm als Baumfreund und Baumforscher immer nur der einzelne Baum, der Solitär, vorschwebt. Aber der Schwerinsche Standpunkt ist bereits überholt und in Folge der von der Biologie gestellten Anforderungen als längst antiquiert zu betrachten. Heut studiert man das Einzelwesen im Zusammenhange mit seiner Nachbarschaft, als Teil einer größern Lebensgemeinschaft. Daher wird in diesem Augenblicke von den Naturforschern — Geologen, Botanikern, Zoologen — beispielsweise die Erhaltung einzelner der Grunewald-Moore und Seen, und zwar tunlichst auch mit ihrer Tierwelt, gefordert. Auch sind dergleichen Komplexe, die vom Standpunkt heutiger Wissenschaft recht eigentlich zutreffend als Naturdenkmäler bezeichnet werden*), Gott Lob! bereits vielfach geschützt. Oder kennt Herr Graf v. Schwerin nicht u. a. die einschlägigen Schriften und die Bemühungen u. M. S. des Direktors Dr. Conwentz um Erhaltung der Gruppen von Eiben, von Reservaten, auf denen die Zwergbirke in Westpreußen vorkommt, um die Erhaltung einzelner Kormorankolonien, Komplexe von Reiherhorsten u. dgl. m.? — Was Herr Graf v. Schwerin will, ist eigentlich nicht recht verständlich: wenn 3 wilde Taxus neben einander stehen, soll dann nur einer erhalten bleiben, damit seine unrichtige Definition vom Naturdenkmal herauskommt? Der aussterbende Gagelstrauch (Post) Myrica gale und der Sumpfporst (Ledum palustre), können doch überhaupt nur in größeren Lebensgemeinschaften vieler Individuen mit dem eigentümlichen Moorboden und an zubehörigem nassen Moospolster geschützt werden. Schwerin meint, der Schutz der Landschaft führe zu weit, dergl. könnte sich wohl Amerika leisten, aber bei unserm starkbevölkerten Lande sei so etwas nicht möglich. Wir wollen uns nur vor Übertreibungen hüten, Schwerin würde Recht haben, wenn man ganze Quadratmeilen Forst, Moor u. dgl. in Deutschland als „Tabu“ erklärte. Aber eine Übertreibung ist es auf der andern Seite, wenn man dem Schutz kleiner Landschaftsstücke als Naturdenkmäler im Conwentzschen

*) Auch die amerikanischen Reservations z. B. der Yellowstonepark, das Yosemitetal, die Schutzbezirke bei Boston sind Naturdenkmäler.

Sinne entgegen arbeiten wollte. Ich glaube schließlich, auf Basis einer allemal den örtlichen Verhältnissen angepaßten mittleren Proportionale wird man in jedem Falle auch mit einem so einsichtigen und warmen Naturfreunde wie Graf Schwerin eine Einigung erzielen. Der Streit was dabei Naturdenkmal genannt werden soll und was nicht, ist im Grunde nur der bekannte Streit um des Kaisers Bart.

XVIII. Über Hexenbesen, durch Pilze hervorgerufene Wucherungen, habe ich in der Brandenburgia (zu vergleichen z. B. IX. 15 und X. 13) wiederholentlich Mitteilung gemacht. Vor einiger Zeit hat mir nun unser Ehrenmitglied Herr Geheimrat Prof. Dr. Credner in Greifswald folgende zwei Notizen über diesen Gegenstand zugehen lassen, entnommen der Greifswalder Zeitung vom 12. bezw. 13. März 1907, die hier um ihres allgemeineren Interesses wegen wiedergegeben werden, wobei ich darauf aufmerksam mache, daß wir bei unserer Wanderfahrt im Grunewald am 27. d. M. zwei dergleichen durch einen unbekannten Pilz hervorgerufene Hexenbesen auf den Kiefern (Pinus silvestris) unweit der Lieper Ablage am hohen Ufer beobachteten.

Greifswald, 11. März. Von einem Freunde unseres Blattes wird uns nachstehender Bericht des durch seine heimatskundlichen Forschungen auch hier in Pommern wohlbekannten Vorsitzenden des brandenburgischen Vereins für Heimatkunde Geh. Reg.-Rat Ernst Friedel-Berlin über in naturwissenschaftlicher wie volkskundlicher Beziehung interessantes, gerade jetzt bei der Blattlosigkeit der Bäume gut sichtbares Vorkommen von „Hexenbesen" hier in Greifswald zur Verfügung gestellt. Er lautet:

Aus dem alten Botanischen Garten stammend, befindet sich an der Stadtmauerseite, nicht weit von der Einmündung der Domstaße in die Anlagen ein Hexenbesenbaum. Es ist eine Birke, auf welchem der Exoascus-Pilz, so weit ich zählen konnte, fünf Hexenbesen erzeugt hat. Der größte, eiförmig, hat etwa ½ m im größten Durchmesser, die vier anderen sind erst im Entstehen begriffen. Es ist das mir in und bei Greifswald einzig bekannte Exemplar eines Hexenbesenbaumes. Auf Kiefern sind z. B. bei Berlin Hexenbesenbildungen (beiläufig nicht von Exoascus, sondern aus, soviel ich weiß, anderer noch unbekannter Entstehungsart herrührend) ziemlich häufig, wogegen ich Kiefernhexenbesen bei Greifswald noch nicht wahrgenommen.

Die mir als größte bekannten Exemplare von Hexenbesenbildungen auf Birken befinden sich im Großherzoglich Oldenburgischen Schloßgarten zu Eutin. Sie sind so gewaltig, daß Krähen darin nisten. In anderen Hexenbesenbildungen auf Kiefern habe ich Marder-Nester und Eichhorn-Nester gefunden. Auch im alten Botanischen Garten zu Berlin befinden sich auf Betula davurica prächtige Hexenbesenbildungen.

Die betreffenden Bäume gelten als von den Hexen verzaubert. In der Walpurgisnacht reiten die Hexen auf dergleichen Verbildungen und Wucherungen nach dem Blocksberg.

In der Eldenaschen Hölzung zwischen der Wolgaster Chaussee und dem Strohkamp stehen mehrere Eichen, Weiß- und Rotbuchen, an deren Stämmen sich hexenbesenartige Wucherungen zeigen. Die Hexenbesen auf den Birken befinden sich niemals an den Stämmen, sondern an oft recht schwachen Zweigen, die auf Kiefern an festen Ästen.

Greifswald, 12. März. Über das Vorkommen von Hexenbesen schreibt uns Herr Kgl. Oberlandmesser Drolshagen:

In Nr. 60 Ihres Blattes bringen Sie einen Aufsatz von Herrn Geh. Reg.-Rat Friedel-Berlin über Hexenbesenbäume, in dem Verfasser sagt, daß er diese Erscheinung bei Greifswald auf Kiefern nicht wahrgenommen habe. In dem zum ehemaligen Rittergute Nepzin bei Züssow gehörigen, später nach Carlsburg abgezweigten Walde stand bisher am Rande einer Schonung eine einzelne hohe Kiefer, die mit einem prächtigen Hexenbesen von mehreren Metern Durchmesser geschmückt war. Ich nehme an, daß die Carlsburger Forstverwaltung dieses seltene Naturdenkmal erhalten hat.

XIX. Dr. F. Kanhowen: a) Die Bodenverhältnisse Berlins und seiner nächsten Umgebung. (Sonderabdruck aus der Festschrift zum 50 jährigen Bestehen des Vereins deutscher Ingenieure) und b) Das geologische Profil längst der Berliner Untergrundbahn und die Stellung des Berliner Diluviums. (Sonderabdruck aus dem Jahrbuch der Kgl. Preuß. Geologischen Landesanstalt und Bergakademie für 1906. Bd. XXVII. Heft 8.) Beide Schriften des rühmlichst bekannten Landesgeologen beanspruchen ein dauerndes gerade jetzt aber vorzüglich ein aktuelles Interesse, wo Zwecks der Ausschachtungen für die neueste Untergrundbahnlinie auf langen Strecken quer durch Charlottenburg und Berlin geologische Profile erschlossen worden.

Während die Schrift zu a ein allgemeines Bild auf Grund der bisherigen Ermittelungen in gemeinfaßlich-wissenschaftlicher Weise entwirft, folgt die Schrift zu b von Westen her der sich entwickelnden Bahntrace in der Tiefe. Hauptsächlich kommen zunächst der höheren Lage des Geländes in Charlottenburg entsprechend ältere und jüngere diluviale Ablagerungen in Frage, Sande und Mergel. Es unterliegt wohl (S. 737) kaum einem Zweifel, daß die gesamte Grundmoränenmasse, die in dem Profil aufgeschlossen ist, einer Vereisung angehört, also nur als ein Geschiebemergel gedeutet werden kann. Sowohl Oberfläche wie Unterseite des Geschiebemerkels sind stark bewegt und zeigen oft ganz unvermittelt bedeutende Unterbrechungen. Er ist als oberer Mergel anzusprechen.

Was die Fossilführung des diesem Mergel unterlagernden Horizontes anbetrifft (S. 381), so wäre in das Vorkommen von Paludina dilnviana Kunth*) anf primärer Lagerstätte zn denken. Als primäre Lagerstätten sind hier Faulschlammgesteine, Sapropelite (nach Potonié) anzusehen. In solchen Lagern ist Paludina dilnviana bekannt aus den Bohrlöchern in der Vereinsbrauerei Rixdorf, vom Hof der Kürassierkaserne in der Alexandrinenstraße, vom Hof der 2. Dragonerkaserne in der Blücherstraße, in der Böckhstr. 27, im Grünen Weg 113, in der Fabrik Kaune in Niederschöneweide, in der Schnltheiß-Brauerei in der Lichterfelder Straße, auf dem Kreuzberg und von einem städtischen Bohrloch in der Alten Jabokstraße vor Nr. 40/41. Diese Schichten alle sind typisches Interglaciär. Diese Lagerung der Paludina dilnviana unter dem oberen Mergel festgestellt zu haben, ist Kannhowens unbesteitbares Verdienst. (Vgl. jedoch die Schlußbemerkungen dieser Nummer.

Von den Sanden (S. 389) liegen zuoberst längs der Strecke meist feine, selten kiesige Sande. Man könnte zunächst an jungdiluviale Talsande denken. Dagegen spricht das Vorkommen von Kiefernstubben in natürlicher Stellung mit wagerecht ansgebreiteten Wnrzeln in den Sanden nnmittelbar über dem Geschiebemergel westlich vom Zoologischen Garten etwa 5 m unter Tag (S. 390). Der ganz frische Erhaltungszustand der Stubben spricht für ein sehr jugendliches Alter und es bleibt sonach nur übrig, diese Sande als alluvial anzusprechen. An der Passauerstraße erreichen sie etwa 12 m Mächtigkeit.

Unterlagert wird der Geschiebemergel meist von ziemlich mächtigen schwachkiesigen, mittelscharfer und feinren Sanden. Unmittelbar überlagert wird er von schärferen, steinigen Sanden und Kiesen bis 1 m stark, die Ansschlemmungs-Rückstände der Oberfläche des Geschiebemergels. Kannhowen nennt ihn Grenzsand. An der Oberkante dieses Grenzsandes treten meist 1—2 dcm starke Schichten auf, fast ganz bestehend aus Braunkohlenholz, Braunkohle nnd viel Bernstein. Diese bernsteinführenden Kiese sind der Brandenburgia aus mehrfach von mir gemachten Funde von Berlin und Großberlin bekannt. Als leichtere z. T. schwimmende Massen haben sie sich über den schwereren steinigen Bestandteilen natürtich zu oberst abgelagert. Braunkohle und

*) Herr Kaunhowen teilt mit, daß er eine Publikation über das Vorkommen und die Altersstellung von Paludina diluviana in Großberlin beabsichtigt. Vgl. auch Wahnschaffe: Zur Kritik der Interglacialbildungen in der Umgegend von Berlin im Monatsbericht der Deutschen Geologischen Gesellschaft, Jahrg. 1906, Nr. 5, S. 3—18. In der Brandenburgia vorgelegt habe ich Paludina diluviana von sehr verschiedenen Fundorten des erwähnten Gebiets. In meinen geologischen Fundberichten in den Sammelkästen (Archiv) des Märkischen Museums finden sich außerdem noch sehr viele sonstige einschlägige Beobachtungen von mir.

Lignite, tertiäres Rollbolz u. dgl. kommt ungemein häufig vor. Es wäre nicht undenkbar, sagt Kaunbowen (S. 394), daß man in der Zeit der Ablagerung der auffallenden Braunkohlenanhäufungen im Berliner Tale den Schluß der gewaltigen diluvialen Wassermassen in unserem Gebiete zu sehen hätte.

S. 396: In den als Grenzsande bezeichneten Schichten wurden Reste von Elephas und Bison priscus, von letzterem ein fast vollständig erhaltener Schädel, ausgegraben. Alle diese Reste sind nicht auf primärer Lagerstätte gefunden. Sie lagen in der durch die Aufbereitung der Geschiebemergeloberfläche entstandenen grobsteinigen Sanden. Außerordentlich häufig fand sich Paludina diluviana im Geschiebemergel zwischen Zoologischem Garten und Fasanenstraße. Stellenweis war er gespickt mit zum Teil sehr schönen vollständigen Exemplaren. Nach Dr. Harbort kam Paludina diluviana auch in den Sanden am Charlottenburger Knie stellenweis massenhaft vor.

Wasserführung der Sande. S. 397. Im Berliner Tale steht eine Wassersäule, die vom Grundwasserspiegel hinabreicht bis zu den undurchlässigen oder schwer durchlässigen Schichten des Tertiärs (Miocän) und, wo diese fehlen, bis eventuell auf den Septarienton (Oberoligocän), der nach unten zu einem mächtigen, weit aushaltenden, absperrenden Horizont bildet. Oberhalb des Tertiärs ist diese gewaltige Wassersäule nur etagiert durch die Schollen von Geschiebemergel; an den Rändern dieser Schollen stehen ihre Wasser wieder mit einander in Verbindung, und zu ihrer erfolgreichen Anzapfung bedarf es lediglich des Vorhandenseins einer genügend mächtigen und ausgedehnten grobsandigen, bezw. kiesigen Einlagerung. Welche gewaltigen Wassermengen in den sandigkiesigen Ablagerungen des Berliner Tales enthalten sind, beweisen die verschiedenen Wasserwerke der in Frage kommenden Kommunen Groß-Berlins, die alle ihren Bedarf daraus decken. Das den Brandenburgia-Mitgliedern bekannte Charlottenburger Wasserwerk Beelitzhof fördert, wie Kaunhowen am Schluß seiner lichtvollen, höchstdankenswerten Abhandlung ausführt, allein bis zu 70000 cbm täglich. Selbst in den nur wenige Meter unter dem Grundwasserspiegel liegenden Sanden sind schon riesige Wassermengen enthalten. Die Bausohle der Untergrundbahn lag etwa 5 m unter dem Grundwasserspiegel. Es waren deshalb großartige Pumpanlagen erforderlich, um die Bausohle trocken zu legen. Jede solche Pumpanlage bestand aus etwa vierzig 10 bis 11 m tiefen Rohrbrunnen, die in Abständen von 9 m auf beiden Seiten der 7 m breiten Baugrube gegen einander versetzt und durch eine gemeinsame Saugleitung mit einander verbunden waren. Sie mußten, um das Grundwasser genügend zu senken, 12000 bis 15000 cbm täglich fördern.

Nachträglich bemerkt Kaunhowen S. 389 noch, wie neuere Bohrungen beweisen, daß zwischen dem im Berliner Tale zuoberst liegenden

Geschiebemergel und dem Paludinen-Horizont noch ein anderer — allerdings sehr häufig zerstörter — Geschiebemergel liegt. Zwischen diesen beiden Grundmoränen ist neuerdings auch im Tale Torf (Schwemmtorf mit Gräsern und Kiefernresten) gefunden worden. Dieser Torf entspricht seiner Altersstellung nach also dem Rixdorfer Horizont mit Säugetierresten. Kaunhowen stellt hiernach folgende Altersfolge der quartären Bildungen im Berliner Tale auf von oben nach unten gerechnet:

a) Talbildungen,
b) Oberer Geschiebemergel,
c) II. Interglazial (Rixdorfer Horizont mit Säugetierresten, Torf),
d) Mittlerer Geschiebemergel,
e) I. Interglazial (Paludinen-Horizont),
f) Unterer Geschiebemergel.

Für mich ist es interessant, daß hiernach auch die neuesten Angriffe gegen das hohe Alter des Paludinen-Horizonts abzuweisen sind. Die massenhaft vereinzelt vorkommenden Exemplare von Paludina diluviana können selbstredend als versprengt viel jüngeren Ablagerungen angehören.

Ich verweise noch auf die interessante Profilkarte, welche Kaunhoven beigefügt hat.

Man darf nun gespannt sein auf die geologischen Verhältnisse der Untergrundlinie innerhalb des eigentlichen Berlins, insbesondere in den tieferen Lagen, in welche ich am 20. April d. Js. zusammen mit den Mitgliedern beider städtischen Körperschaften auf der Strecke zwischen dem Potsdamer Platz und Spittelmarkt weiter bis zur Roßstraßenbrücke einen hochinteressanten Einblick tun durfte.

XX. Die Cölner Anthropologische Gesellschaft ladet für die Zeit vom 28. Juli bis 2. August zur Feier der Eröffnung ihres praehistorisches Museums und zu den damit verbundenen wissenschaftlichen Sitzungen ein. U. a. wird es sich um die auch in unserer Brandenburgia brennend gewordene Eolithe-Frage, bezüglich deren ich auf die vielfältigen Vorgänge in unserem Monatsblatte verweise, aber auch sonst noch viele interessante vorgeschichtliche Dinge handeln.

Vorträge haben bis jetzt angemeldet:

Herr Emil Bäechler, Custos des naturwissenschaftlichen Museums in St. Gallen:
„Die prähistorische Kulturstätte in der Waldkirchli-Ebenalphöhle — 1477—1500 m — (Appenzell)“

Herr Professor Dr. Gorganovic-Kramberger, Agram:
„Über die Kinnbildung beim homo primigenius von Krapina“.

Herr Dr. H. Hahne, Magdebnrg:
1. „Die Fnudstelle von Taubach-Ehringsdorf, anf Grnnd eigener Grabuugen";
2. „Referat über den Staud der Eolithenfrage".

Herr Archäologe O. Hanser, Basel, z. Z. in Les Eyzies, Departement Dordogne:
„Nene Grabuugen und Funde in La Micoque".

Herr Dr. J. Heierli, Zürich:
1. „Die Pläne der Unterbanten von Pfalbanten anf Grund der eigenen nenesten Ausgrabungen";
2. „Demonstration der frühallstättischen Goldschüssel mit den Tierfiguren, Fundort Zürich".

Herr Prof. Dr. von Jhering, Director des Museo Paulista, São-Paolo, Brasilien:
„Über das Alter des Menschen in Brasilien und Argentinien".

Herr Professor Dr. Kollmann, Basel:
„Über die Neanderthal-Spy-Gruppe".

Herr Richard Krone, Jguape (Brasilien):
„Über die Sambaquis, auf Grund eigener Grabnngen".

Herr Dr. J. Nüesch, Schaffhansen:
„Demonstration des Schichtenprofils und der Funde von Schweizersbild (im Museum selbst).

Herr Professor Dr. Pohlig, Bonn:
„Die Schichten des Rheinthalsystems in ihren Beziehungen zu Palaeolithicnm nnd Prähistoricum" (evtl. Excursion).

Herr Rektor C. Rademacher, Cöln:
„Germanische Begräbuisstätten am Niederrhein, auf Grund der neuesten Ausgrabungen", evtl. Besuch eiuer Begräbnisstätte bei Cöln.

Herr A. Rntot, Conservateur au Musée royal de l'histoire natnrelle, Brüssel:
1. „Exposé de l'état actuel de la notion des Eolithes; la fiu de la question des Eolithes".
2. „Esqnisse d'une comparaison eutre le Néolithiquè francobelge et le Néolithiquè scaudinave".

Herr Professor Dr. Max Verworn, Göttingen:
1. „Zur Psychologie der primitiven Kunst".
2. Demonstration tertiärer Feuersteinmannfakte ans Aurillac". (Hierzu wird anch Herr Prof. Dr. Bonnet, Bonn, seine Fenersteinmanufakte aus Anrillac demonstrieren.)

Herr Professor Dr. Foerster, Bretten:

1. „Über das Vorkommen eolithenartiger Werkzeuge in der Zeit der geschliffenen Steine" (mit Demonstration).
2. „Die Hautfarbe des Menschen in der frühen Nacheiszeit".

Der Einladung entnehmen wir noch folgende Einzelheiten:

Die Konferenz beginnt am 28. Juli. Abends Fahrt nach Brüssel. Am 31. Juli Besichtigung des Musée royal de l'histoire naturelle, speziell Besichtigung der Eolithen-Sammlung unter Führung des Herrn Rutot. Am 1. August Besuch der Fundstelle Helin zu Spiennes.

Wir bitten Sie uns etwaige Vorträge oder Referate umgehend anmelden zu wollen, da wir bis zum 15. Juni cr. das Programm in Druck geben müssen.

Die Reihenfolge der Vorträge wird von dem auf der Konferenz zu bildenden Ausschuß festgestellt und in der ersten Sitzung mitgeteilt werden. Wir bitten die Dauer der einzelnen Vorträge möglichst über eine Stunde nicht ausdehnen zu wollen.

Die Veröffentlichung der wissenschaftlichen Verhandlungen wird möglichst sofort nach der Konferenz in deutscher und evtl. auch in französischer Sprache geschehen. Wir bitten deshalb dafür Sorge tragen zu wollen, daß die betr. Manuskripte uns druckfertig direkt nach den Vorträgen überreicht werden können.

Im Interesse einer ersprießlichen Diskussion haben wir die Einrichtung geplant, daß nach jedem Vortrage seitens sprachkundiger Mitglieder unserer Gesellschaft ein Resumé in deutscher und französischer Sprache gegeben wird; letzteres ist deshalb in Form knapper Leitsätze vor Beginn des Vortrages dem Vorsitzenden schriftlich zu überreichen.

Anmeldungen beim Schriftführeramt der Gesellschaft in Cöln a. Rh.

Hieran läßt sich die deutsche Anthropologen-Versammlung zu Straßburg i. E., 4.—8. August d. J., bequem anschließen.

Wir bitten dringend um rege Beteiligung bei beiden Versammlungen.

XXI. W. Deecke: Geologie und Prähistorie. (Antrittsrede, gehalten in Freiburg i. Br.) Sonderabruck aus den Baltischen Studien N. F. XI (1907). Herr Prof. Dr. Deecke, wie der Brandenburgia bekannt, von Greifswald nach der Universität Freiburg als Ordinarius berufen, hat seine Stellung zu den bei dem in Frage kommenden Grenzgebiete bei seinem Scheiden aus Pommern in eingehender und klarer Weise hauptsächlich für die Ostseeküsten nahe Rügen, aber im Zusammenhang mit anderen das Auftreten des Urmenschen betreffenden Ländern zum Ausdruck gebracht.

Ich führe einzelne Angaben von Wichtigkeit an. S. 4: „Der Mensch ist das Leitfossil des Diluviums. Die Geschichte der Menschheit aber behandelt die Historie“.

„Wir haben oft genug die Erfahrung gemacht, daß Formen, die bei uns einer bestimmten Lage angehören, in ganz ähnlichen Typen anderswo früher oder später auftraten und auf Wanderungen oder Faunenverschiebung hindeuten. — Selbst die Rentierzeit in Norddeutschland muß geologisch betrachtet etwas Jüngeres sein als z. B. in Oberschwaben oder im Pariser Becken. Herr Dr. Sarasin teilte mir mit, daß die Instrumente der jetzt ausgestorbenen Tasmanier durchaus die Formen der Moustier-Waffen besaßen“.

S. 7: „Reste von Menschen oder menschenähnlichen Wesen, die vor der Eiszeit in Europa gelebt hätten, wurden bisher nicht sicher entdeckt. Trotzdem geht die Geschichte der Menschheit wahrscheinlich weit zurück. Abgesehen von den Hominiden-Resten aus dem Sunda-Archipel, fanden sich im älteren und mittleren Tertiär Europas einige Zähne, die menschlichen Charakter tragen.“

S. 7: „Lebten solche Hominiden mit entwickelten Händen im Tertiär, so sollte man auch irgend welche rohe Erzeugnisse als Anfänge der Kultur erwarten. Groß war daher die Freude und das Aufsehen, welches in jüngster Zeit Lagerstätten angeblich bearbeiteter Feuersteine am Fuße des Cantal bei Aurillac erregten. Auf Sanden, die als pliocän durch große Elefanten (Mastodon) und Vorläufer des Pferdes (Hipparion) pp. charakterisiert werden, liegen vulkanische Tuffe mit braunen, eigenartig gestalteten Feuersteinen, die in der Tat wie behauen erscheinen, aber nach der Formengebung eine besondere, natürlich sehr alte Steinzeit bereichern würden. Herr Geh.-Rat Verworn und mein Greifswalder Kollege Herr Geh.-Rat Bonnet haben vor einem Jahre dort gegraben, und ich hatte in Greifswald Gelegenheit, die Sachen zu sehen und eingehend zu betrachten. Menschenähnliche Knochen sind bisher dort nicht beobachtet; so lange dies nicht geschehen, bleiben immerhin, was besonders die Franzosen betont haben, Zweifel an der Artefaktur dieser Feuersteine bestehen“.

S. 9: „Daraus ergibt sich, daß die sogenannte Rentierzeit in Süddeutschland an das Ende der Vereisung fällt, daß also manche norddeutsche Funde, z. B. bei Taubach und bei Rixdorf unweit Berlin im älteren Hauptinterglazial liegen. Auch die eigenartige Menschenrasse von Krapina in Kroatien ist an den Schluß der Eiszeit zu stellen. Leider wissen wir nichts über das Alter des Brünner und des Neandertal-Menschenschädels. In diesen beiden Fällen hat die Lagerung vorläufig versagt“.

S. 10: „In diesem Zusammenhange sei mit allem Nachdruck darauf hingewiesen, daß die Technik abhängig ist vom Material. Feuerstein

nnd Fenerstein sind heterogene Dinge, ja schon derselbe bergfeuchte nnd trockne Flint lassen sich ganz verschieden bearbeiten und lieferen daher anch andere Instrnmententypen; z. B. ist der Rügener Kreidefenerstein nnr dann zn den kleinen Nippsachen, wie Federhalter, Briefbeschwerer pp. zn schleifen, wenn er frisch dem Berge entnommen und fencht nach Oberstein transportiert ist.*) Aus dem Rügenerer Flint haben sich niemals die schönen, großen, kunstvollen Waffen fertigen lassen, wie ans dem dänischen, weil dieser in dicken zusammenhängenden Bänken, jener in rundlichen, nnregelmäßigen, löcherigen Knollen anftritt. Der Fenerstein der mariner Kreide Nordfrankreichs nnd des Süßwassertertiärs am Plateau central sind in Kohäsion und Splitternng ebenfalls verschiedenartige Dinge. Daher können dnrch die Eigenschaften des verwendeten Gesteinsmaterials zeitlich verschiedene Kulturstufen in ihren Resten einander ähnlich werden, wenn sie derselben Gegend angehören, und gleichalterige Erzeugnisse nicht ähnlich sein, sobald sie ans verschiedenem Rohmaterial hervorgingen.**) Das Studium des letzteren nach seinen physikalischen Eigenschaften und daher seiner Bearbeitungsfähigkeit liegt noch ganz und gar im argen, obwohl dies eigentlich der Ausgangspnnkt für die Benrteilung der jeweiligen technischen Erzengnisse hätte sein sollen. Ich bin daher der Meinung, daß alle die verschiedenen paläolithischen Stufen, soweit sie nicht auf geologischer Beobachtung begründet sind, nur einen lokalen Wert besitzen“.

S. 15: „So gelangen wir also an der Nordsee und in der westlichen Ostsee zu einer völlig harmonierenden geologischen Chronologie der verschiedenen prähistorischen Perioden. Wir dürfen das Palaeolithikum als Yoldia- nnd Ancylus-Zeit, die Kjökkenmöddinger als das Ende dieser Periode ansehen, das Neolithikum als die Litorina-Periode nnd die Bronzezeit als den Stillstand der Bewegungen als ältere Myazeit in der sich unsere heutige Küste heransbildete“.***)

*) In Oberstein und Idar, linksrheinisches Großherzogtum Oldenburg befinden sich die großartigsten Schleifereien für Achat und ähnliche harte Gesteine, die ich vor einigen Jahren mit Interesse besichtigte. E. Fr.

**) Andrerseits übersehen manche Geologen, oder können daran bis jetzt noch nicht recht glauben, daß bereits in den ältesten paläolithischen, ja wie es scheint, bereits in den tertiären Geräten die Bearbeitung gewissen ganz bestimmten Stilgesetzen unterliegt, die nur für gleichzeitige geologische Abschnitte gelten, innerhalb derselben aber sich geltend machen, gleichviel ob das Material Quarzit oder Feuerstein oder sonstiges Kieselgebilde war. E. Fr.

***) Das Wort Paläolithikum hat der Herr Verfasser wohl für Paläo-Neolithikum, jetzt Mesolithikum genannt, versehentlich geschrieben, denn die Yoldia- und Ancylus-Zeit gehört doch bereits der Nachdiluvialzeit an, das Paläolithikum dagegen fällt in die eigentliche Diluvialzeit. E. Fr.

S. 15: „Selbst dort, wo die Strandverschiebungen fehlen, also im Innern des Landes, vermag man aus den Folgen die nötigen Anhaltspunkte zu gewinnen. In diese Meere sind die Hauptflüsse gemündet. Ihr Lauf und Gefälle ist natürlich vom Meeresstrande abhängig; sinkt eine Küste, so versumpfen und vermooren die Täler weit aufwärts, weil das Wasser keine Vorflut mehr besitzt. Daher gestattet der Zusammenhang der Torfmoor- und Flußablagerungen mit diesen Schichten, sobald er erst einmal festgesetzt ist, eine Parallelisierung landeinwärts. Interessant war mir als Beispiel die Mitteilung des Herrn Sanitätsrat Dr. Schumann, daß sowohl am Uckertale als auch bei Schwedt an der Oder Gräber vorkommen, die unter dem heutigen Wasserstande liegen, also unter den heute herrschenden Verhältnissen gar nicht angelegt sein können. Sie sind demnach älter als die Änderung des Grundwassers, die durch das Maximum der Senkung erzeugt wurde und gehören daher wahrscheinlich der späteren Litorinaperiode an".

Ich bemerke zu letzterer Mitteilung Deeckes, daß das Märkische Museum eine ganze Reihe von Totenurnen besitzt die aus versunkenem und vertorftem Gelände erhoben wurden, z. B. als Geschenk des Herrn von Schmeling-Dieringshofen Totenurnen von Nieder-Landin, Kreis Angermünde, unweit der von Schumann angedeuteten Vorkommnisse, ferner eine große steinzeitliche Urne mit Beigefäßen aus einem Sumpf bei Satzkorn, Kreis Osthavelland u. dgl.

S. 20: Es besteht meines Wissens gar kein Hindernis, den letzten Schwund der Alpengletscher mit der Durchwärmung Mitteleuropas in Verbindung zu bringen, die von dem Einbruch des atlantischen Wassers in die nördlichen Senker ausging, d. h. die Litorina-Periode mit dieser gleich zu setzen. Damit haben wir den Anfang einer Chronologie, die in den Einzelheiten weiter ausgebaut werden kann.

Mit diesem Zitat schließe ich meine heutigen Angaben über die reichhaltige Deeckesche Schrift, die, wie Sie ersehen, Perspektiven rückwärts wie vorwärts in verschiedener Weise eröffnet.

XXII. Hans Spethmann: Überblick über die nacheiszeitliche Entwickelung des südwestlichen Ostseebeckens. (Naturwissenschaftliche Wochenschrift vom 17. Dezember 1907. S. 107 flg.) und derselbe: Die Lübecker Mulde und ihre Terrassen. Ein Beitrag zur postglazialen Genetik des südwestlichen Ostseebeckens. (Centralblatt für Mineralogie etc. Jahrg. 1907. Nr. 4 S. 97 flg.) Beide Arbeiten des Verfassers lassen sich an die vorgeschilderten Angaben Deeckes, soweit das südwestliche Ostseegebiet und unsere Gegend in Frage kommen, anschließen. 1. Nach dem Schwinden der diluvialen Gletscher siedelte sich eine arktische Flora an (Dryas octopetala, Betula nana, Salix polaris pp). Yoldia-Periode. 2. Folgt die etwa wärmere Periode der Kiefer. Abschneiden der Ostsee vom Weltmeer. Die Süßwasserschnecken

Ancylus fluviatilis, Bythinia tentaculata, Pisidien und Limnaeen überwiegen. Ancylus-Periode. — 3. Als die Eichenzeit (Quercus als herrschender Waldbaum) ihren Höhepunkt erreicht hatte) fing das den Ancylussee umschließende Land zu sinken an, es kam mit dem Weltmeer in Verbindung, auch wurde das Klima milder, eine Nordseeschnecke Litorina, die zuletzt wieder aus der Ostsee von Darserort ab östlich geschwunden ist, war damals wenigstens auf der schwedischen Seite häufig, nach ihr hat man diese Phase der Ostsee das Litorina-Meer genannt. Ich sage dafür lieber Scrobicularia-Meer, weil an unseren betr. deutschen Küsten die Litorina-Schnecke selten war, dagegen die Muschel Scrobicularia piperata in unsäglichen Mengen vorkam. Sie ist bezüglich der südwestlichen Ostsee das eigentliche Leitfossil: nach ihr sollte die Periode besser Scrobicularia-Zeit heißen.

Die Yoldia-Periode ist übrigens von Dänemarck ab bis zur Odermündung bei uns bis jetzt nicht bezeugt, vielleicht lag das Land höher und die Küste niedriger.

Um die Erforschung der Litorinaablagerungen an der lübeckischen Küste hat sich Herr Spethmann, der mich auf meiner Exkursion dahin begleitete, unbeschadet der älteren Verdienste, des Herrn Prof. Friedrich in Lübeck, sehr verdient gemacht.

Insbesondere sei auf die spezielle sorgfältige Arbeit Spethmanns verwiesen: Ancylussee und Litorinameer im südwestlichen Ostseebecken von der dänischen Grenze bis zur Odermündung. Mitt. der geogr. Ges. zu Lübeck Heft 21, 1906".

XXIII. Felix Wahnschaffe: Über glaziale Schichtenstörungen im Diluvium und Tertiär bei Freienwalde a. O. und Fürstenwalde a. d. Spree. (Monatsberichte der deutschen Geologischen Gesellschaft. 1906, Nr. 8/10. Schon der Titel läßt erkennen, daß die großartigen Störungen in beiden Örtlichkeiten seitens des gelehrten Herrn Verfassers der Eispressung zugeschrieben werden. Die nach Zache durch Grabenbruch herbeigeführten Verwerfungen will Wahnschaffe als durch diese Tektonik herbeigeführt nicht anerkennen (Zache: Die Landschaften der Provinz Brandenburg, Stuttgart 1905 S. 185—189). Die Bildung des Scharmützelsees betrachtet Wahnschaffe im Gegensatz zu Zache ebenfalls lediglich als eine Erosionsrinne eines vom Inlandeisrande kommenden Schmelzwasserstromes, nicht als eine Grabenversenkung.

XXIV. E. Geinitz: Zwei eigentümliche Landschaftsformen, Rommel und Rämel, sowie Bemerkungen über Sölle. (Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg. 61. Jahrg. 1907, S. 104—110.) — In der Brandenburgia XV Nr. 9, Sitzung vom 26. September 1906 hatte ich eine Schilderung der eigentümlichen schluchtenartigen, dabei sehr steilen Einschnitte im Diluvium

aus der Umgebung von Niemegk gegeben, welche dort Rommel (auch wohl Rummel) genannt werden.

In Mecklenburg sagt man dafür Rämel, was im Plattdeutsch Rinne oder Furche bedeutet. Die Ausbildung und die Entstehung ist dieselbe wie die des Brandenburgischen Rommel.

Über die Sölle hatte sich Wahnschaffe (vgl. Brandenburgia XV S. 286) skeptisch ausgesprochen: Strudellöcher der Auskolkungen in Folge Abschmelzens großer Eisblöcke entstanden? — Jentzsch hält die Sölle für Reste von Seetiefen, Tümpeln und Senken in der diluvialen Oberfläche. Gleinitz denkt an Evorsionsbildungen d. h. an Strudellöcher, z. B. nach Art der Gletscherlöcher, meist aber durch die strudelnden Wildwässern der Abschmelzstromschnellen entstanden.

Was die Herkunft des Wortes „Söll" anlangt, so hängt es mit dem Plattdeutschen „söhlen" d. i. herum wälzen, durch Wälzen vertiefen zusammen. In der Mark sagt man auch „Suhle" dafür, in den flachen Söllen suhlen sich die Wildschweine gern. Suhle bedeutet mitunter geradezu eine Stelle, wo die Wildschweine sich Löcher auskolken, um darin während der Hitze Kühlung zu suchen. Bei Potthagen unweit Greifswald kommt der Ausdruck „Söllken-Moor" als einzelne Ortsbezeichnung vor.

XXV. Herr A. Rutot in Brüssel, unser korr. Mitglied, erfreut uns mit 7 Schriften aus seiner nimmer rastenden Feder. a) Bull. der Brüss. Anthrop. Ges. XXIV. 1905. Die Entdeckungen des Herrn Commont in Saint-Acheul. — Pfeifen aus Phalangen des vorgeschichtlichen Pferdes. — Entdeckung von Töpferware aus der Metallzeit in Leval-Trahegnies. — Entdeckung eines neuen vorgeschichtlichen Skelettes in Strepy. — b) ebendaselbst: Vorläufige Bemerkungen über das Neolithikum. — Prachtvolle lorbeerblattförmige Feuersteinspitzen von Volgu (Saône-et-Loire), die 14 Stück im Sande ausgegraben, jedoch sorgfältig in einer derartig schützenden Tonhülle eingebettet, daß die trefflichen Stücke in ihrer Cachette keinerlei Patina angesetzt haben. Ende des Neolithikums „vers le sommet du Robenhausien". — Über den fossilen Menschen in Amerika. Es erscheint, meint Rutot (nach Verworn), die Hypothese zulässig, daß die Ankunft der ersten Bevölkerungen übereinstimmen würde mit dem Beginn des Robenhausien d. h. mit der neolithischen Epoche als die Glättung der geschlagenen Steine noch nicht sehr verbreitet war. Das setzt immer aber als Prämisse voraus, daß Nordamerika keine autochthone Bevölkerung besaß, sondern von Asien aus besiedelt wurde. — Paläolithische Lampen. — c) Extr. des Bulletin der Belg. Geolog. Ges. XIX. 1905. Über die Blanckenhornschen und Schweinfurthschen Entdeckungen von neolithischen und paläolithischen Steingeräten im Niltal. Ich habe früher Proben von dort Ihnen vorgezeigt und erläutert. — Ebendaselbst Tome XX. 1906: „Ein inter-

essanter Fall des Antieolithismus". Geißelt die nachgerade krankhafte Manie gewisser Leute, die Eolithe zu leugnen und zu diskreditieren. — e) Ebendaselbst Tome XXV. 1906. Taubach und Krapina. Taubach bei Weimar mit seinen paläolithische Geräte und menschliche Reste (Zähne) enthaltenden Tuffen ist deshalb so wichtig für Norddeutschland, weil dort die Diluvialschichten in ungestörter Folge liegen, während sie, beispielsweise in Rixdorf, wiederholt umgewühlt worden sind. Es freut mich deshalb, mitteilen zu können, daß ein namhafter Altertumsforscher Dr. Hahne aus der von der Stadt Berlin verwalteten Stiftung des Dr. Feodor Jagor eine ansehnliche Summe zwecks Unterstützung systematischer Ausgrabungen in Taubach erhalten wird. — f) Anthrop. Sitzung der Brüsseler Ges. vom 26. Februar 1906: Die Geologie angewendet auf die Nachweisung der Autenticität paläolithischer geschlagener Silex des Tals der Haine. — g) Sitzungsbericht der Kgl. Akademie von Belgien vom 15. Dezember 1906: „Die neuen Aussichten der Prähistorie in 1906", eine geistvolle Vorlesung, welche eine vortreffliche Übersicht des gegenwärtigen Zustandes der Vorgeschichte gibt.

XXVI. Aus dem Gebiet der angewandten Naturwissenschaften lege ich das Maiheft 1907 vor der „Mitteilungen der Berliner Elektricitäts-Werke", die sich diesmal mehr mit dem Kleinbetriebe, Küchen, Kaffeekochen u. dergl. befassen.

D. Kulturgeschichtliches.

XXVII. Vorgelegt meinerseits wird das Statistische Jahrbuch der Stadt Berlin. 30. Jahrg., enth. die Statistik des Jahres 1905 (zum Teil auch 1906) Im Auftrage des Magistrats herausg. von Prof. Dr. H. Silbergleit. Berlin 1907. Der neue Direktor des Instituts (seit dem Tode des Direktors Dr. Ernst Hirschberg am 26. Juni 1906) nimmt sich seines Amts mit ungemeinem Eifer an, er ist nicht bloß „kurrent" d. h. bez. des Verwaltungsjahres 1905, sondern greift noch darüber hinaus.

XXIX. Über das Pfingstfest im alten Berlin und der Mark habe ich zum diesjährigen Pfingsttage, 19. d. M., einen ausführlichen Artikel im Berliner Lokal-Anzeiger auf besonderen Wunsch der Redaktion veröffentlicht, den ich hiermit vorlege.

XXX. Mitteilungen des Vereins für Heimatkunde zu Eberswalde. Darin Beiträge zur Flurnamenkunde der Stadt Eberswalde von Rudolf Schmidt. — Lose Blätter aus der älteren Eberswalder Schulgeschichte. — Der historische Löwenbrunnen der Stadt Eberswalde, den die Brandenburgia bei ihrem letzten Besuch besichtigte. Beide Artikel desgl. von Rudolf Schmidt. — Ein sehr interessantes

Kapitel ist betitelt „Die Burg der Wulkows bei Trampe, von Prof. Dr. K. Eckstein und Rudolf Schmidt", sie soll den Namen Haus zum Breydin geführt haben und im 14. Jahrhundert im Besitze deren von Wolkow (Wulkow) gewesen sein. Bedeutend älter als Trampe.

Es liegt weiter bei ein Artikel des genannten Herrn Professor Dr. Eckstein betitel: „Die Klickangel". — Dieser Ausdruck ist Angelpunkt eines Fischereistreites der Cöpenicker Fischergemeinde, welche auf Grund alter Privilegien in den Gewässern von Woltersdorf bei Erkner mit allen Geräten fischen zu können behauptet. Als Sachverständiger in erster Instanz hat sich Professor Eckstein dafür erklärt, daß Klitsche und Klitschangel mit der Klickangel identisch sei. — Ich bin vom Kammergericht zu einem Superarbitrium aufgefordert worden und habe mich auf Grund meiner theoretischen und praktischen Erfahrung auf den entgegengesetzten Standpunkt stellen müssen, behalte mir auch den Abdruck meines Gutachtens, das fischereigeschichtliches Interesse hat, für später d. h. bis der schwebenden Prozeß rechtskräftig entschieden ist, vor. Eckstein schließt seine Mitteilung bescheidentlich mit den Worten: „Mögen diese Zeilen Anregung geben, das in sprachlicher Hinsicht und in fischereigeschichtlicher Beziehung noch über der Klickangel schwebende Dunkel zu lichten".

Ich begnüge mich für heute in sprachlicher Beziehung anzugeben, daß Klitsche und Klitsch-Angel auf einem slawischen Wort, das Krümmung, Haken u. dgl. bedeutet, beruht und mit so vielen anderen wendischen Ausdrücken direkt in die deutschen (brandenburgischen) Fischerei-Bezeichnungen aufgenommen worden ist. Dies slawische Wort Klitsche oder Klitschangel hat mit dem echt deutschen Wort Klicke oder Klickangel durchaus nichts gemein. Auch fischereigeschichtlich sind beide Ausdrücke grundverschieden. Klische, Klitschangel bedeutet die gemeine Wurfangel, wie sie die Jugend noch jetzt benutzt, dagegen ist die Klickangel eine wagerechte im Wasser ausgespannte, mit Haken ausgerüstete und mit Steinen am Grunde befestigte Angelleine, die, wie gesagt mit der Wurfangel nichts zu tun hat.

Soviel für den Augenblick über die nicht uninteressante Steitfrage.

XXXI Unser Mitglied Herr F. Wienecke hat folgenden volkskundlichen Beitrag geliefert.

Der Besen-Pfriemen im Natur- und Volksleben.

Besenpfriemen (Sarothamnus scoparius, Stickheide, Hasenkraut) ist einer der bekanntesten Halbsträucher unserer märkischen Heiden. Sonnige Bergabhänge und lichte Waldesränder liebt er am meisten. Die schwefelgelbe Blüte, gepaart mit dem dunklen Grün der Pflanze ist ein angenehmer Anblick und wirkt wohltuend auf das Auge. Der Besenpfriem nimmt mit dem schlechtesten Boden fürlieb; mag auch die

Sonne sengen und die ganze Pflanze verdorrt erscheinen, ein gelinder Regen gibt ihr neues Leben und frisches Grün.

Der Forstmann rottet den Besenpfriem schonungslos aus; denn er „erstickt die Heide“ (daher Stickheide) d. h. er nimmt den Beeren, Blumen, Pilzen den Boden und den Bäumen die Nahrung. Der Jäger hingegen schont ihn, weil er den jungen Hasen, die Singvögel etc. gegen den Blick der Raubvögel schützt und im Winter bei hohem Schnee den ersten Unterschlupf gewährt. (Hasenkraut?)

Der märkischen Besenindustrie liefert er seit uralter Zeit das Material. Aus ihm werden die eigentlichen Besen gemacht (de richtigen Bessen mokt), während die aus Birkenreisig gewundenen Reisbesen heißen.

Seit Jahrzenten findet der Besenpfriem Verwendung bei der Herstellung der Lehmpatzen. Er dient hier als Bindemittel und wird zu diesem Zweck auf der Häcksellade klein geschnitten und mit dem Lehm geknetet. Aus Lehmpatzen baut man Häuser, Scheunen und Schuppen. Man stellt zunächst ein Holzgerüst her, die Lehmsteine füllen die Fächer aus und ersetzen so die „Kleiwen“ d. h. die Staken, welche mit Stroh und Lehm umwunden werden, oder man richtet Fundament, Eckpfeiler und Türpfeiler aus Feld- bezw. Backsteinen her, und die Lehmsteine werden vermauert und zu diesem Zweck mit dem Bindemittel, Lehm und Besenpfriem, verbunden. Die Gebäude aus Patzen sind wohlfeil und haltbar; erforderlich ist, daß sie gegen Nässe von innen und außen geschützt werden. Daher sind sie für Viehställe nicht geeignet; den Schutz gegen Regen, Wind etc. bietet man am besten durch groben Putz, nicht durch Bretter, weil die Ritzen Feuchtigkeit durchlassen. Auch nistet sich leicht Ungeziefer ein.

Der trockne Besenpfriem dient zum Nachheizen der Backöfen. An vielen Orten wird er mit dem Wermut zum Fangen der Fliegen in Kuhställen benutzt und am Abend, wenn das Vieh von der Weide kommt, in dem Stall aufgehängt. Die Fliegen naschen von dem Wasser und bleiben an dem Busch sitzen. Mit einem geöffneten Sack umgibt man ihn und ertränkt die Insekten. Die Kinder beteiligen sich mit Vorliebe an dem Fang; sie gewinnen so Futter für die Fliegenschnäpper, Rotschwänzchen, oder für den Starmatz. Der Besenpfriem spielt in der Volkssage eine Rolle. Er erstickt die Heide, daher Stickheide genannt. Besen aus ihm, in der Walpurgisnacht 30. April, gebunden, schützen gegen Hexen, wenn man sie ohne Stiel vor die Tür (das Tor) legt. Keine Hexe geht über einen solchen Besen.

Mit dem Extrakt aus den gekochten Blättern färbt man die Ostereier grün; die Kinder in Walddörfern bauen sich aus den grünen Zweigen die Nester und polstern sie mit Moos aus.

E. Bildliches.

XXXII. U. M. Herr Gustav Lackowitz überreicht in gewohnter Freundlichkeit 7 Photographien aus dem von der Brandenburgia besuchten Garten des verstorbenen Herrn Killisch von Horn, den jetzt die Gemeinde Pankow in höchst dankenswerter Weise zu einem Volkspark erworben hat. — Dgl. eine Aufnahme des Innern der evangelischen Kirche zu Pankow bei Berlin.

XXXIII. Herr Lehrer Hans Netzhand, Pankow, Kaiser Friedrichstr. 15, teilt gütigst eine größere und eine kleinere Ansicht der Kirche von Blankenburg, Kreis Niederbarnim, mit.

XXXIV. Aus der Woche vom 25. d. M. zeige ich Ihnen einige höchst charakteristische Aufnahmen, welche zu dem gleichfalls vorgelegten Artikel von Leo von Noort „Der Forstakademiker" gehören.

XXXV. Ich selbst lege fünf interessante Ansichtskarten, die ich in den Pfingsttagen d. J. zu Jena erworben, vor. Zwei beziehen sich auf die Einweihung des von unserm Mitglied Professor Unger angefertigten Denkmals für die bei Jena am 14. Oktober 1806 gefallenen preußischen und sächsischen Offiziere und Soldaten vor der Kirche zu Vierzehnheiligen. — Eine Photographie von den Schillerstätten in Jena (Schillerhaus, Schillerdenkmal [hier schrieb Schiller den Wallenstein 1798] und dem Gartentisch [„An diesem alten Steintisch haben wir oft gesessen und manches gute und große Wort mit einander gewechselt". Goethe, Gespräch mit Eckermann]. Ferner die Kirche von Wenigenjena, in welcher in aller Stille Schiller getraut wurde. — Endlich die sogenannte Luther-Kanzel im Leuthra-Tal. Doktor Martin hat in dieser Felsenwildnis niemals gepredigt. Die richtige Bezeichnung Leuthra-Kanzel ist allmählich mit und ohne Absicht in Luther-Kanzel umgewandelt worden.

XXXVI. Der Kunstverlag St. Lukas, Zimmerstr. 100 offeriert eine soeben erschienene Original-Radierung von Johannes Schönwald, darstellend den Kuppelbau mit dem Eosander von Goethe-Portal des Kgl. Schlosses zu Berlin. Für die Mitglieder erhebliche Preisermäßigung.

XXXVII. Schließlich wird von u. M. Herrn G. Lackowitz folgende Nachlese für die Brandenburgia überreicht.

a) Das große Werk von Naumann, Naturgeschichte der Vögel erwähnt in seinem VI. Band, Seite 76, bei den verschiedenen Namen des Birkhuhns, Tetrao tetrix L. auch: „(— Die Henne heißt lokal auch Kurre. —)"

b) Brandenburgia Nr. 8. vom November 1906, Seite 272 Bohlenstein oder Bohlitz. — Ich erlaube mir unserem verehrten Herrn Rektor Monke hiermit ein Stückchen Bolus oder „Rötel" zu überreichen

und ihm mitzuteilen, daß dieser eisenoxydhaltige Ton heute noch seine Verwendung in der Technik findet.

In den Kupferschmiedereien wird das Kupferblech zur leichteren Verarbeitung ausgeglüht und darauf durch Hämmern auf einem Amboß, welches ihm hierbei die gewünschte Form gibt, wieder hart gemacht.

Das letzte Hämmern erfolgt auf einem sauber polierten Ambos mit einem polierten Hammer. Das kupferne Gerät (z. B. Waschkessel) wird aber vorher tüchtig mit trockenem Bolus eingerieben und diese Farbe vermittelst gelben Waches und einer Bürste festgerieben.

Erfolgt dann das letzte Hämmern — Schlag neben Schlag — mit dem Polierhammer, so erhält das Kupfer die festhaftende und bei unseren Hausfrauen angesehene blanke rotbraune Färbung.

c) Strausberg, lt. Brandenburgia Nr. 8. November 1906.

An dem Hause Breitestr. 28 befand sich bis vor kurzem ein langer mit Kalk ausgestrichener Riß und neben ihm die Inschrift:

„Dieser Riß befand sich an diesem Hause am 30. Mai 1896.
Der Besitzer.“

XXXVIII. Hierauf folgte ein Vortrag des Herrn Lehrer Friedrich Wienecke: Die Berliner Garnisonschule und Regimentsschulen. Wir bringen über diesen Vortrag nur ein kurzes Referat, weil er später in erweiterter Form veröffentlicht werden soll.

Unter dem Großen Kurfürsten war in Berlin eine Garnisongemeinde entstanden, derem Küster der Unterricht der Soldatenkinder übertragen wurde. J. F. Walther berichtet in seinem Werk „Historische Nachricht von den Garnison-Kirch- und Schulanstalten zu Berlin“. Berlin 1743, „daß der Küster Herr Johann Lehmann 1678 zu solchem Dienst berufen worden sei“. Über die Garnisonküsterschule ist nichts weiter bekannt, als daß sie später mit der Garnisonschule vereinigt worden ist.

Die Berliner Garnisonschule verdankt ihre Begründung dem Gouverneur von Berlin, dem Feldmarschal v. Fleming und dem Garnisonprediger Nagel. Im Jahre 1692 richteten sie eine Baracke vor dem Spandauer Tor, die bis dahin den Festungsbaupferden zur Stallung gedient hatte, als Schule ein und überwiesen einem Lehrer 50 der ärmsten Soldatenkinder zum Unterricht. Im folgenden Jahre gründete man eine zweite Klasse. Die neue Anstalt blühte bald empor. Man blieb nicht mehr bei den Elementarfächern stehen, sondern nahm Latein Griechisch und Hebräisch mit in den Lehrplan auf. Zu ihrer Leitung berief man einen Rektor, und neben ihm unterrichteten drei ordentliche und zwei außerordentliche Lehrer. Die Schule war eine Lateinschule geworden. Mit der Schule wurde ein Garnisonwaisenhaus verbunden; zum Unterricht der Mädchen bestellte man eine Lehrerin und für die Waisenmädchen eine Waisenmutter; beide hatten im Lesen, Schreiben und den weiblichen Handarbeiten zu informieren.

Die Glanzzeit der jungen Anstalt war bald vorüber. Friedrich Wilhelm I hob die Beiträge der Regimenter zur Schule und Waisenanstalt auf, und die Lateinschule wurde eine Elementarschule, an der der Kantor, Organist und Küster der Garnisongemeinde wirkten. Durch das Auffliegen des Pulverturms wurde das Schulgebäude zum Teil zerstört. 1722 kaufte der König das Haus des Generals von Glasenapp, jetzt Neue Friedrichstr. 46 (Garnisonpfarrhaus) und richtete es zum Schullokal ein. Der Raum war vollständig ungenügend; 250 Kinder mußten gemeinsam von den Lehrern unterrichtet werden. In diesem trostlosen Zustande blieb die Schule bis zum Jahre 1784. —

Der Geist der Philanthropen wirkte belebend auf die Schulverhältnisse der Soldatenkinder. Bei den Regimentern wurden die bestehenden Soldatenkinderschulen im modernen Sinne, d. h. im Geiste der Rochowschen Pädagogik, umgestaltet, und auch die Berliner Garnisonschule erwachte zu neuem Leben. Der General von Möllendorff, der 1782 Gouverneur von Berlin geworden war, wandte ihr sein Interesse zu, berief zu ihrer Leitung den Kandidaten Wippel, vergrößerte durch Um- und Aufbau die Räumlichkeiten und drang auf regelmäßigen Schulbesuch.

Nach dem unglücklichen Kriege 1806/07 wurde sie im Geiste der Pädagogik Pestalozzis reorganisiert und in eine höhere Bürgerschule umgewandelt. Jedoch vermochte sie nicht ihre Aufgabe, eine solche zu sein, zu erfüllen. 1837 verwandelte man sie in eine Elementarschule und löste sie am 1. April 1849 auf. —

Die Berliner Regimentsschulen verdanken ihre Begründung der Zirkularorder Friedrich Wilhelms I vom 22. Januar 1720, in der er den Feldpredigern die religiöse Unterweisung der Soldatenkinder zur Pflicht machte. Im Einverständnis mit dem Regimentschef, bezw. Kommandeur richteten sie Schulen ein und übertrugen den Küstern den Unterricht der Soldatenkinder im Lesen, Schreiben und Rechnen. Während der schlesischen Kriege gingen die Regimentsschulen ein, und die Kinder mußten, so gut es ging, den Zivilschulen überwiesen werden, oder blieben, da eine geregelte Aufsicht fehlte, ohne Unterricht. Nach dem Hubertsburger Frieden stellte man die Schulen wieder her. Da gleichzeitig für die Regimenter auf den ehemaligen Festungswällen Kasernen erbaut wurden, so eröffnete man, um den Kindern den Schulweg zu ersparen, in ihnen eine zweite Schule, die zur Unterscheidung von der Regimentsschule „Kasernenschule“ genannt wurde. Im achten Jahrzehnt vereinigte man sie beide, und so entstanden die zwei- bezw. dreiklassigen Regimentsschulen, die sich bald zur Blüte entwickelten.

Der unglückliche Krieg führte die Auflösung der in Berlin stehenden Regimenter und ihrer Schulen herbei. Für die Kinder der inaktiven Soldaten blieben drei Schulen bestehen, deren letzte 1818 aufgehoben wurde. Zu diesen Regimentschulen gehörten auch die lutherische

nnd katholische Schule im Invalidenhause; letztere ging zu Anfang des 19. Jahrhnnderts ein; erstere hat bis zum Jahre 1888 bestanden.

In der Berliner Schnlgeschichte des 18. Jahrhnnderts nahmen die genannten Anstalten eine beachtenswerte Stellung ein.

XXXIX. Zum Beschluß fand eine zwanglose Zusammenkunft in den für nns vorbehaltenen Räumen des Ratskellers statt.

6. (4. ausserordentliche) Versammlung des XVI. Vereinsjahres

Sonntag, den 9. Jnni 1907,

in Dobrilugk.

Die Abfahrt vom Anhalter Bahnhof fand nm 9,15 mit dem Schnellzug statt, und die Ankunft in Dobrilugk erfolgte um 10,45 Uhr.

Auf dem Bahnhof in Dobrilugk wurden die Berliner Gäste durch Herrn Regierungs-Baumeister C. Weber begrüßt nnd zur Stadt geleitet.

Heller Sonnenschein lag auf der grünen Flur, nnd der Wind trieb sein Spiel in den Roggenfeldern.

Das Städtchen präsentiert sich sehr anmutig. Eine breite Straße ist mit großen Bäumen dicht bepflanzt, und dahinter liegen eng aneinander gereiht die kleinen Häuschen. Das stattlichste unter ihnen ist das Gasthaus der Rautenstock. Hier in dem großen Saal fand die Begrüßnng der Brandenbnrgia mit der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumsknnde statt, deren Vorsitzender, nnser Ehrenmitglied, Herr Professor Dr. Jentsch-Gnben ist.

Während die Herren ans der Nieder-Lausitz ihre geschäftliche Sitzung abhielten, wanderten die Berliner durch die Stadt. Der Weg führt die Hauptstraße entlang bis vor das Schloß, das in einem kleinen Garten liegt, der von einer hohen Mauer eingeschlossen ist. Aus dem Grün der Bäume ragen die drei Giebel mit ihren hübschen Renaissanceabschlüssen sehr anmutig heraus. Über die Brücke nnd durch das Portal gelangten wir auf den Schloßhof. Dieser bildet ein mäßig großes Quadrat, auf dem ein zierlicher Brunnen aus zwei Sänlen mit Anfsatz steht. Unter den Dächern befinden sich mehrere mächtige Wasserspeier in Form von geflügelten Drachenköpfen. Der Schloßgarten besitzt ein paar sehr hübsche Plätzchen mit Bänken nnd Tischen nnd Turngeräten. Hinter dem Schloß steht die um das Jahr 1200 gestiftete Kirche der Cisterzienser. Sie ist augenblicklich mit Gerüsten umgeben, weil sie restauriert wird; sie ist ein romanischer Backsteinbau mit einem hohen Hanptschiff nnd zwei niedrigen Seitenschiffen.

Nach der Rückkehr war die geschäftliche Sitzung beendet, und es begann die öffentliche Versammlung. An drei langen Tafeln hatte eine äußerst stattliche Anzahl von Herren und Damen Platz genommen. Herr Prof. Jentsch eröffnete die Sitzung mit einer längeren Ansprache. Hierin knüpfte er an an die Gründung und Lage von Dobrilugk. Die Stadt wurde ein Centrum der Kultur, von der aus das Christentum, die Gesittung und die Lebenshaltung sich Bahn in die Wildnis machte. Nach dieser Einleitung besprach er die Ziele der Gesellschaft und die Aufgaben der Anthropologie und erläuterte die Wege, die zu diesem Ziele führen. Im Besonderen wies er auf die Schätze des Bodens und die gesetzlichen Bestimmungen für ihre Bergung und Erhaltung hin, indem er an die Bestrebungen für Heimatkunde und Heimatschutz anknüpfte, weiterhin empfahl er dringend einen engeren Zusammenschluß der Vereine behufs Erleichterung der wissenschaftlichen Arbeiten, da heute viele keine Beachtung fänden, während andere umgekehrt sich mit Fragen beschäftigten, die längst erledigt wären. Zum Schluß endlich gab er noch einen kurzen Überblick über die Geschichte der Prähistorie in unserer Provinz, indem er dabei einen reichen Fund in der Nähe von Cottbus genauer erläuterte.

Darauf ergriff Herr Regierungs-Baumeister Weber das Wort und begrüßte an Stelle des erkrankten Bürgermeisters beide Gesellschaften und wünschte ihnen einen genußreichen Tag.

Hierauf nahm Herr Prof. Jentsch noch einmal das Wort, um den Herrn des Ausschusses und der Stadt Dobrilugk den Dank auszusprechen für den freundlichen Empfang und die Mühewaltung in bezug auf das Arrangement. Er knüpfte hierbei an den bekannten Vers Walters von der Vogelweide an, der folgendermaßen lautet:

„Ê daz ich lange in selher drû
beklemmet waere als ich bin nû,
ich wurde ê münch ze Toberlû“.

Was auf Deutsch ungefähr heißt,

„Eh' ich noch lang' in solcher Truh'
Verschlossen läg' wie ich jetzt tu,
Eh' werd ich Mönch in Toberlu“.

Nun ergriff Herr Geheimrat Friedel das Wort, um dem Anthropologischen Verein den Dank der Brandenburgia auszusprechen für die Einladung zum heutigen Tage. Im Anschluß daran verlas er einen Brief Seiner Exzellenz des Herrn Landesdirektors von Manteuffel, in welchem er sein Bedauern aussprach, der Versammlung nicht beiwohnen zu können und bat einen Gruß auszurichten an die alten Kreisinsassen. Auf diese Ansprache dankte Herr Prof. Jentsch.

Nach diesen Begrüßungsreden erhielt Herr Prof. Dr. Jecht-Luckau das Wort zu seinem Vortrage. Belagerung von Cottbus und Treffen von Luckau im Jahre 1461. Der Redner schilderte zunächst die geographische Lage der Nieder-Lausitz und leitete daraus ihre Schicksale ab. Er bezeichnete sie als einen Pufferstaat, der immer von dem zur Zeit mächtigeren Nachbaren abhängig war. Etwas besser war es in beiden Hinsichten mit der Ober-Lausitz bestellt. Hier hatte sich eine ganze Zeit hindurch z. B. der Sechsstädtebund erhalten,



Schloß in Dobrilugk. Photo. Heller.

während in der Nieder-Lausitz jede Stadt für sich bestand, so auch Cottbus. Im 15. Jahrhundert mit dem Emporkommen des Hohenzollern-Staates wurde ihre Lage noch kritischer. Die historischen Forschungen über diese Zeit haben ein Bild äußerster Verwirrung enthüllt. Es fehlt hier vor allen Dingen noch an einem Urkundenbuch. Besonders unsicher waren die Zustände unter dem Kaiser Sigismund. Dieser hatte sie 1422 an Hans von Polenz, den Eisernen, verpfändet, der sich als ihr Landesherr betrachtete, obwohl sie zur Krone Böhmen gehörte. Nach

ihrem Tode traten zwei Bewerber auf, nämlich Friedrich II. von Brandenburg und der Marggraf von Meißen. Aber Georg Podiebrad, König von Böhmen, machte seine älteren Rechte geltend. Friedrich II. hatte 1545 Cottbus von seinem Besitzer durch Kauf erworben; Georg Podiebrad aber hatte einen Herrn von Sternberg mit der Stadt belehnt. Obwohl nun das Prager Hofgericht diesen als Besitzer erklärt hatte, kam es 1461 zum Kriege zwischen beiden Parteien wegen dieser Stadt. Der Sternberger brachte mit Hilfe des Sechs-Städtebundes ein Heer von



Schloßhof in Dobrilugk. Photo. Heller.

2700 Mann zusammen. Die Stadt Görlitz hatte zu diesem Feldzuge eine große Kanone gestellt, die mit einem Anspann von 23 Pferden nach Cottbus geschafft wurde. Die Unkosten für diesen Transport beliefen sich auf $475\frac{1}{2}$ Schock Groschen, eine Summe, die ungefähr $\frac{1}{5}$ des Görlitzer Etats jener Zeit ausmachte. Ein Beweis dafür, welche Opfer ein Krieg auch in jener Zeit forderte. Die Stadt Cottbus war auf eine Belagerung vorbereitet und hielt auch alle Stürme aus, obgleich viel Blut floß, wie ein Breslauer Chronist berichtet. Friedrich II. hielt

sich um diese Zeit in Franken bei seinem Bruder Albrecht Achilles auf. In Eilmärschen rückte er daher mit 1500 Reitern herbei und erreichte am 28. Oktober Dahme. Da ein Ausgleichversuch in Luckau gescheitert war, so setzte er sich in Lübben fest und drückte von hier aus auf das Belagerungsheer. Der Sternberger hob deshalb am 9. November die Belagerung auf und zog sich auf Luckau zurück, und zwar mit 500 Reitern, 500 Mann Fußvolk und 50 Wagen. — Er marschierte über Kalau ab, und Friedrich versuchte es, ihn unterwegs zu vernichten. Es kam auch zu einem Treffen und zwar fand es statt zwischen den Dörfern Cahnsdorf und Freesdorf, 1 km südöstlich von Luckau, in welchem Friedrich Sieger blieb, während sich der Sternberger nach Luckau zurückzog. Es kam noch in demselben Jahre ein Waffenstillstand zu stande und im Jahre 1462 wurde zu Guben der Frieden geschlossen, in welchem Friedrich auf die Nieder-Lausitz verzichtet, Cottbus, Peitz und Teupitz erhielt und die Anwartschaft auf Beeskow-Storkow erzielte. Mit diesen Kämpfen setzte das Ringen um das Böhmische Vorland ein, das 1815 seinen Abschluß fand.

Der nächste Vortragende, Herr Regierungsrat Dr. Lippert, knüpfte seine Ausführungen über die Zustände des Spreewaldes im Jahre 1769 an einen Brief des Kurfürsten Friedrich August des Gerechten von Sachsen, den er auf seiner Huldigungsreise von Lübben aus an seine Mutter gerichtet hatte. Der Brief gibt eine sehr anschauliche Schilderung der Landschaft und der Gewohnheiten ihrer Bewohner und zeigt, daß sich inzwischen noch nicht so sehr viel geändert hat. Außerdem aber verbreitete sich der Vortragende auch ausführlich über den Verlauf der eigentlichen Huldigungsfeier, z. B. mit dem der Ceremonie und der staatsrechtlichen Bedeutung der Huldigung.

Der letzte Redner, Herr Robert Mielke, sprach über das vorgeschichtliche Dorf. Er berichtete über Siedelungen aus der Rheinebene und den begrenzenden Berghängen. Diese Funde stammen aus dem 3. Jahrtausend v. Chr. und lehren, daß hier Dorfanlagen von beträchtlicher Ausdehnung bestanden, die auf einen ausgedehnten und hochentwickelten Wirtschaftsbetrieb hindeuten. Er verglich darauf die Ergebnisse dieser Funde mit denen unserer Heimat. Die Ausführungen wurden durch mehrere instruktive Zeichnungen auf das Beste erläutert.

Die Vorträge wurden mit großem Beifall aufgenommen, und Herr Prof. Jentsch sprach seinerseits den Herren seinen Dank aus und erklärte die 23. Versammlung für geschlossen.

Während die Tische für das Festmahl zurecht gemacht wurden, nahm die Versammlung eine Ausstellung in Augenschein, die auf der Bühne des Saales hergerichtet worden war. Sie enthielt eine Zahl vorgeschichtlich und kulturgeschichtlich wertvoller Objekte, in erster Linie Haushaltungssachen, aber auch mehrere Bilder usw.

Während der Tafel folgte Toast auf Toast. Den Anfang bildete der auf Seine Majestät den Kaiser, den Herr Prof. Jentsch ausbrachte. Sodann sprach Herr Pastor Krüger-Lieberose, ferner Herr Geheimrat Friedel, sodann der Landrat Herr von Manteuffel, weiter Herr Feyerabend-Görlitz, Herr Amtsrichter Baner-Dobrilngk und zum Schluß Herr Justizrat Brückner-Rixdorf, letzterer in poetischer Form auf die Damen.

In einer Pause wurde das Hallstattlied von Dr. Herm. Kade von der Tischgesellschaft gesungen.

Nach Tisch wurde unter Führung des Herrn Regierungs-Baumeisters Weber die Kirche besichtigt. Von den Klostergebänden, die sich z. T. noch erhalten erhalten haben, ist die Kirche das wichtigste, Sie ist eine dreischiffige Basilika (Kreuzban) und zeigt im Außenbau rein romanische Formen; im Inneren besitzt sie gotische Pfeiler und einen Renaissancealtar. Bei der Restaurierung hat man die Innen- und Außenwände mit einem halbweißen Kalkputz versehen und die Fugen mit roten Linien ausgezogen. Der Herr Vortragende verbreitete sich hierbei über die Verwertung des Kalkputzes und der Tünche im Mittelalter sowie über die Einführung des Backsteinbaues in die Provinz Brandenburg.

---

7. (5. ausserordentliche) Versammlung des XVI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 12. Juni 1907.

Wanderfahrt nach Fürstenbrunn und Schloß Ruhwald.

Etwa 120 Mitglieder und Freunde der Brandenburgia waren der Einladung des Herrn Direktors Warschauer gefolgt, um die seit 25 Jahren bestehende Mineralwasserfabrik zu Fürstenbrunn, welche derselbe seit 5 Jahren leitet, zu besichtigen. In seiner Begrüßungsansprache hob der erste Vorsitzende, Herr Geh. Regierungsrat Friedel, hervor, daß sich an den Namen Fürstenbrunn Erinnerungen an den großen Kurfürsten knüpften, welchem die Quelle bei Fürstenbrunn der Überlieferung nach bekannt gewesen sei, weshalb denn auch auf dem Firmenschilde der Fabrik dieser Fürst vor einem knieenden Pagen stehend dargestellt sei, der ihm einen Trunk Quellwasser in einem Pokale darreicht. Herr Geheimrat Friedel bemerkte sodann, er habe früher einen Pyrotechniker Rothe kennen gelernt, der im Hause des jetzigen Direktors wohnte und in der Nähe ein Laboratorium besaß, in welchem er Feuerwerkskörper herstellte. Zuweilen flog die Bude in die Lüft, und es galt als Regel,

daß Rothe bei jedem Besuch, den man ihm dann und wann abstattete, allemal einen Finger oder ein Fingerglied weniger aufzuweisen hatte. Nachdem der Herr Geheimrat dem Herrn Direktor Waschauer für die freundliche Einladung gedankt hatte, erteilte er dem Mitglied der Gesellschaft O. Monke das Wort zum einem kurzen Vortrag über die Geschichte der Quelle. Der Vortragende bemerkte, daß der nördliche Abhang der sogenannten „Spandauer Spitze" in der Nähe von Fürstenbrunn schon in vorgeschichtlicher Zeit besiedelt gewesen sei, wie prähistorische Gefäßreste bewiesen, die auf der Höhe gefunden worden seien. Die geschichtliche Überlieferung setze aber erst gegen Ende der Regierungszeit des Großen Kurfürsten ein, der einer Sage zufolge den Fürstenbrunner Quell im Jahre 1683 bei einer Jagd kennen lernte. An ihn erinnere ein kleines Denkmal beim Wohnhause und der Name Fürstenbrunn. Offiziel besteht dieser Name seit 50 Jahren; am 15. Mai 1857 beantragte das Polizei-Amt zu Charlottenburg die Erlaubnis zum Führen desselben, und am 25. Juli 1857 entsprach die Regierung diesem Antrage. Urkundlich erwähnt wird die Quelle zuerst in einem Schreiben der Stadt Charlottenburg vom 10. Dezember 1718 an König Friedrich Wilhelm I. Dieser hatte die Stadtverwaltung auffordern lassen, Gelände namhaft zu machen, in welchen den Bürgern neue Äcker zugewiesen werden könnten. In dem Antwortscheiben heißt es nach Gundlachs Geschichte der Stadt Charlottenburg u. a.: „So stellen wir daheim, ob Ew. Königl. Majestät der Bürgerschaft erstens den Strich vor der Teltowschen Haide diesseits der Spree vor unserm Ackerzaun hinter dem Rathause bis an den Stallweg hinter den P . . . Männkens . . . zu schenken allergnädigst geruhen wollen." Bezüglich der ferneren Geschichte Fürstenbrunns sei auf die Fußnote in Nr. 1 des Monatsheftes vom April 1907 S. 2 hingewiesen und nur noch ergänzend bemerkt, daß die Quelle im Jahre 1871 bei Anlage der Lehrter Eisenbahn in ihrer Existenz bedroht wurde. Man legte dann aber das Quellhaus an und führte von dort aus eine Röhrenleitung unter der Bahn hindurch. Durch diese Leitung fließt das Wasser noch heut direkt in die Fabrik. Eine Haltestelle Fürstenbrunn wurde bereits 1876 an der Lehrter Strecke eröffnet, bald aber wieder beseitigt, weil sie nicht genügend benutzt wurde. Vor 2 Jahren legten die Siemens-Schuckert-Werke die jetzige Station an, die sich eines außerordentlich regen Verkehrs erfreut. Der Zugang zum Quellhaus wurde im letzten Winter durch einen Bergrutsch fast verschüttet, so daß der Eintritt jetzt mit Schwierigkeiten verknüpft ist.

Die Herren Direktor Warschauer und Inspektor Mädel führten die Mitglieder der Brandenburgia durch alle Teile der Fabrik und erläuterten den Betrieb und die Wirkung der Maschinen, welche stündlich 1000 bis 1500 Flaschen automatisch reinigen und das natürliche Quellwasser mit

Kohlensäure (Tafelwasser) oder Sauerstoff (medizinisches Sauerstoffwasser) sättigen oder mit Fruchtsäften (Fürstenlimonade) versetzen. Seit kurzen wird auch „Apfelblümchen" fabriziert und der dabei verwandte Apfelsaft an Ort und Stelle ausgepreßt.

Die Kohlensäure wird in den bekannten Stahlzylindern fertig bezogen, die bei Bierdruckapparaten Verwendung finden; doch wird der Druck des Gases reduziert, bevor dasselbe mit dem Quellwasser in Berührung kommt. Die gasförmige Kohlensäure tritt in den unteren Teil eines mehrere Meter hohen Zylinders ein, in welchen das Wasser oben einströmt. Mit welcher Sorgfalt hierbei verfahren wird, ergibt sich aus der Tatsache, daß die Kohlensäure vor ihrem Eintritt in diesen Zylinder nochmals gereinigt wird, weil der Stahlzylinder, in welchem sie aus der Fabrik reingeliefert wird, durch ein Schraubenventil verschlossen ist, das möglicherweise gelegentlich geölt sein könnte; es könnten da Ölpartikelchen mit hinübergerissen werden und den Geschmack beeinflussen. Die Flaschenspülung geschieht mit Quellwasser. Die Flaschenfüllung erfolgt unter einen Druck von etwa 3 Atmosphären. Ein höherer Druck, also ein Mehrgehalt an Kohlensäure wäre zwecklos, weil er dem Konsumenten doch nicht zu gute käme, sondern nur ein stärkeres Aufbrausen der Flüssigkeit beim Öffnen der Flasche bewirken würde. Die Fabrik liefert jährlich etwa 5 Millionen Flaschen; von den 17 000 l, welche die Quelle in 24 Stunden hergibt, werden gegen 10 000 benutzt, 7000 laufen fort. Von den natürlichen Säuerlingen hat das Fürstenbrunner Tafelwasser den stets gleichbleibenden Gehalt an Kohlensäure und die gänzliche Abwesenheit solcher gelösten Stoffe voraus, deren Vorhandensein überflüssig oder gar unerwünscht sein könnte; von dem aus aqua destillata hergestellten kohlensäurehaltigen Wasser aber unterscheidet es sich dadurch, daß das Quellwasser ein natürliches ist und nicht die Nachteile des chemisch vollkommen reinen Wassers besitzt. Es vereinigt also in sich lediglich die Vorzüge der natürlichen und der künstlichen Säuerlinge und vermeidet die Nachteile beider.

Von Fürstenbrunn aus begaben sich die Mitglieder der Gesellschaft nach dem Schlosse Ruhwald, wo sie vom Schloßherrn, u. M. Herrn Bankier Siegfried Abraham und seiner Frau Gemahlin empfangen und bewirtet wurden. Rektor Monke gab alsdann im Park einen kurzen Überblick über die Geschichte des Schlosses und des Parkes, die er eingehend in seinem Vortrage vom 9. Dezember 1906 (vgl. Heft 1 vom April 1907 S. 1—9) behandelt hatte, rühmte die herrliche Lage des Schlosses und machte dann über den Baumeister des Schlosses, Baurat Schwatlo, folgende Mitteilungen:

Karl Schwatlo wurde am 19. Juni 1831 zu Hermsdorf in Ostpreußen als Sohn eines Pfarrers geboren. Nach dem frühen Tode des Vaters zog die Witwe nach Königsberg, um dort ihren Kindern die

nötige Ausbildung angedeihen zu lassen. Hier absolvierte Karl Schwatlo das Altstädtische Gymnasium und lernte bei einem verwandten Baubeamten architektonische Arbeiten kennen, wodurch schon in früher Jugend der Entschluß in ihm gefestigt wurde, sich dem Baufache zu widmen. An den freien Nachmittagen machte er Studien im Zeichnen zunächst auf der Kunstschule, dann auf der Malerakademie unter Knorr, Behrendsen, Rosenfelder und Gemmel. Nach seinem Abgang von der Schule trat er bei einem Vermessungsrevisor in Braunsberg als Eleve ein und legte im Sommer 1849 das Feldmesserexamen ab. Nach weiterer Absolvierung eines Elevenjahres im Baufach und des Studiums an der königl. Bauakademie und nach abgelegter Prüfung erhielt Schwatlo 1841 seine Ernennung zum Bauführer und 1857 zum Baumeister. Nachdem er 7 Jahre lang Hitzigs Hilfsarbeiter gewesen war, wurde er zu Anfang d. J. 1865 diätarischer Baubeamter des königl. Generalpostamtes; 1866 wurde ihm nebenher der Unterricht an der königl. Bauakademie übertragen. Seine Ernennung zum königl. Bauinspektor erfolgte 1867, die zum Regierungs- und Baurat 1868. Im Oktober 1877 verließ er seine Stellung bei der Post, um einem Ruf als ordentlicher Professor an der neubegründeten Technischen Hochschule zu folgen. 1872 erhielt er die Kriegsdenkmünze (1870/71) für Nichtkombattanten (er war der erste Deutsche, der nach der Übergabe der Festung Metz die Stadt betrat) und 1876 den Roten Adlerorden. Neben der Erfüllung seiner amtlichen Berufspflichten fand Schwatlo stets Zeit, seine schöpferische Kraft auch in privater Bautätigkeit zu erweisen. Von den zahlreichen Werken, welche er teils in amtlicher Stellung, teils privatim ausführte oder die nach seinen Zeichnungen gebaut wurden, seien folgende erwähnt:

an Post- und Telegraphengebäuden: General-Postamt (Leipziger Str.), die Postgebäude zu Grünberg, Düren, Merseburg, Göttingen, Witten, Wesel, Hagen, Königshütte, Neiße, Nordhausen, Bielefeld, Mainz, Stettin, Bremen, Berlin (Oranienburger Str. 35/36), Ober-Post-Direktionsgebäude zu Danzig, Postwagengebäude zu Berlin (Ziegelstr. 11), Façade des kaiserl. Telegraphen-Gebäudes (Jägerstr. 43/44) u. a. m.,

an öffentlichen Gebäuden: Länderhaus in Königsberg i. Pr., Kur- und Logierhaus zu Zoppot, Kreishaus in Osterode, Ständehaus-Herzberg, Alterversorgungsanstalt auf dem Grundstücke der jüdischen Gemeinde (Schönhauser Allee 25), Dina-Zaduck-Nauen, Cohnsche Stiftung (Elsasser Str. 54) Synagoge mit Wohnhaus, Potsdamer Str. 24, Kurfürstenhaus (Poststr.), Gebr. Simon-Klosterstr., Heese (Leipziger Str. 87), Cohn, Kücheneinrichtungen (Leipziger Str.), J. und A. Jacoby (Spandauer Straße), Oppenheim (Spandauerstr.), Grand Café Central (Jerusalemer Straße), Mann Jsak (Chausseestr.), Kettelhaik (Markgrafenstr.), Villa Ruhwald (Westend), Villa Franzius (Zoppot), Villa Schwatlo (Berlin,

Kurfürstenstr.), Villa Gerber (Berlin, Kurfürstenstr.), Villa Frister (Mauerstr.), Herrenhaus Rodehlan, Herrenhaus Schönow u. a. m.

Außerdem war Schwatlo auch vielfach schriftstellerisch tätig; seine „Bauanschläge“ erschienen in 8., „der innere Ausbau der Wohngebäude“ in zweiter Auflage. Schwatlo strebte danach, jedes Baumaterial zu seinem Recht kommen zu lassen. Putzbauten, sowie alle Verhüllung und Bemäntelungen liebte er nicht; das war seinem eigenen offenen und ehrlichen Charakter zuwider. Ganz besondere Aufmerksamkeit widmete er der rationellen Verwendung des Eisens bei seinen Bauten, wodurch er sich ein dauerndes Verdienst erworben hat. — Verheiratet war er mit einer Nichte Stülers, die ihn 5 Söhne schenkte, von denen ihn 4 überlebten. Der Tod des fünften brach ihm, der bereits leidend war, das Herz; er verschied am Weihnachtsabend des Jahres 1884 im 54. Lebensjahr. Schnell, wie er selbst in rastloser Arbeit schuf, war auch der Tod über ihn gekommen. Der Vortragende schloß mit der Bemerkung, Ruhwald habe im ganzen wenig wahrhaft frohe Stunden erlebt; dem ersten Besitzer, v. Schäffer-Voit hatte das tragische Schicksal seiner Söhne das Leben vergällt; die Quistorpsche Westend-Gesellschaft, die das Besitztum dann erwarb, verkrachte; Johann Hoffs Herrlichkeit auf Ruhwald nahm ebenfalls bald ein unerfreuliches Ende, und feierte auch der spätere Inhaber im Schlosse oft fröhliche Feste, so blieb ihm wirklicher Frohsinn, doch fern; denn Ruhwald war unter Levinstein ein Sanatorium geworden; jetzt endlich blühe das Glück hier oben, möge es dem Schloßherrn an der Seite seiner jungen Gattin noch lange blühen! Im Anschluß daran brachte Herr Geheimrat Friedel der Familie Abrahamsohn ein dreifaches „Heil“ aus, in welches die Versammlung kräftig einstimmte. Nach Besichtigung des Schlosses, des Denkmals und des herrlichen Parkes begaben sich die Mitglieder der Gesellschaft in die Restauration der nahegelegenen Spandauer Bergbrauerei.

O. Monke.

8. (6. ausserordentliche) Versammlung des XVI. Vereinsjahres.

Sonntag, den 16. Juni 1907.

An der Wanderfahrt nach Nowawes und Potsdam beteiligten sich gegen 80 Mitglieder und Freunde der Brandenburgia unter Leitung des 1. Vorsitzenden, Herrn Geh. Regierungsrates Friedel. Sie wurden am Bahnhof Nowawes von Herrn Dr. med. Netto empfangen, welcher in liebenswürdiger Weise die Führung übernahm. Herr Dr. Netto

machte darauf aufmerksam, daß die Vereinigung der beiden Nachbargemeinden, des alten deutschen Neuendorfs und des neuen, 1751 gegründeten böhmischen Weberdorfes Nowawes, zu einer politischen Gemeinde am 1. April d. J. erfolgt sei, der freilich noch ein passender Name fehle. Zunächst wurde der Herberge der 1768 gestifteten Weberinnung Wilhelmstr. 3 ein Besuch abgestattet, bei welchem die im Saale ausgestellten Schätze der Innung (zahlreiche Urkunden, 5 große Willkomm-Humpen und etwa 30 kleinere Zinngefäße, Innungsszepter, Gesellenbänder, die kostbare Gewerksfahne mit den gestickten Inschriften: „Gott segne die Webergemeinde" und „Webergewerk gegründet durch König Friedrich den Großen den 25. Januar 1768", und verschiedene Gewerksabzeichen) nach kurzer Begrüßung durch den Altmeister Herrn Keller in Gegenwart des Obermeisters Herrn Tauschel besichtigt wurden. Herr Keller teilte mit, daß heut gegen 700 Weber dem Gewerk angehören, die sich jetzt hauptsächlich mit Kunst- und Teppichweberei beschäftigen. Die Herberge trägt über der Eingangstür die Hausinschrift: „Gott und des großen Königs Wort versorgten mich an diesem Ort 1772". Auf dem Wege zur Kirche bemerkte man noch einige der alten von Friedrich dem Großen erbauten „Doppelhäuser" mit gemeinsamem Eingang, Flur und Herdraum für zwei Familien (Friedrichstr. 26 und 27, sowie 32 und 33). In der Kirche, die auf behördliche Anordnung in der jetzigen Gestalt erhalten bleiben soll, so daß statt des geplanten Erweiterungsbaus der Neubau eines zweiten Gotteshauses ins Auge gefaßt werden muß, sprach Herr Oberpfarrer Koller über die Geschichte des Ortes. Die Abkömmlinge der böhmischen Weber seien, wie Herr Koller versichert, noch dieselben ehrlichen Leute wie ihre Vorfahren, obwohl man ihnen zuweilen etwas anzuhängen versucht und behauptet habe, durch Nowawes könne kein Fremder gehen, ohne daß ihm die Knöpfe vom Rock geschnitten würden. Früher habe man jedoch niemals die Haustüren verschlossen, die Wäsche habe man sogar über Nacht auf dem Hofe auf der Leine hängen lassen; Diebstahl sei im Dorf nicht vorgekommen. Neuerdings sind die alten Idealzustände allerdings durch den Zuzug von außen ungünstig beeinflußt worden.

Bereits der Große Kurfürst hatte den in ihrer Heimat des Glaubens wegen bedrängten Ausländern, auch Böhmen in seinem Lande Schutz- und Zuflucht gewährt. So entstand damals im Magdeburgischen das böhmische Dorf Wespane (Wes = Dorf und pane = Herr). Zur Zeit Friedrich Wilhelms I. wurden die böhmischen Gemeinden in Berlin (Wilhelmstraße) und in Rixdorf, welche eigene Gotteshäuser erhielten, gegründet. Friedrich der Große legte dann 1751 die böhmischen Kolonistendörfer Nowa-wes (d. i. neues Dorf) bei Neuendorf (Potsdam) und Friedrichshagen bei Köpenick an und ließ ihnen in Nowawes u. a. 30 Doppelhäuser (Fachwerk mit Lehmziegeln) errichten. Wie stark der

Druck der Gegenreformation noch 100 Jahre nach dem dreißigjährigen Kriege in Böhmen war, zeigt die Behandlnng des Vaters des ersten Geistlichen von Nowawes, Letochleb, den die Jesuiten bis an den Leib in die Erde gruben und durch Soldaten solange peitschen ließen, bis Hemd, Haut und Blut zn einer Masse geronnen waren. „Warum lässest Du Dich so zermartern? Werde doch katholisch!" riefen ihm die offiziellen Vertreter der Religion der Nächstenliebe zu; doch Letochleb blieb standhaft. Als man ihn endlich laufen ließ, wandte er der Heimat den Rücken und wurde nun ein treuer Untertan des großen Königs; er legte sogar seinen Namen ab, indem er ihn in Sommerbrodt übersetzte. Er und seine beiden Nachfolger, Mogzis nnd Kropatscheck, der Stammvater der bekannten gleichnamigen Familie, hielten den Gottesdienst in böhmischer Sprache ab; der 4. Geistliche war ein Deutscher, der abwechselnd böhmisch und deutsch predigte, weil inzwischen zahlreiche sächsische, pfälzische, württembergische nnd schweizerische Familien zugezogen waren. Die Gründungsakten des Dorfes sind leider im siebenjährigen Kriege verloren gegangen. Der König hatte die Anlage des Ortes dem General v. Retzow übertragen, welcher die Akten bei sich führte, als er ins Feld zog. Er fiel bei Hochkirch, und die Dokumente sind seitdem verschwunden. Wir wissen nur, daß die Kosten der ersten Anlage 27 607 Taler betrugen. Dafür hat sich die Volkssage mit der Gründung des Dorfes beschäftigt. Da die zuerst angelegten Straßen (Lindenstr., Priesterstr. und Wallstr.) ein Dreieck bilden, entstand folgende Gründungsanekdote: als der Baumeister den König fragte, wie denn das Dorf gebaut werden solle, warf dieser seinen Dreimaster auf die Erde nnd sagte: So soll es gebaut werden! Auch über die Entstehung des Namens gibt es eine Sage: als der König einst den Bauplatz besichtigte, fragte er einen Maurer: „Wie heißt das neue Dorf?" „No, wa weeß", worauf der König erwiderte: „Nun, dann soll es auch Nowawes heißen!" Der Kirchplatz selbst bildete ebenfalls ein Dreieck. Die Kirche wurde 1752, die Orgel 1802 erbaut und 1853 vergrößert. Die erste Besiedelnng des Ortes erfolgte durch böhmische Weber und Spinner, welche bereits einige Zeit in Neu-Schöneberg (bei Berlin) und Potsdam ansässig waren. Später gehörte auch das Soldatenkind Eleonore Prohaska der böhmischen Gemeinde an. Als ihr auf dem alten Potsdamer Kirchhofe ein Denkmal errichtet werden sollte, forschte man in den Pfarrakten von Nowawes vergeblich nach ihrem Namen. Nachträglich gelang es, Friedrichshagen als ihren Geburtsort und ihren Namen in dem dortigen Taufregister zu ermitteln.

Die Bevölkerungszahl betrug am Ende des 18. Jahrhundert etwa 2000. Wie sich dieselbe im 19. Jahrhundert vermehrt hat, ergibt sich aus der Tatsache, daß vor 35 Jahren in Nowawes nur 8 Lehrer tätig waren, während heut über 70 Lehrkräfte an den verschiedenen Schul-

anstalten wirken. Früher hatten sich Dorf und Kirche oft hohen Besuchs zu erfreuen; daran erinnert u. a. der in einem Gestell von kunstvollem Eisenguß (aus Lauchhammer) stehende Taufstein, ein Geschenk Kaiser Friedrichs, welcher sich einst als Kronprinz über den alten primitven Tauftisch „geärgert" hatte. Die Kirche war ursprünglich mit Schindeln gedeckt; 1853 erhielt sie ein Ziegeldach, während der Turm mit Schiefer bekleidet wurde.

Nach Beendigung des Vortrages begaben sich die Teilnehmer der Wanderfahrt in ein altes Weberhaus in der Kreuzstraße und ließen sich an mehreren Stühlen die Handweberei vorführen. Auf dem Ziegeldach eines Stallgebäudes wurde Hauslauch, Sempervivum tectorum, hier Hauslaub genannt, entdeckt.

Sodann führte Dr. Netto die Brandenburgia durch den Park von Babelsberg. Beim Eintritt in denselben erinnerte er an die Aufhebung des Rauchverbots durch Kaiser Wilhelm I. Der Kaiser wurde, wie erzählt wird, einst auf der Terrasse von Mücken arg belästigt und fragte seinen Diener, was da zu machen sei. Der empfahl ihm, eine Zigarre anzuzünden. Das Mittel half; doch wunderte sich der alte Herr, daß sich die Besucher des Parkes, die in einiger Entfernung am Schlosse vorübergingen, noch immer der Mücken durch Fächeln mit den Taschentüchern zu erwehren suchten, und fragte deshalb: „Warum rauchen denn die Leute nicht auch?" Worauf er zur Antwort erhielt: „Majestät, im Parke ist das Rauchen verboten." Eine Stunde später waren sämtliche Tafeln mit dem Rauchverbot aus dem Parke verschwunden.

Ist diese kleine Episode für das gütige Herz des großen Kaisers charakteristisch, so ist die Stilreinheit aller Gebäude im Park vom Schloß herunter bis zu den Pförtnerhäuschen für die Sorgfalt des Kaisers auch in kleinen Dingen bezeichnend. Alles ist im Tudorstil gehalten. Selbst die Tafeln und Wegweiser fügen sich harmonisch dem Ganzen ein. Am „weißen Meer" vorüber, einer künstlichen Teichanlage mit Zementgrund, führte der Weg zur Feldherrnbank, wo Dr. Netto einen Vortrag über die Geschichte von Babelsberg hielt. Mit Worten der wärmsten Anerkennung, die in den Herzen der Zuhörer lebhaften Nachklang fanden, gedachte der Redner, ein echtes Potsdamer Kind, der unvergleichlichen Verdienste der Hohenzollern um die Wohlfahrt seiner lieben Vaterstadt, der „Siebenhügelstadt", die ringsum durch Königliche Bauten (zuletzt durch die Erbauung der Kriegsschule) und Parkanlagen zur schönsten Stadt der Mark geworden sei. Bezüglich der Erklärung des Namens Babelsberg schloß sich Dr. Netto der jetzt allgemein angenommenen Auffassung an, Babelsberg komme her von Baber, bobr = Biber. Die Karte von Suchodolez (1683) trägt bereits den Namen Baberow. Damals befand sich auf dem Babertsberge ein wildreicher Tiergarten, den noch Friedrich der Große gern besuchte.

Z. Z. Friedrich Wilhelms I. wurde ein Teil der Eichen auf dem Babertsberge niedergeschlagen, da ihre Stämme zur Befestigung des Baugrundes in Potsdam gebraucht wurden. Biber gab es damals besonders an der Nuthemündung; durch die Verordnung vom 8. 12. 1707 waren sie unter Schutz gestellt worden; ein Edikt vom 24. März 1725 verbot die Jagd auf Biber bei 200 Mk. Strafe. Am 15. 6. 1765 aber gab Friedrich II die Biberjagd frei; seitdem sind die Biber aus der Umgegend von Potsdam verschwunden. Der Rest der schönen Eichenwaldung wurde 1806 von den Einwohnern von Nowawes abgeholzt. Als Friedrich Wilhelm III. jedem seiner Söhne in der Nähe von Potsdam einen Landsitz errichtete, erhielt Prinz Wilhelm auf seinen Wunsch und auf Bitten seiner Gemahlin Babelsberg zum Geschenk, obgleich ihm das Marmor-Palais zugedacht war. Über die Baugeschichte des Schlosses gibt uns folgender Vermerk auf der ersten Seite des Fremdenbuches Auskunft: „Am 3. August 1833 erteilte mir der König die Erlaubnis, meinen Lieblingsplan, auf dem Babelsberg ein Landhaus mit Garten bauen zu dürfen, in Ausführung zu bringen. Unter Leitung des Gartendirektors Lenné begannen die ersten Gartenarbeiten. Oberlandesbaudirektor Schinkel entwarf das Projekt zum Schlößchen und in den ersten Tagen des März begann der Bau unter Leitung des Hofbauinspektors Gebhardt. Am 1. Juni ward der Grundstein gelegt und im September 1835 ward der Ausbau vollendet und das Schlößchen am 18. Oktober, als am Geburtstage unseres Sohnes, durch ein Déjeuner en famille eingeweiht.
Am 18. Oktober 1835. Auguste Pr. v. Pr., Wilhelm Pr. v. Pr.“

Ein Erweiterungsbau wurde 1849 vollendet; im Laufe der Jahre entstanden in der Nähe verschiedene Baulichkeiten, u. a. der Flatow-Turm, aus den Erträgnissen der westpreußischen Krongüter Flatow und Krojanke erbaut, die immer der ältesten nichtregierenden Seitenlinie des Herrscherhauses (jetzt also dem Prinzen Leopold) zugewiesen werden, während das Schloß Babelsberg stets dem regierenden Fürsten gehört. Einer Bestimmung zufolge würde es gegebenenfalls zeitweise der Großherzogin von Baden als Witwensitz zugewiesen werden.

Die schönen Durchblicke, an denen der Park so reich ist, hat der Fürst Pückler-Muskau mit dem Ausdruck „Aha“ belegt. Ein besonders schöner Aha befindet sich bei der sogenannten Siegessäule, welche mit der auf dem Belle-Alliance-Platze in Berlin zusammen aus einem Rauener Findlingsblock gemeißelt ist. Unter den 4 Kreuzen am Sockel ist das Alsenkreuz als das erste gestanzte Metallkreuz, dessen Herstellung gelang, besonders hervorzuheben. Die Rauchsche Viktoria auf der Säule hält in der ausgestreckten Hand einen Lorbeerkranz; sie will ihn — das ist der Gedanke, der dadurch ausgedrückt werden soll — dem großen König darreichen, der dort unten in der Garnisonkirche schlummert.

Nach Besichtigung der Gerichtslaube und des Bildstöckels wurde der Weg nach Klein-Glienicke angetreten.

Bei einem gemeinsamen Essen im „Bürgerhof“ daselbst, wurden verschiedene Toaste gewechselt. Bei dem Trinkspruch auf unsern Festordner und Führer Dr. Friedrich Netto zitierte Herr Geheimrat Friedel folgende Verse von Jesus Sirach (Übersetzung von Dr. H. E. Schmieder. 4. Aufl. 1858. S. 361) mit Anwendung auf Herrn Dr. Netto: „Haben sie dich zum Festordner gewählt, so mache dich nicht breit damit, sondern halte dich als ihres Gleichen. — Setze dich nicht eher, als bis du Alle versorgt weißt, und wenn du das Deine getan hast, dann gehe auf deinen Platz. — So wirst du deine Freude an ihnen haben, wenn sie dich nun als einen sittigen und holdseligen Mann preisen und hoch leben lassen.“ — Auf diese mit Beifall aufgenommene Ansprache erwiderte Herr Dr. Netto mit einem Hoch auf die Brandenburgia und deren Vorsitzenden.

Der weitaus größere Teil der Anwesenden fuhr mit dem Motorboot vom Bürgerhof durch den Teltowkanal nach Wannsee, woselbst die Heimreise angetreten wurde.

Herrliche sommerliche Witterung unterstützte das Wohlgelingen dieser lohnenden Wanderfahrt. O. Monke.

Kleine Mitteilungen.

Noch ein „Toter Mann in der Mark“. In einem älteren Jahresbericht des „Historischen Vereins zu Brandenburg (Havel)“ fanden wir jüngst als Sage aus der Zauche die Geschichte vom: Sieben Brüderweg zwischen Rädel und Beelitz. Zwischen dem Dorfe Rädel und dem Städtchen Beelitz befindet sich in den Wäldern des Reviers Möllendorf, zu Groß-Kreutz gehörend, ein viel gewundener Weg, der sich durch die Heide der früher sächsischen Dörfer Busendorf, Canin und Cleistow, sodann bis in die königliche Forst bei Beelitz fortsetzt und der Siebenbrüderweg genannt wird. An diesem Wege befinden sich in ca. 1 km Abständen rechts und links Malhügel, Grenzhügeln gleich, deren Verfall nicht durch neue Erdaufschüttung vorgebeugt wird, die aber doch immer wieder anffällig sichtbar sind, dank der Sage von den sieben Brüdern. Im Volksmunde geht dort die Sage: „Sieben Brüder, die als Leinweber ihr Brot nur kümmerlich verdienten, trugen von Raedel die fertige Leinwand nach Beelitz zum Verkauf oder auf vorher gemachte Bestellung. Eines Tages war ihnen nur wenig Erlös dafür geworden, so daß sie nicht einmal ihren Hunger stillen konnten, es reichte gerade zu einigen Semmeln, die sie in Beelitz einkauften und auf dem Rückwege verzehrten. Bei der Teilung der letzten, 6 Helling großen Semmel entstand unter den 7 Brüdern Streit; 6 von ihnen schlugen hierbei

den Besitzer der letzten Semmel tot. Nun konnte eine gerechte Teilung stattfinden. Sie verscharrten den Erschlagenen und gingen weiter ihres Weges. Der die Semmel an sich gebracht hatte, aß bereits. Als aber die 5 Brüder auf redliche Teilung bestanden, aß er immer weiter und reizte dadurch die anderen, die ihn nun auch erschlugen. So setzte sichs weiter fort, bis der letzte, als er den Rest der an sich gebrachten Semmel an einem Kreuzwege verzehrt hatte, von großer Reue geplagt sich das Leben nahm". —

Stillschweigend, fast ehrfürchtig, legt jeder Wanderer, der an den Hügeln vorbeikommt, ein Reis oder einen Stein darauf und sorgt so unbewußt mit für die Erhaltung der Hügel und der Sage, die aber im Volksmund vielfach anders erzählt wird. R. Jülicher.

Bücherbesprechungen.

Hie guet Brandenburg allewege. Blätter für Heimatkunde. Herausgegeben von Walther Specht. 3. Bd. Rathenow, M. Babenzien, 1907. Gebd. 2. M.

Von der heimatkundlichen Zeitschrift, die als Beilage zum Westhavelländischen Kreisblatt erscheint und deren erste Bände an dieser Stelle besprochen worden sind, liegt der 3. Band vor, der wieder zahlreiche neue und interessante Beiträge zur märkischen Heimats- und Ortsgeschichte enthält. Vor allem ist das Westhavelland und sein Hauptort Rathenow berücksichtigt. Der Herausgeber W. Specht teilt „Spukgeschichten aus Rathenow" aus der Zeit des 30jährigen Krieges mit, ferner „Statuta der Stadt Rathenow" vom 7. November 1612, die nur in Abschriften enthalten sind, das Original scheint im 30jährigen Kriege verloren gegangen zu sein, dann einen Gildebrief der Rathenower Tuchmacher aus dem Jahre 1580, Nachrichten von den Dörfern Premnitz, Mögelin und Döberitz im Westhavelland und verschiedene Sagen und abergläubische Gebräuche aus derselben Landschaft. Bemerkenswert ist eine Studie über das „Königsgrab in Seddin", in der Specht eine anschauliche Schilderung über die Bestattung des germanischen Edelings und die Aufrichtung des Grabhügels gibt. In die Zeit Friedrichs des Großen führen die Aufsätze „Ein Tag aus dem Leben Friedrichs II.", die Schilderung eines Besuchs des großen Königs im Rhinluch, nach dem Bericht des Oberamtmanns Fromm, den auch Fontane im 1. Band seiner „Wanderungen" benutzt hat, dann „Der Zietenritt nach Jägerndorf", eine Episode aus dem Jahre 1745, die auf ihre historische Richtigkeit geprüft wird, ein Aufsatz über den patriotischen Kaufmann J. E. Gotzkowsky und ein anderer über „Friedrichs des Großen Fürsorge für sein Land". Von der „Zeit der Erniedrigung und Erhebung Preußens" (1806—1813) berichtet W. Anders und die gleiche Zeit behandeln Specht in dem Aufsatz „Die Exekution zu Kyritz am 8. April 1807" und Rektor Bieder in seiner Abhandlung „Die Konvention von Tauroggen". Von kulturhistorischem Interesse

sind die Aufsätze über die Dienstverordnnngen des Domänenrats von Katte auf Vieritz aus dem 18. Jahrhundert, die Skizze über den Dichter Joachim Christian Blum, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts lebte, und die Erinnerungen des Pfarrers Sybell aus Etzin an eine im Sommer 1794 unternommene Reise nach Witteuberg, Wörlitz, Dessau nnd Brandenbnrg, die nach dem Manuskript zum ersten Male veröffentlicht sind und viele interessante Angaben über Dörfer und Städte des Havellandes und der Zauche bringen. Außerdem enthält der vorliegende Band eine Anzahl märkischer Sagen und abergläubischer Gebräuche nnd Schilderungen von Volksfesten, ferner vaterländische Gedichte von Ernst Riedel, Dorothea Göbler, George Hesekiel u. a. Der reichhaltige Inhalt, von dem nnr ein Teil erwähnt werden konnte, verleiht der Zeitschrift den Charakter eines Volksbuches im besten Sinne des Wortes. Dr. G. Albrecht.

Rathenower Wanderbücher von Walther Specht. Nr. 2: Ferchesar und der Nußwinkel. Mit vielen Abbildnngen und einer farbigen Wanderkarte. 8°. 40 S. Rathenow, L. Rackwitz, [1907]. Brosch. 40 Pfg.

Die Gegend östlich von Rathenow, vom Hohenanener See bis nach Gräningen und Nennhausen, die Specht mit liebevoller Eigenart in dem Büchlein schildert, ist dem großen Publikum wenig bekannt, und es ist deshalb anerkennenswert, daß der Verfasser die idyllische Wald- und Hügellandschaft durch seine Arbeiten dem Verkehr erschließt. Er führt den Wanderer zuerst nach dem am Ferchesarer See gelegenen Dorfe Ferchesar, macht ihn mit der Geschichte, den Sagen und den Sehenswürdigkeiten des Ortes nnd darauf mit den landschaftlichen Schönheiten der Umgebung bekannt und geleitet ihn nach Lochow, dem Witzker See und zu alten Dorfstätten in der nördlichen Heide. Auf anderen Wanderungen werden das am Hohenauener See belegene Dorf Semlin, in dem die optische Industrie blüht, die im Osten des Nußwinkels liegenden Dörfer Stechow und Kotzen nnd schließlich das südliche Nennhausen berührt und eingehende Nachrichten über die Geschichte und die in ihren Schlössern und Kirchen befindlichen Sehenswürdigkeiten mitgeteilt, besonders bietet die interessante geschichtliche Vergangenheit Nennhausens, wo auch Fouqué eine zeitlang weilte, Gelegenheit zu manchen Hinweisen. Zum Schluß werden die südlich der Lehrter Bahn belegenen Dörfer Gräningen und Bamme besucht und des großen Burgwalls bei letzterer Ortschaft gedacht. In den Text sind Abbildungen der Dörfer nnd ihrer Kirchen, der Schlösser und der Wappen der Adelsgeschlechter, sowie von bemerkenswerten Landschaften eingefügt und eine genaue farbige Wanderkarte erleichtert dem Wanderer die Benutzung des Büchleins.

Dr. G. Albrecht.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.



Ernst Friedel-Feier

am Sonntag, den 23. Juni 1907.

Zur Feier des 70. Geburtstages unseres ersten Vorsitzenden, welche wegen Schonung der von längerer Krankheit genesenen Gattin desselben nur in kleinerem Umfange stattfinden konnte, hatten sich am heutigen Tage in der Wohnung, Paulstr. 4, seitens der Brandenburgia der zweite Vorsitzende Geheimer Justizrat Uhles, die beiden Schriftwarte Professor Dr. Zache und Professor Dr. Pniower, der Vorsitzende des Ausschusses Professor Dr. Galland, sowie sein Stellvertreter Kustos Buchholz eingefunden. Der zweite Vorsitzende begrüsste den Jubilar mit ehrenden Worten und überreichte als Huldigungsgabe eine in der Awes-Münze, Alexandrinenstr. 44, geprägte Medaille, modelliert von unserm Mitgliede Bildhauer Moritz Wolff. Die Medaille hat 6 cm Durchmesser und ist in moderner Stilisierung ohne erhabenen Rand geprägt. Die Vorderseite zeigt das Brustbild Ernst Friedels im Profil, heraldisch gesprochen nach rechts gewendet. Links steht ERNST FRIEDEL darunter die Friedelsche Hausmarke: ⚹ Links die Zahl LXX.

Rückseite: Überschrift BRANDENBURGIA. Darunter sitzend die Jungfrau Brandenburgia, die Linke lauschend ans Ohr gelegt, in der Rechten den Spatenstiel haltend, darunter bemerkt man als Hauptstück der Funde aus dem Königsgrab von Seddin die altitalienische Bronzeurne. Rechts der Roland von Brandenburg, dahinter der Neubau des Märkischen Provinzial-Museums, der Hauptschöpfung unseres Friedel. Unten die Widmung: IHREM VORSITZENDEN 23. VI. 1907. Ein vergoldetes Exemplar wurde dem letzeren, ein silbernes der anwesenden Gemahlin Marie Friedel geb. Schenk, je ein bronzenes Exemplar den ebenfalls anwesenden beiden Kindern Oberarzt Dr. Erwin Friedel z. Z. in Jena stationiert und Fräulein Gesa Friedel mitgeteilt.[1])

Außerdem überreicht wurde als wissenschaftliche Gabe eine dem Jubilar gewidmete Festschrift mit verschiedenen Mitglieder-Beiträgen, sowie als Zeichen der Verehrung der gesamten Vereinsmitglieder ein reich ausgestatteter Silberkasten.

[1]) Exemplare der Bronze-Medaille stehen, wie hier eingeschaltet wird, zum Preise von 5 Mk. beim Schriftführeramt zur Verfügung.

Seitens des Vereins für Volkskunde, dessen Ausschuß-Obmann der Gefeierte ist, erschien der Erste Vorsitzende Universitäts-Professor Dr. Max Roediger und der Schriftführer Professor Dr. Johannes Bolte, Herausgeber der Zeitschrift für Volkskunde. Nach einer Ansprache überreichten diese Herren eine kunstvoll ausgestattete Adresse.[1])

Von dem Verein für die Geschichte Berlins, dessen I. Vorsitzender E. Friedel Jahre hindurch gewesen, war ein freundliches Glückwunschschreiben[2]) eingesandt worden.

Der Magistrat von Berlin, welchem Friedel seit dem 13. Februar 1873 angehört, hatte ein kollegialisch-freundschaftliches Glückwunschschreiben übermittelt, auch wiederholte der anwesende Ober-Bürgermeister Martin Kirschner den Glückwunsch mit herzlichen Worten.[3]) Auch die Stadt Rixdorf widmete dem Jubilar, dem zu Ehren sie bereits vor Jahren eine Friedel-Straße benannt, eine besonders freundliche Glückwunsch-Adresse.[4])

Die Pflegschaft des Märkischen Provinzial-Museums, welche Friedel i. J. 1873 mit Zustimmung der Städtischen Behörden Berlins ins Leben gerufen und die der Erweiterung und der Volkstümlichkeit dieses vaterländischen gemeinnützigen Instituts in den breitesten Kreisen Berlins und der Provinz Brandenburg nicht hoch genug zu veranschlagende uneigennützige Dienste geleistet, fehlte nicht bei der heutigen Gelegenheit.[5]) Von der Pflegschaft war eins der unermüdlichsten und selbstlosesten Mitglieder Rektor Otto Monke erschienen. Die Pflegschaft selbst hatte es sich nicht nehmen lassen, eine schöne getriebene silberne Schale für Photographien u. dgl. zu stiften.

Von den sonst Erschienenen seien die Damenmitglieder Fräulein Clara Henriette von Foerster, Frau Clara Stricker und Frau Luise Diersch erwähnt. Unser Mitglied Prediger Dr. Max Runze im Verein mit seiner liebenswürdigen Gattin Anita geb. de Grahl, in der Parochie des Jubilars wohnhaft, glückwünschte in warmen Worten, ebenso Dr. Paul Magnus, Professor der Botanik an hiesiger Universität. U. M. Direktor Dr. Minden und Frau Gemahlin hatten von Gastein einen ungewöhnlich grossen achteckigen Stern aus vielen Hunderten von Edelweißblüten als Gabe aus dem Hochgebirge eingesendet, ebenso

[1]) Vgl. Anlage A.
[2]) Vgl. Anlage B.
[3]) Vgl. Anlage C.
[4]) Vgl. Anlage D.
[5]) Die Mitglieder der Pflegschaft des Märkischen Provinzial-Museums beziehen auf ihren vielfältigen anstrengenden, auch nicht immer billigen Reisen für dies städtische Institut keinerlei Entschädigung, weder Reisekosten noch Tagegelder, in dieser Beziehung unter den zahlreichen Körperschaften der städtischen Verwaltung einzig dastehend.

Professor Galland einen blühenden ungewöhnlich großen Rhododendronstrauch, u. M. Frl. Lotte Lütgen eine herrliche Araukaria, die pilzkundige Frau Berta George ein zierliches Arrangement „Das glückhaft Schiff" aus Pilzen und Geheimrat Uhles eine prachtvolle hochstämmige Palme. Es ist kaum nötig anzuführen, daß daneben noch ungezählte Gaben der Flora teils in Töpfen teils in losen Blumen eingegangen waren, die die Räume der Friedelschen Wohnung in einen duftigen Blumengarten verwandelten. Das Ausschußmitglied Grubenbesitzer Franz Körner übersandte als originelles und sinniges, für unser Geburtstagskind besonders passendes Angebinde einen in seiner Kiesgrube zu Neu-Britz bei Rixdorf ausgegrabenen Backzahn vom Mammut, der in eine bronzene Darstellung dieses diluvialen Dickhäuters





Friedel-Medaille.

derartig eingelassen ist, daß er den Rücken des Tieres bildet. U. M. Paul Haberkorn hatte einer prachtvollen Blumendekoration eine prächtige Nadel beigefügt.

Es ist unmöglich die von nah und fern zu Hunderten eingegangenen Telegramme, Adressen, Anschreiben und Gedichte einzeln aufzuführen. Wir begnügen uns nur noch das Glückwunschschreiben des Gemeindekirchenrats der hiesigen Dorotheenstädtischen Kirche, dem der Jubilar seit vielen Jahren als Magistrats-Patronatsvertreter angehört[1]), sowie ein sinniges Gedicht von Fräulein Adelheid Sachs, Tochter unseres Mitgliedes,[2]) mitzuteilen, dgl. ein solches von unserm früheren Mitgliede Fräulein Anna Hübner[3]).

[1]) Anlage E.
[2]) Anlage F.
[3]) Anlage G.

Der Gefeierte dankte für die ausgesprochenen Glückwünsche im einzelnen auf das Herzlichste. Ein gemeinsames Frühstück im Kreise der Friedelschen Familie bot hierauf zu mannigfachen anregenden Gesprächen Anlaß und beschloß die Friedel-Feier, die den Teilnehmern unvergessen bleiben wird, in harmonischer und gemütvoller Weise.

Anlage A.

Hochverehrter Herr
Geheimer Regierungs- und Stadtrat!

Den Tag der Vollendung Ihres siebzigsten Geburtstages feiert der

Verein für Volkskunde

mit herzlichster Teilnahme und Freude. Sie gehören zu seinen Stammitgliedern und stehen seit seiner Begründung an der Spitze des Ansschusses. Daß Sie der Leiter einer Gesellschaft sind, deren Wege mit den unsern sich mehrfach krenzen, ist Ihnen nie Anlaß gewesen, uns entgegenzutreten oder uns zu hemmen; vielmehr haben Sie uns allzeit durch Rat und Tat unterstützt und gefördert. Oft haben Sie durch Vorträge, die Ihre weitgreifenden und gründlichen Kenntnisse bewiesen, uns belehrt und haben willig die Schätze des dnrch Sie geschaffenen und ausgestatteten Märkischen Provinzial-Museums unsern Bestrebungen dienstbar gemacht.

Zu rühmen, was Sie weiterhin für die wissenschaftliche Forschung und für das Gedeihen der Stadt Berlin geleistet haben, steht uns nicht zu. Aber auch von unserm enger begrenzten Gebiet aus treibt uns dankbare Hochschätzung des Menschen, Helfers und Lehrers, Ihnen, hochverehrter Herr Geheimrat, am heutigen Tage noch viele Jahre glücklichen Famillenlebens, rüstigen und anerkannten Schaffens zn wünschen. Erhalten Sie, so bitten wir, dem Verein für Volkskunde auch fernerhin Ihre freundliche Gesinnung und wertvolle Förderung nnd seien Sie sicher, daß wir Sie mit Stolz zu den Unsern zählen.

Berlin, den 23. Juni 1907.

Der Verein für Volkskunde.

Dr. Max Roediger.
1. Vorsitzender.

Dr. Johannes Bolte.
2. Vorsitzender.

Dr. K. Brunner.
Schriftführer.

Dr. Georg Minden.
Schriftführer.

Hugo Ascher.
Schatzmeister.

Anlage B.

Sehr geehrter Herr Geheimer Regierungsrat!

Die Feier des Tages, an dem Sie Ihr siebzigstes Lebensjahr vollenden, gibt auch uns, dem

Verein für die Geschichte Berlins

die frohe Veranlassung, der Erfolge Ihres langen und immer rastlos tätigen Lebens mit Freuden zu gedenken. Und wir wissen uns darin eins mit so vielen Männern der Wissenschaft, die, nah und fern, in Berlin und allen Gauen des engeren und weiteren Vaterlandes, in Ihnen den eifrigen und glücklichen Förderer der Kulturgeschichte der Vorzeit, unserer Heimat und des deutschen Volkes sehen und verehren. Möge Ihrem Streben bis an das Ende der Tage nie die Kraft, Ihrem Wirken nimmer die dankbare Anerkennung fehlen! Der Verein für die Geschichte Berlins gedenkt gern der Jahre, in welchen Sie, als sein erster Vorsitzender, seine Arbeiten leiteten, und durch Ihre Führung ihm Ansehen und Bedeutung verliehen. Daß Ihnen noch eine recht lange Zeit glücklichen Schaffens bleibe, zur Freude aller derer, denen Sie in Ihrem Streben stets ein treuer Lehrer und eifriger Förderer gewesen sind, wünschen wir von Herzen.

Berlin, den 23. Juni 1907.

Der Vorstand
des Vereins für die Geschichte Berlins.

Béringuier. Voß. Noël.
Dr. H. Brendicke. Lindenberg.
H. Gniard. Bonnell.
Marquardt.

Anlage C.

Berlin, den 21. Juni 1907.

Hochverehrter Herr Geheimrat!

Am 23. Juni vollenden Sie in bewunderungswürdiger Frische und in voller Gesundheit Ihr siebzigstes Lebensjahr. Gestatten Sie uns, Ihnen und Ihren Angehörigen zu diesem schönen Festtage die herzlichsten Glückwünsche auszusprechen.

Seit mehr als vierunddreißig Jahren gehören Sie dem Magistrat Berlins als Mitglied an, und während dieser Zeit haben Sie Ihre Arbeitskraft, Ihr Interesse und Ihre Sachkenntnis ununterbrochen in den Dienst der städtischen Verwaltung gestellt und mit reichem Segen auf den verschiedensten Gebieten als Vorsitzender der Gewerbe- und Parkdeputation, der Kuratorien für die Friedhöfe und

das Bestattungswesen und für die städtischen Bibliotheken, als Mitglied der Direktorien für das Märkische Provinzial-Museum, der Tiefbaudeputation, der städtischen Polizeiverwaltung, der Armendirektion, des Stadtausschusses und der Kuratorien verschiedener Stiftungen beratend, anregend und fördernd gewirkt und geschaffen nnd an der Entwickelung und dem Gedeihen unserer Stadt lebhaftesten Anteil genommen. Zu dem aufrichtigen Danke, den wir Ihnen für diese Ihre gemeinnützige Tätigkeit sowie für Ihr kollegialisches Verhalten schuldig, gesellt sich die Hochachtung vor dem Manne, der zu den besten Kennern der Geschichte unserer Stadt und der Mark Brandenburg gehört und der sich auf diesem Gebiete einen wohlbegründeten Ruf in der wissenschaftlichen und künstlerischen Welt erworben hat.

So freuen wir uns mit Ihnen, daß Sie den heutigen Tag erleben und wünschen Ihnen, daß Sie sich ungemindeter Frische und Arbeitslust noch lange weiter erfreuen und den Ihrigen und uns noch ungezählte Jahre erhalten bleiben mögen.

Die Mitglieder des Magistrats.

Kirschner. Reicke. Hübner. Marggraff. Bohm. Hirsekorn.
Dr. Steiniger. Mugdan. Namslau. Straßmann. Michaelis.
Muensterberg. Kalisch. Rast. Krause. Alberti. Selberg.
v. Friedberg. Gehricke. Buchow. Mielenz. Schaefer. Tourbié.
Maas. Wagner. Rumschöttel. Weigert. Fischbeck.

Anlage D.

Zum 23. Juni 1907.

Hochgeehrter Herr Geheimer Regierungsrat.
Werter Herr Stadtrat und Kollege!

Die Stadt Rixdorf hat vor Jahren eine ihrer wichtigsten Verkehrsadern, Friedelstraße genannt. Sie ist dabei davon ausgegangen, daß Sie in Ihrem Bestreben, die Vorzeit unserer Heimatprovinz, der Mark Brandenburg, zu erforschen, auch unserer Gemeinde in Wort und Schrift wiederholt gedacht und dadurch in den weitesten Kreisen Kunde gegeben haben, nicht nur von den epochemachenden prähistorischen Funden im Erdreich, sondern auch von dem Fortschreiten der Entwicklung unseres Gemeinwesens auf dem alten märkischen Gefilde vor den Toren Berlins. Sie haben sich dadurch umsomehr um Rixdorf verdient gemacht, als mit dem Namen unserer Stadt Erinnerungen aus alten ärmlichen Zeiten des Ortes, die jetzt ja als abgestreift gelten können, verbunden waren, die in Unkundigen den Eindruck hervorrufen konnten, als ob hier eine Bevölkerung angesessen wäre, welche gegenüber der Berliner Bürgerschaft als rückständig anzusprechen wäre.

Sie haben auch nachher sich nicht nur an der schönen Entwickelung der ‚Friedelstraße‘ erfreut, sondern auch das weitere Anwachsen Rixdorfs zur Großstadt wiederholt zum Gegenstande Ihrer Betrachtungen gemacht.

Da durften wir nicht fehlen unter den Gratulanten, welche sich an Ihrem siebzigsten Geburtstage in Ihrem Hause einstellen werden.

Wir wissen, daß Sie in bewunderungswerter Frische nach wie vor nicht nur Ihres Amtes im Rathause zu Berlin walten, sondern auch mit dem Wanderstab rastlos und fast mühelos der weiteren Erforschung unserer Mark sich widmen. Möge es Ihnen, hochverehrter Herr Geheimrat, vergönnt sein, den reichen Schatz von Erfahrungen, den Sie in Ihrem arbeitsfrohen Leben haben sammeln können, der Stadt Berlin, dem Verein Brandenburgia und unserer ganzen Provinz noch eine lange Reihe von Jahren zur Verfügung stellen zu können.

Wir werden von Jahr zu Jahr es mit wachsender Freude begrüßen, wenn wir diesen unseren Wunsch in Erfüllung gehen sehen.

Rixdorf, den 23. Juni 1907.

Der Magistrat der Stadt Rixdorf.
Boddin. Weigand. Bürkner.

Anlage E.

Berlin, den 23. Juni 1907.

Hochgeehrter Herr!
Hochzuverehrender Herr Geheimer Regierungsrat!

In der Feier Ihres siebzigjährigen Geburtstages beehrt sich der unterzeichnete Gemeindekirchenrat, Ihnen, als den langjährigen hochverehrten Patronatsvertreter unserer Dorotheenstädtischen Kirchgemeinde die aufrichtigsten und herzlichsten Segenswünsche darzubringen.

Seit Einführung der evangelischen Kirchengemeinde- und Synodalordnung hat unser Kirchen-Kollegium nunmehr dreiunddreißig Jahre hindurch die Ehre gehabt, Sie in seinen Sitzungen in seiner Mitte zu sehen und hat Ihres bewährten Rates und Ihrer treuen Mitwirkung an der Förderung unseres kirchlichen Gemeinwesens in dieser ganzen Zeit sich erfreuen dürfen.

Nehmen Sie, hochverehrter Herr, den Ausdruck unseres herzlichsten Dankes entgegen und lassen Sie uns den innigen Wunsch aussprechen, daß es uns noch auf langehin vergönnt sein möge

unsern verehrten Herrn Patronatsvertreter in unserer Mitte behalten zu dürfen.

Der allmächtige Gott aber wolle Sie weiterhin in Ihrem Amte mit Kraft und Frische ausrüsteu iu welthin gesegnetem Wirken, in Ihrem häuslichen Kreise Sie gnädig behüten und für Ihren Lebensabend des Propheten Wort erfüllen: ‚Um den Abend wird es Licht seiu‘!

Der Gemeindekirchenrat
der Dorotheenstädtischen Kirche.
Vogel. Ulbrich. Boettleher.

Anlage F.

Zum 23. Juni 1907.

Was der märkische Wald Dir rauscht,
Aller Wipfel Erklingen
Hab ich heimlich für Dich belauscht,
Um Dirs heute zu singen.

Streift es Dich auch nur leis von fern
In den festlichen Chören. —
Hörst Du ein Vogelliedchen gern,
Wirst Du meines auch hören!

Großem Schwunge bist Du kein Freund,
Schlicht von Worten und Wesen,
Und so sei auch mein Sang gemeint
Und so mögst Du ihn lesen!

Fing ich heute zu preisen an
Laut das Werk Deines Lebens:
Stimmt ich höhere Weisen an —
Doch — das wäre vergebens!

Denn wer immer Dich liebt und kennt
Weiß es, — was Du bedeutest,
Und wer heut Deinen Namen nennt —
Fühlt — wohin Du uns leitest.

Ob Du, führend durch Wald und Feld,
Neue Höhen stets findest:
Oder — ob Du zum Heil der Welt —
Mark-Museen begründest,

Immer schreitest Du rüstig vor
Ohne Ruhe und Rasten
Und Dein sonniger Gott: Humor
Lacht der Bürden und Lasten!

Daß doch jeder — früh oder spat
Gleiches Tun von Dir lernte
Reich bestellt hast Du Feld und Saat,
Golden winkt Dir: die Ernte!

Steht in Garben Dein Lebensfeld
Sei's uns Vorbild und Mahnung!
Sieh! in Rosen flammt rings die Welt —
Fern von herbstlicher Ahnung.

Denn Du trägst Deiner „Siebzig" Glanz
Wie ein Jüngling so heiter:
Deiner Jahre herrlicher Kranz
Blühe weiter — und weiter!

In herzlicher Verehrung

Adelheid Sachs.

Anlage G.

Wer „so" erlebt die „Siebzig",
Den liebet das waltende Schicksal,
Und die froh ihn Umringenden
Freuen sich sein.

Die entfernt Stehenden aber,
Legen ihr Fühlen und Wünschen
In diese wenigen Worte:
„Oft noch kehre wieder der Tag
„Dem verdienstvollen Forscher
„Zur Freude, zum Segen ihm
„Und der Mitwelt!" —

Rositten bei Reichenbach in Ostpreußen.

Anna Hübner.

Anlage H.

Zum 70. Geburtstag am 23. Juni 1907.

Dein Herz ist Deiner Heimatmark
Mit jedem Schlag geweiht,
Dein Forschergeist, rastlos und stark,
Erweckt uralte Zeit.

Dir gab der Heimaterde Schoß
Den Schatz der Tiefe her;
Du schautest Heiden, ernst und groß,
Und Taten, hoch und hehr!

Was still in Sage, Spiel und Lied
Der Dichtung Schleier webt,
Was tief in Volkes Herzen glüht —
Du hast's durchfühlt, durchlebt.

Dem sich das Grab lebendig weist,
Vergang'ner Staub beseelt —
Dich hat der ew'ge Heimatgeist
Zum Herold auserwählt.

Du kündest uns des Geists Gebot:
„Wirkt treu und forscht und strebt!
Nichts ist vergangen, nichts ist tot
Dem Geist, der schaffend lebt!“

Hugo Euler.
(Sohn unseres langjährigen Vorstands-Mitgliedes Kgl. Schulrats Dr. Euler.)

Anlage I.

Telegramm Sr. Exzellenz des Staatsministers von Bethmann-Hollweg, Ehrenmitglied der Brandenburgia.

Zu Ihrem 70. Geburtstag bitte auch ich meine herzlichsten Glück- und Segenswünsche in der Hoffnung aussprechen zu dürfen, daß die Heimatkunde dem Brandenburgischen Lande noch recht lange von Ihnen, den bahnbrechenden Förderer und Pfleger finden und behalten möge.

Anlage K.

Verehrter Herr Geheimrat!

In der großen Zahl derer, die zum morgigen Tage Ihnen glückwünschend nahen, möchte ich nicht fehlen; denn wenn ich es schon als ein schönes Vorrecht betrachte, als Mitglied der „Brandenburgia“ an der Feier Ihres siebzigsten Geburtstages teilnehmen zu dürfen; Ihnen, dem Begründer dieser um Heimatkunde und vaterländische Geschichte so hochverdienten Gesellschaft, den Ausdruck meines Dankes u. meiner Verehrung darzubringen: so vereinigen sich damit doch auch Empfindungen ganz persönlicher Art. Sie sind es gewesen, verehrter Herr Geheimrat, der Sie meinen ersten Versuchen der Schilderung aus Berlin's Vergangenheit Ihre freundliche Aufmerksamkeit geschenkt. — Sie, der Meister solcher Forschung, der Sie mir gleichsam die Wege gewiesen, und das Erreichte durch Ihren ermunternden Beifall ausgezeichnet haben. An einem Tage, wie diesem, darf man das Herz wohl reden lassen; und es ist gewiß nicht zu viel, wenn ich sage, daß Sie nicht am Wenigsten dazu beigetragen haben, diesen ursprünglich fremden Boden mir zur

Heimat zu machen. Wenn ich für alles dies nur ein einziges Dankeswort habe, so weiß, so fühle ich, daß es bei Ihnen eine gute Statt finden wird, und keinen besseren Wunsch könnt' ich hegen als den, der sich Ihnen in dem Goethe'schen Spruche bereits erfüllt hat:

Wem wohl das Glück die schönste Palme baut?
Wer freudig tut, sich des Getanen freut.

Möge noch manches Jahr und Jahrzehnt gesegneten Wirkens im Dienste des gemeinen Wohls und in der Liebe der Ihrigen Ihnen beschieden sein; und möge die Genesung Ihrer Frau Gemahlin so günstige Fortschritte gemacht haben, daß wir der festlichen Nachfeier dieses Tages frohen Mutes entgegensehen dürfen.

In aufrichtiger Verehrung ergeben Ihr
Dr. Julius Rodenberg.

Anlage L.

Bezirksverein Moabit. Berlin, den 23. Juni 1907.

Hochverehrter Herr Geheimrat!

Der Bezirksverein Moabit hat nicht nur die Freude, in Ihnen einen langjährigen, die Entwickelung Moabits vornehmlich vom geschichtlichen und kulturellen Standpunkt aus mit größtem Interesse verfolgenden Mitbewohner unseres Stadtteils zu besitzen; er darf sich auch rühmen, von Ihnen durch gelegentliche Darbietung von Vorträgen in seinen eigenen Bestrebungen wesentlich gefördert zu sein.

Mit größter Genugtuung entledigen wir uns deshalb des uns gewordenen Auftrages, Ihnen zu Ihrem heutigen siebenzigsten Geburtstage die herzlichsten Glück- und Segenswünsche des Vereins zu übermitteln.

Möge es Ihnen vergönnt sein, in der geistigen und körperlichen Frische, deren Sie sich erfreuen, noch viele Jahre nicht nur Ihre Amtspflichten zu erfüllen, sondern auch der Ihnen liebgewordenen Förderung weitergehender Interessen, insbesondere der Erforschung unserer heimatlichen Verhältnisse mit gleichem Eifer und Erfolge wie bisher zu widmen.

Zugleich bitten wir Sie, das uns früher erwiesene Wohlwollen uns auch fernerhin zu bewahren.

In vorzüglicher Hochachtung

Der Vorstand

Wilh. Gericke. Wilh. Oehlert.
Vorsitzender. Schriftführer.
Alt-Moabit 13. Wilsnackerstr. 65.

Anlage M.

Berlin W., 22. 6. 07.

Hochgeehrter Herr Geheimrat!

Zum siebzigsten Geburtstage sendet Ihnen der Verein für die Geschichte der Mark Brandenburg die herzlichsten Glückwünsche.

Einen großen Teil Ihres arbeitsamen Lebens haben Sie der Erforschung der märkischen Geschichte und der Förderung ihrer Interessen geweiht. Auch unsrer Gesellschaft gehören Sie seit langen Jahren an. Da die Krankheit Ihrer verehrten Frau Gemahlin es uns leider verbietet, Sie, wie beabsichtigt, durch unser Vorstandsmitglied Herrn Professor Dr. Tschirch persönlich zu begrüßen, so gestatten Sie freundlichst, daß wir auf diesem Wege Ihnen unsre besten Wünsche entgegenbringen. Mögen Sie auch in Zukunft noch manches Jahr im Dienste der märkischen Geschichte segensreich wirken.

Der Vorstand
des Vereins für die Geschichte der Mark Brandenburg.
Prof. Dr. G. Schmoller.

Herrn
Geheimen Regierungsrat Friedel
Hochwohlgeboren
Berlin N.W.
Paulstr. 4.

Anlage N.

Brandenburg-H., den 22. Juni 1907.

Hochgeehrter Herr Geheimrat!

Morgen sehen Sie auf 70 Jahre eines in Stadtamte und in wissenschaftlicher Tätigkeit reich gesegneten Lebens zurück. Als dem Vorsteher der Gesellschaft für Landeskunde Brandenburgia, als dem Leiter des Märkischen Provinzialmuseums, zweier Institute, deren Wirksamkeit sich über die ganze märkische Heimat ausdehnt, als dem unermüdlichen Forscher ist Ihnen, hochverehrter Herr, die historische Wissenschaft der Landschaft zu lebhaften Danke verpflichtet, und wertvolle persönliche Beziehungen haben diese Empfindungen vertieft.

Der historische Verein zu Brandenburg a. H. hatte deshalb seine beiden Vorstandsmitglieder den ersten Schriftführer Herrn Professor Dr. Tschirch und seinen Schatzmeister Herrn Geheimen Kommerzienrat Gumpert beauftragt, Ihnen an Ihrem Ehrentage persönlich seine Glückwünsche zu überbringen. Leider gestattet jedoch

das Befinden Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin nicht, diese Absicht auszuführen, und der historische Verein muß sich daher darauf beschränken, Ihnen schriftlich seine herzlichsten Glückwünsche auszusprechen. Möge Ihnen, hochverehrter Herr Geheimrat, noch lange Zeit an der Seite der wiedergenesenen Gattin eine segensreiche Wirksamkeit im Dienste der Stadt und zum Wohle der märkischen Geschichtsforschung beschieden sein. Das ist der aufrichtige Wunsch des historischen Vereins zu Brandenburg.

Der Vorstand
des historischen Vereins zu Brandenburg a. H.
I. A. Dr. Tschirch, Professor.

Die Schulanstalten des Leib-Grenadier-Regiments König Friedrich Wilhelm III. (1. Brandenburgisches No. 8.)

Von Friedrich Wienecke.

1. Die Regimentsschule.[1])

Im Dezember 1808 erhielt das in Kolberg formierte „Leib-Infanterie-Regiment“ Berlin zur Garnison. Die unverheirateten Soldaten bezogen Bürgerquartiere; den verheirateten wurden Kasernen überwiesen und zwar erhielt das Grenadier-Bataillon die Kasernen des ehemaligen Regiments Nr. 13, von Arnim, in der Neuen Kommandantenstraße und am Dönhoffsplatz, die beiden Musketier-Bataillone die Kaserne des ehemaligen Regiments Nr. 1, von Kunheim, in der Neuen Friedrichstraße (Contre Escarpe), das Füsilier-Bataillon die Kaserne des ehemaligen Regiments Nr. 26, Alt-Larisch, in der Neuen Friedrichstraße und das 1811 neu formierte Depôt-Bataillon die Kaserne der reitenden Artillerie vor dem Oranienburger Tor.

In der Kaserne des Arnimschen Regiments, die vom Grenadier-Bataillon bezogen war, bestand noch die Schule des Regiments, die von zwei Lehrern Blenz[2]) und Janke[3]) verwaltet wurde, und die sich unter

[1]) Selbständige Schulen besaßen das Westpreußische Infanterie-Regiment und die Brandenburgische Artillerie-Brigade, letztere war ehemals Schule des dritten Artillerieregiments.

[2]) Blenz starb als Parochialschullehrer in Berlin.

[3]) Janke wurde bei der Auflösung der Schule auf Wartegeld gesetzt und später von der Kurmärkischen Regierung zu Potsdam versorgt.

den Berliner Regimentsschulen eines guten Rufes erfreute. Sie war einst infolge der Zirkular-Order vom 22. Januar 1720 durch den Regimentschef, Generalleutnant von Pannewitz, gegründet und im Jahre 1787 im Geiste der Rochowschen Pädagogik reorganisiert worden. Die Kinder empfingen Unterricht in der Religion (Katechismus), Sittenlehre, Lesen, Schreiben, Rechnen, Geschichte, Erdbeschreibung und Gesundheitslehre; außerdem wurden die Mädchen durch eine Lehrerin (Zöllner) in den weiblichen Handarbeiten unterwiesen. Die Schule war durch die kriegerischen Ereignisse von ihrer einstigen Höhe herabgesunken; mangelhafter Schulbesuch und das Fehlen der nötigsten Mittel hatten ihre Erfolge vermindert.

Mit der Überweisung der Kasernen erhielt das Regiment durch das Gouvernement die Verpflichtung, die Schule des Arnimschen Regiments zu übernehmen, sie aus ihren etatsmäßigen Schulfondsgeldern zu unterhalten und auch den Kindern des aufgelösten Regiments von Arnim den Besuch fernerhin zu gestatten. So wurde die Arnimsche Regimentsschule Schule des Leib-Infanterie-Regiments, und sie ist, wenn auch der Name während der noch kurzen Zeit ihres Bestehens nicht allgemein geworden ist, von Dezember 1808 bis Juni 1810 als solche vom Regiment verwaltet und unterhalten worden. Patron der Schule war der Regimentskommandeur, Oberstleutnant von Horn, Inspektor der Prediger der brandenburgischen Brigade, Uhden[1]), ehemals Feldprediger beim Infanterie-Regiment Nr. 25, von Möllendorff, und später Dr. Mann[2]). Die beiden Lehrer Blenz und Janke blieben in ihrem Amte; die Lehrerin Zöllner schied, weil der Handarbeitsunterricht anfhörte, aus ihrer Stellung und trat zur Garnisonschule über. Unterhalten wurde die Schule aus den schon genannten Schulfondsgeldern, die das Regiment seit 1808 in folgender Höhe erhielt:

Das Grenadier-Bataillon	85 Tl.	17 Gr.
Das Regiment (3 Bat.)	171 „	10 „
Das Depôt-Bataillon (seit 1811) ...	85 „	17 „
Die Garnison-Kompagnie	10 „	— „
zusammen ...	352 Tl.	14 Gr.

Das Bestehen der Regimentsschule war von kurzer Dauer. Schon im Mai des Jahres 1809 trat auf Befehl des Königs unter dem Vorsitz des Generals von Scharnhorst eine „Kommission zur Regelung der Militär-, Kirchen- und Schulverhältnisse“ in Königsberg zusammen. Sie beschloß, daß die gesonderten Regimentsschulen aufhören

[1]) Uhden leitete später eine Privat-Erziehungs-Anstalt in Hamburg.

[2]) Mann starb als Superintendent in Charlottenburg.

und die Kinder den Bürgerschulen überwiesen werden sollten. Während die Beschlüsse der Kommission über die Militär-Kirchenverhältnisse durch Kabinetts-Order vom 30. Juni 1809 Gesetzeskraft erhielten, wurden die über das Militärschulwesen in der Order in keiner Weise berührt. Die Militärschulverhältnisse in Berlin und somit auch die Schule des Leib-Infanterie-Regiments blieben unverändert weiterbestehen, und erst die sich immer steigernde Schulnot führte eine Änderung herbei.

Infolge der Kabinettsorder vom 11. Mai 1810 sollten die selbständigen Schulen für Kinder der aktiven Soldaten aufgelöst und letztere in den Zivilschulen unterrichtet werden. Damit war das Schicksal der Schule des Leib-Infanterie-Regiments entschieden, und die Kinder mußten den Parochialschulen überwiesen werden.

Die schwierige Arbeit der Auflösung und vor allem der Überweisung an die Parochialschulen wurde dem Brigadeprediger Mann übertragen. Er entwarf zum Zweck der Durchführung einen Plan, der vom Gouverneur und den städtischen Schulbehörden genehmigt wurde. Mann wählte unter den bestehenden Parochialschulen dreißig aus und traf mit den Vorstehern, bezw. Lehrern folgendes Abkommen:

„Jeder Schulhalter nimmt je nach den Räumlichkeiten, die ihm zu Gebote stehen, 6 bis 8 Soldatenkinder gegen ein monatliches Schulgeld von 5 Gr. auf und unterrichtet sie jeden Tag von $^1/_2$9–11 und $^1/_2$2–4 Uhr. Er ist gehalten, sie ebenso sorgfältig zu bearbeiten und auf dieselbe Weise zu behandeln wie die Bürgerkinder. Holzgeld wird nicht gewährt; auch ist sonst irgend welche Vergütigung nicht zu fordern. Die Kosten für Tinte, Federn, Papier und Bücher bestreiten die Hauptleute. Die Auszahlung der Schulgelder erfolgt nach Prüfung derselben durch die Feldwebel der Kompagnien durch den Major von Steinmetz." [1])

Die Aufsicht über den regelmäßigen Schulbesuch der Kinder übte das Militär selbst aus. Offiziere und Unteroffiziere besuchten die Schulen, denen die Kinder ihrer Kompagnie überwiesen waren. Ein Eingreifen in den Unterricht war den Inspizierenden nicht gestattet. Die persönlichen Auseinandersetzungen mit den Lehrern mußten vermieden und Beschwerden und Anträge auf etwaige Abänderungen durften nur der Garnisonkirchen- und Schulkommission und dem Oberkonsistorialrat Nolte übermittelt werden. Zu solchen persönlichen Beschwerden ist es nie gekommen; auch über Klagen der Soldaten inbezug auf Behandlung ihrer Kinder finden sich in den Akten keine Belege. Jedenfalls zeugt auch diese Tatsache von der Eintracht, die unter Militär und Bürgern herrschte. Der patriotische Geist, der alle beseelte, die gemeinsame

[1]) Steinmetz war Mitglied der Garnison-, Kirchen- und Schulkommission.

Not, die alle bedrückte, nnd der Ernst der politischen Lage ließen die alten Gegensätze verschwinden.

Zur Zeit der Auflösung der Regimentsschulen wiesen die einzelnen Kompagnien folgende Zahlen an Kindern auf:

1. Leib-Grenadier-Bataillon:		
1. Komp. 61, 2. 54, 3. 60, 4. 61	= 236	Kinder.
1. Musketier-Bataillon:		
1. Komp. 35, 2. 17, 3. 35, 4. 14	= 101	„
2. Musketier-Bataillon:		
5. Komp. 10, 6. 29, 7. 20, 8. 23	= 76	„
3. Füsilier-Bataillon:		
9. Komp. 27, 10. 17, 11. 21, 12. 19	= 84	„
Zusammen . . .	497	Kinder.

Von diesen waren über $^{2}/_{5}$ = 200 schulpflichtig; ihre Zahl aber nahm stetig ab, da die verheirateten Soldaten nach und nach verabschiedet und durch junge Mannschaften ersetzt wurden. Am 28. März 1812 waren noch 148 schnlpflichtige Kinder vorhanden und zwar bei dem

Leib-Grenadier-Bataillon	29	Kinder
den beiden Musketier-Bataillonen . . .	48	„
dem Füselier-Bataillon	13	„
bei dem neugebildeten Depôt-Bataillon	58	„

Sie waren anf 20 Schulen verteilt.

Die über sie geführten Listen enthalten Rubriken über Namen des Schülers, Stand des Vaters, Kompagnie, Schulbesuch, Fleiß, Fortschritte nnd Bemerkungen. Die Quittungen über Schulgeld wurden, nachdem sie von den Feldwebeln der Kompagnien beglaubigt waren, dem Brigadeprediger Mann zugestellt, der sie mit einem kurzen Bericht dem Major von Steinmetz übermittelte; letzterer besorgte ihre Begleichung ans den Schulfondsgeldern.

Bei dem Ansmarsch des Regiments zum Kriege gegen Frankreich übernahm die Stadtkasse provisorisch die Zahlnng der Schulgelder, die dann 1815 vom Staate erstattet wurden. Die Zahl der Kinder nahm stetig nnd schnell ab; seit dem Jahre 1816 finden sich nur noch Quittungen über Schulgeld für solche Kinder des Regiments, deren Väter gefallen oder im Felde verstorben waren. Als das Regiment Frankfurt a./Oder zum Garnisonort erhielt, wurden die schulpflichtigen Kinder der dortigen Garnisonschule überwiesen.

2. Die Junkerschule des Regiments.[1])

Junkerschulen bestanden im Jahre 1806 bei allen Infanterie-Regimentern und bei den meisten Kavallerie-Regimentern. Sie dienten dazu, den Junkern und Gefreiten-Korporalen die nötige elementare und wissenschaftliche Bildung zu vermitteln. Die Schulen waren hinsichtlich ihrer Leistungen sehr verschieden, und ihre Güte hing stets von dem Interesse des Regimentschefs, bezw. Kommandeurs und von der praktischen Tüchtigkeit des Feldpredigers ab.

Die Reorganisation des Heeres führte auch zur Umgestaltung des Militär-Bildungswesens. Schon 16 Tage nach dem unglücklichen Frieden zu Tilsit, am 25. Juli 1807, berief der König die Militär-Reorganisations-Kommission und bezeichnete selbst die Punkte der Beratung. Durch Kabinettsorder vom 21. Dezember gab der Monarch der Kommission die Grundlinien (Punkt 16) der ferneren Beratung.

Die Vorschrift vom 6. August 1808 „Über die Besetzung der Stellen der Portepee-Fähnriche und über die Wahl zum Offizier" bestimmte, daß jedem Soldaten ein Anspruch auf eine Offizierstelle zu gewähren sei, der die erforderlichen Kenntnisse und die nötige Bildung besitze oder sich im Kriege durch Tapferkeit und Überblick auszeichne. Auf Grund dieser Vorschrift richtete das Leib-Infanterie-Regiment im Oktober 1810 eine „Lehranstalt für Junker und ausgezeichnete Militärs, welche einmal das Portepee-Fähnrich-Examen zu machen gedenken" ein[1]).

[1]) Unterrichtsanstalten für Unteroffiziere und Gemeine besaßen auch die andern in Berlin garnisonierenden Regimenter, das 1. Westpreußische Infanterieregiment, das Brandenburgische Ulanen- und Husarenregiment*). Nach einem Bericht des Brigadepredigers Schmidt vom 29. Juli 1810 bestand eine solche bei den beiden zuletztgenannten Regimentern seit ihrer Neuformierung. Außer den Portepeefähnrichen nahmen von jeder Eskadron 4 Mann am Unterricht teil, der in zwei Klassen erteilt wurde und sich auf Kalligraphie, Orthographie, Erdbeschreibung, Welt- und vaterländische Geschichte erstreckte. Besonderes Gehalt war für den Feldprediger nicht angewiesen. Der außerordentliche Lehrer erhielt monatlich 10 Tl. Mit dem 1. November 1810 erfuhr die Schulanstalt eine durchgreifende Reform.

Auch bei dem zweiten Bataillon des ersten Garderegiments z. F.,**) das vorübergehend in Berlin garnisonierte, bestand nach dem Bericht des Kommandeurs von Kessel vom 9. Februar 1811 eine solche Anstalt; sie sollte, sobald die beiden Bataillone vereinigt wären, erweitert werden. Der Plan war von einer Kommission, die aus einem Stabsoffizier, dem Konsistorialrat Offelsmeyer und dem Stabskapitän von Hohendorf bestand, entworfen worden. Die Geschäfte der Kommission waren so geregelt, daß Offelsmeyer die Wahl der Lehrer zu treffen und den Unterricht zu leiten hatte, und die Offiziere die äußere Ordnung überwachen und die Führung der Listen und die Einteilung der Klassen besorgen mußten. Der Unterricht beschränkte sich zunächst auf Schreiben. Da er äußerst günstige Resultate erzielte, und da man großen Eifer und inneren Antrieb der Schüler bemerkte, so wurde auch hier der Plan erweitert und die Möglichkeit, eine erhöhte Bildung zu erwerben, geboten.

*) Siehe Urkunde 1

**) Siehe Urkunde 2.

Die Schule stand unter der Aufsicht des Regiments-Kommandeurs, Oberstleutnants von Horn, dem auch allein die disziplinarische Gewalt zustand. Die spezielle Inspektion übte der Major von Both aus; der Unterricht wurde anfänglich von dem Brigadeprediger Mann allein erteilt und zwar in der Moral, im Deutschen (Stil), in der Geschichte, Geographie und Arithmetik.

Die sich zur Aufnahme meldenden Junker, Unteroffiziere und Gemeinen mußten sich vor ihm im Beisein des genannten Majors einer Prüfung unterziehen und in ihr die nötigen Vorkenntnisse im Lesen, Schreiben und Rechnen (4 Spezies) nachweisen. Die Bestandenen wurden in die Exspektantenliste eingetragen und nach voraufgegangener Beratung mit den Kompagniechefs als Teilnehmer am Kursus zugelassen. Jede Kompagnie konnte hierzu 2, höchstens 3 Bewerber bestimmen, da die Zahl 35 nicht überschritten werden durfte. Die Praxis nötigte bald, eine Teilung des Kursus vorzunehmen und eine Vermehrung der Lehrkräfte eintreten zu lassen. Der Hauptmann von Sacken übernahm den Unterricht in der Geometrie und Arithmetik, der Hauptmann von Wussow den im Zeichnen und der Gymnasiallehrer Ribbeck den im Deutschen. Der Moralunterricht fiel fort; dagegen wurde Französisch mit in den Plan aufgenommen. Der Unterricht wurde am Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag erteilt; diese Tage waren für die Teilnehmer dienstfrei; sie waren aber verpflichtet, das Gehörte schriftlich zu bearbeiten, einmal um sich im Ausdrück zu üben, zum andern um mit Erfolg wiederholen zu können. Der Prediger stattete dem Kommandeur monatlich einen schriftlichen Bericht über Betragen, Fleiß und Fortschritte der Teilnehmer ab. In den Monaten August, September und Oktober ruhte der Unterricht wegen der Manöver, die Ferien bestimmte der Kommandeur. Damit die Zöglinge in Übung bleiben möchten, erhielten sie von ihren Lehrern geeignete Aufgaben zur Lösung. Zum Unterricht hatten sie im Dienstanzug zu erscheinen und den Anordnungen ihrer Lehrer unbedingt Folge zu leisten. Als Unterrichtslokal diente die Wohnung des Brigadepredigers Mann, Neue Königstraße 42. Die Kosten für die Beschaffung der nötigen Bänke, Tische, Tafeln usw. bestritten die Kompagniechefs aus ihren Privatmitteln.

Die Schule war ursprünglich nicht nur für Junker, sondern auch für Kapitulanten bestimmt. Sie sollten zu brauchbaren Feldwebeln und Unteroffizieren gebildet, bei eintretenden Vakanzen vom Regiment, bezw. von den Kompagniechefs berücksichtigt und bei ihrem etwaigen Übertritt in den Zivildienst den Behörden empfohlen werden. Am 1. März 1812 wurde die zweite Abteilung der Junkerschule, die bis dahin als Vorbereitungsklasse gedient hatte, als Oberstufe der neugeschaffenen Schule für Unteroffiziere zugeteilt. Nach einem Schulbericht des Predigers Mann vom 28. März 1812 besuchten folgende Aspiranten die 1. Abteilung der

Junkerschule: von Calbow, von Schickfuß, Becker, Abel, von Homeyer, Arndt, von Billerbeck, Hein, von Gabain, von Platen, von Foller, von Herzberg und von Schenkendorf; die 2. Abteilung wies nur 6 Teilnehmer auf: Mehring, von Pfuhl, von Schlichting, Kaffka, Schäfer und Radeck. Bei dem Ausmarsch des Regiments zum Feldzug gegen Rußland ging die Junkerschule ein.

3. Die Schulanstalt für Unteroffiziere.

Wie die Begründung der Regimentsschulen so sind auch die der Schulen für Unteroffiziere und Soldaten auf die schon angeführte Zirkular-Order vom 22. 1. 1720 zurückzuführen. Zwar machte der König den Feldpredigern nur die religiöse Unterweisung zur Pflicht, aber manche gingen über diese Verpflichtung hinaus und unterrichteten sie daneben im Lesen und Schreiben. Das Beispiel des Feldpredigers Franz Schultz, gest. als Professor der Theologie in Königsberg, vom Kürassier-Regiment 4 von Blankensee, jetziges Leib-Kürassier-Regiment Großer Kurfürst (Schlesisches) Nr. 1, steht nicht vereinzelt da, der seinen Reitern Unterricht im Lesen und Schreiben gab und sie so zu „mehrerem Erkenntniß“ führte. Auch andere Geistliche folgten ihm und erwarben sich dadurch das Wohlgefallen ihres Königs, der auch Unteroffiziere und Gemeine in der Schule des Großen Friedrichs Waisenhauses in Berlin im Lesen, Schreiben, Rechnen und Christentum (Katechismus) unterrichten ließ, sie dann, wenn sie genügende Fertigkeit erworben hatten, zu ihren Regimentern zurückschickte oder sie in der Akzise oder als Mühlenbereiter anstellte. In den Zeiten der schlesischen Kriege gingen diese Bildungsveranstaltungen ein.

Die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts, in denen man dem Militär-Bildungswesen ein erhöhtes Interesse zuwandte, richteten einzelne Regimenter wie Nr. 45 von Unruh in Bayreuth, Nr. 20 von Grünberg in Magdeburg u. a. Schulen für Unteroffiziere ein, oder ließen sie an dem Elementarunterricht der Junker teilnehmen. Jedoch geschah im allgemeinen recht wenig nach dieser Seite hin.

Die Reorganisation des preußischen Heeres schuf auch hierin Wandel, und der Grundsatz, daß Bildung dem Soldaten nicht nützlich, sondern schädlich sei, war längst als falsch erkannt worden. Die Regimenter sorgten für Heranbildung tüchtiger Unteroffiziere, und die Vorschrift vom 6. August 1808 „Über die Besetzung der Stellen der Portepee-Unteroffiziere etc.“, die dem gemeinen Manu die Offizierslaufbahn erschloß, spornte zum frischen Weiterstreben an. Durch Kabinettsorder vom 17. Januar 1811 sprach der König sein Wohlgefallen über die von den Regimentern getroffenen Einrichtungen aus und bewilligte ihnen zur weiteren Vervollkommnung die Gelder, die der Staat bis dahin für die Soldatenkinder zur Erlernung eines Handwerks

in der Höhe von jährlich 12—24 Tl. für die Kompagnie, bezw. Eskadron gezahlt hatte. Die Brigade- und Regimentskommandeure wurden angewiesen, ihr Augenmerk auf den Ausbau und auf das Fortbestehen dieser Anstalten zu richten, und das Allgemeine Kriegs-Departement erhielt Befehl, Bericht einzusenden, ob auch den Absichten des Königs entsprochen sei.

Das Leib-Infanterie-Regiment war auch hinsichtlich seiner Bildungsanstalten nicht im Rückstande geblieben und konnte das vom Monarchen gespendete Lob auch für sich in Anspruch nehmen. Die Organisation der seit Oktober 1810 bestehenden Junkerschule ermöglichte, wenn auch noch im beschränkten Maße, zugleich eine Ausbildung der Unteroffiziere und Soldaten in den Elementargegenständen. Auf Grund der oben angeführten Kabinettsorder erhielt das Regiment am 11. Februar 1811 vom Allg. Krg. Dep. Befehl, „einen Kostenanschlag für eine gesonderte Schulanstalt zu machen." Der Oberst von Horn trat mit den Bataillonskommandeuren, dem Brigadeprediger Mann und dem Regiments-Quartiermeister Lange am 16. Februar zu einer Beratung zusammen, in der folgende Beschlüsse gefaßt wurden: Es sollen für die 4 Bataillone zwei Schulanstalten gemeinsam errichtet werden, eine höhere (zur Ausbildung der Portepee-Unteroffiziere) — sie bestand schon, sollte aber selbstständiger sein — und eine niedere zur Ausbildung der Unteroffiziere und Soldaten zu Feldwebeln, bezw. Unteroffizieren. Zur ersteren sind wie bisher von jeder Kompagnie 4—5 (64—80) Mann zuzulassen. Die Höhe der Kosten für die letztere wurde veranschlagt:

1. Honorar für 2 Lehrer monatlich je 6 Tl.	12	Tl.
2. Miete für 2 Zimmer mit Bedienung	12	„
3. Heizung	$4^1/_2$	„
4. Für Papier, Tinte, Federn etc.	8	„
Zusammen	$36^1/_2$	Tl.

also jährlich 438 Tl.

Für Anschaffung der nötigen Tische, Bänke etc. berechnete man . . . . 50 Tl.

Die Ausgaben sollten gedeckt werden:

1. Aus den bewilligten Geldern für Kinder, die ein Handwerk erlernen, für jede Kompagnie monatlich 2 Tl., für 16 Kompagnien jährlich 32 × 12 = 384 Tl.

2. den Rest 438 + 50 = 488 — 384 = 104 Tl. wollte man aus den gemachten Ersparnissen nnd Beiträgen der Kompagniechefs begleichen.

In den Beratnngen sprach der Prediger Mann seine Befriedigung über die Trennnng der beiden Anstalten aus, weil die Vereinigung den erfolgreichen Unterricht der Fähigeren hemme.

Eine Antwort vom A. Kr. D. erfolgte nicht, und die Junkerschule blieb zunächst noch zweiklassig fortbestehen.

Die Kabinettsorder vom 14. Jannar 1812 brachte die Entscheidung: Eine gesonderte Schulanstalt für Unteroffiziere und Soldaten einzurichten.

Der Regimentskommandenr von Tippelskirch befahl die Zusammensetzung einer Schulkommission, bestehend aus den Hauptleuten von Petersdorf (Füs. Bat.), von Dallmer (1. Musk. Bat.), von Lose (2. Musk. Bat.), von Lucadou (Gr. Bat.) und dem Prediger Mann. Ihre Beschlüsse von 12. nnd 17. Februar 1812 sind grundlegend für die Organisation der Schulanstalt gewesen.

Es wnrden zwei Klassen geschaffen. Die erste war für etwas „gebildete Unteroffiziere nnd Gemeine“ bestimmt und sollte 40—50 Teilnehmer nmfassen, die zweite „für noch ungebildete Unteroffiziere nnd Gemeine“ sollte in 4 Abteilungen geschieden werden. Die

I. Abteilung war für das Grenadier-Bataillon, die
II. „ für die Kompagnien 1—6, die
III. „ „ „ „ 7—12 und die
VI. „ für das Depôt-Bataillon bestimmt, nnd die Zahl

der Teilnehmer insgesamt auf 250 berechnet.

Als Unterrichtslokale wurden für die beiden Klassen das Lazarett des ehemaligen Regiments 23 von Winning, Georgenkirchstr. 19, in Anssicht genommen; die I. Abt. der 2. Klasse (Grd. Bat.) erhielt den Unterrichtsranm in seiner Kaserne (Neue Kommandantenstraße) angewiesen.

Der Unterricht für die zweite Klasse umfaßte Rechnen (Anfangsgründe), Lesen und Schreiben (dtsch. u. lat.). Sein Zweck war „den vernachlässigten Unteroffizieren noch nachzuhelfen, wie auch den Gemeinen, welche Lnst und Eifer zeigen zu avancieren, Gelegenheit zu geben, sich weiter auszubilden“.

Als Unterrichtszeit bestimmte die Kommission

für das Grend. Bat. I. Abt. Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag von 8—10 Uhr vorm.;

für die II. Abt. Montag, Mittwoch nnd Freitag von 10—12 Uhr,
für die III. Abt. Dienstag, Donnerstag und Sonnabend von 10—12 Uhr nnd
für die IV. Abt. Montag, Dienstag, Donnerstag nnd Freitag von 2—4 Uhr nachm.

Lehrer der I. Abt. war der Feldküster und Regimentsschullehrer Röhr vom 1. Westpr. Inf.-Reg. nnd zu Lehrern der II., III., IV. Abt. wurden der Feldküster Rieck nnd der Unteroffizier Kistenmacher vom Leib-Inf.-Reg. ernannt.

Der Unterricht der 1. Klasse war weitgehender und erstreckte sich auf Rechnen (4 Spezies und Regeldetri), Schreiben (Kalligraphie), Diktatschreiben, Grammatik, vaterländische Geschichte und Geographie; mit diesen Fächern sollten moralische und religiöse Betrachtungen verbnnden werden. Den Unterricht im Deutschen und Rechnen erteilten der Küster Rieck nnd der Unteroffizier Kistenmacher, die schriftlichen Arbeiten unterzog der Hanptmann Lncadou einer Nachkorrektur, nnd den Geschichts- nnd Geographienntorricht übernahm der Prediger Mann. Der Unterricht fand am Mittwoch und Sonnabend von 2—4 Uhr statt.

Neben dem theoretischen Unterricht wnrde auch der Praxis Rechnnng getragen. Die Mitglieder der Schulkommission übernahmen die praktischen Unterweisungen. Der Vorsitzende der Kommission, der Hanptmann von Petersdorf, übte die Teilnehmer wöchentlich 1 Stunde (Montag 4—5 Uhr) in der Anfertigung von Rapporten, Meldungen, Listen nnd andern schriftlichen Arbeiten, in der Fertigkeit, sich mündlich frei, bestimmt und dentlich auszudrücken und im Lesen und Verstehen der Landkarten und Globen.

Der Hauptmann von Dallmer vermittelte die Kenntnis des Feuergewehrs, seiner Zusammensetzung, seines Gebranchs, seiner Wirknng; er gab Anweisnng, wie es behandelt werden müsse, um die großmöglichste Wirknng hervorzubringen, wie Munition angefertigt und behandelt wird und wie die Montierungsstücke und das Lederzeug im guten Zustande zu erhalten sei. (Wöchentlich 1 Std., am Mittwoch 4—5 Uhr.)

Der Hauptmann von Lose behandelte (gleichfalls in 1 Stnnde wöchentlich Sonnabend 4—5 Uhr) die Dienstverrichtungen, die der Soldat zu leisten habe. Er entwickelte mit ihnen die richtigen Begriffe der Disziplin, der Subordination nnd ihre Wichtigkeit, der Pflichten gegen König nnd Vaterland nnd ermahnte sie zum anständigen Betragen gegen Kameraden, Untergebene und Mitbürger im Dienst nnd außer dem Dienst.

Der Hauptmann von Lncadon übernahm die spezielle Aufsicht über den Schreibunterricht, unterwarf die Diktate einer Nachkorrektur

und übte die allgemeine disziplinarische Inspektion über sämtliche Teilnehmer aus.

Der Prediger Mann hielt mit den genannten Lehrern Röhr, Rieck und Kistenmacher wöchentlich Konferenz, in der die Einzelheiten des Unterrichts besprochen, methodische und praktische Winke gegeben wurden.

Wie in der Junkerschule, so sollten auch in beiden Klassen viertel- oder halbjährlich Prüfungen stattfinden und die besten Leistungen belobt und belohnt werden. Der Zusammenhang der beiden nun getrennten Anstalten blieb insofern gewahrt, als es den Teilnehmern der ersten Klasse, „die sich durch Verstand, tadellose Aufführung, Eifer und Ehrtrieb auszeichneten und weiter wollten", möglich sein sollte, in die Junkerschule überzutreten. Es heißt in den Bestimmungen: „Zeichnen sich unter diesen sehr fähige Leute aus, die mit ihrem Verstande zugleich eine tadellose Aufführung verbinden, sind sie noch jung, und zeigen sie Eifer und Ehrtrieb, weiter zu wollen, so werden sie in die höhere Lehranstalt versetzt und zum Examen der Portepee-Fähnriche zugelassen."

Am 1. März 1812 trat die Anstalt ins Leben; aber ihr Bestehen war von kurzer Dauer. Am 3. April 1812 rückten die beiden Musketier-Bataillone und das Füselier-Bataillon zum Feldzuge nach Rußland aus. Das Grenadier-Bataillon marschierte bald darauf nach Breslau, und nur das Depôt-Bataillon blieb in Berlin zurück.

Am 17. März 1813 kehrte das Regiment unter Yorks Führung nach Berlin zurück. An eine Wiedereröffnung war unter den obwaltenden Verhältnissen nicht zu denken, und schon am 26. Mai erfolgte nach einem feierlichen Feldgottesdienst der Ausmarsch zum glorreichen Befreiungskampfe.

Um ein vollständiges Bild von den bestehenden Schulanstalten zu geben, müssen wir auch noch der Singschule gedenken, die der Kommandeur des 1811 gebildeten Depôt-Bataillons, Hauptmann von Platen, ins Leben rief. Ihr Zweck war „das Singen roher, unanständiger Lieder auf den Wachstuben und auf den Märschen auszurotten und dafür den patriotischen, moralischen und nationalen Gesang zu pflegen, um in den Soldaten bessere Vorstellungen, edlere Gefühle zu erwecken." Es war ein schöner Gedanke, den der Hauptmann verwirklichte, und er fand sowohl im Offizierkorps, als auch bei Unteroffizieren und Mannschaften begeisterte Aufnahme. Für den Gesangunterricht wurde der Kantor Streit von der Georgenkirche gewonnen; in seiner Tätigkeit unterstützten ihn die Korps-Hoboisten. Sie begleiteten die Gesänge und gestalteten dadurch den Eindruck

wirkungsvoller. Auf Vorschlag des Predigers Mann befahl der Regimentskommandeur, Major von Tippelskirch, 50—60 der besten Sänger aus der großen Zahl der sich freiwillig meldenden Soldaten anszuwählen und sie am Unterricht teilnehmen zu lassen. Der Generalleutnant v. Diericke, ein um das niedere Militärschulwesen hochverdienter Mann, schenkte der Singschule eine Anzahl Liederbücher, die von ihm für den militärischen Gebrauch zusammengestellt waren. Mit Vorliebe wurden Kriegslieder des preußischen Grenadiers von Gleim und die moralischen Gesänge von Lavater gesungen. Da die meisten Teilnehmer der Unteroffizier-Schulanstalten auch der Gesangsschule angehörten, so konnten auch die Lehrstunden mit Gesang begonnen und geschlossen werden. Es ist jedenfalls nicht übertrieben und keine Schönfärberei, was der unermüdlich tätige Brigadeprediger Mann inbezug hierauf in seinem Schulbericht vom 28. März 1812 schreibt: „Es ist ein schöner Eindruck, den das Ganze macht, wenn 50 bis 60 Männerstimmen einen ernsten, feierlichen Chorgesang erheben, worin sie sich erwecken und ermuntern zur Liebe zu Gott, zur Treue gegen ihren Fürsten, zum Muth in Gefahren und zur Ausbildung in jeder großen Tugend!“

Die genannten Schulanstalten des Leib-Infanterie-Regiments sind bis auf die Schule für Unteroffiziere eingegangen, und auch sie hat von ihrem ursprünglichen Gepräge nichts weiter als den Zweck, „eine bessere Bildung zu vermitteln,“ behalten. Die beiden bis jetzt erschienenen Regimentsgeschichten von Gorszkowsky, Frankfurt a. O. 1820 und von Horn, Berlin 1860 gedenken der Schulanstalten nicht. Nur zerstreute Akten zeugen von ihrem Bestehen. Die veränderten Militärverhältnisse haben auch auf diesem Gebiete umgestaltend gewirkt und ihrem Fortbestehen ein Ende gesetzt.

Aber ihre, wenn auch nur kurze Geschichte zeugt von dem frischen, fröhlichen Geist, der alle, Offiziere, Unteroffiziere und Gemeine, durchdrang, der in der lebendigen Hoffnung auf Befreiung vom Joch der Fremdherrschaft sich äußerte, die der Dichter Max von Schenkendorf so schön in seinem Soldaten-Morgenlied zum Ausdruck bringt:

Ein Morgen soll noch kommen,
Ein Morgen mild und klar;
Sein harren alle Frommen,
Ihn schaut der Engel-Schar.
Bald scheint er sonder Hülle
Auf jeden deutschen Mann:
O brich, du Tag der Fülle,
Du Freiheitstag, brich an!

Urkunde 1.

(Aus dem Archiv der Garnisonkirche.)

Entwurf zu einer Militärschulanstalt für Unteroffiziere und gebildete Gemeinde des Brandenburgischen Husaren- und Ulanen-Regiments.

1. Das an die Stelle der ehemaligen Junkerschule tretende Lehrinstitut für die beiden Regimenter Brandenburgischer Husaren und Ulanen steht unter dem Oberbefehl des Brigadiers als Chef.

2. Die Herrn Kommandeurs üben die Rechte der Väter und Richter über die Schüler, halten sie zum Besuch der Lehranstalten an, loben, tadeln und bestrafen sie.

3. Die Lehrer an dem Institut sind der Prediger jener Regimenter, ein Lehrer der mathematischen Wissenschaften und ein oder zwei geschulte Unteroffiziere, welche unter der Aufsicht des Predigers die Schüler im Schreiben und Rechnen üben.

4. Die beiden zuerst genannten Lehrer halten eine genaue Kontrolle über die Sitten und Fortschritte der Schüler und liefern diese dem Chef vierteljährlich ein.

5. Alle Lehrer enthalten sich der eigentlichen Bestrafungen, zeigen daher alle diejenigen Schüler, welche Störungen verursachen, den Herren Kommandeurs an; ihnen selbst steht nur Ermahnung und Beschämungen frei.

6. Die Schüler sind wirkliche Militärs und solche junge Leute, die einer besseren Bildung fähig sind. Wünschen auch andere z. B. Offiziere und Unteroffiziere am Unterricht teilzunehmen, verstattet es der Raum, sie zuzulassen, genehmigt der Chef den Zutritt dieser Zöglinge, so entrichten diese ein besonderes Honorar an die Lehrer.

7. Alle Schüler haben gleiche Rechte, und es gilt unter den Schülern keine andere Rangordnung als diejenige, welche aus Fleiß und Kenntnissen entspringt.

8. Alle geben monatlich Beiträge, die sich nach ihren Vermögensumständen richten; doch gibt jeder wenigstens 8 gr. Von diesen Beiträgen wird der Lehrer in den mathematischen Wissenschaften bezahlt, und der Überschuß wird zu Büchern und Karten verwandt.

9. Der Brigadeadjutant hat diese Beiträge zu empfangen und den Kommandeurs einvierteljährlich zu berechnen. Es ist nötig, daß die Lehrer wenigstens im Allgemeinen wissen, wieviel Geld etwa zu Büchern usw. ausfallen werden, damit sie sich hiernach in ihren Vorschlägen richten.

10. Jede Eskadron gibt zu dem Unterricht drei Schüler, mithin jedes Regiment zwölf.

11. Diese Schüler sind an allen Unterrichtstagen also Montags, Dienstags, Donnerstag und Freitags vom Dienst frei, damit es ihnen möglich sei, das Gelernte niederzuschreiben, zu wiederholen und Ausarbeitungen aufzusetzen.

12. Sie werden sämtlich in zwei Klassen geteilt, doch so, daß die zweite wieder in 2 Abteilungen zerfällt, welche in einigen Stunden verschiedene Beschäftigung haben.

13. Zn der crsten Klasse gehören die fähigsten und gebildetesten jungen Leute, zu der zweiten die minderfähigen überhaupt und zu der letzten Abteilung dieser Klasse die Anfänger.

14. Gegenstände des Unterrichts sind: Moral, deutsche Geschichte, Erdbeschreibung, Welt- und vaterländische Geschichte, Schreiben, Rechnen, Geometrie, Arithmetik nnd Planzeichnen.

15. Zu Lehrstunden sind am vorteilhaftesten die Vormittagsstunden von 9—12 und die Nachmittagsstunden von 2—4 zu wählen.

16. Erteilnng des Unterrichts nach Klasse, Tag und Stnnden. In der ersten Klasse wird gelehrt:

Montag 9—10. Moral, Sittenlehre in Beziehung auf das Militär (für alle Klassen).
10—11. Deutsch.
11—12. Weltgeschichte für die 1. Kl.; Schreiben für die 2. Kl.
2—4. Planzeichnen und Mathematik.

Dienstag 9—10. Vaterländische Geschichte für alle.
10—11. Geographie 1. Kl.; Rechnen 2. Kl.
Dienstag 11—12. Deutscher Stil 1. Kl.; Schreiben 2. Kl.
2—4. Planzeichnen und Mathematik.

Donnerstag wie Montag, Freitag wie Dienstag.

17. Wie die Nachmittagsstunden verteilt werden sollen, hängt von den zn erwartenden Vorschlägen des mathematischen Lehrers ab.

18. Im Hinblick auf die Kosten für die schon vorhandenen Effekten der Schule vergleichen sich die beiden Regimenter mit einander und vergüten dem Prediger die gemachten Auslagen.

19. Nach einer vierteljährlich anzuordnenden öffentlichen Prüfung werden die Schüler in die höhere Klasse versetzt. Diese Prüfung findet den 8. August statt und wird ihnen eine achttägige Frist vorher zur Vorbereitung zum Examen gegeben.

Von der Zeit des Unterrichts bleiben die Monate August, September, Oktober ansgeschlossen, welche zn den militärischen Beschäftigungen im Freien vorzüglich bestimmt sind. Mit dem 1. November fängt also der Unterricht wieder an.

21. Beim Schlusse des Kursus werden den Schülern Gegenstände zur Bearbeitung der vierteljährlichen Ferien aufgegeben, damit sie nicht ganz außer Zusammenhang geraten.

30. Angust 1810. v. Börstel.

Urkunde 2.

(Aus dem Archiv der Garnisonkirche.)

Nach dem Bericht vom 9. Februar 1811 war für die Militärschulanstalt für Unteroffiziere und Gemeine im ersten Garderegiment z. F. folgender Plan entworfen worden.

1. Die Unterweisung im Allgemeinen hat sich auf das Ziel zu beschränken und überhaupt so einzurichten, daß die Leute mit keiner unzeitigen Idee, welche ihr Fassungsvermögen übersteigt, bekannt gemacht und sie über den Stand erhoben werden, welchen sie bekleiden oder zu erreichen hoffen können, und würden ganz vorzügliche Talente Ausnahmen machen. Zweck ist, den Unteroffizieren die ihnen fehlenden und durchaus nötigen Kenntnisse zu erteilen, um einst den obgenannten Grad erreichen zu können. Daher die Lehrgegenstände auf Schreiben, Geschriebenes lesen und Rechnen einzuteilen wären.

2. Jeder Soldat wird unentgeltlich angenommen, nach Fähigkeit der Klasse zugewiesen und nach vierteljährlicher Prüfung in die höhere befördert oder, wenn Eifer und Lust fehlen, entlassen.

3. Diese Prüfung und mehrere Kenntnis muß entscheiden, ob sich, was man wohl voraussetzen kann, Subjekte finden, die sich besonders auszeichnen und würde mit diesen alsdann in der Art vorgeschritten, daß ihnen Abschreiben aus nützlichen Büchern und Nachschreiben des ihnen Diktierten aufgetragen würde.

4. Jede Woche werden Stunden zum Vortrag bestimmt und vom Offizier gehalten:

a) Auseinanderlegen und Zusammensetzen des Gewehrs,
b) Benennung der Teile,
c) Vorteile zur Konservierung seiner Armatur- und Montierungsstücke,
d) Benennung der verschiedenen Waffen in der Armee, vorzüglich bei der Artillerie.
e) Wirkung aller Arten Geschütz, Distanzen zum Schuß,
f) Besondere Pflichten gegen sich und untereinander, sittliches Betragen, Pflichten gegen Vorgesetzte in demselben Stande,
g) Dienstverhältnis, worin sie kommen können.

9. (7. ausserordentliche) Versammlung des XVI. Vereinsjahres.

Sonntag, den 1. September 1907.

Wanderfahrt nach Neu-Ruppin.

Am Sonntag, den 1. September, einem Sonntage, über dem anfänglich die Sonne nicht lachte, der sich dann aber, zwei kurze Regenschauer abgerechnet, durchaus als sonniger Tag bewährte, unternahm die „Brandenburgia“ einen Ausflug nach Neu-Ruppin. Es hatten sich etwa 50 Mitglieder angeschlossen, das ebenso reichhaltige als angenehme Abwechslung bietende Tagesprogramm war von Geheimrat Friedel, der auch die Leitung übernommen, aufgestellt. Ihm zur Seite stand als freiwilliger, die strenge Innehaltung der Zeit überwachender Reisemarschall u. M. Emil Plack-Berlin. Das Beste aber zur befriedigenden Durchführung des Programms, ohne daß den Teilnehmern nennenswerte Anstrengungen zugemutet wurden, taten eine Anzahl Neu-Ruppiner Herren, die in liebenswürdigster Art die Führerschaft übernommen hatten, die Gesellschaft schon bei ihrer Ankunft am Bahnhof erwarteten und ihr während des ganzen Tages ihrer Begleitung widmeten. Aus der Zahl dieser Herren seien genannt der erste Bürgermeister von Neu-Ruppin, Herr Warzecha, Gymnasialdirektor Dr. Begemann, Stadtrat Kreutz, der Vorstand des Bürgervereins für städtische Angelegenheiten, Rektor Bartelt u. A. Ihnen allen schuldet die „Brandenburgia“ vielen Dank.

Der erste Besuch galt dem vor 3 Monaten erst enthüllten Denkmal von Theodor Fontane, einstigem Ehrenmitgliede der „Brandenburgia“ während der letzten 6 Jahre seines am 20. September 1898 geendeten, segensvollen Lebens. Neu-Ruppin hat seinen berühmten Sohn, wie vor längerer Zeit schon durch Anbringung einer Gedenktafel an seinem Geburtshause, durch dies ungemein ansprechende Denkmal geehrt.

Es steht vor dem Berliner- oder Königs-Tor, nahe dem Kreuzungspunkte der vom Bahnhof zur Stadt führenden Fehrbelliner Straße mit der außen an der alten Stadtmauer entlang führenden schattigen Promenade, die zu den besonderen Zierden des an prächtigen Spaziergängen und Alleen reichen Neu-Ruppin gehört. Auch einem zweiten großen Sohne, dem Architekten Karl Friedrich Schinkel hat die Stadt 1883 ein Standbild auf dem Pfarrkirchplatze gesetzt, das später gleichfalls besichtigt wurde. Der Bildner beider Denkmale, Professor Wiese, wurde auch in

Neu-Ruppin geboren, und noch einen vierten, namhaften Künstler, den Maler Wilhelm Gentz, darf die Stadt mit Stolz den ihren nennen. An öffentlichen Denkmälern besitzt sie ferner noch auf dem Schulplatz ein Siegesdenkmal und an einer anderen Seite desselben Platzes eins von den wenigen vorhandenen Erinnerungsdenkmälern an König Friedrich Wilhelm II., dem die Bürger Dank schuldeten für den Wiederaufbau ihrer 1787 durch einen Brand etwa zu $^2/_3$ zerstörten Stadt. Um ein ähnliches Brandunglück für die Zukunft zu verhüten, wurde damals die Stadt, deren Ursprung bis in das 12. Jahrhundert[1]) zurückgeht, beim Wiederaufbau mit breiten Straßen und großen Plätzen angelegt, wodurch sich eine Vergrößerung nach Süden hin um nahezu $^1/_3$ ergab. Der Teil der Stadtmauer von Tempelgarten bis zum Scheunentor ist deshalb neu und erst nach dem Brande entstanden.

Man sollte meinen, die neuzeitlichen Verhältnisse hätten den Wiederaufbau der Stadtmauer verbieten sollen; es waren aber Akzise-Zwecke, die zur Wiedervervollständigung des Mauer-Ringes den Anlaß gaben. Der Weg an dieser Mauer entlang führte nach dem Seegarten, der hart an dem schönen, östlich der Stadt sich in überraschender Ausdehnung erstreckenden Rhin- oder Ruppiner See gelegen ist. Eine echt märkische Landschaft ist es, die sich hier dem Auge auftut. Jenseits der breiten Wasserflächen Wiesen, Felder, Wald, abwechselnd mit einzelnen Landhäusern und Ortschaften, diesseits die lange Seefront von Neu-Ruppin, belebt durch verschiedene industrielle Etablissements, u. A. drei Stärkefabriken, die städtische Gasanstalt und die letzte der früher zahlreichen Tuchfabriken Neu-Ruppins, die seit zwei Jahren an die bekannte Minimax-Gesellschaft in Berlin übergegangen ist, welche hier ihre überall eingeführten Gasspritzen und neuerdings auch Anstreichmaschinen nach dem Prinzip des Zerstäubers fabriziert und ihre Anlagen unausgesetzt vergrößert.

Nordöstlich, dem 18,000 Einwohner zählenden Neu-Ruppin dem See gegenüber, blickt man auf das 2000 Einwohner zählende Städtchen Alt-Ruppin. Ein Spaziergang am Seeufer entlang führte die Gesellschaft zur Klosterlinde, einem uralten, 1760 schon auf 500 Jahr geschätzten, mächtigen Baum, an dem sich, wie an alte Bäume so häufig in deutschen Landen, die Sage knüpft, im vorliegenden Fall, daß ein großer Schatz unter ihm zu heben sein werde, wenn der Sommer ihm drei Mal den Laub-

[1]) Als Gründungsjahr Neu-Ruppins wird gewöhnlich 1194 angegeben. Die Urkunde ist zwar verloren gegangen; doch berichtet einer der Chronisten, daß er sie mit dem angegebenen Gründungsjahr noch gesehen habe. Aus 1256 stammt die älteste geschichtliche Urkunde Neu-Ruppins, worin dem Orte bereits erweiterte Stadtrechte verliehen wurden. In dieser Urkunde wird der jetzt noch vorhandene »Neue Markt« erwähnt woraus zu schließen ist, daß es auch z. Z. einen älteren Markt gegeben habe, Neu-Ruppin also um 1256 eine ansehnliche Stadt gewesen sein muß.

schmuck versage. In diesem feuchten Sommer prangt die Linde im üppigsten Grün; aber bereits zwei Mal hat sie in früheren Jahren versagt, Grund für Phantasiebegabte auf die nahe Lösung des Zaubers zu hoffen. Jedenfalls ist dieser Baum als das älteste Lebewesen im Weichbild der Stadt verehrungswürdig. Ihm benachbart liegt die alte Klosterkirche, das einst mit ihr verbundene Kloster ist verschwunden; aber dem Gotteshause werden z. Z. zwei Türme von 65 m Höhe und ein Dachreiter von 12 m angefügt, die es zu einem weit ins Land hinein leuchtenden Wahrzeichen Neu-Ruppins zu machen versprechen. Von hohem Interesse war die nun folgende Besichtigung des „Zieten-Museums" in der Aula des städtischen Gymnasiums, sogenannt nach dem Donator, dem Sohne des berühmten Fridericianischen Husarengenerals, der im nahen Wustrau, seinem Familiensitz, südlich der Stadtam See gelegen, begraben liegt.[1]) Ein Bild des alten „Zieten aus dem Busch" ziert neben andern Bildern das Museum, dessen interessantester Inhalt durch Herrn Gymnasial-Direktor Begemann vorgezeigt und erläutert wurde. Außer einer beträchtlichen Anzahl von Urnen, darunter eine mit ungewöhnlich zierlichem Ornament, sind einige Bronzen, zumeist im Moor gefunden sehr bemerkenswert, vor allem ein kleiner Wagen mit drei Rädern auf derselben Achse und schwer zu deutenden Verzierungen darüber, ein Seitenstück zu einem ganz ähnlichen von Rudolf Virchow in der Nähe von Burg im Spreewalde gefundenen und als Weihgeschenk angesprochenen Stück, z. Z. im Museum für Völkerkunde. Ein schwerer, durch schraubenförmiges Winden des glühenden Bronzestabes vermutlich hergestellter Halsring hat seine Federkraft so gut bewahrt, daß er noch jetzt auseinandergebogen werden kann, zwei Armringe zeigen blaugrünen Edelrost von ungewöhnlichem Glanz. Ein kurzes Bronzeschwert ist von so hervorragend schöner Arbeit, daß es wohl aus einer südeuropäischen Werkstatt herrühren mag.

Die merkwürdigsten Stücke aber sind ein im Pfuhl bei Dabergotz gefundener uralter Pflug mit hölzerner Pflugschar und ein Seitenstück zur Götz von Berliching'schen eisernen Hand, eine für den linken Arm als Ersatz der verlorenen Hand kunstvoll angefertigte eiserne Hand, deren Mechanismus es u. A. ermöglichte, durch Federdruck mittelst der rechten Hand die Finger zu strecken und sie wieder zu schließen, nachdem der Zaum hineingelegt worden war. Der Mechanismus ist, dank der konservierenden Wirkung des Moors so gut erhalten daß er noch heute tadellos funktioniert. Dies merkwürdige Stück wurde 1836 im Rhin bei Altruschein gefunden.

[1]) Mit diesem Sohn ist das tüchtige Geschlecht der Zieten im Mannesstamm ausgestorben.

Die Fortsetzung der Wanderung führte die Gesellschaft nach der, soweit die deutsche Znnge klingt und weit darüber hinans, wohlbekannten nnd hochangesehenen Fabrik von Gustav Kühn, die trotz des Sonntags in allen ihren Teilen in entgegenkommendster Weise gezeigt wurde.

Es mag wohl nicht viel deutsche Kinder geben, denen der leicht zu behaltende Reim „Neu Ruppin, zn haben bei Gnstav Kühn“ nicht sehr frühzeitig in die Ohren geklnngen wäre. Die Geschichte des Hanses ist vorbildlich und znr Nacheiferung anspornend für die Entwickelung eines Weltgeschäftes aus kleinsten Anfängen, dank einer nngewöhnlichen Intelligenz, Umsicht und Arbeitskraft. Der Bnchbinder Johann Bernhardt Kühn hat 1775 als schlichter Buchbinder mit der Errichtung einer kleinen Buchdruckerei und der Herstellung sogenannter „Fliegender Blätter“ mit hnmoristischen Darstellnngen begonnen, ans welchen die späteren „Bilderbogen“ hervorgingen. Sein Sohn nnd Nachfolger, Leopold Gustav Kühn, der in Berlin bei Professor Gnbitz die Knnst des Holzschneidens gelernt, schuf der Fabrik ihren Weltrnf, indem er rechtzeitig sich an Stelle des bis dahin ansschliesslich znr Herstellnng des Bildes angewandten Hand-Scbablonierens der nen erfundenen Senefelder'schen Kunst des Steinzeichnnes und Steindruckens znwandte, tüchtige Mitarbeiter heranzog und 1875 auch die Herstellung von Bilderbüchern in lithographischem Farbendrnck anfnahm: Die von seinem Verlage herausgegebene „Märkische Zeitung“ steht z. Z. in ihrem 80. Jahrgang.

Die Bedentung der Ruppiner Offizin hat niemand hübscher und treffender gekennzeichnet als Theodor Fontane, wenn er sagt: „Lange bevor die erste illnstrierte Zeitung in die Welt ging, illustrierte der Kühnsche Bilderbogen die Tagesgeschichte, und was die Hauptsache war, diese Illnstration hinkte nicht langsam nach, sondern folgte den Ereignissen auf dem Fuße, ... während spätere ähnliche Unternehmungen sich schlechter auf den Geschmack des Publiknms verstanden nnd die rechte Stunde mehr als einmal versäumten. Da liegt es! In jedem Angenblick zn wissen, was obenanf schwimmt, was das eigentlichste Tagesinteresse bildet, das war unausgesetzt und durch viele Jahrzehnte hin Prinzip nnd Anfgabe der Ruppiner Offizin. Und diese Aufgabe ist glänzend gelöst worden, so glänzend, daß ich Personen mit sichtlichem Interesse vor diesen Bildern habe verweilen sehen, die vor der künstlerischen Leistung als solcher einen unaffektierten Schauder empfunden haben würden. Aber die Macht des Stoffes bewährte sich siegreich an ihnen.“ In der dritten Generation haben die Brüder Panl nnd Richard Kühn das Geschäft vor wenigen Jahren verkanft, die gegenwärtigen Inhaber führen es jedoch im alten Geiste fort. Nach wie vor sind die eigentlichen Bilderbogen bei der nngewöhnlichen Reichhaltigkeit

des Kühnschen Verlages die Hauptsache. Es gibt solche mit zusammenhanglosen kleinen Bildern mit und ohne Text, Pfefferkuchenbilder, Soldatenbogen, Märchenbilder mit begleitendem Text, humoristische Tier- und Pflanzenbilder, Ankleidefiguren, Modellierbogen, Theaterbilder, Gesellschaftsspiele, zu Tuschübungen bestimmte Umrißbilder, Vorlagen zu Laubsägearbeit und Kerbschnitt, daneben Drachen- und Scheibenbilder, Riesenziehfiguren und lebensgroße Tierbilder. Vielbegehrt sind natürlich noch immer die Darstellungen neuester Zeitereignisse, vor allem Kriegs- und Schlachtenbilder, und es darf als charakteristisch für die Betätigung der Offizin gelten, daß man zur Zeit sich schon stark mit den marokkanischen Ereignissen beschäftigt und für einen grösseren Vorrat an roter Farbe Sorge trägt. Interessant ist es auch, daß man diese und andere farbigen Bilderbogen u. a. die vielbegehrten Wirtshausszenen verschiedener Art, unter denen der Empfang des Beranschten durch die „bessere Hälfte" auch eine moralische Rolle spielt, für die czechischen, ungarischen, rumänischen, serbischen, bulgarischen Abnehmer mit Texten in den betreffenden Sprachen versehen muss. Die Fabrik beschäftigt z. Z. etwa 300 Arbeiter. Sie bedient sich natürlich aller neuesten Erfindungen auf ihrem Gebiet und war nicht die letzte, sich die Fortschritte der Schnellpresse zu nutze zu machen. Die neben den genannten, ursprünglich den Ruf der Firma begründenden Bilderbogen in immer steigendem Maße hergestellten und gegenwärtig sogar als den eigentlichen Kern der Fabrikation zu bezeichnenden „Bilderbücher" werden z. B. auf 12 Maschinen gedruckt, deren 5 größte eine Druckfläche von 1½ Quadratmeter zeigen. Vor allem aber war man allseitig aufs höchste überrascht von dem außerordentlich großen Papiervorrate und den nach vielen Tausenden zählenden, sorgfältig numerierten und katalogisierten lithographischen Steinen, die in ausgedehnten, gleich allen andern Räumen der Fabrik gewölbten Kellerräumen auf Holzgestellen aufbewahrt werden. Diese große Anzahl der Solenhofer Kalksteine, darunter solche von recht bedeutenden Abmessungen, wird begreiflich, wenn man sich daran erinnert, daß zu jedem bunten Bilderbogen 5—7 solcher Steine gehören. Übrigens muß der Gesamteindruck von der Kühn'schdn Anstalt dahin zusammengefaßt werden, daß sie zwar in der Hauptsache an ihren alten Überlieferungen festhält, aber in steigendem Maße auch höherstehende Gattungen graphischer Leistungen in den Bereich ihrer Tätigkeit zieht.

Nach diesem industriellen Intermezzo begab sich die Gesellschaft in den mit Recht hochgepriesenen Tempelgarten, einen den Neuruppiner Kreise gegenwärtig gehörenden, vorzüglich in Stand gehaltenen, recht ausgedehnten Park und Blumengarten, welcher der öffentlichen Benutzung erschlossen ist und woran sich mannigfache Erinnerungen an den großen König knüpfen; denn ein Teil des Grundstückes war

ursprünglich königlicher Besitz und wurde zu einem Park umgestaltet in den Jahren 1732—1736, als der mit dem Vater wieder ausgesöhnte Kronprinz als Kommandeur das in Neu-Ruppin in Garnison liegenden Infanterie-Regiment[1]) (heute das Regiments No. 24) hier residierte.

Sein heutiges, gegen früher vergrößertes Areal empfing der Tempelpark erst 1796 durch Vereinigung des früheren Prinzengartens mit einem anstoßenden Privatgarten, seine heutige Gestalt aber nicht früher als 1854 durch den Kaufmann Gentz, den Vater des vorgenannten Malers Wilhelm Gentz, welcher letztere bei den Plänen mitgewirkt haben soll; im besonderen sind wohl die im arabischen Stil aufgeführten Gebände und Mauern auf den Sohn Gentz zurückzuführen. Kaufmann Gentz war ein um Neu-Ruppin hochverdienter Mann, der später von schwerem, unverschuldetem Unglück heimgesucht wurde. (Ueber den Werdegang und das tragische Geschick der Familie Gentz berichtet aus genauester Kenntnis der Zusammenhänge Fontane im ersten Bande seiner Wanderungen.)

Kronprinz Friedrich wohnte in den Jugendtagen des Tempelgartens in einem am entgegengesetzten Ende der Stadt gelegenen Hause, das Prinzenhaus genannt, das später dem großen Brande (1787) zum Opfer fiel. „Tempelgarten" heißt der Park wegen eines in Tempelgestalt erbauten, noch jetzt wohlerhaltenen Gartenhauses, das auf einer kleinen Anhöhe, einem Wallreste, steht und in seinen Räumen häufig die in Lebenslust überschäumende Gesellschaft gesehen haben mag, mit der sich Kronprinz Friedrich umgab. Die Neu-Ruppiner Tradition weiß noch manches von den Vorsichtsmaßregeln zu berichten, die hier und später, als das Rheinsberger Schloß ausgebaut und von 1736—1740 Wohnsitz des kronprinzlichen Hofes war, getroffen worden sind, um unliebsame Überraschungen durch den strengen königlichen Vater zu verhüten.[2])

Vom Tempelgarten führt die mit herrlichen alten Bäumen besetzte Wallpromenade zum Seeufer. Dort wartete bereits der Dampfer „Hildegard" auf die Gesellschaft, um sie über den See in die „Lanke" ge-

[1]) Das Regiment des Kronprinzen hieß Regiment „Prinz Ferdinand" No. 34. Es wurde 1806 bei Anerstädt beinahe aufgerieben, nämlich bis auf ein Bataillon zusammengeschmolzen, welches durch die schmachvolle Kapitulation von Pasewalk am 29. Oktober 1806 in Gefangenschaft geriet. Das heutige Regiment No. 24 wurde 1813 neu formiert.

[2]) Probst Zöllner schreibt in seiner „Reise durch Pommern nach der Insel Rügen" pp. im Jahre 1795 (Berlin 1797) Seite 433 von Friedrich dem Großen folgendes: „Er liebte Ruppin. Zwar war das Gefühl für Schönheit zu rege in ihm, als daß die altväterische Bauart der Häuser nicht sein Auge beleidigt haben sollte, weswegen er schon damals äußerte, daß er die Stadt ganz anders aufbauen werde, wenn sie einst unter seiner Regierung abbrennen sollte. (Wirklich hat er als König zu verschiedenen Zeiten 80 000 und 96 000 Thlr. zum massiven Häuserbau, und zur Schulverbesserung

nannte Ausbuchtung desselben zu fahren, von der aus man einen besonders hübschen Blick auf die Stadt genießt. Zurückgekehrt fuhr der Dampfer unter der den See an einer schmalen Stelle kreuzenden Eisen-Bahn Berlin-Kremmen-Wittstock hindurch und landete die Gesellschaft am sogenannten „Weinberg“, von wo der Rückweg zur Stadt zu Fuß durch den „Stadtpark“ genommen wurde. In diesem von jeher der Stadt gehörigen Gelände befanden sich früher auf überaus sumpfigem Boden vier Militärschießstände. Der frühere Regimentskommandeur von Wulffen gestaltete sie von 1834—1838 auf eigene Hand und nach den Ratschlägen des Potsdamer Gartendirektors Lenné zu der heutigen Parkanlage um und schuf damit den Neu-Ruppinern einen köstlichen, baum- und schattenreichen Erholungsort, um den sie die Bewohner mancher größeren Stadt beneiden dürften. Im heurigen, der Laubentfaltung besonders günstigen Sommer zumal gewähren die Baumriesen des Parkes, der auch wohlgepflegte Blumenbeete und niedere Gesträuchpartien enthält, einen erfreulichen Anblick. In gleichem Maße durch Baumschatten ausgezeichnet erwies sich der Weg zur Stadt zurück nach dem Stadtgarten, wo das Mittagmahl eingenommen wurde. Um $1/_2$3 lag der Dampfer „Hildegard aufs neue bereit zur Fahrt nach dem $1^1/_2$ Stunden entfernten städtischen Forsthaus Tornow. Diese Fahrt bietet die reizvolle Abwechslung, daß man sich bald auf weiter Seefläche, bald in dem schmalen Rinnsal des Rhin befindet, der diese Kette von Seen untereinander verbindet. In Alt-Ruppin, am Nordende des Ruppiner Sees, fährt man in den Rhin ein, der, Alt-Ruppin durchschneidend, bald hinter dem Städtchen sich nach dem Passieren einer Schleuse zum

---

4500 Thlr. hergegeben.) Aber die Betriebsamkeit der Bürger gefiel ihm, und die Gegend umher war ihm so angenehm, daß er auf seine Kosten zur Verschönerung derselben Alleen von Linden und der schönsten Obstbäume anlegen ließ, auch den Stadtwall zu einem reizenden Spaziergang umschuf. Mit diesem Walle brachte er einen Garten in Verbindung, der zu seinem Wohnhause gehörte, und diesen Garten verschönerte er durch mancherlei Anlagen, vornehmlich durch den sogenannten Musentempel unter schattigen Eichen. Hier war es, wo er köstliche Stunden mit seinen Lehrern und Freunden Lametrie, Jordan, Voltaire, Rottenburg pp. verlebte, wo er, wie die Natur um ihn her, das Angenehme mit dem Nützlichen verband, und wenigstens die, welche ihn näher kannten, berechtigte etwas außerordentliches von seiner künftigen Regierung zu erwarten. Vielleicht war es dieser kleine Musentempel, wo er jenen berühmten Brief vom 23. Mai 1740 an Wolf nach Marburg schrieb, den eine Muse diktiert zu haben scheint. Jetzt besitzt diesen Garten der Kommandeur des hier in Garnison stehenden Regiments „Prinz Ferdinand“, Herr Oberst v. Tschammer, der nach dem Brande den kleinen Tempel repariert und ihn zum Andenken seines großen Stifters erhalten hat.“ — — —

Ein Kupferstich von A. Berges stellt zu S. 434 diesen kleinen runden Säulentempel (Peripteros) dar, auf dessen Dach ein Genius steht. Im Hintergrunde der Prinzenstraße erblickt man eine Linde, bei welcher das Haus stand, in dem Friedrich der Große als Kronprinz wohnte.

Molchow-See erweitert, dann wieder verengt, aufs neue den Tetzen-See bildet und nach wiederholter Verengung in den Zermützel-See eintritt, an dessen nordwestlicher Seite die Ablagestelle Tornow liegt, von wo das Forsthaus Tornow nur ¼ Stunde Fußwanderung entfernt liegt. Die ganze Strecke führt an grünen, mit Wiesen und Wald besetzten, von freundlichen Ortschaften belebten Ufern vorüber, die stellenweise so nahe zusammenrücken, daß sie an den Spreewald erinnern. Am Zermützel-See erhebt sich das Land zu mäßiger Höhe, auf einem Hügel liegt das Dorf Zermützel, ihm gegenüber trat man in prächtigen Hochwald ein, der die Gesellschaft am abflußlosen, malerischen Teufelssee vorüber, bis zum Forsthaus begleitete. Von hier wurde noch eine kurze Wanderung zum Tornow-See angetreten, dem vorletzten Ausläufer der Seenkette, die mit dem Kalksee schließt Die hügelige Umgebung der letzten drei Seen wird von Bewunderern ihrer Reize die Ruppiner Schweiz benannt. Man kann in die Meinung einer landschaftlich hervorragend hübschen Gegend einstimmen, wenn auch vielleicht die Bezugnahme auf die Schweiz als eine Übertreibung erscheint. Aber man muß bescheiden dies Urteil berichtigen, liest man, was der große Kenner landschaftlicher Reize, unser Fontane, von dieser seiner teuren Heimat schreibt:

Und fragst du doch: Den vollsten Reiz
Wo birgt ihn die Ruppiner Schweiz?
Ist's norderwärts in Rheinsbergs Näh?
Ist's süderwärts am Molchow-See?
Ist's Rottstiel tief im Grunde kühl?
Ist's Kunsterspring, ist's Boltenmühl?
Ist's Boltenmühl, ist's Kunsterspring?
Birgt Pfefferteich den Zauberring?
Ist's Bienenwalde? — Nein, o nein,
Wohin du kommst, da wird es sein,
An jeder Stelle gleichen Reiz
Erschließt dir die Ruppiner Schweiz!

Der Rückweg wurde gleichfalls auf dem Wasser genommen, angesichts Neu-Ruppin eine herrliche Abendbeleuchtung genossen und gegen 8 Uhr an demselben Seegarten gelandet, von dem am Morgen die Wanderung ausgegangen war. Kurz vor 9 Uhr sagte die Gesellschaft mit herzlichem Dank ihren liebenswürdigen Neu-Ruppiner Begleitern Valet, neu bereichert um köstliche Bilder märkischer Landschaft und um das Bild einer Stadt von großen Erinnerungen, rastlosem Vorwärtsstreben und beneidenswert schönen Erholungsstätten! August Foerster.

Von unseren Beisitzer-Mitglied Dr. Carl Bolle ist uns zum heutigen Tage das nachfolgende Lied mitgeteilt worden:

Vom Tegeler See zu dem von Ruppin.

Nachruf an Theodor Fontane von einem Gleichgestimmten.

Auf Wegen, die er geschritten
Oder fuhr mit schlichtem Gespann,
Bin oft ich ihm nachgeritten,
Ging auch wohl zu Fuß ihm voran.

Wer je mit warmem Empfinden
Sich fühlt als Sohn unsrer Mark,
Wird feucht seine Wimpern finden
An Fontane's bekränztem Sarg.

Manch' Städtlein auf heimischen Fluren,
Mancher Wald, drin die Kienfichte ragt,
Wahrt lange noch dessen Spuren,
Der dreist sie zu loben gewagt.

Galt's damals ruhigen Tagen,
Jagdwagen oder Kalesch'
Nicht so ein rasendes Jagen
Zwischen Baumreih'n von Linde und Esch'.

Noch ruhten die Automobile
In dämmernder Zukunft Schooß,
Von denen jetzt allzuviele
Auf Weg und Steg rasseln d'rauf los.

Zuvor, um Irrtum zu scheuchen,
Schrieb einer in gleichem Sinn,
Der Pastor war in Werneuchen,
Nicht ohne Beifallsgewinn.

Er konnte die Meinung nicht zwingen,
Was falsch war tilgen nicht fort,
Fontane auf des Genius Schwingen
Fand erst das erlösende Wort.

Zu wandern der Fuß unverdrossen,
Das Ohr für der Glocken Klang
In Stadt und Dorf nicht verschlossen,
Auch nicht für des Waldvogels Sang.

Das Auge von Gott begnadet
Zu schauen in rosiger'm Licht,
Wozu die Heimat nur ladet,
Wenn zu Lieblingskindern sie spricht.

Vom Mond an, wo die Pfirsichblüte
Zuerst kommt purpurn in Sicht,
Bis wo herbstahnend für's Gemüte
Die Knospe des Epheu aufbricht.

In Pfarrhäusern und in der Schule,
Da rastete gern sein Fuß,
Doch boten die Marwitz nnd Pfuele
Auch freundlich ihm Willkommengruß.

Auf Schlössern, die Wappenschild führen,
Den Rhin und die Havel entlang,
Wenn er klopfte an ihre Türen,
Ließ man ihn warten nicht lang.

Und war er wo nicht gewesen,
Verzögernd seinen Besuch,
Da möchte heut' man gern lesen
Seinen Namen im Fremdenbuch.

Ging's aber erst an's Erzählen
Von dem was in Freude und Leid
Sich Menschenschicksale erwählen —
Wer wußte da besser Bescheid?

* * *

Es wollte ein Denkmal gründen,
Die Grafenstadt, heißt Ruppin.
Der Bessere war nicht zu finden,
So fiel die Wahl denn auf ihn.

Zur Fei'r war Rat Friedel geladen,
Wo er ist, da kommt Berlin,
Wer schreitet auf wechselnden Pfaden
Mehr wahlverwandt Jenem dahin?

Nicht viele Tage verflossen,
Da enthüllt man in Erz Fontane;
Nun hatten sie einen großen
Mitbürger viel Ander'n voran.

Als Schmuck mag für Markt und Gassen
Die Bronce, traulich beseelt,
Gar lieb zum Städtebild passen —
Ruppin ein Ruppiner gefällt.

Die Stadt schwamm im Festesjubel,
Hat nun der Statuen zwei;
Bin leider bei all' dem Trubel
Nicht selbst gewesen dabei.

Carl Bolle.

10. (8. ausserordentliche) Versammlung des XVI. Vereinsjahres

Sonntag, den 22. September 1907.

Wanderfahrt nach Wittenberg a. Elbe.

Etwa 60 Teilnehmer hatten sich für die Fahrt vereinigt. Auf dem Bahnhof Wittenberg wurden wir von den Herren des Ortsausschusses empfangen und zur Stadt geleitet. Die erste Sehenswürdigkeit, die wir antrafen, war die Luthereiche vor dem Elstertor. Sie ist ein stattlicher Baum von 80 Jahren und steht auf dem alten Schindanger, wo Luther die Bulle des Papstes verbrannt hatte. Der alte Baum war in den Napoleonischen Kriegen gefällt worden. Die Hauptstraße der Stadt ist die Kollegienstraße, in der auch die wichtigsten Gebäude aus alter Zeit stehen. Zunächst suchten wir das ehemalige Augustiner-Kloster auf, das zwischen 1564 und 1583 vom Kurfürsten August erbaut wurde. Durch das Vorderhaus, das heutigen Tages ein königliches Predigerseminar beherbergt, gelangt man auf einen stattlichen Hof, der rings von hohen Gebäuden eingeschlossen wird. Auf dem Hof steht ein Brunnen, ein Geschenk der Stadt Wittenberg für Luther, sein Wasser fließt beständig und kommt aus der Wasserleitung, welche die Stadt kurz vor Luthers Niederlassung eingerichtet hatte.

Gegenüber dem Hauptgebäude steht das Lutherhaus, es gehörte, als Luther es 1508 als Professor der Theologie bezog, zum Kloster und wurde ihm im Jahre 1526 nach der Aufhebung des Klosters vom Kurfürsten geschenkt. Es ist in den Jahren 1844—73 nach Plänen Stülers erneuert worden und besteht aus einem Erdgeschoß und einem Oberstock. An dem Gebäude sind höchstens das Refektorium außer den Grundmauern die ursprünglichen.

Ein stattliches Portal führt in das Haus hinein und ist an beiden Pfosten mit Steinornamenten geschmückt, links mit dem Porträt Luthers und rechts mit seinem Wappen. Eine Treppe befindet sich zunächst die Luther-Aula, ein großer Saal, in welchem bei der Einweihung der Schloßkirche im Jahre 1892 die Festtafel abgehalten wurde. An der einen Schmalseite steht das Pult aus der Schloßkirche mit den vier Siegeln der Fakultäten. Die Wände sind im übrigen geschmückt mit zahlreichen Bildern kursächsischer Fürsten, die zum größten Teil von Cranach gemalt wurden. Der nächste Saal ist die Bibliothek, sie umfaßt ca. 1300 Schriften Luthers, die in Glasschränken aufgestellt

sind. Zahlreiche Bilder von Zeitgenossen Luthers schmücken außerdem die Wände. Die Fenster gehen hinaus auf den Garten Luthers. Hier steht auch ein Gipsmodell des Lutherdenkmals in Worms. Im folgenden Saal hängt an der Wand das Cranachsche Bild „Die zehn Gebote“; außerdem befinden sich hier mehrere Kupferplatten mit den Bildern Luthers und der sächsischen Kurfürsten und in den Glaskästen eine Anzahl Münzen. Das vierte Zimmer ist verhältnismäßig klein; es enthält aber besonders wertvolle Gemälde, z. B. ein kleines Porträt Luthers von Cranach mit einem besonders ansprechenden Ausdruck in den Augen. Auch die Bilder seiner Frau und seiner Tochter Magdalene hängen hier, sowie ein Porträt Melanchthons. Ein Bild von Cranach d. J. heißt der Weinberg des Herrn, auf dem links die Katholiken und rechts die Protestanten dargestellt sind. In Glasschränken befinden sich die ersten Drucke der Bibel und des Neuen Testamentes und endlich ist die Kanzel mit der Sanduhr aus der Stadtkirche aufgestellt worden. In dem fünften Zimmer hängen mehrere andere Gemälde, wie Teichs Karl V. am Grabe Luthers, Gay: Die Bibelübersetzung u. a. Endlich folgt die Lutherstube, d. h. das Wohn- und Familienzimmer, die Täfelung und die Decke sind dunkelgrau gehalten; vor dem Fenster steht der Tisch mit dem Stuhl, und in der Fensternische befindet sich die Holzbank, der Lieblingsplatz des Reformators. Alles dieses ist Rekonstruktion und nur die Butzenscheiben der Fenster sind aus jener Zeit. In der Tür, welche dieses Zimmer mit dem Vorzimmer verbindet, ist der Namenszug Peters des Großen mit Kreide unter Glas zu lesen. In dem Vorzimmer steht ein sehr schöner alter Schrank von 1740 aus dem ehemaligen Schlosse Breetsch, in dem Erinnerungen an Luther und seine Frau aufbewahrt werden, z. B. Stickereien, ein Rosenkranz und ein zerbrochenes Trinkglas, das Peter der Große bei seinem Besuch zur Erde geworfen hatte, weil man es ihm nicht schenken wollte. Außerdem hängen an den Wänden mehrere Bilder von Lukas Cranach d. J.

Nach dem Besuche des Lutherhauses wanderten wir einige Häuser weiter die Straße herunter bis zum Melanchthon-Haus. Es gehört wohl zu den ältesten der Stadt und ist wahrscheinlich zwischen 1470 und 1480 erbaut worden. Es ist ein Giebelhaus von drei Fenstern Breite und drei Fenstern Höhe, und neben dem Hause befindet sich ein Torweg, der in einen Gang führt, durch den man auf den Hof gelangt. Durch die Haustür betritt man einen langen schmalen Korridor, der sein Licht durch zwei schmale Fenster vom Gange nebenan erhält. Wir durchschritten den Flur und betraten den Garten, auch hier findet sich ein Brunnen mit fließendem Wasser. Die Sehenswürdigkeit des Gartens ist eine Laube aus zwei Taxusbäumen mit einem Tisch, dessen Platte aus Glimmerschiefer besteht, der reichlich mit braunen Turmalinkristallen gespickt ist. An diesem Tisch haben Luther und Melanchton

mit ihren Freunden gesessen. Der Garten ist nur schmal und endet an der Stadtmaner. Von dem langen Korridor aus führt die Treppe in den ersten Stock hinanf, der neben dem Arbeitszimmer des Gelehrten nur noch eine schmale Kammer beherbergt. Die Möbel in diesem Zimmer sind die echten, nnd ein Spruch an der Wand verkündet, daß Melanchthon hier 1561 gestorben ist.

An diesen beiden Plätzen hatte Herr Kandidat **Dühring** die Erläuterung der Sehenswürdigkeiten übernommen.

Wir pilgerten von hier ans weiter durch einige Nebenstraßen nnd ein Stück der Anlagen zu dem **Melanchthon-Gymnasium**, dessen Anla besonders reich ansgestattet ist. Hier gab Herr Professor Dr. **Sanders** die nötigen Erläuterungen. Der Erbauer des Gebäudes ist Franz Schwechten, er hat in der Aula ein Meisterwerk der Baukunst geschaffen. Die braune Täfelnng, auf die das bnnte Licht der hohen Fenster fällt, macht einen feierlichen Eindrnck. Diese Glasfenster sind ein Geschenk ehemaliger Schüler. Über ihnen befinden sich die Wappen Luthers und seiner Zeitgenossen. Als das Gebäude im Jahre 1888 fertig war, fehlte noch der Hauptschmuck der Aula, das große Gemälde von W. Friedrich an der östlichen Wand. Links und rechts neben dem Gemälde sind hohe Tafeln befestigt mit den Namen ehemaliger Schüler, die den Heldentod gestorben sind. Unter dem Bilde endlich sind die Wappen der Luther-Städte angebracht. Das Bild selbst stellt Luther dar, wie er unmittelbar nach dem Schlnß der denkwürdigen Sitzung auf dem Reichstage zu Worms am 18. April 1521 von seinen Anhängern nnd Feinden umringt wird. Er selbst steht weltvergessen da mit gefalteten Händen und nach oben gerichteten Augen. Die Worte, die er nach seiner Rückkehr in seine Herberge geäußert haben soll: „Ich bin hindurch", sind nnter dem Bilde angebracht. Dicht neben ihm stehen seine beiden fürstlichen Freunde, der Kurfürst Friedrich der Weise und der Markgraf Philipp von Hessen. Um diesen Mittelpnnkt gruppieren sich nun die übrigen Personen, links die Gegner und rechts die Anhänger, während im Vordergrunde begeisterte Studenten sich vordrängen.

Die nächste Stätte unserer Wanderfahrt war die **Stadtkirche** oder Marienkirche. Die Erläuterung hatte Herr Archidiakonus **Wagner** übernommen. Das Gotteshaus ist nach und nach erbant worden. Der älteste Teil, der heutige Altarranm, stammt aus dem Jahre 1300, durch den Anbau ist der Altar aus der Längsachse der Kirche etwas verschoben worden. Das Altarbild ist von Cranach d. Ä. und stellt das Abendmahl vor, darunter hängt ein Bild, das Luther zeigt, wie er predigt. Dieses Bild ist beschädigt; am Halse Luthers findet sich ein Loch, das von einem Florettstich herrührt, den ein spanischer Edelmann geführt hat, als er nach der Schlacht bei Mühlberg die Kirche aufsuchte. Links vom Altar hängt ein zweiter Cranach, die Tanfe vorstellend, mit

einer Frau, die dem Beschauer den Rücken kehrt und einen reichen Pelzmantel trägt, sie soll die Frau des Künstlers sein. Rechts vom Altar hängt die Beichte mit Bugenhagen. An der linken Längswand des Altarraumes fällt noch das Bild eines unbekannten Meisters auf, die Darstellung Jesu im Tempel mit einer meisterhaften Perspektive der Räume. Vor dem Altar steht ein Taufstein aus Bronze, von Vischer d. Ä. aus dem Jahre 1457 mit den Aposteln und den Evangelisten. Unter dem Fußboden des Altarraumes befinden sich die Gräber von Hans Luft und Bugenhagen. Der erstere war mehrmals Bürgermeister der Stadt und druckte 1534 die erste Bibel Luthers und der letztere war der erste evangelische Prediger an dieser Kirche. In die Wände des Altarraumes sind noch mehrere Grabsteine eingefügt worden, z. B. der Bugenhagens. In dem Raum hinter dem Altar hängen ferner noch einige Gemälde, z. B. eins, das den Heiland darstellt, wie er Tod und Teufel besiegt, ein zweites zeigt das Opfer Abrahams und ein drittes, wie Moses die eherne Schlange aufrichtet. Auch mehrere Porträts von Geistlichen, welche an dieser Kirche tätig waren, sind hier aufgehängt. Auf der Nordseite des Altarraumes unweit der Kanzel ist ein Hochrelief aus Alabaster von Cranach d. J. eingemauert, das die Grablegung Christi vorstellt. Die Figuren sind nur einige Dezimeter groß und doch gehört es zu den herrlichsten Bildwerken der Stadt. Eine Tür in der Wand des Altarraumes führt in die Sakristei, in der sich ein Bild des jüngeren Cranach befindet die Bekehrung Pauli; sie wurde erst im Jahre 1570 angebaut.

Auch an den Außenwänden treffen wir noch einige Kunstwerke; über dem Haupteingang zwischen den beiden Türmen steht eine kleine Statue der Mutter Maria und hoch oben unter dem Dach des Altarraumes und zwar auf der Südseite ist eine in Stein gehauene Sau angebracht, an deren Zitzen mehrere Männer saugen. Die Männer tragen spitze Hüte, wie es für die Juden vorgeschrieben war, weshalb man das Kunstwerk mit der Judenvertreibung im Jahre 1304 in Verbindung bringt. Dabei befindet sich die Inschrift: Rabbini Schemhamphoras. Unter dem Kirchendach findet sich auf der Südseite die lateinische Inschrift: Mein Hans ist ein Bethaus. Desselben Säuberung von den Papisten, die es zur Mördergrube gemacht, ward begonnen durch den teuren Gottesmann D. Martin Luther und ist dabei geblieben durch Gottes Hülfe bis zum gegenwärtigen Jahr 1570, in welchem eine Erneuerung des Kirchengebäudes geschehen ist. Gott hat sein Reich aufgerichtet, deshalb wollest Du, Gott, es stärken, denn es ist Dein Werk. Psalm 68, 29. D. 6. September 1570. Am Treppentürmchen der Nordseite ist ein alter Stein mit der Jahreszahl 1569 eingemauert, der das Wappen der Kirche zeigt: Christus als Weltenrichter auf einem Regenbogen mit Schwert und Lilienstab (Fluch und Segen).

Neben der Südwand der Kirche steht eine kleine Kapelle aus Backsteinen mit sehr spitzem Dach, die Kapelle zum heiligen Leichnam vom Jahre 1377. Die Wände des Innern sind mit zahlreichen Bildern geschmückt, vor allem mit den Porträts von Geistlichen.

Auf der Nordseite der Kirche liegt ein kleiner Platz mit der bronzenen Porträtbüste Bugenhagens und dem Haus Bugenhagens, einem Gebäude, das jetzt die Superintendantur ist; Bugenhagen, der 1558 gestorben ist, kann hier aber garnicht gewohnt haben, weil man erst 1592 mit dem Bau begonnen hatte.

Es ist ein stattliches Gebäude; hier hatte Herr Buchbinder Senf eine beachtenswerte Ausstellung von Kupferstichen und Holzschnitten aus alter Zeit aufgestellt. Sie waren zum größten Teil Wittenberger Juristen, Philologen und Theologen aus alter und neuer Zeit, alsdann fanden sich darunter auch viele Porträts von Luther, Melanchthon und den Männern der Reformation und endlich noch eine Zahl von Stadtplänen und Stadtansichten. Im ganzen werden es wohl 500 Exemplare gewesen sein.

Von hier wanderten wir hinüber zum Gesellschaftshaus am Markte, wo ein warmes Frühstück eingenommen wurde. Während der Tafel sprach der 1. Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel, den Herren des Ortsausschusses den Dank aus für ihre sorgfältige Führung und Belehrung, und Herr Dr. Krüger erwiderte darauf und gab eine Übersicht über das, was der Nachmittag noch bringen würde. In unser Programm war nämlich noch die Besichtigung des Rathauses eingeschaltet worden.

Im Sitzungssaal des Rathauses waren die Sehenswürdigkeiten aufgestellt; die älteste Urkunde stammt aus der Zeit von 1260—1270, ein merkwürdiges Bild stellt einen Leichenzug aus dem Ende des 16. Jahrhunderts dar, eine Anzahl Rechnungen des Magistrats sind erhalten über Ausgaben für Luther, es wird die Hand der Frau des Oberpostkommissarius Zimmermann aufbewahrt, die ihre Kinder umgebracht hatte und dafür an den Galgen kam, nachdem man ihr vorher die Hand abgeschlagen hatte, endlich wird der getrocknete Magen des Freß-Kahles aufbewahrt, der unglaubliche Mengen von Nahrung verzehren konnte. Der Magen selbst ist nicht viel größer als ein normaler, aber er besitzt ein beutelförmiges Anhängsel, das beinahe ebenso groß ist. Es ist aber nicht recht zu erkennen, wie der Zusammenhang zwischen beiden war.

Das Rathaus selbst ist ein stattliches Gebäude, das 1523 begonnen und 1768 erneuert wurde. Es besitzt ein sehr schönes Portal, vor dem vier Säulen stehen, die einen Balkon tragen. Auf dem Dach sind vier hübsche Renaissance-Giebel aufgesetzt. Auf dem Pflaster vor dem Portal sind die vier Steine zu erkennen, auf denen der Galgen errichtet wurde. Den Marktplatz schmücken die Bronze-Standbilder Luthers und

Melanchthons, beide unter einem gotischen Baldachin. Luther ist von Schadow (1821) und Melanchthon von Drake (1865) geschaffen worden.

Vom Markt setzt sich die Kollegienstraße als Schloßstraße weiter fort. An ihrem Anfang, dem Rathaus schräg gegenüber, steht das Cranachhaus, ein dreistöckiges Gebäude mit neun Fenster Front. Wenn man auf dem Marktplatz steht, so präsentieren sich die beiden Türme der Stadtkirche besonders gewaltig, breit und wuchtig recken sie sich über die Häuser heraus und enden oben mit zwei gleichen zierlichen Türmchen, die durch eine Brücke verbunden sind. In ihnen wohnt noch immer der Türmer genau wie in Jüterbog.

Am Ende der Schloßstraße gegenüber der Schloßkirche steht das Denkmal Kaiser Friedrichs III, auf dessen eifriges Betreiben die Restauration der Schloßkirche durchgeführt wurde, und zwar durch Adler von 1885—1892. Die Schloßkirche gehörte zum Kurfürstlichen Schloß, das von 1490—1499 von Friedrich dem Weisen erbaut worden war, sie war 1760 bis auf die Mauern ausgebrannt und nach der Beschießung von 1813 restauriert worden. Neben der Kirche steht ein hoher Turm, der bei der letzten Restaurierung mit in den Bau einbezogen worden ist. Unter seinem überspringenden Oberbau liest man auf blauem Grunde in goldenen Buchstaben die Worte: Eine feste Burg ist unser Gott.

In der Nordwand der Schloßkirche befand sich die Tür, an welcher Luther im Jahre 1517 am 31. Oktober die 95 Thesen angeschlagen hatte. Diese Türen wurden bei dem Brande zerstört und sind durch Bronzetüren ersetzt, die 1858 von König Friedrich Wilhelm IV. geschenkt worden sind. Sie sind 3 m hoch und 2,5 m breit und enthalten den Text der Thesen. Das eigentliche Portal aber ist alt, aus dem Jahre 1499, und enthält unter seiner Wölbung ein enkaustisches Gemälde: Christus am Kreuz mit Luther und Melanchthon. Über dem Portal sind die Steinbilder Friedrichs des Weisen und Johanns des Beständigen von Drake in der Wand angebracht.

Das Innere der Kirche macht einen erhebenden Eindruck, das Schmale, Lange und Hohe überrascht, und die Beleuchtung, die nur im Altarraum eine helle ist, steigert noch den Eindruck des Feierlichen. Der weiße Ton des Sandsteins wird in dem Dämmerlicht abgeschwächt. Hier hatte Herr Kastellan Römer die Führung übernommen. An der westlichen Schmalseite der Kirche unter dem Orgelchor befindet sich das Grabmal einer Anzahl Anhaltiner Fürsten. Die Särge wurden 1884 auf der Stelle des ehemaligen Franziskaner-Klosters gefunden und hierher überführt. Es wurde unter dem Boden eine Gruft für sie hergerichtet und über dem Boden auf erhöhtem Unterbau eine Kupferplatte gelegt mit den Namen und den nötigen Jahreszahlen. Sie reichen von 1273 bis 1435. Diese Platte ist ein Geschenk Sr. Majestät des Kaisers. In

der Wand sind die alten Grabsteine eingelassen worden. Anßerdem befindet sich hier ein schmaler langer Stein, ein Hochrelief, darstellend nenn heilige Jungfrauen, ans dem Jahre 1238. Das Langschiff besitzt auf jeder Seite eine Empore, die mit Medaillons und Wappen geschmückt ist. Die 22 Bronzemedaillons stellen die Köpfe der Vorläufer, Helfer nnd Schntzherren der Reformation vor, nnd die 52 Wappen sind die der fürstlichen Förderer, wie Hutten nnd Sickingen n. a. An den Säulen, welche die Emporen tragen, hat man die steinernen Standbilder von nenn Reformatoren anfgestellt, nämlich rechts das von Lnther, Jonas, Brenz (der Reformator Württembergs) nnd Cruziger nnd links die Melanchthons, Bngenhagens, Spalatins, Urbanns Rhegius (Pfarrer in Lünebnrg) und Amsdorfs. Die Glasfenster endlich des Langschiffes enthalten die Wappen von 198 Städten, welche die Reformation angenommen hatten. An der einen Sänle befindet sich die Kanzel nnd nnter ihr in der Erde die Grabstätte Lnthers. Der Reformator liegt hier wirklich begraben nnd die Stätte ist durch eine große horizontale Bronzetafel anf einem niedrigen Postament bezeichnet, sie enthält in lateinischer Sprache die Angaben über Todestag nnd Jahr. Da die Schloßkirche die Universitätskirche war, so wnrden die Dozenten hier begraben, auch Melanchthon wnrde hier beigesetzt. Früher hat die Bronzeplatte von Luthers Grab nnter der Erde gelegen, weshalb sie auch vor der Zerstörnng bewahrt blieb; denn die Franzosen hatten in der Kirche während der Belagernng eine Mühle znm Mahlen von Getreide eingerichtet, die von Pferden getrieben wnrde. In der Wand hinter der Kanzel ist eine große Knpferplatte eingelassen mit dem Bildnis Lnthers, sie ist ein Abguß der in Jena befindlichen Grabtafel, die von Peter Vischer im Auftrage des Kurfürsten Johann Friedrich angefertigt wurde.

Der Chorranm ist von großer Ansdehnnng nnd enthält links und rechts zunächst die Fürstenstühle mit den Wappen nnd dahinter, alleinstehend, den Kaiserstnhl, der besonders schön geschnitzt nnd geschmückt ist. Der Altar besteht aus geschnitztem Kalkstein nnd enthält die Gestalten Christi sowie die der Apostel Petrus nnd Paulus. Vor dem Altar liegen begraben die Knrfürsten Friedrich der Weise († 1525) nnd Johann der Beständige († 1532) nnd rechts nnd links sind ihre Grabdenkmäler von Peter nnd Hermann Vischer anfgestellt, an der Nordwand das des ersteren nnd an der Südwand das des letzteren; daneben stehen noch ihre Standbilder aus Alabaster, allerdings sehr knnstlose Werke.

Auf dem Wege zn den Wagen machten wir noch einen Abstecher in den Hof des Cranachhauses. Anf der Rückwand des Vorderhauses ist ein Grabstein Johann Friedrichs des Großmütigen, des Stifters der Universität Jena, eingemauert.

Auf dem Wege durch die Elbwiesen zur Brücke konnten wir, rückwärts schauend, die Stadt im Abendsonnenschein betrachten. Der alte Teil wird elbeabwärts begrenzt von dem runden dicken Turm des Schlosses, das gegenwärtig als Kaserne dient. Daneben ragt das hohe Dach der Schloßkirche und darüber noch der schlanke Turm in die Höhe, dann folgen die Häuser der Stadt, über die sich endlich das Dach und die Doppeltürme der Marienkirche herausheben.

Hinter der Elbbrücke wurden die Kremser bestiegen, die nun allerdings mit uns wieder über die Brücke zurückfahren mußten, denn der Weg zum Lutherbrunnen führt auf dem östlichen Ufer der Elbe stromaufwärts entlang. Wir hatten keine Zeit mehr, die beiden Kirchhöfe vor dem Elstertor zu besuchen, auf dem alten liegt eine Tochter Luthers und ein Enkel Melanchthons begraben. Nach kurzer Fahrt erblickten wir auf dem Abhang zwischen der Chaussee und dem Ufer die sog. Brüdersteine, zwei behauene Findlinge von ungefähr 1 m Höhe, die in einem Abstand von 20 m einander gegenüberstehen. Die Sage berichtet, daß sich hier zwei Brüder im Duell mit Jagdflinten erschossen hätten. Nach einer anderen Sage sollen sie beide im Kampf mit einander in die Elbe gestürzt sein. Der Blick auf die Elbe ist ohne großen Reiz; die Wiesen mit ihrem Buschwerk erhalten ihre Farben erst durch die goldene Abendsonne, die sie bescheint.

Der Lutherbrunnen ist ein bescheidenes Wirtshaus mit einem kleinen Garten, in dem die Gesellschaft sich für eine halbe Stunde zum Kaffeetrinken niederließ. In einem der Gebände befindet sich der Brunnen; es ist eine natürliche Quelle, die aus dem Abhang entspringt und deren Wasser in einem Bassin aufgefangen wird. Eine Inschrift gibt Auskunft darüber, daß Luther öfters hierher gewandert sein soll.

Die Wagen brachten uns wieder nach der Stadt zurück, wo wir so früh eintrafen, daß einige Teilnehmer schon mit dem Zuge 7,25 nach Berlin zurückfahren konnten. Die übrigen stiegen erst im Kaiserhof ab und versammelten sich hier zu einem Abendessen mit einigen Herren des Wittenberger Ausschusses.

Auch an dieser Stelle sei diesen Herren für ihre Bemühungen der Dank der Gesellschaft abgestattet. Jedenfalls gehört der Ausflug nach Wittenberg mit zu denen, die am reichsten an Belehrung waren und wird allen Beteiligten in dankbarer Erinnerung bleiben.

Kleine Mitteilungen.

Dümke. Ein alter Mann aus dem Dorfe Retzow bei Lychen erinnerte sich (1907), daß man früher sagte, irgendwie in bezug auf das Wetter: „Der Rollwsgen ist da, Dümke mit 'n Rollwagen ist da," wußte aber nicht mehr, daß Dümke der Fuhrmann mit dem großen Wagen am Himmel ist, im Altertum auch der Wotanswagen genannt, denn noch später im Niederländischen hieß er Woenswaghen. So groß ist die Unkenntnis geworden auf dem Lande. Der niederdeutsche Dümke ist unser hochdeutscher Däumling, wie schon Grimm dargelegt hat, das Knechtchen, Fuhrmännchen, das auf dem mittelsten Pferde an der Deichsel reitet. In Westfalen nach Kuhn auch Zupdümken, weil er die Pferde zurückzieht, weshalb Pferde und Deichsel des Himmelswagen schief stehen. Es ist der kleine Stern Reiterchen über der Deichsel, Alkor arabisch. Ernst Krause hat in seinem mehr und mehr gewürdigten „Tuisko-Land" eingehend diesen Dümke behandelt, der als kleiner aber „geistig gewandter" Daumerling durch seine Streiche im Märchen bekannt, und „bei uns stets im unmittelbarsten Zusammenhang mit dem Sternbilde geblieben ist." Er schützt das bei allen Nordariern verbreitete Märchen vom Daumesdick auf mindestens 3000 Jahre. Die Benennung „Dümkes Rollwagen" scheint bisher noch nicht verzeichnet zu sein.

Der Abrahamsbaum blüht, ebenso! A. ist gleich Adamsbaum. Man versteht darunter gewisse Wolkenbildungen, einer Baumkrone ähnlich, die z. B. nach Gewittern sich zeigen, besonders gegen Abend, wie auch die Bauern sagen: „Die Wolken blühen", wenn diese bauschig sich über einander auftürmen und die Köpfe aus einander herauswachsen, „das Gewitter blüht", oder um Michaeli herum von solchen weißglänzenden Wolkengebilden: „Der Schnee blüht", als Vorzeichen von viel Schnee im Winter. Sicher hatte diese Art Wetterbaum im deutschen Altertum einen heimatlichen Namen.

W. v. Schulenburg.

Vorgeschichtliche Fundstätten. Bei Zehlendorf, auf der Feldmark von Klein-Machnow (Kr. Teltow), etwa 220 Schritt westlich der Brücke, die bei den alten Eichen über den Buschgraben führt (unweit der Elektrischen Zentrale am Teltow-Kanal) ist eine Fundstelle. Hier auf dem Streifen Unland zwischen dem höher gelegenen Kieferngehölz und den niedrig gelegenen ehemaligen „Heinersdorfer Wiesen" waren bisher sandige Erhebungen, die jetzt von der Zehlendorf-Klein-Machnower Baugesellschaft abgetragen werden. Im Sande, der etwa 1—2 Fuß hier abgetragen ist, liegen kleine vorgeschichtliche Scherben der vorslavischen Zeit (wie alle bei Zehlendorf mir bekannt gewordenen), ohne besondere Merkmale; auch einzelne Knochenstückchen dem Anschein nach von Leichenbrand. Es war also im Altertum dieses Gelände besiedelt, in neuerer Zeit haben, soweit bekannt, keine Menschen hier gewohnt. Über eine andere Fundstelle östlich der Brücke, u. a. m. vergl. Brandenburgia 1905, 191, 192.

Bei Himmelpfort (Kr. Templin) wurden vor langer Zeit, nach dem Zeugnis einiger alten Frauen „beim Steinehuddeln" Urnen gefunden am Bredereicher Wege (nunmehr Chaussee), da wo jetzt das „Büdnerland" ist, damals aber „Holz, Fichtenland" war, „etwa 10 Minuten" entfernt von der Brücke am Stolpsee, von der der Weg nach der Oberförsterei abgeht. Und zwar östlich der Straße. Vergl. Brandenb. 1905, 189.

In einem mir (1882?) zur Verfügung gestellten Briefe wurde berichtet, daß früher beim Gute Rehnsdorf, gelegen bei Drebkau im Kreise Kalau, im Walde ein großer freier Rasenplatz mit Kiefern umrandet gewesen wäre, den die Wenden Wodanplatz genannt hätte, und daß der Briefschreiberin Mutter „mit Geschwistern vor 50 Jahren in der Nähe des Wodanplatzes viele Hünengräber mit Urnen gefunden hätte", jetzt aber wohl nichts mehr vorhanden wäre, da das Gut in den verschiedensten Händen gewesen und sehr abgeholzt sein solle. — Wodanplatz als Name einer Volksüberlieferung erscheint hier gänzlich ausgeschlossen. Doch wäre möglich, daß eine Verwechslung mit dem serbischen Worte woda = Wasser, platt = Wâta, vorgelegen hat. W. v. Schulenburg.

Märkisch und babylonisch. Unterm Landvolk in der Mark und in dem südlich Spremberg-Triebel gelegenen Teile von Schlesien (dort bei den serbischen Bewohnern) hörte ich (1879—81), daß Wilddiebe und Frauen, wenn sie in den Wald gingen und wollten nicht vom Förster gesehen sein beim Wilddieben und beim Haidekraut- oder Holzholen, vor sich hersagten: „Vor mir sei Licht und hinter mir sei Finsterniß" (Zeitschr. f. Ethnol. Verh. 1893, 279). Worte gleichen Sinnes bietet ein Zauberspruch in einer längeren Beschwörung eines Papyrus, im sog. Totenbuch der Egypter, gerichtet an die Göttinnen Isis und Nephthys, nach Lenormant (La magie des Caldéens): „ . . . pour me tenir dans l'obscurité, pour ne pas me mettre en lumière". Vielleicht wurden vormals auch in Deutschland bei jenem Gebet um Schutz, dann gegen irgend welche andere Gefahren, Gottheiten angerufen. Im Museum zu Konstantinopel findet sich (laut Zeitungsbericht) in der Keilschrift einer Tontafel aus Babylon ein Heilmittel gegen Zahnschmerzen angegeben. Nach Ansicht des babylonischen Arztes ist die Ursache der Zahnerkrankung ein Wurm, eine Annahme, die auch in der Mark und sonstwie verbreitet war. So lautet u. a. ein märkischer Spruch: „Helles Licht, (d. i. der Mond) ich seh dich an mit deinen goldnen Zacken, in meinem Mund da sticht ein Zahn, darin drei Würmer hacken," u. s. w. Also ein Arzt in Hinsicht auf Zahnschmerzen wie der „Doktor" oder „kluge Mann" in unseren Dörfern. Die Keilschrift empfiehlt folgendes Mittel. Man soll ein Pulver aus getrocknetem Bilsenkraut mit Harz zusammenkneten und oben auf den kranken Zahn tun. Ich habe ein in der Sache gleiches Mittel aus dem Kreise Teltow mitgeteilt in der Brandenburgia (1896, 140). Man tat die Körner vom schwarzen Bilsenkraut in geschmolzenes Wachs und drehte einen Streifen Baumwolle darin hin und her, bis ein kleines Licht wurde. Bei heftigem Zahnreißen hielt man über dem brennenden Bilsenlicht einen Blechtrichter gegen den „quadden" Zahn. Dann fiel die „Made" (der Wurm)

aus dem Zahn durch den Trichter herunter. Schätzt man, ganz beliebig, jene Angabe auf 3000 Jahre, so dürfen wir schließen, daß auch die märkische Überlieferung aus sehr alter Zeit sein kann, auch bei späterer Einbürgerung des Bilsenkrauts. W. v. Schulenburg.

Die Trappe kommt auch häufig vor — von der Mittenwalde-Rixdorfer Bahn aus zu sehen — auf den weiten Feldern des großen Jagdgebiets bei Britz-Buckow. R. Jülicher.

Rixdorf hat für sein neuangelegtes Rieselgut auf der Brusendorfer und Groß-Machnower Feldmark den Namen Richardshof gewählt.

R. Jülicher.

Abgehauene Hand (S. 302). Eine solche findet sich auch in einem kleinen Wandschrank der Kirche des großen und reichen Bauerndorfs Bergholz (Kr. Prenzlau) zwischen Brüssow und dem pommerschen Locknitz. Dort erzählt man, sie sei einem Manne abgehauen, der im dortigen Gotteshause Kirchenraub verübt habe. R. Jülicher.

Alte märkische Flurnamen. Aus dem prächtigen Buch von Dr. Bruchmüller: „Zwischen Sumpf und Sand" (Berlin 1904) entnehmen wir laut Aufzeichnung des Pfarrers Stern zu Kurtschow i. N. folgende alte Flurnamen: a) in den Striemen, b) der Rohrpfuhl samt den sogen. Pruthen, c) d. Klösgen, d) d. Matzeddel, e) das Werderstück, f) der Hafenteich, g) die Weißken, h) Horns Strauch, i) auf den Baronen, k) auf dem Finkenhalt, l) auf den Limsken, m) der Mahlhaufen, n) die krumme Wütsche.

Übrigens findet sich in der Mark und verschiedenen Dörfern in der Feldmark ein „Siebberg". R. Jülicher.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

11. (3. ordentliche) Versammlung des XVI. Vereinsjahres

Mittwoch, den 25. September 1907, abends 7½ Uhr

im großen Sitzungssaal des Brandenburgischen Ständehauses,

Matthäikirchstrasse 20-21.

Von I bis XXVII; XXIX bis XXXI bis XL und XLII bis LV sind Mitteilungen des Vorsitzenden, Herrn Geheimen Regierungsrat Ernst Friedel.

A. Allgemeines.

I. Der I. Vorsitzende begrüßt die Versammlung zum Beginn des Winterhalbjahres und bittet um regen Besuch sowie Beteiligung am Arbeitsfelde der Brandenburgia. Es liegt eine Einladung zur 37. Hauptversammlung der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung zum 24.—30. d. M. in Hannover vor. Die Kanzlei, Vorstand Herr Lehrer Tews, ist hier Lübeckerstraße 6.

II. Bund Heimatschutz. U. M. Herr Robert Mielke teilt folgendes mit. Er hat am 29. Mai d. J. das Schriftführeramt bei dem Hauptverein „Bund Heimatschutz" niedergelegt. Abzweigend von letzterem und in Ausführung des Vorstandbeschlusses vom 3. Januar 1907*) ist am 15. Juni d. J. eine Landesgruppe des Bundes Heimatschutz für die Provinz Brandenburg (mit Einschluß Berlins) gebildet worden, mit der die schon für den Regierungsbezirk Frankfurt bestehende vereinigt wurde. Alle Mitglieder des Bundes, die in der Provinz Brandenburg oder in Berlin ihren Wohnsitz haben, werden fortan — in der Annahme ihres Einverständnisses — als Mitglieder der Landesgruppe

---

*) „In den Bundesstaaten und preußischen Provinzen (gegebenenfalls für mehrere zusammengenommen,) in denen nicht schon ein die Ziele des Bundes verfolgender Verein vorhanden ist, welcher sich bereit erklärt, als Landesverein des Bundes zu wirken, sollen so bald als möglich Landesgruppen des Bundes gegründet werden.

Die den betreffenden Landesteilen vorhandenen Einzelmitglieder des Bundes sollen tunlichst in diese Landesvereine übertreten.

Durch Zahlung von einer Mark werden die Mitglieder dieser Landesvereine zugleich Einzelmitglieder des Bundes und erhalten dafür dessen Mitteilungen."

Mitt. 3 Nr. 1 S. 2.

betrachtet. Falls es jedoch gewünscht wird, nnr dem Hauptverein anzugehören, wird gebeten, eine dahingehende Mitteilung Herrn Mielke zugehen zn lassen.

Der Vorstand der Landesgruppe besteht aus:

1. Vorsitzender Herr Landesdirektor Freiherr von Manteuffel, Exz.,
2. „ „ Realgymnasialdirektor Prof. Dr. Wetekamp-Schöneberg,
1. Schriftführer „ Robert Mielke Charlottenburg, Rönnestr. 18,
2. „ „ Assessor Rademacher, Potsdam, Sophienstr. 3,
Schatzmeister „ Direktor Franz Goerke, Berlin W., Maaßen-Straße 32.

Die Satzungen der neuen Landesgruppe werden im Anschluß hieran nachstehend mitgeteilt.

Satzungen*) der Landesgruppe Brandenburg des Bundes Heimatschutz.

I. Zweck und Organisation.

§ 1.

Der Zweck der Landesgruppe ist, für die natürlich nnd geschichtlich gewordene Eigenart der Provinz Brandenburg mit Einschlnß der Stadt Berlin und ihrer Vororte zu wirken. Die Gruppe schließt sich dem Bunde Heimatschutz als Landesvertretnng an.

Das Arbeitsfeld umschließt besonders:

a) Denkmalpflege.
b) Pflege der überlieferten ländlichen und bürgerlichen Ban- und Knnstweise.
c) Schutz der landschaftlichen Natur einschließlich der Ruinen.
d) Erhaltung der einheimischen Tier- und Pflanzenwelt sowie der geologischen Eigentümlichkeiten.
e) Erhaltung beweglicher Hans-, Natur- und Kunstgegenstände, nach Möglichkeit unter Belassnng an ihrem Orte, unter Umständen durch Überführung in eine öffentliche Sammlung.
f) Pflege von Sitten, Gebränchen nnd Trachten.
g) Unterstützung vorhandener oder zu bildender öffentlicher Sammlnngen.

*) Etwaige Änderungen sind der Generalversammlung vorbehalten. Vorschläge dazu werden an die Adresse des 1. Schriftführers erbeten.

§ 2.

Zur Leitung der Gruppe sind bestellt:

a) der Vorstand,
b) der Ausschuß,
c) die Jahresversammlung.

§ 3.

Für jede größere Stadt und jeden Kreis werden Pflegschaften gebildet. Diese wählen je einen Hauptpfleger, der damit das Amt eines Vertrauensmannes für seinen Kreis oder seine Stadt übernimmt. (Solange diese Pflegschaften noch nicht organisiert sind, werden die Hauptpfleger vom Vorstande ernannt.) Der Hauptpfleger ist wieder wählbar.

Die Pflegschaften treten wenigstens einmal im Jahre zu einer Tagung zusammen, die dem Vorstande bekannt zu geben ist.

Die Portoauslagen der Pflegschaften übernimmt die Landesgruppe.

§ 4.

Das Geschäftsjahr läuft vom 1. Januar bis 31. Dezember.

II. Mitgliedschaft.

§ 5.

Die Landesgruppe besteht aus:

a) Vereinigungen,
b) Öffentlich-rechtlichen Körperschaften,
c) Einzelmitgliedern (Männer und Frauen),
d) Ehrenmitgliedern.

Jedes Einzelmitglied verpflichtet sich (mit Ausnahme der Ehrenmitglieder) zu einem jährlichen Mindestbeitrag von 2 Mark, die körperschaftlichen Mitglieder mindestens zu 5 Mark.

§ 6.

Für die Aufnahme genügt eine Anmeldung bei dem 2. Schriftführer oder einem anderen Vorstandsmitgliede.

§ 7.

Die Beiträge sind an den Schatzmeister einzuzahlen.

Die Mitglieder sind berechtigt:

a) zur Teilnahme und Stimmabgabe bei den Versammlungen,
b) zum unentgeltlichen Bezuge der Zeitschrift.

§ 8.

Der Ausschluß eines Mitgliedes kann von der dreiviertel Mehrheit des Vorstandes beschlossen werden, wenn das Mitglied seinen Ver-

pflichtungen nicht nachgekommen ist, oder wenn seine Haltung als mit den Zwecken der Landesgruppe im Widerspruch stehend erkannt wird.

§ 9.

Die Ehrenmitglieder werden auf Vorschlag des Vorstandes durch die Jahresversammlung gewählt. Sie zahlen keinen Beitrag, genießen aber alle Rechte der Mitglieder.

III. Der Vorstand.

§ 10.

Der Vorstand besteht aus:

a) einem Vorsitzenden,
b) einem Stellvertreter,
c) einem Schriftführer,
d) einem Stellvertreter,
e) einem Schatzmeister.

Der Ausschluß besteht aus 24 aus den Mitgliedern gewählten Personen, die aus sich heraus einen Obmann wählen.

§ 11.

Vorstand und Ausschuß werden von der ordentlichen Jahresversammlung auf die Dauer von fünf Jahren gewählt. Wiederwahl ist zulässig. Scheidet ein Vorstandsmitglied aus, so ergänzt sich der Vorstand erforderlichenfalls selbständig bis zur nächsten Jahresversammlung.

Der Vorstand tritt auf Berufung des Vorsitzenden nach Bedarf zusammen.

Die Geschäftsstelle ist der Sitz des I. Schriftführers.

§ 12.

Die Jahresversammlung tritt jährlich einmal zusammen, tunlichst im Anschluß an die Jahresversammlung eines der Gruppe angeschlossenen Vereines.

Arbeitssitzungen der Landesgruppe finden nach Bedarf — mindestens zweimal im Jahre — statt.

§ 13.

Obliegenheiten des Vorstandes sind:

a) Leitung und Vertretung der Gruppe,
b) Kassenführung und Vermögensverwaltung,
c) Berufung, Vorbereitung und Ordnung der Jahresversammlungen.
d) Einleitung und Durchführung der Arbeiten.

Die Verteilung der Arbeiten erfolgt auf Grund einer Geschäftsordnung.

Die Obliegenheiten des Ausschusses sind:

a) bei den Arbeiten der Landesgruppe als fachmännischer Beirat zu dienen,
b) die Neuwahl des Vorstandes vorzubereiten,
c) Ausgaben über 500 M zu bewilligen.

Die Abstimmungen des Ausschusses können auf schriftlichem Wege herbeigeführt werden.

IV. Sonstige Ämter.

§ 14.

Für größere und einheitlichere Arbeiten werden besondere Ausschüsse entweder auf Berufung des Vorstandes oder durch Wahl bestellt, die unter Umständen als dauernde Einrichtungen gelten. Diese können Arbeitssitzungen nach Bedarf abhalten. Der jedesmalige Vorsitzende dieser Arbeitsausschüsse ist zu den Sitzungen des Vorstandes und des Ausschusses mit Stimmrecht hinzuzuziehen. Alle Mitglieder sind nach Möglichkeit als offizielle örtliche Pfleger zu bestellen, für deren Wirksamkeit ein auszuarbeitender Arbeitsplan die Richtlinien angibt.

Alle sachlichen Berichte und Akten werden nach ihrer Erledigung an einer öffentlichen Stelle niedergelegt.

§ 15.

Die Berufung außerordentlicher Versammlungen beschließt der Vorstand selbständig oder auf Antrag von mindestens einem Zehntel der Mitglieder. Zeit, Ort und Tagesordnung werden den Mitgliedern spätestens zwei Wochen vorher bekannt gegeben.

V. Abstimmungen.

Bei allen Abstimmungen, auch denen des Vorstandes und des Ausschusses, entscheidet einfache Stimmenmehrheit. Körperschaftliche Mitglieder haben in der Jahres- oder der außerordentlichen Versammlung doppeltes Stimmrecht. Bei Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des Vorsitzenden.

Satzungsänderungen dürfen nur auf die Tagesordnung gesetzt werden, wenn sie den Mitgliedern mindestens zwei Wochen vor der Jahresversammlung bekannt gegeben sind.

Für die Auflösung der Landesgruppe ist der Beschluß einer Mehrheit von fünfsechstel der erschienenen Mitglieder erforderlich. Der Antrag

auf Auflösnng mnß mindestens drei Monate vor der Versammlung beim Vorstande eingebracht seiu und den Mitgliedern bekannt gemacht werden. Schriftliche Abstimmnng ist ausgeschlossen. Ein solcher Antrag bedarf der Unterstützung von mindestens einem Drittel der vorhandenen Stimmen.

§ 17.

Über die Verwendung des Vermögens beschließt im Falle der Auflösung die Haupt- oder Jahresversammlung. Doch darf das Vermögen nur im Sinne der Satzungen und im Gebiete der Provinz oder der Stadt Berlin verwendet werden.

III. Dentscher Verein für ländliche Wohlfahrts- nnd Heimatpflege. Im Auftrage desselben sind der Gymnasialoberlehrer Herr Dr. Eduark Kück (Friedenau) und der Geschäftsführer des Vereins, Herr Schriftsteller Heinrich Sohnrey, mit der Heransgabe eiues Bnches „Feste und Spiele des deutschen Landvolks“ beschäftigt, das hoffentlich noch am Ende dieses Jahres erscheinen wird. Das Buch ist bestimmt, die reiche Fülle unserer eigenen Überlieferungen anf diesem Gebiete aufzndecken, außerdem aber Fingerzeige für eine an die Vergangenheit anknüpfende Veredlnng unserer Volksfeste zn geben nnd womöglich unsere hentige Spielbewegung auf die grünen Anen des heimischen Volkstums zu führen. Als Abschluß der seit Jahren durch nnsere Vereinsorgane nnd sonst betriebenen Sammlungen richtet der Verein an die mit dem Landleben vertrauten nnd besonders mit der älteren Generation des Landvolks in Fühlnng stehenden Leser des Blattes noch einige Anfragen, deren baldige Beantwortung im Interesse der Sache dankbar begrüßt werden würde. Die Antworten bitten wir entweder an die Geschäftsstelle des Dentschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- nnd Heimatpflege Berlin SW. 11, Dessauerstraße 14 oder an Herrn Dr. Kück, Friedenan, Brünnhildestraße 7, zu senden. Anch bereits gedrucktes Material, insbesondere Zeitungsartikel, die ans der lebendigen Überlieferung des Volkes schöpfen, ist willkommen nnd wird, wie die bisherigen Zusendungen, mit Angaben über Autor und Quelle Verwendung finden.

Deutscher Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege.

Berlin SW. 11. Juni 1907.

1. Bekanntlich ist der öffentliche Spiel- und Turnplatz, der Anger oder wie er sonst heißt, in den meisten Dörfern den Verkoppelungen zum Opfer gefallen. Wo hat sich dieser Platz bis heute erhalteu? Welches ist oder war die ortsübliche Bezeichnnng des Angers und zwar im gesamten Gebiet der dentschen

Znnge, also anch in der dentschen Schweiz, Österreich nsw.? Wo hat der Anger gleichzeitig zur Abhaltnng von Gemeindeversammlungen gedient?

2. Erwünscht sind noch nähere Mitteilnngen über die mit den Johannisfenern verbundenen Gebränche. Wo kennt man noch Michaelisfener und wie verlanfen diese Feiern? Wo noch ein Fener am Lichtmeßtage (2. Febrnar), das nur noch ganz vereinzelt vorzukommen scheint? Wo, wie nnd an welchem Tage feiert man noch das Erntebittfest der „Hagelfeier", wo ist die Feier mit einem Fener verbnnden?
3. Wo gibt oder gab es bis in die nenere Zeit festliche Bräuche des Hirtenlebens (feierlicher Anstrieb nnd Heimtrieb der Herde, Wettläufe nsw.)?
4. Erwünscht sind eingehende Schildernngen der festlichen Bräuche, die mit der Weinlese znsammenhängen, nicht nnr in den Rhein- nnd Moselgegenden, sondern anch im Österreichischen, anßerdem Mitteilungen über die mitteldeutschen, süddeutschen nnd österreichischen Erntefestlichkeiten.
5. Dringend bitten wir um die genane Schilderung ländlicher Spiele, die der Großvater nnd die Großmutter in jnngen Tagen gespielt haben nnd die heute ganz oder teilweise vergessen sind. Anf die Beifügung der mundartlichen Bezeichnungen für jedes Spiel, für das Spielgerät, für den Verlauf des Spiels wird Gewicht gelegt.

Unsere Mitglieder werden zur Beteiligung anfgefordert.

IV. Wie können die Volkstrachten erhalten werden? Von Heinrich Hannsjacob. — Anläßlich des 70. Geburtstages des verdienten Schriftstellers und Heimatfreundes im August d. J. bringt die „Deutsche Tageszeitung" obigen Artikel aus H.'s Feder. Ich lege denselben wegen des erwachenden Interesses an der Erhaltung dentscher Volkstracht gern vor.

V. Ernst Debes: Der augenblickliche Stand des Dorfmusenmswesens. Anch dies jetzt anf der Bildfläche des Musenmswesens erscheinende neneste Phänomen ist von Herrn R. Mielke und mir wiederholt erörtert worden. Ich lege den „Tag" vom 14. d. M. vor, in welchem ein Artikel in No. 381 des „Tags" von Prof. Dr. Haendcke über „Volksmnseen" besprochen wird. Ich möchte nur vor einer Überstürznng, wie sie anscheinend bereits eintritt, warnen. Schlecht verwaltete, noch mehr: schlecht behütete Dorfmnseen diskreditieren leicht die an sich gesnnde Idee.

VI. Nach Rheinsberg zum Möskefest. Von M. Ferno. Artikel im „Berl. Lokal-Anz." vom 23. 5. 1907. Möske ist der platt-

deutsche Ausdruck für Waldmeister (Asperula odorata)*), der den Anlaß zum Sammeln seitens der Rheinsberger Schuljugend im Boberow-Walde Mittwoch vor Pfingsten gab. Zufällig kam die Nachricht vom Siege Prinz Heinrichs bei Freiberg gerade zu der Zeit nach Rheinsberg, als das Möskefest gefeiert wurde. Seit jenem Tage wurde aus dem Frühlingsfest ein Jugendfest mit militärischem Charakter.

Ich verstehe nur nicht recht, da Prinz Heinrich die Schlacht bei Freiberg am 29. Oktober 1762 gewann und da der Waldmeister im Mai gesammelt wird, wie dies beides in Übereinstimmung zu bringen ist. Vielleicht helfen uns hier unsere Rheinsberger Freunde.

Das Coumarin, welches bei der Maibowle so lieblich duftet, ist aus dem Waldmeister in der Herbstzeit gänzlich verflüchtigt.

Halb im Scherz, halb im Ernst gestatte ich mir hierbei die Frage, wo in der Bibel die Maibowle empfohlen wird? — Ich finde einen ziemlich deutlichen Hinweis in der Weisheit Salomonis Kap. 2, V. 7: „Laßt uns köstlichen Wein genießen und vergeßt dabei die Maikräuter nicht.“ — Man könnte dergleichen dem würdigen König Salomon, der kein Kostverächter war, zutrauen. Indessen hat die Weisheit Salomonis mit dem Sohne Davids nichts zu tun; gewöhnlich wird sie dem gelehrten alexandrinischen Juden Aristobulos zugeschrieben, der um 130 v. Chr. Jugendlehrer der königlichen Brüder Ptolemäus Philometor und Ptolemäus Physkon war.

VII. Pfingstgebräuche in der Mark. Im Anschluß an das Pfingst-Möskefest macht uns u. M. Herr Rektor Monke noch auf folgendes aufmerksam:

Der Sonntag nach Pfingsten ist in der Mark allgemein der Tag der volkstümlichen Wettspiele auf dem Lande. In den Dörfern des Barnim findet das Vogelschießen (Adlerschießen, Taubenschießen), im Havellande das Tuchschieben, Hahnenreiten, der Hammeltanz und in der Zauche das Hahnenschlagen statt. Das „Tuchschieben“, ein Kegelspiel auf der festlich hergerichteten Dorfstraße, bei welchem gewöhnlich ein Umschlagetuch, eine lange Pfeife und ein gepolsterter Großvaterstuhl als Preise verliehen wurden, ist in den letzten Jahren mehr und mehr durch das Hahnenschlagen oder Hahnenreiten verdrängt worden. Früher war es namentlich im Havellande das beliebteste Wettspiel. In der Nacht vor dem Festtage wurde die Dorfstraße gesäubert, geebnet und mit einer Leine umzogen und ringsum mit Büschen blühenden Flieders geschmückt. Den Anfang der Bahn bezeichnete eine Laube aus Pfingstmaien, in welcher die Festteilnehmer Schatten fanden. Ein Fäßchen Bier durfte natürlich nicht fehlen. Während fleißig gekegelt wurde, sandte der „Ausschuß“ Boten durch das Dorf, welche eine buntbebänderte

*) z. B. bei Fritz Reuter für Mecklenburg.

Kegelkugel, die auf einem Teller lag, mehrere Sträußchen und eine Flasche mit „Kirsch" trugen. In jedem Hause wurde ein Spruch aufgesagt, der zur Teilnahme an dem Fest oder zu einem Kostenbeitrag aufforderte und gewöhnlich mit den Worten schloß: „Ich stelle es ganz in Ihr Belieben, Sie können auch auf dem Teller schieben!" Der gütige Spender erhielt dann einen „Kirsch" oder ein Sträußchen. Wurde beim Spiel auf der Dorfstraße ein Kegel getroffen, so löste dies Ereignis einen Beifallssturm bei den Zuschauern aus, und auf den Ruf „Musike!" bliesen die Musikanten einen Tusch. Wer den Stuhl gewonnen hatte, wurde nach beendigtem Spiel darauf gesetzt; man hängte ihm das Tuch um, gab ihm die Pfeife in die Hand und trug ihn unter Voranmarsch der Musikanten durch das Dorf. Tanz und Gelage, gewöhnlich auch eine kleine Prügelei, beschlossen das Fest. Beim Hahnenschlagen in seiner ursprünglichen Form versuchten die Burschen, im Vorüberreiten einem in einem Korbe sitzenden Hahn den Kopf mit einem Säbel abzuschlagen. Heut schlägt man jedoch mit der Hand gegen den Schwanz eines hölzernen Hahnes, der auf einer oben mit einem Schraubengewinde versehenen Stange steckt. Wer den Hahn so trifft, daß er herunterfliegt, erhält den Preis. Als moderne Abart dieses Wettreitens ist das „Aalradeln„ zu betrachten, das im Havellande vorkommt. Die Teilnehmer an dem Wettspiel erscheinen auf dem Stahlroß und versuchen, im Vorüberfahren einen Aal, der in einem Gefäß mit Wasser schwimmt, herauszugreifen. Aber häufig schwindet der schlüpfrige Gewinn unter den Händen.

Verbindlichsten Dank auch für diese Mitteilung.

VIII. Das Königliche Joachimsthalsche Gymnasium feierte am 24. August v. J. unter dem Direktorat des Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Carl Bardt sein 300jähriges Jubiläum. Ich lege mehrere Artikel und Abbildungen vor, welche die Fürstenschule zu Joachimsthal wie sie 1607 bis 1636 aussah, das den älteren Berlinern noch wohlgekannte Gymnasialgebäude an der Burgstraße bis 1880 und das jetzige Gebäude darstellen, welches die Brandenburgia unter Führung unseres verstorbenen Mitgliedes Herrn Schulrat Prof. Dr. Carl Euler vor einigen Jahren besichtigte.

Trotz allem offiziösen Ableugnen sind es leider bislang vor allem Grundstücksspekulationen, bessere Verwertung des Areals, welche bei den Verlegungen mitgespielt haben. Seitdem die Grund- und Bodenwerte in Berlin, Schöneberg, Deutsch-Wilmersdorf, Charlottenburg ins Ungemessene gestiegen sind, wird wiederum die Notwendigkeit einer Verlegung vorgeschützt. Möge sie, wenn nicht zu vermeiden, schon recht bald erfolgen, dann aber für alle Zeiten. Eine Rückverlegung nach Joachimsthal würde nach mehreren Seiten hin, meiner Empfindung nach, einen Rückschritt bedeuten.

IX. Fontane-Feier in Neu-Ruppin am 8. Jnni 1907. In Ergänzung dessen, was wir am 1. d. M. in Neu-Ruppin bei der Wanderfahrt gesehen und gehört, lege ich znr Durchsicht das von mir gebildete Sonderheft über die schöne Feier aus dem Sammelkasten des Märkischen Mnseums vor. Es enthält Abbildnngen nnd Druckschriften verschiedener Art, die sich auf die Sache beziehen.

Unser Mitglied Herr Emil Plack hat die beifolgenden acht vortrefflichen Aufnahmen während des Brandenbnrgia-Ansflngs gemacht: die Brandenbnrgia-Teilnehmer, Grnppenaufnahme, vor dem Fontane-Denkmal. — Das letztere für sich. — Das friederizianische Häuschen im Tempelgarten. — Das Gymnasialgebäude mit dem Kriegerdenkmal davor. — Die Spitalkirche nnd Gasse. — Die jetzt mit zwei Türmen geschmückte alte Klosterkirche nahe dem See. — Die alte, angeblich 600 Jahre alte Klosterlinde davor. — Gang innerhalb der alten Stadtmauer.

Ich überweise 7 von diesen Photographien der Sammlung des Märkischen Museums nnd spreche dem Herrn Plack nnsern verbindlichsten Dank aus.

Vgl. Monatsblatt XVI S. 194 nnd No. LVI des vorliegenden Protokolls.

B. Persönliches.

X. Unter dieser Rnbrik drängt es mich, zunächst selbst zu einer persönlichen Erklärung das Wort zu ergreifen.

Gelegentlich meines 70. Geburtstages am 23. Juni d. J. sind mir von den verschiedensten Seiten, insbesondere aber vom Vorstand und Ausschuß der Brandenburgia so viele Beweise der Anerkennnng und Teilnahme geworden, daß ich an dieser Stelle meinen herzlichsten und ehrerbietigen Dank aussprechen möchte. Sie haben mir eine Medaille von der Künstlerhand nnseres Mitgliedes Bildhauers Moritz Wolff gewidmet, ferner eine Festschrift mit wertvollen wissenschaftlichen Beiträgen mehrerer unserer Mitglieder nnd eine Silberausstattung, die zumal das Herz meiner Gattin zn erfrenen bestimmt war.

Deren Erkrankung und Abwesenheit von Berlin hat es verhindert, daß das mir zn Ehren geplante Fest in einem öffentlichen Lokal zustande kam. Ich bedanre das natürlich sehr lebhaft, es war die Sache aber doch nun einmal nicht zu ändern. Dafür sind mir dnrch Ansprachen nnd Überreichung von Adressen, durch Hunderte von Telegrammen nnd Anschreiben Ehrungen am 23. Jnni d. J. weit über mein bescheidenes Verdienst hinaus gewährt worden, welche von mir nnd den Meinigen niemals werden vergessen werden.

Nun ist mir der Vorschlag gemacht worden, einznwilligen, daß das Versänmte in Form einer Festlichkeit mir zu Ehren nachgeholt

werde. Sie alle, verehrte Anwesende, werden mich richtig verstehen, wenn ich eine solche Nachfeier freundlichst und ehrerbietigst aber bestimmt abgelehnt habe. Man soll die Feste feiern wie sie fallen, aber nicht auf einen Fest-Torso, wie es hier der Fall sein würde, einen zweiten Fest-Torso aufsetzen.

Schon Ehre genug für mich und die Meinigen, daß ich mit den Mitgliedern und Freunden der Brandenburgia heute nach der Sitzung in dem schönen neuen Rheingold-Lokal, das ich noch gar nicht im Innern gesehen habe, gemeinschaftlich speisen werde.

Für alles Gute und Liebenswürdige, was mir erwiesen worden ist, nochmals meine tiefempfundene Danksagung.

XI. Unser Mitglied, der Kaiserliche Geologe Dr. Paul Hermann in Windhuk, übersendet von dort den beifolgenden, ausführlichen Brief vom 13. v. M., den ich vorlege, da er Interessantes auch für unsere Mitglieder enthält. Vergl. z. B. die Anspielung auf die in der wasserarmen Kolonie zur Auffindung von Wasserstellen gebrauchte Wünschelrute, mit welcher ein geologischer Fachmann sich niemals befreunden wird, weil ihm das dabei eingeschlagene oder einzuschlagende Verfahren als unwissenschaftlich erscheinen muß.

XII. Unser numismatisches Mitglied Herrn Dr. Curt Regling, Kustos am Kgl. Münzkabinet hat zur Erlangung der Vorlesungsberechtigung an hiesiger Universität am 22. Juli d. J. eine Vorlesung über „Vorläufer des Geldes" gehalten, welche auch unser heimatliches Interesse erregt und welche in der Sitzung vom 26. Februar 1908 mit besonderem Bezug auf unsere Heimat wiederholt werden wird.

XIII. Hans Spethmann von der deutschen Island-Expedition als einzig Ueberlebender. Im Mai-Protokoll machte ich darauf aufmerksam, daß Herr stud. Hans Spethmann aus Lübeck, welcher die Brandenburgia-Sitzungen als Hospitant besucht hat, als Geologe zur Teilnahme an die Expedition zur Erforschung vulkanischer Gebiete Islands berufen worden und mit Dr. Walther von Knebel und Maler Max Rudloff nach der fernen nordischen Insel, die noch so viel Rätselhaftes bietet, abgereist sei. Am 21. Juli liefen Depeschen ein, die den Untergang der Expedition und den Tod der Begleiter Spethmanns verkündeten. Herr Spethmann hat hierüber mir persönlich mancherlei und dem B. L. A. folgendes mitgeteilt: „Inmitten einer monotonen, ebenen Lavawüste erhebt sich im östlichen Teile Zentralislands eine hohe Gebirgsmasse, die Dyngjufjöll. Sie umschließt einen weiten Talkessel, der von schwarzstarrender Lava erfüllt ist. Im Südosten des Kessels, der seiner Kistenform wegen den Namen Askja (Kasten) trägt, liegt jener Krater, der 1875 bei einer Eruption entstand. 1876 wurde dieses Gebiet, das bis dahin auch der einheimischen Bevölkerung unbekannt war, zu ersten Male von Menschen betreten, von dem Isländer Jon Torkelson und einem seiner Knechte.

In demselben Jahre fand im Anftrage der Akademie der Wissenschaften zu Kopenhagen auch eine wissenschaftliche Durchforschung des Geländes von seiten des dänischen Geologen Johnstrup statt. Nahe dem Krater, der sich wieder bernhigt hatte, dehnte sich ein weiter, über 200 m tiefer Kesselbruch ans. An seinem Grunde und an seinen Gehängen sprangen Geysire, fauchten Schwefelquellen und quollen heiße Sprudel empor. Nnr fünf Tage vermochte sich Johnstrnp in dem unwirtlichen Gebiete zu halten; ihm konnte er nur zwei geologische Studien widmen wegen des Nebels, der dann eintrat. 1884 ist die Askja dann noch einmal von wissenschaftlicher Seite aufgesucht worden, und zwar von dem isländischen Geologen und Geographen Thorwaldur Thoroddsen. Lediglich einen Tag konnte er wissenschaftlich tätig sein. Er konstatierte, daß in dem Einbruchskessel sich ein kleiner See angesammelt habe mit lauwarmem Wasser (17°C). Nicht wenig waren wir daher erstaunt, als wir am 1. Jnli d. J., morgens 5 Uhr, bei der Anknnft im Südosten der Askja einen großen See vorfanden, den eine grüne Eisdecke überzog. Der See war, wie ein Vergleich der Karte Thoroddsens mit den wirklichen Verhältnissen lehrte, bedeutend an Umfang und somit auch an Tiefe gewachsen. Aus einem ausgedehnten Areal sammeln sich in ihm die Niederschläge, ohne einen Abfluß zu finden. In diesem See ertranken am 10. Juli nachmittags meine treuen Freunde Walter von Knebel und Max Rudloff, mitten in der Ausübung ihrer Forschertätigkeit. Ihnen zum Gedächtnis sei der See fortan Knebelsee, der Krater Rudloffkrater benannt, eine Bezeichnung, welche die Isländer auf meine Veranlassung bereits angenommen haben. Der Rudloffkrater hat sich gleich dem Knebelsee seit Thoroddsens Anwesenheit ebenfalls beträchtlich verändert, in seiner Tiefe brodelt ein kochender See, umrahmt von rauchenden Schwefelquellen."

Das Unglück ist sicherlich durch das Zusammenklappen eines aus zwei Stücken bestehende linnenen Falt-Bootes enstanden, das zu besteigen, Spethmann, die furchtbare Gefahr richtig überschauend, sich mit Recht weigerte. Zugegen gewesen ist Spethmann bei dem Verunglücken seiner Gefährten nicht, Spuren sind von ihnen nicht wieder aufgefunden und er hat nach mehrtägigem fruchtlosen Abwarten den Rückweg antreten müssen, wobei ihm Herr Sigurdson, Leitender des isländischen Lehrerseminars und einer der besten Heimatkundigen Islands als Führer Hülfe leistete. Ich lege Ihnen eine Kabinettsphotographie hergestellt in Akureyri vor, welche beide Herren in charakteristischer Weise zeigt.

Herr Spethmann ist bereits bei mir gewesen, reist jetzt nach seinem Elternhause in Lübeck und wird als Gast in unserer Mitte, vermutlich schon in der Sitzung am 30. Oktober, erscheinen.

Vorläufig freuen wir uns über seine glückliche Errettung von Herzen.

XIV. Rektor Schillmann ist am Charfreitag, 29. März d. J., in Potsdam verstorben. Er war, als er noch in Berlin lebte, lange Zeit ein tätiges Mitglied des Vereins für die Geschichte Berlins. Schillmann ist am meisten bekannt geworden durch eine Geschichte der Stadt Brandenburg a. H. Mündlich verspätet mitgeteilt durch seinen Sohn Herrn Gutspächter Schillmann auf Neue Mühle südlich Spechthausen, Kreis Ober-Barnim.

XV. Domkapitular Dr. Friedrich Schneider, ein spezieller Frennd und kunstgeschichtlicher Berater Kaiser Friedrichs nnd seiner Gemahlin ist vor einigen Tagen in Mainz, 72 Jahre alt, gestorben. Wir betranern in ihm einen der kundigsten Forscher im Gebiet des christlichen Mittelalters, insbesondere der Altertümer der römisch-katholischen Kirche. Ich habe mich wiederholt seiner Belehrnng in Mainz erfreuen dürfen.

XVI. Professor Dr. Julius Eduard Hitzig, der vor kurzem den psychiatrischen Lehrstnhl in Halle a. S. aufgegeben nnd sich zur Heilung nach St. Blasien begeben hatte, ist am 22. August 1907 daselbst verstorben. Er hatte am 17. März d. J. sein 25jähriges Dozenten-Jubiläum gefeiert. Berühmt sind seine Forschungen über die psychischen Lokalisationen im Großgehirn. 1885 begründete er in Halle die Irrenklinik als die erste derartige selbständige psychiatrische und Nervenklinik an den preußischen Universitäten. Professor Hitzig ist am 6. Februar 1838 als Sohn des bekannten Berliner Architekten Georg Heinrich Friedrich Hitzig geboren; er promovierte im Jahre 1862 in Berlin. Nachdem er in Berlin ein paar Jahre doziert hatte, folgte er 1875 einem Rnf nach Zürich als Direktor der dortigen Irrenanstalt. Dann, im Jahre 1879, ging er zur Provinzial-Irrenanstalt zu Nietleben bei Halle über, die er als Direktor leitete, bis am 17. März desselben Jahres seine Ernennung znm ordentlichen Professor in der medizinischen Fakultät der Universität Halle erfolgte. Sechs Jahre später — 1885 — wurde in Halle ein neues Ordinariat für Psychiatrie nnd Nervenkrankheiten gegründet. Unter Professor Hitzigs Leitung trat infolgedessen eine Klinik für Psychiatrie nnd Nervenpathalogie ins Leben. Im Herbst 1903 nötigte Hitzig eine fast völlige Erblindnng in den Rnhestand zu treten. Er veröffentlichte zahlreiche Arbeiten über Hirnchirurgie. Geschichte der Epilepsie, periodische Geistesstörungen, das Großgehirn usw. Hitzig gehört zu den wenigen Berühmtheiten, denen schon bei Lebzeiten ein Denkmal gesetzt wurde. Es steht in der Halleschen Nervenklinik. Eduard Hitzig entstammt einer berühmten Familie. Sein Vater, Friedrich Hitzig, war Präsident der Königlichen Akademie der Künste, der Großvater Dr. Eduard Hitzig, Kriminal-Gerichtsdirektor in Berlin. Professor Hitzigs Gemahlin ist eine Tochter des berühmten Marburger Theologie-Professors Ernst Konstantin Ranke.

Durch Vater und Großvater, insbesondere durch den letzteren, den Freund E. T. A. Hoffmanns, Chamissos nnd aller sonstigen berlinischen

Berühmtheiten der Biedermayerzeit, wird der Enkel uns persönlich näher gerückt. Seit mehreren Jahren mit Herrn Geh. Medizinalrat Hitzig bekannt geworden, hat er vielfach großes Interesse für nusere heimatkundlichen Bestrebungen, desgl. für das Märkische Mnseum bekundet und demselben, anf meine spezielle Bitte mehrere von Berliner Künstlern gemalte Ölgemälde seiner Eltern und Großeltern vermacht. Die absteigende Linie Hitzig stirbt leider mit dem genannten Psychiater aus.

XVII. Kürzlich verstorben ist nnser langjähriges Mitglied Herr Kaufmann Albert Danmann.

XVIII. Gnstav Steinhardt †. Ganz besouders schmerzlich trifft uns das am 22. d. M. nach langem schweren Leideu erfolgte Abscheiden des Kais. Postrats a. D. Steinhardt, Beigeordneteu der Stadt Treuenbrietzen. Sie alle kennen den kenntnisreichen liebeuswürdigeu Mann, der bei dem Besuch unserer Gesellschaft den freundlicheu Führer machte und dem wir eine Reihe wertvoller Mitteilungeu iu nnserem Mouatsblatt verdanken. Seit vielen Jahren hat er die Pflegschaftsfahrten des Märkischen Musenms in die Fläminggegend treulichst unterstützt nud demselben manche wertvolle Sammlungsstücke zngewendet. Wir haben seiner Gattin Clara geb. Krüger, mit welcher er in glücklicher, kiuderloser Ehe lebte, ein herzliches Beileidsschreiben zugeheu lassen. Steinhardt hat iu deu letzten Jahren weite Reisen nach den Mittelmeerländern Marokko, Algerieu, Tunis, Aegypten, Syrieu pp. nnternommen. Er wird uns unvergeßlich bleiben.

(Die Versammlung erhebt sich von deu Sitzen zur Ehrung der Verstorbeneu.)

C. Naturgeschichtliches.

XIX. Neues vom Mammut. Elephas primigenins ist uuter den diluvialeu Kuochenfnnden so häufig vorhanden in nnserer Provinz, auch das Znsammeuleben des Menschen mit diesem Dickhänter bei uus so zweifellos, daß eine ueue Beobachtung über den Körper des Tieres, dessen Weichteile nur in Sibirieu im ewigen Eise sich erhalteu haben, vou größtem Interesse ist. Wiederholt haben wir des Mammntkadavers gedacht, welcher im Mai 1896 am Steilnfer der Beresowka znm Vorscheiu kam (vgl. Brandenburgia XIV. S. 465 u. 515). Das Tier war während des Fressens mit Fntterresteu im Maul, Schlund uud Magen veruuglückt nnd alsbald eingefroren. Prof. A. Brandt, der sich mit der Auatomie des in Petersburg aufgestellten Tieres seit langer Zeit beschäftigt, teilt im Biologischen Zentralblatt mit, daß der Schwanz des Mammnt kürzer als bei deu lebenden Elefanten, dagegen au der Schwanzwnrzel derartig verbreitert ist, daß mau ihu mit dem anfgeblaseneu Nackeu der Brillenschlange vergleichen könnte. Auf der Unterseite ist er zart behäutet nnd mit weichem Fettpolster versehen, so daß er als Afterklappe die Leibesöffnnng vor Erkältung geschützt hat.

Der vorgeschichtliche Mensch hat diese Fettmasse wahrscheinlich als Delikatesse verspeist. Auf einer im Palaeont. Museum des Jardin des Plantes in Paris verwahrten Elfenbeinplatte des späteren Diluviums ist ein Mammut deutlich mit der Afterklappe graviert, die man sich bislang nicht erklären konnte. Man hielt in manchen Kreisen diese Skulptur für eine moderne Fälschung und die angedeutete Verbreiterung der Schwanzwurzel für eine Ungeschicklichkeit des Fälschers. — Jetzt zeigt, was vor Prof. Brandt kein moderner Mensch wußte, daß das Mammut wirklich eine Afterfettklappe gehabt hat: damit schwindet das letzte Bedenken, welches gegen die Autentizität der perigorden Mammutgravierung geltend gemacht werden konnte. — Siehe auch Naturwiss. Wochenschrift, Bericht von V. Franz, No. 30 vom 28. Juli 1907, Seite 479.

XX. Die deutschen Seeküsten in ihrem Werden und Vergehen. Von Dr. Fr. Solger. Ich habe stets mich bemüht, im heimatkundlichen Interesse die Aufmerksamkeit auch auf die deutschen Ost- und Nordseeküsten zu richten, weil, obwohl unsere Provinz nicht am Meere liegt, sie demselben doch so außerordentlich nahe liegt, daß es seit der Tertiärzeit auch auf unser Brandenburg den größten Einfluß ausgeübt hat und zwar meteorologisch bis heute, tektonisch durch die die Hebungen und Senkungen der beiden Meere, deren Veränderungen sich auf die Elbe und Oder mit ihren Nebenflüssen, die Seen und Moore stets geltend gemacht haben. (Vgl. u. a. meine Besprechung der Deeckeschen Schrift, dgl. der Spethmannschen Arbeiten in der Maisitzung v. J.). Namentlich die Dünen, mit denen u. M. Solger sich seit Jahren erfolgreich beschäftigt, werden eingehend berücksichtigt. Ebenso die Torfmoore an der Küste, die zusammengepreßt unter der ungeheuren Last der Düne liegen, aber wieder zum Vorschein kommen, wenn die Düne landeinwärts rückt und das Meer mit den Torfbrocken, Torfhölzern usw. spielt. Das Auftreten dieses untermeerischen Torfes ist ohne Senkung der Küstenlinie zu erklären.

Daneben gibt es aber in der Tat vor unseren Küsten versunkene Wälder, Wiesen und Moore, die mit dem Sinken des Landes unter Meer geraten sind. Diese versunkenen „Wälder“ pp. haben botanisch und auch phytogeologisch einen abweichenden Charakter, die Mineralisierung und Verkohlung der Holzreste ist um viele Jahrtausende weiter fortgeschritten, deshalb sieht z. B. Treibholz der ersteren Kategorie ganz anders aus als Treibholz der zweiten Kategorie, das mitunter an Braunkohlelignite erinnert, aber mit diesen noch viel älteren Holzresten aus dem Tertiär nicht verwechselt werden darf. Jedenfalls sind an der mecklenburgischen und pommerschen Küste vom Grunde der Ostsee Werkzeuge erhoben worden, welche bezeugen, wie noch der Mensch der jüngeren Steinzeit Flächen bewohnte, die heute unter dem Meeres-

spiegel liegen; so habe ich seit Jahren bemerkt, daß die Ostsee am Strand der Inseln Zingst und Darss gar nicht selten bearbeitete Feuersteine aus der Tiefe der Ufer-Schar Pommerns auswirft.

Auch die Nordseeküsten bieten ganz ähnliche Erscheinungen, wie ich sie vor Jahren auf Sylt und in der Nähe der Düne vor Helgoland nachgewiesen. Die Verhältnisse sind aber an der Nordsee von jeher in Folge der Gezeiten gewaltigere als im Balticum gewesen. Die Schutzbauten, Deiche, Polderanlagen, werden von Solger beschrieben, besonders die neue Küstenmauer von Helgoland. Die verdienstliche Arbeit bildet das 8. Heft des I. Jahrgangs von „Meereskunde, Sammlung volkstümlicher Vorträge zum Verständnis der nationalen Bedeutung von Meer- und Seewesen her„ von dem mit unserer Universität verbundenen Institut für Meereskunde.

XXI. Die Festschrift zum 25jährigen Bestehen der Gesellschaft für Erdkunde in Greifswald. 1905—1906. Herausgegeben in Auftrage des Vorstandes von Rudolf Credner. Greifswald 1907. — Die meisten hierin enthaltenen Einzelarbeiten sind bereits in der Brandenburgia erwähnt worden. Es seien daher nur die folgenden zwei besprochen:

a) A. Bellmer: Untersuchungen an Seen und Söllen Neuvorpommerns und Rügens. Die Untersuchungen erstrecken sich auf eine größere Reihe von Seen und Söllen, die an ähnliche Gebilde in unserer Provinz erinnern. Es wird die meisten unter uns interessieren, wie es mit dem berühmten sog. Herthasee bei Stubbenkammer steht, der eigentlich schlecht und recht der Borgwallsee heißt. Er hat ca. 2 ha Fläche, eine Breite von 125 m und ein Niveau von 125 m über NN. Der im Volk als unergründlich geltende See hat eine Maximaltiefe von 11 m. Der Grund ist im O sandig, sonst moorig. Er besitzt einen unterirdischen Abfluß, die Golgathaquelle in der Erosionsschlucht zwischen Groß- und Klein-Stubbenkammer.

Wegen der Sölle verweise ich auf meine Besprechung der Geinitzschen Veröffentlichung in unserer Mai-Sitzung. Über die Erklärungsversuche läßt sich folgendes Schema in Antithesenform aufstellen:

1. Die Sölle sind ihrer Mehrzahl nach ursprüngliche, gleichzeitig mit dem Aufbau des Bodens entstandene Formen. Dazu gegensätzlich:
2. die Sölle sind nachträglich entstandene Bodenformen und zwar sind sie gebildet:
   a) durch Erdfälle infolge Auslaugung;
   b) durch Erdfälle bezw. Nachsacken über totem Eis;
   c) durch Evorsion.

„Von einer endgiltigen Stellungnahme unsererseits," sagt der Verfasser, „zu diesen verschiedenen Erklärungsversuchen sehen wir ab." — Wir auch.

b) Dr. August Thienemann: Planaria alpina auf Rügen und die Eiszeit. Trotz des wenig versprechenden Titels enthält diese Abhandlung eine Menge Dinge, die sich auch auf unser brandenburgisches Klima in der Vorzeit beziehen lassen, ferner entnehme ich am Schluß des Referats daraus Veranlassung, auf die wahrscheinliche Entstehung mehrerer Fischarten bei uns während der Eiszeit aufmerksam zu machen. Pl. alpina ist ein Strudelwurm sehr kalter Bäche, welcher während der Eiszeit nach Deutschland gelangt ist und sich an wenigen Lokalitäten erhalten hat. Als solche sind von Thienemann auf Rügen die ins offene Meer einmündenden Bäche Jasmunds scharfsinnig erkannt von Dwasiden—Saßnitz bis Stubbenkammer—Bisdamitz. Zum Teil lebt dieser auch aus dem Thüringer Wald, ferner vom Riesengebirge, Schwarzwald usw. bekannte Strudelwurm unterirdisch an den kältesten Stellen. Gleichwohl wird es ihm in Rügen allmählich zu warm, denn die geschlechtliche Fortpflanzung beobachtete Thienemann nur selten, im Gegensatz zu der Vermehrung durch Teilung. Die sämtlichen in Frage kommenden rügenschen Bäche habe auch ich vom Juni bis Mitte August d. J. untersucht.

Planaria alpina kommt in der norddeutschen Tiefebene sonst überhaupt nicht vor, wenigstens ist sie noch nicht nachgewiesen. Fragt sich, ist sie ein alpines Relikt der Eiszeit (sie kommt in der Schweiz, Seealpen, Pyrenäen vor) oder ein nordisches, auf Skandinavien zu beziehendes Relikt. Thienemann scheint sich für letztere Eventualität entscheiden zu wollen, zumal er ein Exemplar selbst bei Bergen in Norwegen gefunden hat. Ganz bestimmt spricht Verfasser sich nicht aus. Schließlich gelangt er dahin (mit W. Voigt), daß in präglazialer Zeit Pl. alpina mit einem andern Strudelwurm, Polycelis cornuta nur den alten Kontinent bewohnte. Pl. alpina hat also die in der Brandenburgia öfters besprochene Yoldia-Zeit*) erlebt, deren ältere Zeit etwa dem Küstenklima des karischen Meeres entsprechend war mit — 8 bis 9° C Jahrestemperatur, und die jüngere etwa West-Spitzbergen entsprechend mit — 5 bis 7° C. Von diesem gewaltigen Yoldia-Meer, das nach einigen durch den bottnischen Meerbusen, nach anderen durch die großen schwedischen Landseen mit dem Eismeer in Verbindung stand, haben sich Konchylienreste (Yoldia-Tone) in unserer westlichsten Ostsee bis zur Oder noch nicht nachweisen lassen.

Das Land hob sich und die Ostsee wurde zu einem großen allmählich aussüßendem Riesensee, dem Ancylus-See, so recht unzweck-

*) Yoldia, eine hocharktische Muschel, die als Leitfossil die Yoldia-Meer-Fauna kennzeichnet; Yoldia (Portlandia) arctica Gray lebt heut im Karischen Meer.

mäßig nach einem winzigen, helmförmigen Schneckchen, Ancylus fluviatilis*) benannt, das in Schweden häufig ist, auf der deutschen Küste aber fehlt, sodaß bezüglich letzterer der Name „der Ancylnssee“ eigentlich unpraktisch, ja geradezu irreführend gebraucht wird. Man sollte besser dafür sagen „der Limnaea-See“, denn die Schnecke Limnaea ovata kommt darin massenhaft, also als Leitschnecke, vor nnd diese Schnecke hat sich auch durch die gleich zn erwähnende Litorina-(Scrobicularia-) und die Mya-Periode hindnrch als charakteristische Küstenschnecke, die, obwohl eigentlich Süßwassertier, doch das schwachsalzige bezw. das brackische Ostseewasser der pommerschen Küsten recht gut verträgt, bis heut erhalten. Von der binnenländischen Limnaea ovata weicht die Ostsee-Ufer-Limnaea typisch ab.

Das Klima hatte sich inzwischen im Jahresmittel langsam aber im ganzen doch recht beträchtlich aufgewärmt, etwa bis zu + 5°. Der Ancylussee ähnelt, sagt Thienemann, etwa einem hochgelegenen Alpensee der Gegenwart. In der Ancyluszeit drangen als Strudelwürmer Konkurrenten der Planaria alpina zuerst die genannten Polycelis cornuta nnd Planaria gonocephala ein.

Viel schwieriger gestaltete sich aber während der nnnmehr folgenden sogen. Litorina-Periode**), wobei eine neue Senknng und Erbreiterung der Ostsee erfolgte, der Kampf ums Dasein auf seiten der Planaria alpina. Die Scrobicularis-Periode ist in der Brandenburgia wiederholt genau erörtert worden. Das Klima war erst „norwegisch“ nnd wurde nun „englisch“, d. h. + 8 bis 9 ° C jährlich. Dies ist ein höheres Jahresmittel als wir jetzt haben: d. h. das Klima muß in der Litorinazeit wärmer als jetzt bei uns gewesen sein.

Nun entspricht der Scrobiculariaperiode die Zeit der Küchenabfälle (Kjökkenmöddinger) in Dänemark oder die älteren alluvialen Torfablagernngen in der Provinz Brandenbnrg, d. i. die älteste jungsteinzeitliche Periode, Palaeo-Neolithik, jetzt richtiger Mesolithik genannt, die Steingeräte unpoliert, die Äxte im Durchschnitt rautenförmig u. s. f.

Früher hat man geglaubt, für die Kjökkenmöddingerzeit ein sehr hohes Alter ansetzen zu sollen, weil die Kultnr eine sehr primitive sei nnd u. A. weil, wie Japetns Steenstrup vor Jahrzehnten feststellte, darin der nordische Papageitaucher (Alca impennis), die Eidergans u. dergl.

*) An der pommerschen Küste sehr selten. Auf Rügen von mir in der Sagarder Brunnenau bereits 1865 und diesmal wieder im August 1907 lebend gesammelt.

**) Ich sage Scrobicnlaria-Periode, weil die unscheinbare Schnecke Litorina in den betr. deutschen Ablagerungen nur selten vorkommt, wogegen die große Masse der Muscheln aus den kreidig-weißen ansehnlichen Schalen der Scrobicularia piperata besteht, die während der Mya-Periode an den Pommerschen Küsten ausgestorben ist und lebend daselbst nicht mehr vorkommt.

nördliches Geflügel usw. vorkommen. Indessen nördlich und nordisch ist nicht dasselbe, die Eidergans (Somateria mollissima) lebt noch jetzt auf Sylt, kommt auf den Brutinseln bei Frederiksholm und Christiansöe nahe Bornholm vor und auch die Alca impennis ist im Süden weiter verbreitet gewesen, hier aber allmählich durch den Menschen (das letzte Paar im Jahre 1844) ausgerottet worden. Dieser Riesenalk ging eben früher weiter nach Süden, er ist kein arktischer Vogel.

Andererseits beweisen die Austernhaufen und andere Tierreste, daß das Meerwasser salziger und die Winter wärmer waren, als jetzt. Jetzt können die Austern z. B., deren Schalen zu Millionen an der Küste der Insel Seeland bei Meilen gefunden worden sind, dort nicht mehr leben: das Wasser ist zu kalt und salzarm und infolgedessen nicht mehr imstande, die Auster und mehrere andere edle Schaltiere zu ernähren; das haben mehrfache neuerliche fehlgeschlagene Eingewöhnungsversuche bestätigt.

Nach der Scrobicularia-Zeit folgten wieder Hebungen und Senkungen in unserer Ostsee, darunter die durch das Massenauftreten der großen Gienmuschel (Mya arenaria) gekennzeichnete Mya-Periode. Allmählich haben sich — wie angedeutet — unter Verkühlung der Jahrestemperatur bis auf + 7 bis 6° C die Verhältnisse bis zur Jetztzeit klimatisch etwas verschlechtert.

Alles dies gilt auch vom Binnenlande, insbesondere von unserer nächst angrenzenden Provinz Brandenburg. Thienemann hat bei seinen Untersuchungen über den Klimawechsel zwei interessante Arbeiten benutzt: W. C. Brögger: om de senglaciale og postglaciale nivåforandringer in Kristianiafeltet. (Norges geologiske undersögelse No. 31. Kristiania 1900/01 und Gunnar Andersson: Hasseln i Sverige fordom och nu. En geologisk-växtgeografisk Undersökning belysande frågon om klimatets förändring sedan Litorinatiden. (Sveriges geologiska Undersökning ser. c. a. No. 3. Stockholm).

Die letztgedachte Schrift über die Verbreitung des Haselstrauchs stellt fest, daß das Maximum in die Zeit kurz vor dem höchsten Stande des Litorina- (Scrobicularia-) Meeres falle. Dann wird der Rayon von Corylus avellana immermehr beschränkt — bis heut. Also auch hier im Lande (nicht bloß im Süß- oder Salzwasser) der Beweis für die Verschlechterung des Klimas.

Die äußerst vorsichtigen und mühsamen Untersuchungen des Herrn Thienemann regen aber auch zu einer anderen Betrachtung an, nämlich über die schöpferische Wirkung der Eiszeit.

Diejenigen Geologen, welche der Biologie fern stehen, nehmen gewöhnlich an, daß während der Eiszeit überhaupt kein und während der Zwischeneiszeiten nur ein spärliches Leben in unserm Vaterlande existiert haben könne. Ein solches theoretisches unbewiesenes Axiom

wird von diesen Herren gern ausgespielt auch gegen das Vorhandensein des Menschen und menschlicher Kultur während der gedachten viele Jahrzehntausende umfassenden Epoche.

Der Biologe, mit welchem der einseitige unter den Geologen sich leider selten verständigt, denkt ganz anders. Wie heut in der Gletscherwelt, selbst in der furchtbaren Eiskappe des Südpols, keineswegs absolute Negation des Lebens herrscht, vielmehr Leben auf dem Lande wie im Wasser vorhanden ist, so ist es während der letzten geologischen Eiszeit analog bei uns gewesen, nur war hier noch mehr Leben vorhanden, weil die Nachbarschaftsverhältnisse viel günstiger lagen, als sie, um das Beispiel von der Antarktis beizubehalten, dort heutigen Tages liegen.

Thienemann deutet (S. 446) wenigstens von weitem darauf an, wenn er sagt; „schon die wundervollen Wege, die Planaria alpina auf Rügen seit der letzten Eiszeit gewandelt ist, sprechen aufs neue für die große Bedeutung des Faktors, für den kürzlich Zschokke*) ein schönes Wort geprägt hat; die biologische Kraft der Eiszeit.“

Die biologische, die zeugende Kraft der Eiszeit, die dem hergebrachten Geologismus etwas Unverständliches und Unverstandenes ist, ja diese schaffende Kraft der Eiszeit ist es, welcher wir am letzteren Ende überhaupt den Kulturmenschen verdanken.

Ich kann mich hierauf, als auf ein Thema, über das man stundenlang sprechen könnte, heute Abend nicht einlassen, will also den von Thienemann gesteckten Rahmen der biologischen Betrachtung nicht allzusehr überschreiten, vielmehr lediglich nur auf ein paar Wassertiere kommen, die sich bei unserer Betrachtung von selbst aufdrängen, und die zum Teil für die Fischerei innerhalb unserer Provinz Brandenburg recht praktische Bedeutung besitzen.

Da spielt in der sogenannten Reliktenfauna ein Krebs Mysis relicta eine Hauptrolle, in den schwedischen großen Süßwasserseen, aber auch im Eismeer vorhanden. Man nahm an, daß, als die Verbindung mit dem letzteren durch Schweden hindurch aufhörte, er hier hängen blieb und sich allmählich an das Süßwasser gewöhnte.**)

Dieser Krebs, Mysis relicta, der deutschen Seen ist nach Samter, vgl. die Fußnote, ein Relikt des Yoldiameeres. Im Süßwasser-

*) Zschokke: Die Tiefenfauna des Vierwaldstättersees. Verhandl. Schweiz. Nat. Ges. 1905. Separatabdr. S. 22. Sonst noch von demselben zu zu vergleichen: Tierwelt der Hochgebirgsseen. Neue Denkschr. d. Schweiz. Nat. Ges. Bd. 37. 1900 und Die Tierwelt der Schweiz in ihren Beziehungen zur Eiszeit. Basel 1901.

**) Thienemann S. 455 zitiert: „vgl. vor allem: Die geographische Verbreitung von Mysis relicta, Pallasiella quadrispinosa, Pontoporeia affinis in Deutschland als Erklärungsversuch ihrer Herkunft. Anhang zu den Ab. Königl. Preuß. Akad. Wiss. 1905. Hierin ein ausführliches Literaturverzeichnis.“

Ancylussee wurde die marine Eismeerform zur Süßwasserform umgebildet und wanderte vor dem einbrechenden Litorinameer durch die Ostseeströme in ihr heutiges Verbreitungsgebiet ein.

Nun noch ein Wort über unsere Ihnen wohlbekannten brandenburgischen Tiefseefische, die Maränen (Coregonen). Es ist mir als Fischkenner und Fischereifreund schon seit meiner Jugend aufgefallen, weshalb diese ebenso merkwürdigen wie wohlschmeckenden Fische gleich ihren Stammverwandten in den oberbayrischen, Tiroler und Schweizer Seen sich fast das ganze Jahr hindurch in großen Tiefen aufhalten und sie nur auf kurze Zeit verlassen, um zu laichen. Und dieses Laichgeschäft verrichtet unsere Edel-Maräne (Coregonus maraena) vorzüglich im Madüsee, die Pracht-Maräne (Coregonus generosus Peters) vorzüglich im Pulssee, Kreis Soldin und die kleine Maräne (Coregonus albula Linné) in vielen Tiefseen der Neu-, Mittel- und Uckermark in den kalten Monaten November bis Januar gleich der vierten Maränenart, die in der Provinz Brandenburg vorkommt, dem Schnäpel (Coregonus oxyrhynchus Linné), der allerdings aus der Ost- und Nordsee in unsere Flüsse aufsteigt*) und gleich dem Felchen (Coregonus Wartmanni Bl.), der Bodenrenke Coregonus fera Jur.) und dem Kilch (Coregonus hiemalis Jur.)**)

Sieht man von den in der zweiten Fußnote genannten Fischen, die (von Lota abgesehen) mit den Coregonen zusammen in eine Familie, die der Salmonoiden, gehören, ab, so laicht die ganze übrige heimische Fischgesellschaft vom warmen Frühling ab bis in den Juli hinein. Das kann man verstehen, die Natur ist nach dem Winterschlaf zum Leben, zur Erneuerung, zur Vermehrung erwacht, nichts natürlicher, als daß die warmen Frühlings- und Sommernächte in dieser Weise auch auf die Wassertiere, insbesondere die Fische, einwirken.

Wenn unsere Maränen hiervon eine Ausnahme machen, so kann das nur mit deren Entstehung zusammenhängen. Nach meiner Auffassung sind sie in zwei Gruppen zerfallend Erzeugnisse der Eiszeit: Die Gebirgsgruppe (Saibling usw.), ein Erzeugnis der alpinen Vergletscherung und die Gruppe der norddeutschen Ebene (Coregonus albula, generosus und maraena) ein Erzeugnis der nordischen Eiszeit. Mit letzterer sind die Stammeltern zu uns gekommen und haben sich bis zur Yoldiazeit

---

*) Etwas früher laicht wohl der Schnäpel schon, nämlich im Oktober und November, wenn ihm das Meer im September schon zu stürmisch und kalt wird.

**) Ferner sind Winter-Laicher die Bachforelle (Trutta fario L.), die Meer- oder Lachsforelle (Trutta trutta L.), die Seeforelle (Trutta lacustris Agass.), der Lachs oder Salm (Trutta salar L.) und der Saibling (Salmo salvelinus L.). Ganz isoliert steht sonst noch da unsere Quappe (Lota vulgaris Cur.), die zur Familie der Gadoiden und Schellfische gehört, als exzessive Winterlaicherin da.

vielleicht konvergierend verhalten, seit der Yoldiazeit aber wegen der ihnen nicht zusagenden vermehrten Wärme der Ancylus-, Scrobicularia- und Mya-Zeit im Kampf ums Dasein nur an einzelnen Tiefpunkten erhalten können. Die am meisten kalte Zeit vom November bis nach Neujahr und dabei gleichzeitig meist noch — wenigstens teilweise — eisfreie Zeit war und ist also für sie die anregendste, deshalb die einzige Zeit, welche für das Fortpflanzungsgeschäft, die wärmere Zeit gerade für sie die unangenehmere, die sie deshalb träge in der kühlen Tiefe zubringen. Sie verhalten sich also in dieser Zeit aus atavistisch-biologischen Gründen genau umgekehrt, wie die viel später eingewanderten übrigen Fischarten. Gerade dieser Zug weist auf umgekehrte Lebens- und Entstehungsverhältnisse, d. h. auf die Eiszeit hin. Wer außerdem berücksichtigt, wie Schweden und Norwegen das eigentliche Vaterland der nördlichen Coregonum-Arten sind, in wie vielen Arten und welcher ungeheuren Menge und Schönheit sie dort vorkommen, der wird gezwungen sein, die Herkunft unserer norddeutschen Coregonen in Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Pommern und Brandenburg mit den skandinavischen Stammformen in Verbindung zu bringen.

Wer die märkischen Maränen kennt, staunt über deren Mannigfaltigkeit, die in den drei Formenkreisen C. maraena, generosus und albula einstweilen untergebracht und seit der Yoldiazeit in einzelnen Fischrevieren im Kampf ums Dasein entstanden sind. Ich hatte vorhin die drei alpinen Hauptformen, Felchen, Renke und Kilch genannt, so führt sie 1863 der sehr sorgfältige C. Th. E. v. Siebold in seinen Süßwasserfischen von Mitteleuropa auf, Zschokke sagt (bei Th. a. a. O. S. 455), daß sich in den Trümmern der Schweizer Pfahlbauten die Überreste von nur zwei Coregonen finden, während die Seen der Schweiz heute 8 Unterarten und 22 Varietäten der Felchen beleben. — Die ältesten steinzeitlichen schweizerischen Pfahlbauten fallen mit der Kjökkenmöddinger, also mit der Scrobicularia-Zeit zusammen, d. h. mit der größten Wärmeentwickelung der Alluvialzeit. Damals war für die Coregonen alpiner wie nordischer Herkunft der Daseinskampf am schwersten, da nahmen sie ab, starben vielfach ganz aus und bildeten sich in den isolierten Gewässern, wo sie sich erhalten konnten, zu neuen Formen (species oder Varietäten) aus. Ich muß hier abbrechen, will nur noch hinzufügen, daß der Daseinskampf der Coregonen in unserer Provinz noch nicht zu Ende ist, in den wenigen tiefen, sich im Laufe der Jahrhunderte aus verschiedenen Gründen wieder etwas erwärmenden Seen sterben sie leider ersichtlich aus. Es sind eben Eiszeittiere, denen die neueste Wassertemperatur nicht mehr zusagt.

XXII. Die Riesensteine des Fläming. Ich reiche Ihnen eine Ansichtspostkarte mit dieser Aufschrift herum. Die Karte ist von unserm Mitglied Zahnarzt K. Reichhelm in Treuenbrietzen gefertigt und

für zehn Pfennig verkäuflich. Herr R. hat, nm das bildliche Material für die Abbildnng dieser 20 Steinriesen, die meist recht sehr abseits vom Wege liegen, zu gewinnen, nuendliche Mühe nnd Sorgfalt anfwenden müssen. Ich kann nnr jedem Mitgliede dringend empfehlen, sich einige Exemplare zu verschaffen, einmal znr eigenen Belehrung dann aber anch, nm Bekannte und Verwandte auf diese Natnrdenkmäler aufmerksam zn machen. Die Fachkundigen, z. B. die Professoren Dr. Penck-Berlin, Jentzsch-Berlin, Heim-Zürich, Hahn-Königsberg i. O., Geinitz-Rostock, Credner-Greifswald n. s. f., denen ich Exemplare zugesendet, hatten ihre Frende daran und änßerten sich znm Teil höchst lobend nnd anerkennend.

Sie finden unter den 20 Steinen verschiedene bekannte wieder, die ich auf Pflegschaftsfahrten des Märkischen Musenms in den letzten Jahren mit Hilfe der Herren Museumspfleger Reichhelm nnd † Steinhardt zn Treuenbrietzen aufgesncht, vermessen, petrographisch — allerdings nnr makroskopisch — also nnr nngefähr bestimmt nnd im Monatsheft unter Beifügung erheblich größerer Photographien genau beschrieben habe. Die Ansichtskarte zeigt aber noch unbeschriebene Riesensteine, anch ist die übersichtliche gedrängte Zusammenstellnng von großem Interesse.

Von oben nach unten sind die 20 Steine in vier Reihen, wie folgt, verteilt: 1. hocheiförmig aufgetürmter Stein bei Rädigke, Kreis Zanch-Belzig. 2. Rabener Stein, mehr wagerecht, leider etwas beschädigt, bei Raben, Pfarrdorf, Kreis Zauch-Belzig. — 3. Großer rnnder Stein bei Rädigke. 4. Zehnsdorfer Stein, mehr wagerecht sich ansdehnend. — 5. Der Engelstein auf dem schwarzen Berge bei Rädigke. — 6. Der Schaftrappenstein bei Bnchholz mit altem Sprengversnch, Buchholz, Kirchdorf, Zauch-Belzig. — 7. Riesenstein bei Grubo, Kirchdorf, Zauch-Belzig. Länglich gestaltet. — 8. Karlshofer Stein, auf der einen Seite steil ansteigend, Karlshof, Kirchdorf bei Kropstädt, Zauch-Belzig. — 9. Tenfelsstein in Belzig, fast zylindrisch aufsteigend. — 10. Knhlowitzer Stein, Kuhlowitz, Kirchdorf Zauch-Belzig. Der Stein nnregelmäßig gestaltet, mehr längs als hoch. — 11. Briesener Stein bei Ragösen, schwer zu erkennen, weil er in einem schnellfließenden Bach glatt daliegt, wo derselbe wasserfallartig auf die riesige Steinplatte fällt, die sich rechts und links noch unter den Bachufern verborgen weiter erstreckt. Hochromantisch. — Der spitze Stein bei Schmielkendorf, Kreis Jüterbog-Lnckenwalde. — 13. Der Wildsnhlenstein ebendaselbst im Forst. Bitte mit Rücksicht auf das von u. M. Herrn Professor Dr. Geinitz nnd mir in der letzten Sitzung und heut bei No. XXI über den Namen „Soll, Söll, Süll" etc. Angeführte daranf zn achten, daß Sie hier den weidmännischen Ausdruck „Wildsuhle" (auch bei Berlin z. B. im Grunewald und in der Jungfernhaide)

vorfinden, für natürliche schlammige Vertiefnngen, welche besonders vom Schwarzwild aufgesncht und womöglich noch durch „Snhlen“ und „Söhlen“ d. h. kreisförmiges Hernmwälzen ansgetieft werden. — 14. Der Riesenstein auf dem Finkenberge bei Rietz nnweit Treuenbrietzen, Zauch-Belzig. Ruudlich. — 15. Der Scharfenstein, ebendaselbst, gewaltig, mehr breit als hoch. — 16. Die Schneidersteine bei demselben Rietz, gewaltsam gespalten. — 17. Der Hirtenstein bei Lüdendorf, niedrig, aber sehr lang. Lüdendorf (Alte Seele), Kirchdorf, Zauch-Belzig. — 18. Der Hasenstein, ebendaselbst, gewaltiger, anch mehr längs als hoch, leider an einem Ende verstümmelt. — 19. Der erst vor wenig Jahren also genannte Bismarckstein bei Lüdendorf, seltsam ausgebnchtet. — 20. Endlich der viel besnngene, auch von mir mehrmals ausführlich beschriebene Bischofstein mit heidnischen Näpfchen und christlichen Symbolen (Kreuz nnd Kelch) bei Nenrietz nnweit Niemegk, Kreis Zanch-Belzig.

Es ist recht sehr erwünscht, dergleichen hüsche, lehrreiche, von den Empfängern gern gesehene, dabei äußerst billige Postkarten zu benutzen, da sie viel Gutes schaffen im Gegensatz zu dem oft recht interesselosen Material, welches als Ansichtspostkarten benutzt wird.

XXIII. Pilzmerkblatt. Die wichtigsten essbaren und schädlichen Pilze. Bearbeitet im Kais. Gesundheitsamte. Hierzu eine Pilztafel mit farbigen Abbildnngen. — Preis 10 Pfg. — Diese mir durch Güte unseres Mitglieds Herrn Eugen Preuß mitgeteilte, sehr beachtenswerte volkstümliche Informationsschrift habe ich zwar gelegentlich der Pilzexknrsion am 9. d. M. in Zehlendorf vorgelegt, möchte aber dasselbe noch einmal tnn, indem ich allen Pilzfrennden dringend dieses Schriftchen zn erwerben empfehle. 50 Exemplare kosten 4, 100 Exemplare 7 Mk.

XXIV. Der Grunewald bei Berlin, seine Geologie, Flora nnd Fanna gemeinverständlich dargestellt von Dr. F. Wahnschaffe, Dr. P. Graebner, Prof. Dr. Fr. Dahl. Mit einem Anhang: Kultureinflüsse auf Sumpf und Moor von Dr. H. Potonié. Mit 10 Abbildungen. Verlag von Gustav Fischer in Jena. 1907. Gelegentlich unserer Bemühungen für möglichste Erhaltung nnseres Waldes, zunächst wenigstens der Gelände um die mittlere Seenkette, ferner bei Gelegenheit der drei Brandenburgia-Exkursionen nach dem Grunewald, habe ich auf das Erscheinen dieser höchst beachtenswerten natur- nnd heimatkundlichen Publikation hingewiesen nnd freue mich, dies speziell der Brandenburgia geschenkte Exemplar hent vorlegen zn können. Die Answahl der vier Autoren hätte nicht besser getroffen werden können.

Ich lege bei dieser Gelegenheit noch zwei ältere von Mitgliedern der Brandenbnrgia verfaßte Schriften vor. Hermann Berdrow: „Der Grunewald, Schilderungen nnd Stndien“, Berlin 1902, ergänzt die

erstgedachte Schrift in mancherlei historischer Beziehung, dasselbe tut Dr. Gustav Albrecht „Der Grunewald. Winke für Ausflüge", Berlin, Straubes Verlag, 1906, nach der touristischen Seite. Eine kritische quellenmäßige Kulturgeschichte des Grunewalds fehlt immer noch; einzelne Ansätze z. B. bezüglich des Jagdschlosses sind vorhanden.

Schließlich sei noch der neuesten Schritte zur Erhaltung des Grunewaldes gedacht. Auf die Petition an unsern Kaiser wegen Erhaltung des Grunewaldes als Volkserholungsstätte hat der Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten vor etwa vier Wochen folgendes geantwortet:

> „Auf die an Se. Majestät den Kaiser und König gerichtete Eingabe vom 6. Mai d. J. erwidere ich im Allerhöchsten Auftrage, daß es nicht in der Absicht Seiner Majestät des Kaisers und Königs liegt, die Veräußerung des Hauptbestandteiles des Grunewaldes als Baugelände zu genehmigen.
>
> Ich darf ergebenst ersuchen, den Mitunterzeichnern der Eingabe hiervon Kenntnis zu geben.

Dieser kurze Bescheid des Ressortministers ist bereits vielfach kommentiert. Wie manche Zeitungen darin eine Erhaltung des Grunewalds in nur annähernd seinem jetzigen Umfange erblicken können, ist mir schleierhaft. Dieser Erlaß kann vielmehr sehr verhängnisvoll ausgelegt werden. Man beachte nur die Wendung, daß das Hauptgelände des Grunewalds nicht als Baugelände veräußert werden darf. Also anderweitig kann es verkauft werden, z. B. zu Rennbahnen, Sportplätzen u. dergl.. — Die beiden nächstbeteiligten Ministerien der Landwirtschaft, noch mehr das Ministerium der Finanzen haben nicht das geringste Ressortinteresse an der Erhaltung des Grunewalds, im Gegenteil, von ihrem fiskalisch-pekuniären Standpunkt aus muß ihnen der ungezählte Millionen einbringende allmähliche Verkauf der Staatsforst nur hocherwünscht sein. Als vorbeugende Mittel ersehe ich im Augenblick nur zwei: Bildung eines Zweckverbandes der nächst beteiligten 12 größeren und kleineren Anliegergemeinden (ist im Gange) und Vorschläge, schwarz auf weiß, von gedruckten und kolorierten Karten unterstützt, welche einen rationellen Plan für die Einteilung und forstlich-gärtnerische Bewirtschaftung der zu erhaltenden Flächen aufstellen, was viel schwieriger ist, als sich ein Häuflein unpraktischer Gelehrten und die fast noch unpraktischeren Touristenenthusiasten aus dem großen Publikum träumen lassen.

Es wäre zu erwägen, ob sich nicht zur Förderung dieser Zwecke innerhalb der Brandenburgia ein Zweckausschuß bilden sollte. Das sei hiermit angeregt. Vorschläge wird der Vorstand gern entgegennehmen.

XXV. Die Ostsee. I. Entstehungsgeschichte der Ostsee von Dr. W. Schmidt-Pankow. — II. Die Genetik des südwest-

lichen Baltikums seit der Eiszeit. Von Hans Spethmann-Lübeck. (Geogr. Anzeiger, Jnni 1907. S. 121—127). — Beide Anfsätze ergänzen sich, Spethmann bezieht sich hauptsächlich wieder auf seine ihm nächstliegende Heimat: Travetal, Lübecker Bncht. Ich muß mich kurz fassen, da ich die hier hanptsächlich in Frage kommenden Epochen: die Yoldia-Zeit, der Ancylus-See, die Litorina-Periode wiederholentlich ausführlich in letzter Zeit, zuletzt in diesem Protokoll selbst nnter XX und XXI besprochen habe. Von der Entstehung der Ostsee sagt Schmidt S. 121. „Als sich dann die Eismassen in ihr nordisches Ursprungsland wieder zurückgezogen hatten, war die Möglichkeit für die Entstehung der Ostsee gegeben. Ihre Grenzen lagen freilich anfangs weiter nach Norden verschoben, als es hente der Fall ist. Halb Schweden war nnter ihren Flnten begraben, während die dänischen Inseln, Südschweden, Rügen und Bornholm znm nordischen Festlande gehörten. Kalt war dieses Meer, ein nördliches Eismeer, in dem zahlreiche Eisberge, die abgebrochenen Enden der skandinavischen Gletscher umherschwammen. An den eisfreien Ufern dieses Yoldiameeres aber wuchsen allerlei Pflanzen, wie wir sie heute nur aus dem hohen Norden kennen: Moose, Flechten, nordische Weiden und Zwergbirken. Nordische Tiere, das Ren, der Moschusochse nnd vereinzelte letzte Exemplare von Mammut und wollhaarigem Nashorn, belebten das Land. Selten nur kam der Mensch in diese Gegenden, auf einzelnen ansgedehnten Jagdstreifen; an dem Fleische der erlegten Tiere, der gestrandeten Walfische tat er sich gütlich."

Hier laufen mehrere Anachronismen unter. Zunächst gehörten Rügen nnd Bornholm nicht znm nordischen Festlande, sondern zum südlichen Festlande, d. h. sie waren mit Pommern landfest.

Daß in der frühen Allnvialzeit noch der Moschnsochse, das Mammut nnd wollhaarige Nashorn bei nns das Land belebt haben sollen, muß nach Lage nnserer jetzigen Kenntnis bestritten werden. Moschusochs ist bei uns nicht nur niemals im Alluvinm gefunden, sondern scheint sogar nach den Rixdorfer Kiesgrubenfunden zn urteilen, dem älteren Interglaziär angehört zu haben.

Daß der Mensch der Litorinazeit seine Geräte nnd Waffen sorgfältig glättete und verzierte, ist ebenfalls unrichtig. Es handelt sich hier nm den alt-neolithischen oder richtiger mesolithischen Menschen. Seine Werkzeuge sind rauh behauen und niemals geglättet, seine Beile im Durchschnitt rautenförmig, während die des jüngeren neolithischen Menschen geglättet, zum Teil geradezu poliert, seine Beile im Durchschnitt rechteckig sind.

Daß der Königstuhl anf (nicht „vor") Groß-Stubbenkammer ein Hünengrab ist, habe ich nachgewiesen; es gehört aber wahrscheinlich der Eisen-, vielleicht erst der frühen Wikingerzeit an, dagegen bleibt

die Sache mit dem Vinetariff*), dass es aus megalithischen Grabsteinen bestehe, mindestens noch zweifelhaft. Herr W. Deecke hat diesbezüglich selbst ja nur eine Möglichkeit, eine Hypothese aufgestellt.

Spethmann in seinem Aufsatz macht mit Recht auf folgenden Veränderungskoeffizienten S. 125 aufmerksam. „Schon während der Senkung setzte ein neuer Faktor ein, der an der Modellierung der Küste und der Ausgleichung ihrer Vorsprünge unaufhörlich gearbeitet hat und noch jetzt tätig ist: die Abrasion durch die Brandung. Ihr Werk ist der unaufhörliche Rückgang der Küste. Tag für Tag und Jahr für Jahr verschlingt die See ein Stück kostbarer Ackererde nach dem andern, bald sich mit wenigen begnügend, bald, wie bei einer Sturmflut, gierig tausende von Kubikmetern in wenigen Sekunden raubend.“

Das ist richtig, aber es darf nicht übersehen werden, was doch wenigstens einigermaßen das Gleichgewicht an Landverlust im ganzen und großen betrachtet aufwiegt, das ist das An- und Ausspülen von Sand, Grand und Kies sowie Geröll an Stellen, welche einer bewegten See ausgesetzt sind und der Niederschlag von Lehm und Ton an ruhigeren Stellen. Das kann man so recht beides vereinigt bei Arkona und Lohme auf Rügen sehen. Furchtbar prallt der Wogendrang gegen das Kreideufer, auf dem der Jaromarsburgwall liegt, Scholle auf Scholle der Kreide wird losgewaschen und aufgelöst, ebenso der von oben nachpolternde Mergel und Humus. Aber kaum einen Kilometer n. w. ist die See ruhig und lagert fortwährend Massen ab, in denen Süßwasserpflanzen, z. B. Teichrohr, friedsam und ungestört von der brüllenden See wachsen, gedeihen und das Land vergrößern. Wer den furchtbaren Wellenansturm an dem mit losgewaschenen Riesenblöcken besäten Strand bei Seebad Lohme beobachtet, sollte es kaum glauben, daß wenige Kilometer südlich hiervon dieselbe See so friedlich ist, daß sich genau solche Vegetations-Idylle, wie ich sie bei Arkona schilderte, herausgebildet haben. Und das wiederholt sich auf der Halbinsel Wittow, zu der Arkona gehört, an mehreren Stellen; desgleichen auf der Insel Hiddensee, welche der Insel Rügen wie ein Wellenbrecher vorliegt und auf der Halbinsel Jasmund am Außenstrand zwischen Bisdamitz im Norden und Dwasieden im Süden recht oft. Ein ähnliches Schauspiel habe ich an der Lübecker und Neustädter Bucht zwischen Travemünde und Niendorf, wo die See vielfach wütet und zerstört einerseits, sowie zwischen Scharbeutz und Neustadt an der Ostsee, wo das Meer je weiter nach Norden um so sanftmütiger und mitteilsamer wird, sowie an vielen anderen Stellen deutscher Ostsee beobachtet.

*) Die Moränenblockpackungen in der Ostsee vor der Schar des Streckelberges auf Usedom.

XXVI. Beiträge zur Naturdenkmalpflege. Herausgegeben von H. Conwentz. Heft 1. Bericht über die staatliche Naturdenkmalpflege in Preußen im Jahre 1906 vom Herausgeber. Diese wichtige, von unserm verehrten Ehrenmitglied, dem Staatlichen Kommissar für Naturdenkmalpflege in Preußen herausgegebenen Zeitschrift begrüßen wir mit aufrichtiger Freude unter Hinweis auf den reichen Inhalt. Was Brandenburg angeht, so kommt es zuvörderst etwas stiefmütterlich fort. Regierungsbezirk Potsdam. Hier ist der von der Museums-Pflegschaft wiederholt besuchte und gewürdigte Große Plage-See, Oberförsterei Chorin, unweit Brodowin mit seiner fennigen Umgebung faunistisch und floristisch für Tabu erklärt. Regierungsbezirk Frankfurt a. O. Herr Amtsvorsteher Bauer in Neuhöfchen unweit Jordan hat sich erboten, den ca. 1,25 ha grossen Flußwerder mit ausgezeichner Flora dauernd zu schützen. Darin u. a. Inula hirta, Inula hirta salicina, Pulmonaria officinalis angustifolia, Libanotis libanotis, Orchis tridentatus, Cypripedium Calceolus usw.

XXVII. Mitteilungen des Fischerei-Vereins für die Mark Brandenburg. 1907. Heft 1 bis 3. Unser zweiter Vorsitzender teilt uns gütigst das Heft der unter der ausgezeichneten Schriftleitung des Vereins-Hauptgeschäftsführers Herrn Dr. L. Brühl erscheinenden Zeitschrift mit, aufmerksam machend auf mehrere uns vom heimatkundlichen wie fischereigeschichtlichen Standpunkt interessierende Beiträge, deren Abdruck empfehlend und genehmigend, wie wir es ja auch gern sehen, wenn von unseren fischereilichen Mitteilungen die geeignet erscheinenden im dortseitigen Organ reproduziert werden

Recht ansprechend ist Dr. Brühls Bericht über die diesjährige märkische Fischereiausstellung auf der allgemeinen Ausstellung zu Werder a. H., welche zweckmässig diesmal mit der Baumblüte verbunden wurde, da diese an und für sich alljährlich Scharen von Besuchern in dem lieblichen Havelstädtchen vereinigt. — Ferner von A. Struck: Die Fischerei in Binnenseen im Wechsel der Zeit. Mehrere andere Abhandlungen werden mit freundlich erteilter Erlaubnis allmählich in unseren Schriften abgedruckt werden. Heut begnügen wir uns mit dem unter XXVIII folgenden hauptsächlich heimatsgeschichtliches Interesse beanspruchenden Artikel des Herrn Emil May.

XXVIII. Von märkischen Fischen um 1750. Von Emil May-Berlin. (Aus Mitteilungen des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg. 1907. Heft 1 bis 3.) Gegen Mitte des 18. Jahrhunderts erschien im Verlage von Siegmund Ehrenfried Richter, Königlicher Hoffaktor zu Dresden und Leipzig, ein interessantes Werk in neun starken Bänden mit Karten und Stichen, genannt „Neue Europäische Staats- und Reisegeographie“, das ziemlich selten geworden ist, in Subskription. Die Besitzer dieses Werkes sind auf den ersten Seiten verzeichnet,

darunter die zu Berlin und in der Mark wohnenden, nämlich Gustav Adolf Graf von Gotta, Staats- und Kriegsminister, auch General-Postmeister, Abraham Wilhelm von Arnim, Geh. Rat und Erbburggesessener in Boitzenburg, Oberamtsrat Friedrich von Patow zu Lübben, Agricola, Königl. Hof-Komponist in Berlin, Geh. Finanzrat Dentsch, Berlin, Insp. Ökon. Henmann bei der Realschule ebenda, Hofrat Heuermann, Prenzlau, M. Lessing in Berlin, Oelrichs, Inspektor des Joach.-Gymnasii zu Berlin, Kammergerichtsrat Rudolphi zu Berlin. Das Werk ist mit großem Fleiß bearbeitet und enthält eine große Menge von Städtebeschreibungen, Schilderungen der Erwerbsverhältnisse u. dergl., aus denen folgende Notizen zusammengestellt wurden.

Zu jener Zeit, unter der Regierung Friedrichs II., war Otto von Viereck dirigierender Minister. Polizei-Verordnungen über Fischerei-Angelegenheiten befanden sich im Tom. II. des Cod. August. und in den „Dresdener politischen Anzeigen“ von 1749 bis 1754. Gerechnet wurde in der Mark nach ganzen und halben Friedrichsd'ors, Zehntalerstücken und Dukaten in Gold, ferner in Speziestalern, Zwölfgroschenstücken, Acht- und Sechsgroschenstücken, sowie Viergroschenstücken in Silber, an Scheidemünzen gab es Zwei- und Eingroschenstücke, Sechser und Kreuzer, in Sachsen waren die Augustd'ors sehr rar, auch die Dukaten, die Silbermünzen waren ähnlich wie in Preussen, unter den Scheidemünzen gab es dort auch Dreier und Pfennige.

Die Mark Brandenburg zählte zum obersächsischen Kreis, der folgende Lande umfasste: den sächsischen Kurkreis, das Fürstentum Anhalt, das Markgrafentum Meißen, die Landgrafschaft Thüringen, die Mark Brandenburg, das Herzogtum Pommern. Für die Fischerei kamen in Betracht: die Elbe, die Saale, die Mulde, die Elster, die Unstrut, die Pleiße, die Weißeritz, die Wipper, die Zschopa, die Flöha, die Ilm, die Leine, die Oder, die Spree, die Havel, die Stolpe, der Peenefluß, die Ucker als größere und mittlere Flüsse, ferner sind genannt das Schwarzwasser im sächsischen Erzgebirge, die Helbe und die Helm in Thüringen, die Roßlau in Anhalt, ebenda die Nuthe, die Schnauder im Stift Zeiß, die Genna im Amt Weißenfels, die Gera, die Nesse im Erfurtischen, die Lossa in Thüringen, die Sprotta im Altenburgischen, die Röder im Meißnischen, die Müglitz in Sachsen; dazu kommen eine große Menge von Seen, Teichen und Bächen

Ueber die Verbreitung der Fische finden wir folgendes: Lachse gab es in der Mulde, Aale bei Dessau, Wurzen und Sandow, zwei Meilen von Frankfurt a. O., die delikatesten Forellen kamen aus dem Vogtland, Spiegel- und Lachsforellen gab es im meißnischen Oberland, im Postefluß bei Zielenzig, im Distrikt Salzwedel, im Forellenfließ bei Treuenbritzen, im Mühlstrom bei Prenzlau (bis 4 und 5 Pfund schwer). Die in den neumärkischen Gewässern Altenfließ, Pelze und Zanze ge-

fangenen galten als die schmackhaftesten. Muränen oder Moränen gab es häufig in der Mark, ansser bei dem Städtchen Morin in der Neumark grosse Mengen in den Seen bei Wandelitz, Soldin und Lychen, der beste Fang war um Martini. Die Grösse war unterschiedlich, in einem See bei Kolbatz in Pommern traf man solche mit 4 bis 5 Spannen Länge an, sie wurden wegen ihres angenehmen Geschmackes hochgehalten. In Morin nnd Joachimstal wnrden sie mit Bier eingesprengt, dann geräuchert. — Hechte fanden sich in der Elbe, Saale, Mulde, Spree nnd deren Nebenflüssen, am häufigsten waren sie zn Wriezen in der Mark und in Freienwalde, sie wurden eingesalzen und in Tonnen verschickt; in diesen Städten gab es eine eigene Zunft, die Hechtreißer. Der Zander wurde anch schon damals in der Mark für einen Leckerbissen gehalten, er war besonders in der Oder, Havel und Spree zu finden, aber anch in verschiedenen Seen; als besonders schmackhaft galten die Zander aus dem Selchow-See. Barsche, sowohl Stock- als Kanlbarsche waren zahlreich anzntreffen, Karpfen gab es in der Elbe, Saale und Mulde, Spreekarpfen galten als besondere Delikatesse, fast ebenso angenehm im Geschmack sollen die Karpfen aus dem Uckersee und aus dem Politzer See, nnweit Lehnin gewesen sein, von denen das Stück 30 Pfennige galt. Der gemeinste Fisch in der Mark war die überall vorkommende Plötze, Schmerlen galten als Delikatesse, sie kamen viel in den Gewässern des jetzigen Königreichs Sachsen, namentlich im Meißner Hochland, auch im Lausitzer Gebirge, ferner im Mühlstrom bei Prenzlau und im Fließ unterhalb Treuenbrietzen vor. — Aale, Barben, Elten usw. gab es häufig, Stinte wurden in der Elbe, Havel, Spree nnd in vielen Seen gefangen, Nennaugen oder Bricken in der Oder nnd Elbe, die rügischen Püttchen waren sehr bekannt und kamen tonnenweise ans Rügen nnd Pommern in die Mark. Über den Fischhandel im obersächsischen Kreise heißt es im allgemeinen nur: „Wer weiß nicht den Handel, den Frankfurt a. O., mit seinen Salzhechten nnd Pommern mit seinen Rügischen Püttchen (Bücklingen) macht, die tonnenweise verfübrt werden?“

An Krebsen war auch kein Mangel zu verspüren und wurden solche in der Elster, Saale, Mulde sowie in anderen Flüssen nnd Bächen gefangen, z. B. in der Schnauder, wo sie sehr groß und schön waren; in der Mark fanden sie sich am hänfigsten im Ansfluß der Warthe bei Prüberow, Keitsch, Sonnenburg, ferner bei Cüstrin, Sternberg und Wrietzen, sie wurden fuderweise nach Leipzig, Dresden, Braunschweig nsw. verführt. Die Krebse aus der Oder, Eilank, Rega und Glinze übertrafen die Warthekrebse an Wohlgeschmack. Von Farbe waren sie in der Spree und Warthe braun, in der Oder und Havel schwarz, in einigen Seen bläulich, auch fahlgelb. Die Krebse aus der Sarnitz nnd Welse wurden angeblich durch das Kochen nicht rot, sondern blieben schwärzlich. Es fanden sich auch Schildkröten in der Mittelmark bei Fahrland,

Lietzen, Trebnitz und Wriezen, die fuhrenweise mit den Aalen nach Schlesien, Böhmen und nach Sachsen verfrachtet wurden. In der Neumark, sonderlich in den Hinterkreisen, auch bei Ranpitz gab es Schildkröten von ansehnlicher Grösse und grünlicher Farbe, sie galten als die vorzüglichsten.

Vom niedersächsischen Kreise heißt es: Die niedersächsischen Provinzen kann man rechte Fischlande nennen, indem die Gewässer daselbst einen unbeschreiblichen Vorrat von allerlei Gattung und Sorten in sich schließet. Nicht nur die beiden Hauptströme, die Elbe und die Weser, liefern sehr viele Fische, sondern es reichen auch die innerhalb des Landes befindlichen kleinen Flüsse, die vielen Seen, Teiche und anderen Gewässer ungemein vieles und delikates Fischwerk dar, zu geschweigen, was die anliegende Nord- und Ostsee liefert. Im Mecklenburgischen beschließen die Seen einen dermaßen großen Segen von Fischen, daß solche derer Einwohner fast alltägliche Speise sind; die holsteinischen Provinzen sowie auch das Herzogtum Magdeburg und das Land Hadeln im Bremischen sind nicht minder fischreich. Das Herzogtum Schleswig heget die mit Fischen wohlversehenen Anen Lohbeck, Widau Süderau und Schölmau; im Amte Apeurade werden ebenfalls viele Fische gefangen. Es handelt sich hier hauptsächlich um Lachse, Hechte, Aale, Karpfen usw., auch Störe, Kabelian, Schellfische und Hummer, Dorsch, verschiedene Arten von Bütten, Schollen, Roggen (Rochen), Makrellen usw., alle diese Sorten werden in den Städten Hamburg, Bremen, Lübeck, Glückstadt usw. angetroffen, wohin sie aus den benachbarten Orten und Provinzen, besonders auch von der Insel Femarn gebracht werden. Der Hering wurde im Schleswigschen Schließhaarde, bei Cappel und der Gegend im Schleiflusse am häufigsten gefangen. Sonst war auch der Austernfang in der letztbenannten Provinz beträchtlich, indem sich von Husum bis Rigen schöne Austernbänke fanden, so viel einbrachten; sie gehörten zu den Regalien und wurden von der Kammer verpachtet. Diese befanden sich allerdings 1750 nicht mehr in profitablen Umständen, weil sie durch strenge und harte Winter, sonderlich 1740, sehr stark gelitten hatten.

Weiter heißt es: Von Schildkröten werden viel an den Seeküsten, bei Holstein und Schleswig, auch an der Elbe, bei Hamburg und anderwärts gefunden. Von Amphibiis, welche sich hier zu Lande spüren lassen, können wir die Fischotter, den Biber usw. nennen, allein wir übergehen solches mit Stillschweigen, wie auch die Seehunde und andere große Raubfische.

Auch manche Städte sind wegen ihrer Fischerei in den Werken aus jener Zeit besonders erwähnt, so Bitterfeld, wo im Jahre bis zu 6000 Stück Lachse gefangen wurden, Brandenburg, Camin, Colberg mit Lachs und Neunaugen, Dessau mit Lachs, Dresden mit seinem Handel

in Heringen und Stockfisch, hier gab es auch (wie noch heute) ein Königliches Fischhaus, „woselbst vielerlei curieuse Fischhälter zu betrachten sind". Von Frankfurt a. O. war schon die Rede, doch gab es da auch Lachse. In der schwarzen Elster bei Herzberg soll es herrliche Fische gegeben haben, „sonderlich schöne Hechte, welche allhier so fett sind und so große Lebern haben, daß solche wohl eher von Fremden für Gänselebern gehalten und gespeiset werden; und da es die hiesigen Fischer gewohnt sind, eine ziemliche Weile unter Wasser zu sein, so versichern sie, daß auf dem Grunde ganze Herden Hechte von gewaltiger Größe angetroffen würden, welche nicht aufgehoben werden könnten". Jessen: da der Elsterstrom sehr fischreich ist, gehört die Fischerei zur vornehmsten Nahrung — Merseburg hatte einen Hoffischer und verschiedene Fischhälter im Schloß; — Schweinitz hatte eine gute Fischerei.

Interessant ist eine Auslassung über den Müggelsee, sie lautet: Man will sagen, daß in dem oberen Teile des gesalzenen Sees das Wasser frisch, fischreich und auch unschädlich sei; in dem Grunde aber wäre es brühheiß, daß daher denen Fischern ihre Netze beim Fischfange, wenn sie zu tief herunterfallen, gleichsam als versenget, auseinander gingen.

Als Fischräuber werden die Biber genannt „ein sonst sinnreich und arbeitsames Tier". Biber gab es in der Elbe und in den märkischen Gewässern, besonders in der Altmark und in der Priegnitz, in der Nudow und in der Havel bei Potsdam, Oranienburg, Liebenwalde, Trebbin, bei Nauen, im Königsforst usw., Fischotter in der Altmark auf den Werdern an der Elbe, bei Arnsburg, Schwarzlosen, Werben, bei Dresden, in der Ucht und an sumpfigen Orten bei Stendal. Erwähnt sei noch, daß sich zu manchen Zeiten auch Seehunde in der Elbe zeigten, 1634 im März wurde ein solcher bei Dresden in der Elbe gefangen. Beckmann berichtet in seinem Werke: „Von denen vielerleyen Gattungen Fischwerk, so die Mark hegt" Th. III, Cap. II, pag. 588, daß es in der Mark auch stumme Frösche gebe, welche ihre Stimme garnicht hören lassen. Im Froschmäusekrieg ist zu lesen, daß Friedlieb, einer von den Mäusegeneralen, nach gewonnener Schlacht etliche gefangene Frösche mitgenommen, um sie in der Mark zu Bauern und Mühlknechten zu machen, welche daher noch immer gerne in Schenken und an feuchten Orten leben. Von diesen sind auch starke Kolonien in die meißnischen und thüringischen Lande gekommen.

Vorstehendem möchten wir noch eine Notiz beifügen, welche sich in Paul Jacob Marpergers Vollständigem Küch- und Keller-Dictionarium Hamburg 1716, 4°, S. 433/434 findet und uns von Herrn Dr. Eduard Hahn, Berlin, freundlichst zur Verfügung gestellt wurde:

Grüh, Aphya fluviatilis Minima, ist kaum eines Zolls langes Fischlein, welcher von den gemeinen Mann Tausend-Fisch genannt wird, weil man

Es sind viele der Meinnng, daß dieser Grüh sey der Saamen aller anderen Fische, des wegen dann auch an einigen Orten die Fischerey deßelben verboten. Aber es ist vielmehr vermuthlich, daß es eine sonderliche Species von Fischen sey, sintemahl sie alle einander gleich gestalt. Im Fall es sonst der Saamen von allerhand Fischen wäre, so würde man nnter ihnen anch einigen Unterschied warnehmen, nnd ein junges Hechtlein von einem jungen Bache, Jäse, Aale, Karpen und so weiter erkennen können. Man könnte sie sonst mit den Pygmaeis vergleichen, sintemahl sie sind wie die Zwerge unter denen Fischen. In der Tat wißen wir bey uns keine kleinere.

Sonsten branchen einige betingliche Fischer diesen Vortheil, und verkanffen den Saamen von allerhand Weiß-Fisch (als Plötzen, Güstern, Rotangen nsw.) unter dem Nahmen Grüh. Man kann aber diesen falschen leicht nnterscheiden, weil der wahre viel kleiner, und anch einträchtiger. Bey jenem aber spühret man nnter denen Fischlein einige Ungleichheit, überdem wird der falsche geschwinde groß, der Rechte aber bleibet stets klein. In der Spree nnd Havel, sonderlich zn Spandow, da diese beyde Ströhme zusammen kommen, wird der rechte Grüh im Frühling nnd im Herbste hänffig gefunden nnd mit einem gar engen Grüh-Netze gefangen. Er hat keinen üblen Geruch bey sich, wie der Stint, sondern ist gut vom Schmack. Unter den gesunden Speisen kan er doch nicht gerechnet werden, sonderlich weil man Kopf nnd Gräten mit eßen muß. Man siedet ihn aus der Butter, oder thnt anch ein wenig Eßig dazn, so giebet es ein Gericht, welches seiner Neulichkeit wegen angenehm, nnd auf vornehme Tafeln gestellet wird.

Herr Professor Dr. Paulus Schiemenz, Friedrichshagen, hatte die Güte, sich auf Anfrage hierzn wie folgt zn äußern:

Grüh, Grey, Gran, Grns sind Bezeichnungen der Fischer für kleine Fischchen, welche sie sich znm Besteck von Aalangeln nsw. fangen. Sie sprechen daher anch von Grey-Garn, Grau-Garn. Eine besondere Spezies bildet dieses Grey nicht, aber da der Fang immer in der nächsten Nähe des Ufers an flachen Stellen stattfindet, so ergibt es sich von selbst, daß das Grey in wesentlichen ans Ukelei nnd Plötzen besteht, doch finden sich darin anch vereinzelt Barsche, Bleie nnd Güstern. An manchen Stellen, nnd zwar gerade dort, wo das Grey am dicksten steht, wird es fast nnr von Ukelei gebildet. Wenn also ein Fischer Grey verkanfen will — in früheren Zeiten war das wohl mehr der Fall, wie es hentzutage noch in Italien ist — so wird er sich Stellen anssuchen, wo er mit leichter Mühe viel fängt, nnd dann wird sein Fang besonders aus Ukelei bestehen, der vom Frühjahr bis Herbst am Ufer steht. Es würde also in diesem Falle Grey ungefähr = Ukelei sein. Hiermit würde anch die vorstehende Beschreibung passen, da dieser Fisch ja

von den gang und gäben Fischen der kleinste ist und in unseren meisten Gewässern überhaupt sehr klein bleibt.

XXIX. Mitteilungen der Berliner Elektrizitäts-Werke. Jahrgang 3 No. 8 bis 10 von 1907. Die trefflich redigierten und illustrierten Heftchen enthalten, wie Sie selbst ersehen wollen, eine Menge beachtenswerter Einzelheiten: Die Elektrizität im Kaiserhof. — Die Ausstellungshallen am Zoologischen Garten. — Der A. E. G.-Pavillon der Allgemeinen Ausstellungen von Erfindungen der Klein-Industrie ebendaselbst. — Elektrische Festbeleuchtung im Rathaus. — Elektrischer Lift. — Elektrische Bohrmaschinen u. dergl.

D. Kulturgeschichtliches.

XXX. Max Kühnlein: Rückblicke auf das geschichtliche Volk der Mark Brandenburg nebst einem Verzeichnis von 140 Brandenburgischen Orts-, Flur- und Flußbezeichnungen germanischen und slavischen Ursprungs, deren Deutung übertragen und erklärt auf Grund wissenschaftlicher Resultate Märkischer Geschichtsforscher. — Über jeden einzelnen dieser Namen, fast ohne Ausnahme, läßt sich streiten und wird gestritten. Ein Beispiel: Biesenthal, biz heißt, sagt K., Hollunder, alte Schreibweise (1265), Bizdale also Hollundertal. Ja existiert denn nicht in der Gegend für Sambucus nigra der Volksname Flieder? Und kann Biesental nicht ganz einfach aus „Tal der Biesen“ (märkisch soviel als „Binsen“) erklärt werden? Es gibt kaum ein gefährlicheres Kapitel als die Deutung von Ortsnamen. Die Arbeit zeugt von großem Fleiß und Liebe zur Sache.

XXXI. Niederlausitzer Mitteilungen. X. Bd. 1. und 2. Heft. Guben 1907. Darin: Prof. Dr. Jecht: Der Zusammenstoß der Brandenburger und Böhmen in der Niederlausitz und seine Veranlassung. — S. 114: Wirbeltiere aus den Torfen von Klinge bei Cottbus beschreiben H. Schroeder und J. Stolle im Jahrbuch der Prß. Geol. Landesanstalt, 26. Jahrg. 1906. Rein arktische und alpine Elemente fehlen. Die mittlere Jahrestemperatur sei dort eher 1—2° höher als jetzt gewesen. Es lohnt vielleicht dem Gedanken nachzugehen, daß die großen diluvialen Säugern in diesen Torfen, die ein gemäßigtes Klima andeuten, vor den von Süden vordringenden Menschen und großen Raubtieren weichen und sich den Verhältnissen des hohen Nordens anpassen mußten, denen sie dann doch schließlich erlagen. (Globus Bd. 90. No. 1, S. 258),

XXXII. Umfrage über Beerensammelreime und -bräuche. Durch die in der kleinen Schrift von E. Mühlhause (Die aus der Sagenzeit stammenden Gebräuche der Deutschen, namentlich der Hessen. Kassel 1867) enthaltene reiche, aber nur wenig bekannte Sammlung der

Gebränche, die sich in der Schwalm, in den Kreisen Kirchhain nnd Frankenberg an das Pflücken der Heidelbeeren knüpfen, sowie durch einige Angaben, im Archiv der „Hessischen Vereinigung für Volkskunde" bin ich angeregt worden, den Beerensammelreimen nnd den Gebränchen bei dem Heidelbeerlesen anch in den hessischen Provinzen Oberhessen nnd Starkenburg nachzugehen, und habe durch private Umfrage schon viele wertvolle Angaben erhalten. Aus der volkskundlichen Literatur sind mir verschiedene Formen des Beerenopfers (anch als der „Zehnte" oder „Zoll" bezeichnet) außer aus Hessen auch ans dem Rheinland, Brannschweig, Franken, Bayern, Böhmen bekannt[1]), währeud Liedchen zum Beerensammeln z. B. auch aus dem Rheinland, Siegerland, Harz, aus Thüringen, dem Vogtlaud, Sachsen, Schlesien, Baden, der Pfalz bezengt sind[2]). Für genaue Mitteilung solcher Reime und für eingehende Angaben über die Bräuche beim Beerenpflücken (z. B. Begrüßung bestimmter Bäume; Opfer an bestimmten Stellen des Waldes, an Krenzwegen, vor Bänmen, anf Steinen; Gebetchen beim Opfern; was geschieht mit den ersten Beeren? müssen Kinder, die zum ersten Mal mit in die Beeren gehen, sich einer besonderen Zeremonie unterwerfen?), sowie über das etwaige Vorhandensein der Vorstellung vom „Heidelbeermänulein" oder „-weiblein"[3]) wäre ich allen Freunden der Volkskunde sehr dankbar. Dr. Hugo Hepding, Gießen, Goethestr. 48.

Übernommen aus Mitt. des Verb. der Vereine für Volkskunde, Juni 1907.

XXXIII. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. Begründet von Karl Weinhold. Im Auftrage des Vereins her. von Johannes Bolte. 17. Jahrg. 1907. Heft 2 bis 4. Wie ersichtlich, enthalten diese Hefte des ausgezeichnet redigierten Organs des uns befreundeten Vereins eine Fülle belehrender und interessanter Aufsätze und Mitteilnngen. Zufällig fällt für nnsere Provinz diesmal darin nichts ab.

XXXIV. Forschnngen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte. 20. Bd. 1. Hälfte. 1907. Prof. Dr. P. J. Meier: Die Entstehung und Grnndrißbildung der Alt- und Nenstadt Brandenburg a. H. Mit einem Stadtplan ans dem 18. Jahrhnndert. S. 124 flg.. Spricht sich gegen die von Sello angenommene Wendenstadt anf der Dominsel aus. Hier habe vielmehr nur die ansgedehnte Bnrg gelegen, während die dazugehörige bürgerliche Niederlassnng das am rechten Ufer befindliche Dorf Pardwin, das suburbium war. S. 126. „Mit der Wendenstadt fällt aber auch die daraus entstandene deutsche Militärstadt, wie sie Sello als Vorläuferin

[1]) Vgl. z. B. U. Jahn, die deutschen Opfergebräuche, S. 206 f.

[2]) Vgl. z. B. F. M. Böhme, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel. S. 190 ff.

[3]) Vgl. E. H. Meyer, Deutsche Mythol., S. 199; Rad. Volksleben, S. 120 f.

der Altstadt auf der Insel ansetzt; denn von ihr ist sonst nirgends auch nur eine Spur vorhanden. Aber ferner wissen wir auch durch Rietschel („Die civitas auf deutschem Boden", 1894 und „Markt und Stadt in ihrem rechtlichen Verhältnis" 1897), daß eine Militärstadt im Selloschen Sinne überhaupt eine Unmöglichkeit ist."

Ich möchte mich nicht in diese theoretischen Streitigkeiten einlassen, die schließlich nur der Spaten entscheiden kann. Jedesmal, wenn ich in Brandenburg bin, erzähle ich von der Notwendigkeit, das älteste christliche und das vorchristliche wendische Brandenburg durch Grabe- und Bohrversuche festzulegen und die Schichtenfolgen aufzuklären. Dies ist umso leichter, als die Gefäßreste von etwa 800 bis 1300 n. Chr. sich mit Leichtigkeit unterscheiden lassen. Ich habe auf der Dominsel sogar die Stellen bezeichnet, wo man die Ausgrabungen anfangen sollte. Die ganzen Inseln und Wiesen rechts und links des Grillendammes und zwischen diesem und der Langenbrücke bezw. dem Mühlendamm harren der Untersuchung. Man kann sich auf verschiedene Entdeckungen mit einiger Sicherheit gefaßt machen. 1. Die diluvialen Höhepunkte des Stadtbildes dürften vorwendische und zwar germanische Reste ergeben, wie sie auf dem Harlunger Berg und sonst dicht bei der Stadt vorgekommen sind. — 2. Aus späterer Zeit, aber noch vor der Begründung eines slavischen städtischen Gemeinwesens hier Pfahlbauten mit wendischer Fischerbevölkerung zu vermuten bis etwa 9. Jahrhundert n. Z. — 3. Zeit der wendischen Stadt bis ins 10. Jahrhundert, dann Mischung mit deutschen Elementen. Diese Periode bis ca. 1160 wird in kulturgeschichtlicher Beziehung gewiß ganz besonders ausgiebig und interessant ausfallen. — 4. Zeit seit der Befestigung christlicher Herrschaft bis etwa 1500. — Alles dies ist zweifellos durch den Spaten nachweisbar. Das mag vielleicht an 50 000 Mk. Kosten erfordern, die sich auf eine Reihe von Jahren verteilen lassen, aufzubringen durch Stadt und Provinz. Allerdings müßte ein geologisch geschulter Archäolog sich längere Zeit der dankbaren Aufgabe widmen.

XXXV. Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Verwaltungsjahren 1901 bis 1905. Mit Abbildungen, Plänen und graphischen Darstellungen. — Auch diesmal hat mir der Magistrat den geschichtlichen Fünfjahrsbericht übertragen; ich lege Ihnen den soeben erschienenen ersten Teil vor, der außer den Personalien und Generalien die Kunstdeputation, das Märkische Museum und die mir unterstellten Bibliotheken begreift, das Archiv, das statistische Amt, das Stadtgebiet und die dazugehörige Tiefbauverwaltung, Straßenreinigung, Beleuchtung, Be- und Entwässerung, das Vermessungsamt, die Parkverwaltung und das Verkehrswesen. Ich mache auf die schöne Heliogravüre aufmerksam, welche Rudolf Virchow, Ehrenbürger Berlins,

nach dem Vogelschen Ölgemälde in Zimmer 55 (Donatorensaal) des Rathauses darstellt.

XXXVI. Fortschritte der Feuerbestattung in Berlin. Aus meinem für das Etatsjahr 1906 erstatteten Bericht über die Verwaltung der Berliner Gemeindefriedhöfe sei folgendes, weil von speziellem kulturgeschichtlichen Interesse, mitgeteilt.

Feuerbestattung. In der von dem Vorstande des hiesigen Vereins für Feuerbestattung mit Genehmigung des Magistrats auf dem Friedhof errichteten Urnenhalle sind 29 neue Urnen mit Brandresten aufgestellt worden. Außerdem sind im Berichtsjahre 10 Urnen im Urnenhain bezw. in anderen Teilen des Friedhofes in oder über der Erde beigesetzt.

Es sind mithin in der Urnenhalle und im Urnenhain
aufgestellt oder beerdigt . . . . 288 Urnen
in Familienbegräbnissen oder anderen Abteilungen beigesetzt 69 „
so daß insgesamt . . . . 357 Urnen
feuerbestatteter Personen auf dem Friedhof beigesetzt sind.

Die Leichensammelstelle und der Verbrennungsofen in der Diestelmeyerstraße. Die Leichensammelstelle dient als Hauptsammelplatz für alle Leichen, die auf Rechnung der Stadt beerdigt werden (Freileichen). Diese Leichen werden im Laufe des Tages durch einen Unternehmer mittels Leichenwagens aus den Sterbewohnungen abgeholt, an die Leichensammelstelle abgeliefert und von hier aus dann bei Dunkelheit durch besonders dazu eingerichtete Wagen nach dem städtischen Friedhofe in Friedrichsfelde überführt.

Durch den von der Stadtsynode bestellten Geistlichen haben in der Leichenhalle der Leichensammelstelle auf Wunsch der Hinterbliebenen 127 Einsegnungen stattgefunden und ist den Hinterbliebenen geistlicher Zuspruch gewährt worden.

Der Verbrennungsofen dient zur Verbrennung von Körperteilen, die entweder aus Amputationen von lebenden Menschen herrühren oder zu Leichen gehören, bei denen die Individualität durch Sektionen usw. verloren gegangen ist.

Durch das mit der Direktion der Anatomischen Anstalt getroffene Abkommen hinsichtlich Verbrennung der nach den Sektionen verbleibenden einzelnen Leichenteile, sowie durch die noch aus einzelnen Krankenhäusern aus gleichem Anlaß eingelieferten menschlichen Überreste sind im Betriebsjahre 279 Kästen, je 7 Zentner schwer, und 499 Särge eingeäschert worden. Es haben 60 Brände stattgefunden; bei jedem Brande wurden durchschnittlich 4 Kästen und 9 Särge in den Verbrennungsofen eingeführt. Die Asche wurde in verschließbaren Blechkästen nach dem Friedhofe in Friedrichsfelde überführt.

In den meisten deutschen Bundesstaaten ist die Feuerbestattung bezüglich vollständiger sog. Individual-Leichen erlaubt. Es ist vorauszusagen, daß auch in Preußen binnen kurzem der Widerstand der Geistlichkeit und einzelner Polizeiorgane überwunden und die Leichenverbrennung allgemein gestattet werden wird.

XXXVII. P. Eichholz: Das älteste deutsche Wohnhaus, ein Steinbau des IX. Jahrhunderts. Unser verehrtes kunstgeschichtlich hervorragend bewandertes Mitglied weist nach, daß das sogenannte Graue Haus zu Winkel im Rheingau diese Ehrenstellung für sich in Anspruch nehmen kann. Es ist zweistöckig und noch in seiner schlichten Stattlichkeit wohl erhalten. Das Nähere wollen Sie aus den 46 schönen Abbildungen im Text ersehen. Ich danke Herrn Architekt Eichholz verbindlichst für die treffliche Arbeit, die ein wertvolles Heft (No. 84) in den bei Heitz & Münedel zu Straßburg i. E. erscheinenden Studien zur deutschen Kunstgeschichte bildet.

XXXVIII. Belzig und seine Umgebung. Führer für Belzig und Burg Eisenhart, Schloß Wiesenburg, Rabenstein u. s. f. Her. vom Justizrat Winkler-Belzig im Auftrage des Verkehrs-Vereins in Belzig. — Für nur 50 Pfg. kann man auf diese Weise einen trefflich illustrierten Wegweiser erwerben. Diejenigen unter uns, die mich im vorigen Jahr auf der Pflegschaftsfahrt nach Burg Rabenstein begleiteten und für alle unsere Mitglieder, welche die Brandenburgiafahrt nach dem Eisenhart und nach Belzig mitmachten, werden durch die hübschen Abbildungen an angenehm verlebte, lehrreiche Stunden erinnert werden.

XXXIX. Touristenklub für die Mark Brandenburg. 23. Jahresbericht 1906. Ein Zufall will es, daß der interessante Artikel von E. Schwarz darin, „Die Flämingburgen“, sich zum großen Teil, wie Sie bemerken wollen, mit demselben Thema wie die Winkler'sche Schrift (No. XXXVIII) beschäftigt.

XL. Abseits vom Wege. 24 von Berlinern entdeckte Sommerfrischen, Ergebnis eines Reise-Preisausschreibens des „Berliner Lokal-Anzeigers“ 1907. — Auf die Provinz Brandenburg entfallen nur drei „Perlen“: Zesch in der Mark von Richard Gladow; gemeint ist das reizende Dörfchen Zesch bei Baruth, Kreis Jüterbog-Luckenwalde. — Ferner Flottstelle in der Mark von Alfred Michaelsen. Am Schwielowsee einsam unweit Caputh gelegen, zu Zauch-Belzig gehörig, von unserer Museums-Pflegschaft bereits vor einigen Jahren von Ferch aus aufgesucht. — Endlich Pian in der Mark von u. M. Rektor Otto Monke. Nahe Himmelpfort belegen, Kreis Templin. In der Nähe ist der berühmte einsame Kastavener Kirchhof, den ich immer mit einer gewissen weihevollen Begeisterung zu beschreiben liebe.

XLI. Der Spandauer Gedenkstein für den 18. April 1813. U. M. Herr Oberpfarrer Recke schreibt uns: Die „historische" Stätte, von der aus der Bombardier Schultze bei der Haubitz-Batterie Baumgarten an jenem denkwürdigen 18. April 1813, vormittags 11 Uhr, einen „so geschickten Wurf tat", daß das Pulvermagazin der Bastion Königin in die Luft flog und der größte Teil der Bastion zerstört wurde, ist und bleibt zweifelhaft. Gerade die militärischen Berichte, insonderheit der Bericht des damals die Belagerung Spandaus leitenden Generals von Thümen, nötigen meines Erachtens dazu, die Aufstellung der Haubitz-Batterie mehr nach Osten hin zu verlegen. Die Ruhlebener Batterien bestanden, unter sich verbunden, aus 4 Zwölfpfündern, aus 4 zehnpfündigen Haubitzen und aus 3 schweren „Einhörnern". Die Haubitz-Batterie war auf der Seite von Ruhleben unweit der Försterei („auf dem Wege nach Charlottenburg am Eichelberg gelegen") gegen die Spreeschanze und die Bastion Königin—König gerichtet, 1600 bis 1700 Schritt von der Zitadelle: die Batterie hatte eine Kommunikation mit dem „Harz" (Herz), einem Birkenwäldchen zwischen Charlottenburger Chaussee und dem Teltower Weg. Der „geschickte Wurf" vom 18. April traf, wie zunächst angenommen wurde, das Pulvermagazin in der Spreeschanze. Der Irrtum klärte sich erst am folgenden Tage auf: Das Laboratorium der Bastion Königsberg war gesprengt: „Eine Menge dort gelagerter Kugeln flog in die Stadt — so erzählt Prediger Hornburg in seinen Aufzeichnungen als Augenzeuge — bis über den Heinrichsplatz fort." Die an der Nordseite der Nikolaikirche eingemauerte Kugel erinnert daran. Nach weiterm heftigem Bombardement folgte bekanntlich am 20. April der — nicht glücklich durchgeführte — Sturm der Belagerer auf die Festung (Zitadelle); dann längere Kapitulationsverhandlungen und endlich am 27. April die Übergabe der Festung und damit die Befreiung Spandaus vom französischen Joch. Die am 20. April 1813 beim Sturm von Spandau gefallenen 18 Spandauer verzeichnet das schlichte gußeiserne Kriegerdenkmal auf dem Heinrichsplatz auf seinem dritten Schilde. Zu dem Ganzen vergleiche man neben der Kuntzemüllerschen Chronik Seite 327 ff. das Gedenkbüchlein von Hornburg (1813) und besonders, in kriegsgeschichtlicher Beziehung wichtig, das Werk des Grafen v. Rittberg „Ein Beitrag zu 1813. Die Belagerung der Festung Spandau nach Archiven und geschichtlichen Belegen", Graudenz 1891, Seite 134 ff., dazu die Kartenbeilage C. — Die eigentliche „historische" Stätte, auf die der jetzt an der Charlottenburger Chaussee — Kilometerstein 13,1 — errichtete Gedenkstein für den 18. April 1813 mit seiner etwas ungenauen Inschrift (vergl. Anzeiger vom 16. 4. 07) hinweist, kann nach alledem nicht genau bestimmt werden, was selbstverständlich dem patriotischen Erinnerungszeichen als solchem in keiner Weise Abbruch tut. Wir sind bis auf weiteres

lediglich anf die Tradition angewiesen, die natnrgemäß vielfach widersprechend und sagenhaft erscheint. Als nnsere Stadtverordneten am 3. Mai 1906 die für die Errichtung des Denksteins erforderliche Snmme bewilligten, führte der nnlängst verstorbene Stadtverordnete Müller, wie es scheint damals ohne Widersprnch, folgendes ans: „Die nrsprüngliche Stelle, von der aus die zehnpfündige Hanbitz-Batterie das Pulvermagazin in der Zitadelle (in der Bastion Königin) in Brand steckte, ist die alte große Linde (eigentlich waren es ihrer zwei) zwischen Ruhleben nnd dem Spandauer Bock (jetzt der Straßenbahn zum Opfer gefallen). Der künstliche Gedenkstein sei nicht dort, — die Stätte jener beiden alten Linden wurde auch mir seinerzeit als „historisch" bezeichnet, — sondern, wie geschehen, etwa 1 Kilometer näher zur Stadt, auf Spandauer Gebiet, nnd zwar an der Nordseite der Chaussee anfzustellen. Anders die „Brandenburgia" (vergl. „Anzeiger" vom 23. 10. 06): „Der preußische Kanonier, der dort, wo jetzt der Granitblock steht, den geschickten Wurf tat, sei unmittelbar darauf durch eine französische Kanonenkngel getötet worden. Der Volkssage znfolge wurden die beiden jetzt fast 100jährigen (?) „historischen" Kastanienbänme zum Andenken an diese Begebenheit gepflanzt und zwischen ihnen ein Reisighaufen errichtet, auf welchen nach altem Brauch jeder Vorübergehende sein Zweiglein warf. Herr Stellmachermeister Thiele bestätigte, daß seine Mutter anf einem Gang nach Charlottenburg, den sie in Begleitung der Großmutter unternahm, nm Einsegnnngskleider zu kanfen, Reisig auf den Haufen geworfen habe. In Spandau ging indessen früher auch die Sage nm, dort sei einst jemand an der Landstraße erschlagen worden." Ein nener gewichtiger Zeuge ersteht der traditionellen Stätte des Gedenksteins in No. 118 des „Anzeigers" vom 23. Mai 1907: „Dem (nngenannten) Verfasser dieser Zeilen, — so lesen wir, — ist von seinem Großvater und andern, die jene Zeit miterlebt hatten, wiederholt die Stelle, wo heute der Gedenkstein steht, als die Batteriestellnng der Haubitzen bezeichnet worden. Ob die Batterie sich weiter nach Osten oder Westen ausgedehnt hat, ist bedeutnngslos, denn derartige Batterien dehnen sich durch die Erdbanten stets erheblich aus." Hoffentlich ist bis znr Jahrhnndertfeier im Jahre 1913 volle Klarheit gegeben. Das jetzige Kartenbild ist freilich von dem früheren so abweichend, daß die genaue Erfassnng der Situation von 1813 recht schwer wird.

Wo lag der Eichelberg mit der Oberförsterei der „Teltower Heide"? Wo grünten die Birken des Wäldchens „Herz"? Wer pflanzte die beiden markanten Kastanienbänme mitten in die Linden der Chaussee hinein? Wie alt mögen sie sein? Zu welchem Zwecke mögen sie einst nnd gerade dort gepflanzt sein? Und dann: welches war damals der Lauf der Spree und ihrer Znflnßgräben? Wo gabelten sich damals die beiden Wege nach Charlottenbnrg nnd nach Teltow? Doch gewiß

anders (östlicher) als heute? Welches war die Schußrichtung: Haubitzbatterie, Spreeschanze, Bastion Königin?

Weitere Mitteilungen bleiben meinem zweiten ortsgeschichtlichen Vortrag im kommenden Winter, der die Geschichte Ruhlebens behandeln soll, — der erste Vortrag ist dem „Pritzstabel von Szpandowe“ gewidmet — vorbehalten.

(Vergl. Anzeiger für das Havelland No. 135, vom 12. Juni 1907.)

XLII. Mainzer Zeitschrift. Zeitschrift des Römisch-Germanischen Zentral-Museums und des Vereins zur Erforschung der Rheinischen Geschichte und Altertümer. Her. von der Direktion des Museums und dem Vorstande des Mainzer Altertümer-Vereins. Jahrg. III. 1907. — Was ich zum Ruhme des ersten Jahrganges sagte, gilt auch von diesem wertvollen, sorgfältig revidierten Heft.

XLIII. Das deutsche Landhaus. Monatsschrift für edle Häuslichkeit. Die Ihnen vorgelegte, höchst elegant ausgestattete, trefflich illustrierte Sonderausgabe betrifft besonders die freudig erblühende neue Villen-Kolonie Zehlendorf-Klein-Machnow, welche wir des näheren auf unserer botanischen Wanderfahrt durch die Klein-Machnower Forst am 9. k. M. werden kennen lernen. Ich mache besonders auf die schönen Abbildungen von Klein-Machnow: Ruine, Schloß, Park, Teltow-Kanal usw. aufmerksam.

XLIV. Groß-Berlin. Anregungen zur Erlangung eines Grundplanes für die städtebauliche Entwickelung von Groß-Berlin. Gegeben von der Vereinigung Berliner Architekten und dem Architektenverein zu Berlin. — Vorsitzender des Ausschusses Groß-Berlin O. Marck, Geh. Baurat.

Diese soviel berechtigtes Aufsehen erregende Schrift lege ich der Brandenburgia vor, da auch diese ein starkes heimatliches Interesse hat, daß der weitere Ausbau planmäßig unter Berücksichtigung der Verkehrsbedürfnisse, aber auch der sanitären Beziehungen und des Schönheitsbildes in Vereinigung von Stadt und Dorf, von Wald, Wiese und Feld erfolge. Sehr angenehm sind die Vergleiche mit anderen Großstädten, als Wien, London, Paris, New-York, Washington mit dem Columbia-Distrikt.

XLV. Unsere Wohnungs-Enquete im Jahre 1906. Unter diesem Titel hat die Orts-Krankenkasse für den Gewerbetrieb der Kaufleute, Handelsleute und Apotheker durch Herrn Albert Kohn kürzlich ein großes statistisches und topographisches Material in gründlicher Weise verarbeitet, das allerdings viele Mängel in den Behausungen der sogenannten kleinen Leute hervortreten läßt. Die bei Blitzlicht veranstalteten Aufnahmen zeigen recht traurige Wohnungen und Wirtschaftseinrichtungen. Es gibt nun Haus- und Grundbesitzer-

Vereinigungen, welche diese Publikationen sehr anfeinden, auch wünschen, daß dagegen von Amtswegen eingeschritten werde. Ich vermute, daß dies erfolglos sein wird, sehe andrerseits nicht ein, warum nicht eventl. Widerlegungen durch Rede und Schrift versucht werden sollen.

Wir haben als eine beschreibende wissenschaftliche Vereinigung selbstredend nicht die Aufgabe, Partei hüben oder drüben zu ergreifen, wir betrachten solche Veröffentlichungen nur von unserm, d. h. vom Standpunkt der Kunde unserer Heimat ganz objektiv.

XLVI. Dem Protokoll des uns befreundeten Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg vom 12. Juni d. J., welches viel Interessantes enthält, entnehmen wir eine Mitteilung des Herrn Geh. Archivrats Dr. Baillen über das Abschneiden des Zopfes in der preußischen Armee vor 100 Jahren. Baillen führte das Urteil eines Franzosen von 1805 an, daß in der preußischen Armee die Kunst, den Menschen an lästige Unbequemlichkeiten zu gewöhnen, auf das äußerste getrieben sei, und die Schilderung Potens, in der es heißt: „Eine wahrhafte Plage bildete die Herstellung der Frisur. Wenn morgens ausgerückt werden sollte, begann bald nach Mitternacht der Haarputz, es wurden die Zöpfe gebunden; Pomadebüchsen und Kleistertöpfe geöffnet, und eine Wolke von Mehl lagerte sich auf dem Werke. Wer fertig war, mußte auf seinem Bett sitzen, um die Arbeit nicht wieder zu nichte zu machen."

Im Kriege von 1806 nun ist der Zopf allmählich gefallen. In der Kabinettsorder vom 17. Dezember 1806 an Prinz Heinrich, durch die Gneisenau zum Major ernannt wurde, verfügte der König: „Ich genehmige auch, daß die schon gedienten, bei den neuen Bataillons eingestellten Soldaten ebenfalls, sowie die Rekruten, keine Zöpfe tragen, und überlasse ich Ew. Liebden, das Abschneiden des Haares dieser Soldaten zu befehlen." Ihre Vollendung erhielt diese Zopfabschneiderei dadurch, daß zu Anfang Mai 1807, während seines Aufenthaltes im russischen Hauptquartier, auch König Friedrich Wilhelm III. selbst sich seinen Zopf abschneiden ließ und ihn der Königin Luise übersandte. Die Königin hat ihm darauf folgende bemerkenswerte Antwort gegeben (im Original französisch): „Das Geschenk, das Du mir gemacht hast, ist wirklich von ganz neuer Art, und sicher werde ich diesen Zopf mein ganzes Leben lang aufbewahren. Das bringt mich zu besonderen Gedanken, deren Ergebnis nicht erfreulich ist. Vor zwei Jahren hätte niemand in Preußen an diese Änderung zu treten gewagt, wegen des ideellen Wertes, den man dem alten Kostüm der preußischen Armee beimaß. Der Siebenjährige Krieg hatte seinen mächtigen Einfluß bis auf die Haartracht erstreckt, und wer sie hätte ändern wollen, hätte ein Majestätsverbrechen begangen. Der mächtige Einfluß der französischen Revolution dagegen hat diese Änderung ermöglicht, denn,

meiner Treu, niemand wird den Zopf tragen wollen, um das Andenken an den 14. Oktober zu verewigen, der gegen diese Revolutionäre verloren ging„ . . . . Später fügt sie noch hinzu: „Ich muß Dir sagen, daß das Geschenk Deines Zopfes mir wirklich Vergnügen gemacht hat; ich wünschte längst diese Toiletteuänderung, denn während des Krieges ist alles, was die Toilettenbedürfnisse vereinfachen kann, wirklich gut."

XLVII. Das Geburtshaus der Auguste Krüger. Unserm verdienstvollen Mitgliede Herrn Redakteur Dr. Hans Brendicke verdanken wir die nachfolgende Angabe, die namentlich unser verehrtes Mitglied Herr Major z. D. Noël interessieren müßte. Diese Nachricht entstammt der von Herrn Brendicke redigierten, in der Brandenburgia schon oft erwähnten Zeitschrift der Vereinigung ehemalig Einjährig-Freiwilliger Kampfgenossen von 1864, 1866, 1870/71, No. 45.

„Das Geburtshaus der Auguste Krüger. In der „Schnur" No. 33, 1904, und No. 35, 1905, hat uns Herr Major L. Noël das Leben und die Taten der Auguste Krüger anschaulich geschildert. Durch die Güte des Herrn Breithaupt, Pfarrers im St. Johannisstift zu Plötzensee, erhalten wir Kunde von dem Abbruch des Geburtshauses, was uns veranlaßt, die denkwürdige Stätte dem Gedächtnis der Nachwelt zu bewahren.

Das Geburtshaus des Freiwilligen Unteroffiziers des Colbergschen Grenadier-Regiments Graf Gneisenau (2. Pommerschen) No. 9 steht zu Friedland in Mecklenburg (geb. 4. Oktober 1789, gest. den 31. Mai 1848 in Templin). An dem Hause, das jetzt abgebrochen wird, ist eine Gedenktafel angebracht, die lautet:

Sophia Dorothea Friederike Krüger
wurde in diesem Hause geboren am 4. Oktober 1789. Sie kämpfte in dem Befreiungskriege von 1813 bis 1815 für das Vaterland als Unteroffizier in einem pommerschen Bataillon der preußischen Armee mit und wurde wiederholt auf dem Schlachtfelde verwundet. Für ihre Tapferkeit erhielt sie von Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, das Eiserne Kreuz und die Kriegsdenkmünze.
Zu ihrem Andenken gewidmet von ihrer Vaterstadt 1864.

XLVIII. Beiträge zur Geschichte der Sängerschaft Germania (A. G. V. Berlin). Zur Feier ihres vierzigsten Stiftungsfestes herausgegeben vom Verband alter Herren. Mai 1907. Überreicht von u. M. Dr. Brendicke. Ein lesenswerter Beitrag zur Geschichte edler sangesfreudiger Tätigkeit, für den wir hierdurch bestens danken.

XLIX. Hans von Müller: Aus den Materialien zu einer Biographie E. T. A. Hoffmanns. — Der Herr Verfasser, der uns in der Brandenburgia mit mündlichen und schriftlichen geistvollen Angaben über den genialen Dichter-Komponisten erfreut hat, beschäftigt

sich diesmal mit 2 Gegenständen: I. Die Königsberger Burgschule und ihr Rektor Wannowski, und II. Hoffmann, Julius von Voß und Holbein in Berlin. — Zu I ist zu bemerken, daß H. Ostern 1792 die Schule verließ und daß zu seinen vertrauten Schulkameraden an der Burgschule, Theodor Gottlieb von Hippel, der Verfasser des Aufrufs „An mein Volk" 1813, gehörte. — Zu II ist bereits abgedruckt in No. 7. v. J. der Mitt. des uns befreundeten Vereins für die Geschichte Berlins.

L. Der Scheideweg. Erzählung von Curt Kühns in „Aus Höhen und Tiefen. Ein Jahrbuch für das deutsche Haus, her. von Dr. Karl Kinzel und Ernst Meinke." Berlin 1908. — U. M. Herr Kühns schildert den endlichen, nach schweren seelischen Kämpfen erfolgenden Übertritt eines jungen Cisterziensermönches von Kloster Jerichow zur Zeit Luthers, der in die Entscheidung eingreift. Eine leichteren Herzens aus dem Cisterzienserinnen-Orden ausgeschiedene Nonne Brigitte geht gleich Katharina von Bora mit dem ersten evangelischen Pfarrer von Jerichow, Ulrich Blankenfeld, den Ehebund ein.

E. Bildliches.

LI. Photographische Aufnahmen von Luckenwalde und Umgegend hat u. M. Herr Robert Mielke in gewohnter sachverständiger Art bei der Museums-Pflegschaftsfahrt am 25. August d. J. aufgenommen und mitgeteilt. Ich erlaube sie mir mit verbindlichstem Dank der Sammlung des Märkischen Provinzial-Museums zu überweisen.

1. Luckenwalde: Die alte Tuchfabrik von Pariser.
2. „ „ Dieselbe, Hofansicht.
3. „ „ Blick auf den Turm der Pfarrkirche.
4. „ „ Inneres der wiederhergestellten Pfarrkirche.
5. „ „ Blick auf die Stadt vom Weinberg.
6. Gottow bei Luckenwalde: Nute-Teich.
7. „ Alte Eisenhütte mit alter Feuerspritze.
8. „ Wohnhaus der alten Eisenhütte.
   Die Glanzzeit Gottows war unter König Friedrich II.
9. Der Hohe Golm bei Luckenwalde: Blick von der Schutzhütte nach dem Signalturm.
10. Der Hohe Golm bei Luckenwalde: Blick vom Golm nach Süden und
11. Der Hohe Golm bei Luckenwalde: Blick oben auf dem Gipfel vom hölzernen Signalturm nach der Nachbarschaft.

LII. Wittenberg a. E. U. M. Herr Zahnarzt Reichhelm überreicht zwei vorzüglich gelungene Aufnahmen, eine größere Gruppenaufnahme der Brandenburgia auf der Wanderfahrt am 22. d. M. vor dem Eingang zum Lutherhause. — Eine kleinere Photographie des

Melanchthonhauses, Hofseite; meine Frau und Tochter mit mir zusammen waren gebeten worden, sich „zur Staffage“ links aufzustellen. — Diese Bilder sind das größere für 75 Pfg., das kleinere für 50 Pfg. auf Bestellung bei Herrn Reichhelm in Treuenbrietzen käuflich.

LIII. Mitteilungen von Boswau und Knauer. Architektur und Bauausführungen. I. Jahrg. 1907. No. 3: Das Kaufhaus des Westens, Die deutschen Waffen- und Munitions-Fabriken in Wittenau-Berlin und Der Industriepalast Warschauerbrücke. — No. 4: Geschäftshäuser in der Berliner City und Gärten in Berlin, wobei u. M. Herr Hermann Knauer sein entzückendes Gärtchen am Viktoria Luise-Platz 9 beschreibt und abbildet. Alle diese Bauten bezeugen gleichmäßig Erfindungsgabe und eine seltene Paarung von Schönheits- und Nützlichkeits-Empfinden.

LIV. Neue Kunst. Mitteilungen über erscheinende Kunstblätter. Die hiesige Phot. Ges. bietet in Heft 11 d. J. u. a. eine seltene Fülle von Reproduktionen englischer Bilder.

LV. Kaiser Friedrich-Museum der Stadt Magdeburg. 2 Serien von je 12 Ansichts-Postkarten. Herr H. Maurer, unser kürzlich in den Stand der heiligen Ehe getretenes Mitglied, stiftet freundlichst diese schönen Andenken mit dem auch anderseitig geäußerten Wunsche: die Brandenburgia möge Magdeburg 1908 besuchen. Dem werden wir gern Folge geben.

LVI. Herr Professor Dr. Otto Pniower hielt hierauf den mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag über Fontane, den wir später in erweiterter Gestalt zu bringen hoffen. Vgl. auch No. IX.

LVII. Eine kleine Nachfeier für den I. Vorsitzenden Herrn E. Friedel fand demnächst, jedoch auf Wunsch des Gefeierten in den bescheidenen Grenzen eines gemeinschaftlichen einfachen Abendessens in der sog. Blauen Grotte des Wirtshauses Rheingold, Potsdamer Straße, statt. Für Herrn Friedel, seine Frau und Tochter hatte der zweite Vorsitzende, Herr Geh. Justizrat Uhles, Blumen gespendet. Derselbe brachte ein Hoch auf die ebengenannten Drei aus, Herr Friedel dankte und bat die Versammlung, in ein Hoch auf das Gedeihen der Brandenburgia einzustimmen, welchem Wunsche allerseits gern entsprochen wurde.

Kleine Mitteilungen.

Redensarten des Groß-Berliner Volks. Das Erscheinen eines sehr verbreiteten Buches: „Der richtige Berliner in Wörtern und Redensarten" ist wohl ein Beweis dafür, daß der Anwohner des „grünen Spreestrandes" in der sprachlichen Ausdrucksweise etwas von den übrigen Märkern Abweichendes pflegt. Und in der Tat etwa ein Mittel- oder Süddeutscher, der zum erstenmal nach Berlin oder einem seiner riesenhaft (teilweise auch in dem Maße ihres Selbstbewußtseins) angeschwollenen Vororte kommt und dort eine Unterhaltung von Leuten der unteren Volksklassen mit anhört, darf wohl im ersten Augenblick glauben, in böhmische Dörfer gekommen zu sein. Denn wie soll er ahnen, daß man mit dem Ausdruck: „Du siehst aus, als wenn du dem Totengräber von de Schippe gehopst wärst" — einen sehr kränklich — elend aussehenden Menschen bezeichnen will. — „Du siehst aus wie eene vermanschte Schießbudenfigur" will durch die Blume andeuten, daß der also Bezeichnete das Gegenteil eines Apollo darstellt. Schlimmer noch ist die Schmeichelei: „Mit dir ha'm se (haben sie) in de (Neue! Irrenanstalt) Charité Schmu gemacht" — d. h.: Du bist als eigentlich Verrückter in unsere Gesellschaft eingeschoben. Er sieht aus wie Stube und Küche soll wohl ein ärmliches Äußere bezeichnen. Verständlicher schon ist der neulich unserm Schlittenkutscher bei einem kleinen Unfall liebenswürdigst zugerufene Ausdruck: „Du hast wohl noch keenen Rixdorfer kennen gelernt", dem sogleich das freundliche Angebot folgte: „Ick klebe dir eene, det de aus de Pantinen kippst!" Wer etwas schlau angefangen und glücklich zu Ende geführt, hat hierorts „en Ding gedreht". Ein Korb mit gefüllten Bier- und Schnapsflaschen, wie ihn der Einholer für einen Bau den durstigen Kehlen zuschleppt, ist eine „Alkoholwiege". Beim Skatspielen hörten wir jüngst einmal: „Wat redst du von'n Weihnachtsmann, wenn doch keene Lichte brennen" — oder die beliebten Redefloskeln: „Wat sagste nu?" — „Is Tatsache" — „Hast du 'ne Ahnung, wie Maikeber schmecken; du krabbelst se an' Bauch." Eine Erinnerung, irgend eine Forderung fallen zu lassen, kleidet der Großberliner in die Worte: „Det mach' dir man ab!" oder neuer: „Nischt zu machen" — oder: „so siehst du aus!" (Das letztere scheint übrigens überall hin zu passen). Einen Hund von ganz unbestimmbarer Rasse ordnet unser Landsmann wohl folgendermaßen in die Tierverwandtschaft ein: Kreuzung zwischen Barsch und Kanarienvogel, zwischen Dachs und Rebhuhn oder gar zwischen Spreekahn und Botenfrau. — Eine tüchtige Tracht Prügel soll so wirken, „det dir det Wasser aus alle Ohrlöcher looft." Einen Zeugen hörten wir in der Rixdorfer Schöffengerichtssitzung seines Gegners Intelligenz charakterisieren: „Dumm wie Schiffer . . . . . (Exkremente!)

In Neuruppin hörten wir einen gegenwärtig als Maurer tätigen Mann von sich sagen, er sei früher „Paddenschiffer" gewesen.



Noch kurze Aufzählung einiger andrer Redensarten des täglichen Gebrauchs:

„Wat Karl, dir friert? Bind' dir 'nen Schlips um — oder häng' dir 'nen nassen Sack um. — Beim Knobeln (ohne Revanche!) hat — hat. — Untergeschobenet Kind. — Du gehst wohl an polierte Gummikrücken? — Gelebt wie die Schweine, aber ohne Stall (d. h.: Nachts über „durchgefallen"). — Dir soll der Moll anbleeken. Und nun sage ich auch, wie der aus dem Zecherkreise Scheidende: „Ick türme" — „Ick hau ab" — hoffend, daß man nicht aussieht wie eine „ausgenieste" (derber noch! „ausger . . . te) Prise". R. Jülicher.

Zur Mode der Taufnamen. Von R. Jülicher. Mein Bruder, Professor D. theol. u. Dr. phil. A. Jülicher in Marburg, schrieb mir kürzlich: „Aus Deinen Sammlungen (Jnliheft der Brandenburgia 1906) kann man auch manches für die Volksseele Bezeichnende entnehmen." Ich glaube nun, mit folgendem kleinen Beitrag auch etwas dahin Einschlagendes zu bieten. In meiner bald 25jährigen Tätigkeit als Volksschullehrer sind schon tausende von Kindern beiderlei Geschlechts durch meine „Listen" gegangen, und von jeher hat mich die verschiedene Häufigkeit der Taufnamen interessiert. Obwohl ich nun direktes Vergleichsmaterial nicht bieten kann, möchte ich doch eine kleine hierauf bezügliche Studie hier darbieten.

I. Aus dem Dorfe Frauenhagen, Kr. Angermünde. Aus alten Versäumnislisten stellte ich folgende Ergebnisse zusammen:

A. Periode 1862—1874.		B. Periode 1881—1890.	
Unter 163 Knaben 15 verschiedene Namen; es zählen:		Unter 111 Knaben: 22 verschiedene Namen; es zählen:	
August . . .	24·8 %	August nur noch	7.2 %
Wilhelm . .	24.7 %	Wilhelm . . .	11.7 %
Karl	18.5 %	Karl	16.2 %
Hermann . .	8.4 %	Hermann . . .	12.6 %
	76.4 %		
Alle 13 übrigen Namen also nur vereinzelt.		Paul, 7.2 %, der in der ersten Periode gar nicht auftrat.	

B. Erste Periode 1862—1874. 56 Mädchen: 18 Namen.		B. Zweite Periode 1881—1890. 144 Mädchen: 27 Namen.	
Karoline . . .	16.2 %	Karoline . . .	2.3 %
Marie	12.2 %	Marie	7.6 %
Emilie	10.9 %	Emilie	9.0 %
Auguste . . .	10. 9%	Auguste . . .	18.5 %
Luise	10.3 %	Luise	6.9 %
Wilhelmine . .	7.7 %	Wilhelmine . .	2.1 %
Anna	7.0 %	Anna	18.5 %
Justine . . .	4.5 %	Justine . . .	0.0 %
Hermine . . .	3.8 %	Hermine . . .	1.3 %
Berta	3.8 %	Berta	3.8 %

Also in der 2. Periode bedeutend größere Auswahl. Auguste stark zugenommen in Häufigkeit, Anna mehr als verdoppelt, Justine ganz verschwunden, Ida hatte zu I.: 3,1%, jetzt 11,1%.

In Rixdorf habe ich seit 16 Jahren nur Knaben, möchte aber, obwohl mir älteres Material leider nicht zur Verfügung steht, von je 100 Knaben aus 1902/3 und 1906/7 die Vergleiche über Häufigkeit der Vornamen ziehen. Also:

Erste Periode 1902—1903. 28 Namen, darunter:		Zweite Periode 1906—1907. 30 Namen, darunter:	
Otto	10 %	Otto	3 %
Paul	9 %	Paul	10 %
Max	11 %	Max	9 %
Wilhelm	8 %	Wilhelm	3 %
Willi	4 %	Willi	4 %
Alfred	8 %	Alfred	2 %
Ernst	5 %	Ernst	4 %
Georg	4 %	Georg	6 %
Hugo	3 %	Hugo	0 %
Artur	5 %	Artur	6 %
Karl	4 %	Karl	3 %
Erich	3 %	Erich	3 %
Richard	3 %	Richard	2 %
Fritz	5 %	Fritz	6 %

Erste Periode: Diese 14 Namen zusammen 72 %; August, Kurt, Bruno, je 2 %; Oskar, Hermann, Walter, Emil, Emanuel, Konrad, Hans, Franz, Albert, Martin und Rudolf nur je 1 %.

Zweite Periode: Diese 14 Namen zusammen 61 %; dann noch Bruno und Walter je 4 %; Emil 3 %; Gerhard, Franz, Albert, Richard, Eugen je 2 %; Bernhard 3%; Theodor, Alexander, Ewald, Felix, Ulrich, Waldemar, Oskar, Heinrich je 1 %; Hans 3 %.

Also: sehr an Beliebtheit verloren haben gegen die erste Liste: Otto, Wilhelm, Alfred, Hugo. Zugenommen: Bruno, Walter, Hans; ganz verschwunden: Emanuel, Martin, Rudolf; ganz neu: Theodor, Alexander, Ulrich, Waldemar, Ewald, Felix, allerdings nur zu je 5%.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

12. (9. ausserordentliche) Versammlung des XVI. Vereinsjahres

Montag, den 30. September 1907, nachmittags 5 Uhr.

Auf frenndliche Einladung des Vereius für Franeuerwerb

Besichtigung der Ausstellung von Antiquitäten und modernen Kunstgegenständen in den Sälen der Sezession

Kurfürstendamm 208/209.

Der Vereiu Fraueu-Erwerb, E. V., gegründet 1899, bezweckt das Wohl der zum Erwerb gezwungenen gebildeten Frau nnd ihrer sozialeu Stellnng. Diese löbliche Vereinigung, der bereits eine grössere Reihe von Brandenburgia-Mitgliedern angehört (Central-Bnreau Berlin W 15, Lietzenbnrger Str. 13), hat uns folgendes Programm als seine Richtschnur mitgeteilt.

„Wir bekämpfen anf gesellschaftlichem Gebiete die Betonung der Klassenunterschiede, das Hervorhebeu der trennenden Momente; wir streben darnach, bei den Franen das Gefühl der Solidarität zu erwecken und ihneu die gemeinsamen, einigenden Gesichtspnnkte znm Bewußtsein und zur Geltung zu bringen.

Wir bekämpfeu auf wirtschaftlichem Gebiete die Ansbentnng der Franenarbeit; wir strebeu darnach, die Erwerbsverhältuisse zn verbessern und von allen Schäden zu reinigen.

Wir bekämpfen anf dem Gebiete der Stellenvermittlnng die Ausbeutung der Schwachen und die furchtbare Schmach des Mädchenhandels; wir strebeu darnach, zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmeru direkte Beziehnngen herzustellen uud über auswärtige Stellnngen, insbesondere über solche im Ansland, unbedingt zuverlässige Informationen zn erteilen.

Wir bekämpfeu anf sozialem Gebiete die leider so weit verbreitete Geringschätzung der erwerbenden Frau; wir streben daruach, der ehrlichen Frauenarbeit auch zn ihrem wohlverdienten Recht uud Ansehen zn verhelfen.

Wir bekämpfen anf literarischem Gebiete das Schlechte, Seichte, Frivole; wir strebeu darnach, der Fran vornehme

Unterhaltung, sachkundige Belehrung, die Bildung fördernde Lektüre zu gewähren.

Wir bekämpfen also die geistige Versumpfung und die wirtschaftliche Schädigung und wir streben darnach, das Verlangen nach Bildung und Erwerb in harmonischen Einklang zu bringen. — Deshalb, ihr deutschen Frauen, ob ihr im öffentlichen Erwerbsleben arbeitet und ringet, ob ihr als brave Hausfrauen mitschafft und miterwerbt, ob ihr aus der behaglichen Sicherheit ruhigen Wohllebens heraus den Kampf ums Dasein, den eure Schwestern kämpfen, mitfühlenden Herzens zuschaut, kommt alle zu uns, wirket für uns, kämpfet für uns, schliesst euch unserer Organisation an, — Einigkeit macht stark!"

Der Verein, dem der „Jugendbund zu Schutz und Pflege von Tieren und Pflanzen", also ein echt heimatschützender Bund, angeschlossen ist, gibt ein Organ, betitelt „Frauen-Leben und -Erwerb", Zeitschrift für die Interessen der Frau in Kunst, Industrie, Haus und Familie (Verlag Karl Koch-Krauß, Berlin SW, Markgrafenstr. 91, 2 Nummern monatlich, Jahresabonnement 4 Mk.), welcher zur Belehrung und Verständigung, möglichst auch zur Propaganda für den Verein nach außen hin dient.

Der Verein gibt ferner einen „Frauen-Kalender" (Preis 50 Pf.) heraus, in welchem der Jahrgang 1908 eine Außenansicht des kleinen Erholungsheimes enthält, welches der Verein in Borgsdorf a. d. Nordbahn zunächst in bescheidenen Verhältnissen, aber mit der begründeten Hoffnung auf baldige Vergrößerung, eingerichtet hat. Demnächst hofft die Brandenburgia das Erholungsheim, entsprechend freundlicher Einladung des Vorstandes, besuchen zu dürfen, heut Abend galt es, die Ausstellung von Antiquitäten und Kunstgegenständen zu besichtigen, welche in den Gesamträumen der Berliner Sezession, Kurfürstendamm, zum Besten des ebengeschilderten Erholungsheims veranstaltet worden ist.

Infolge einer Einladung des Vereinsvorstandes, insbesondere veranlasst durch unser Mitglied Herrn Richard Thassilo Grafen von Schlieben und seine Gemahlin Mary Gräfin von Schlieben war heut unseren zahlreich erschienenen Mitgliedern und Freunden gastliche Gelegenheit gewährt, die ausgestellten interessanten Gegenstände in Muße zu betrachten. Bemerkt möge hierzu werden, dass unter den Ausstellern sich auch verschiedene Brandenburgia-Angehörige befinden.

Bei der Fülle des aus allen Zweigen der Kunst und Kunsttechnik vom Mittelalter ab bis zur Gegenwart Gebotenen müssen wir verzichten, selbst wenn wir es vermöchten, eine Beschreibung auch nur des Allerbesten zu liefern, zumal der Kunstgeschmack bei den einzelnen Menschen ein sehr verschiedener ist. Wir verweisen bezüglich der Einzelhetien auf die „Kunst- und Antiquitäten-Rundschau" sowie ähnliche Fachorgane und auf die mehrfachen Berichte in den verbreitetsten Tageszeitungen.

Mit herzlichem Dank seitens des Vorsitzenden Herrn Geheimrat Friedel an den Ausstellungs-Ausschuss, insbesondere an Herrn und Frau Graf von Schlieben verließen die Erschienenen von angenehmen Eindrücken erfüllt nur zögernd die Ausstellungsräume der Sezession, um im Restaurant der letztern die gewonnenen Anschauungen zu besprechen und auszutauschen.

---

13. (10. ausserordentliche) Versammlung des XVI. Vereinsjahres

Mittwoch, den 9. Oktober 1907.

Wanderfahrt zur Pilzsuche in der Klein-Machnower Forst.

Zur festgesetzten Zeit, um 2,52 nachm., hatten sich die Teilnehmer des Ausfluges vor dem Bahnhof Zehlendorf versammelt und wanderten die Machnower Straße entlang bis zu dem Wirtshaus Waldesruh. Hier waren auf einer langen Tafel schon die wichtigsten Vertreter der zu sammelnden Pilze ausgestellt, damit sich ein jeder ihre Gestalt und die Farbe einprägen könne, und Frau George selbst und ein Stab von Gehülfinnen waren in liebenswürdigster Weise bereit Namen, Erkennungszeichen und nützliche Eigenschaften der Pilze zu verkünden. Da aber die Kaffeetafeln schon gedeckt waren, so wurde die Aufmerksamkeit etwas abgelenkt. Nachdem dieses körperliche Bedürfnis befriedigt war, wanderte die Gesellschaft in den benachbarten Wald zum Sammeln der Pilze. Das warme Wetter der letzten Tage nach dem nassen Sommer war für die Entwicklung der Pilze ganz besonders günstig, so daß jeder reich beladen mit Schätzen zurückkehrte.

Da die Dunkelheit allmählich hereinzubrechen begann, so begab sich die Gesellschaft in den grossen Saal, wo die Tische für das Abendessen bereit standen; hier breitete nun ein jeder seine Schätze vor sich aus, und Frau George wanderte unermüdlich die Tafeln auf und ab, um die gesammelten Pilze zu prüfen und die unbrauchbaren abzusondern.

Die Ausbeute war eine außerordentlich reiche, wir zählen hier nur die wichtigsten auf: den Parasolschwamm, Grünling, Pfefferling, Reizker (Lactaris deliciosus), Marronenpilz, Rehpilz, Sandpilz, Birkensteinpilz, Ziegenlippenschwamm, grauen Ritterling, Krempling, Champignon und Hallimasch. Frau George hatte aber auch für praktische kulinarische Vorführungen gesorgt, indem sie mehrere Proben von Pilzspeisen und Konserven herumgehen ließ, nämlich einen Pilzextrakt zur Verbesserung

von Sancen und Pilzen, in Geruch und Geschmack an die Soja-Sauce der Japaner erinnernd, ferner verschiedene Pilze in Scheiben geschnitten und getrocknet für dauernde Aufbewahrung und Mousserons (Nadelpilze) vollständig getrocknet, die sich durch intensives Aroma auszeichnen. Zum Kosten herumgereicht wurden Pilze als Mixedpickle mit Essig und Zwiebeln eingemacht und ein warmes Pilzragout. Das Material zu diesen Speisen und Konserven war alles in der Umgegend Berlins gesammelt worden.

Während der Tafel erhob sich der I. Vorsitzende Herr Geheimrat Friedel nnd dankte Fran George nnd ihren Helferinnen für ihre Mühe und Sorgfalt und sprach den Satz aus, dass die gesammelten nnd geprüften Pilze unbedenklich gegessen werden können. Er gedachte in seiner Rede auch der Vorgängerin unseres verstorbenen Mitgliedes, des Fränleins Josephine Freytag, die auch eine begeisterte Verehrerin der Pilzkunde und eine unermüdliche Vorkämpferin für die grössere Verwertnng der Pilze als Nahrungsmittel war. Die Rede endete mit einem Hoch auf Frau George, in das die Versammelten herzlich einstimmten.

Nachdem die Gesellschaft noch einige Zeit zusammeugeblieben war, wanderte man in der Dunkelheit zum Bahnhof zurück.

14. (11. ausserordentliche) Versammlung des XVI. Vereinsjahres

Sonntag, den 27. Oktober 1907.

Wanderfahrt an den Liepnitzsee und nach Biesenthal.

Anf dem Bahnhof in Bernau hatten sich statt der 43 angemeldeten Teilnehmer deren 70 eingefunden, so daß sich die Abfahrt der Wagen nach dem Liepnitzsee um ³/₄ Stnnden leider verzögerte. Die Führung übernahm in Vertretung des 1. Vorsitzenden, des Herrn Geheimrats Friedel, Herr Prof. Dr. Zache. Beim schönsten Sonnenschein rollten die Wagen auf der Wandlitzer Chaussee dahin; vom dunklen Grün der Kiefern hoben sich leuchtend die „Wandlitzer Laternen“ ab, wie im Volksmunde die gelb oder rötlich strahlenden belaubten Kronen der jungen Birken und Ahorne zu beiden Seiten der Chaussee genannt werden, und trotz der vorgerückten Jahreszeit mischte sich in das Rostbrann der Buchen das vom Herbsthauch nicht berührte Grün einzelner Sträucher. Beim Kilometerstein 31,9 verließ man die Wagen, um die links der Chaussee gelegene wüste Dorfstelle von Alt-Liepnitz und die letzten Spuren ihrer einstigen Besiedelung, einen mit Hofmarken be-

deckten Steinblock nnd einen unter rechtem Winkel nmbiegenden Wall, der noch Mauerwerk in sich birgt, zu besichtigen. Rektor Monke machte in einem knrzen Vortrage darauf aufmerksam, daß bei Bernau noch zwei andere Dörfer, Woltersdorf (an der Lanker Chanssee) und Alt-Lindow (südlich von Bernau) im Mittelalter wüst geworden seien, nnd daß anch die nahegelegenen Vorwerke Schmetzdorf nnd Arendsee (nordwestlich vom Liepnitzsee) auf wüsten Dorfstellen ständen. Schmetzdorf wnrde dnrch die Hussiten 1432 zerstört, nnd Arendsee ging wahrscheinlich im 30jährigen Kriege ein. Die Gegend wnrde gründlich entvölkert; denn „was das Schwert verschont, hat der Hunger aufgerieben, und wen der Hunger nicht betroffen, den hat die Pest erwürget", wie der Bernaner Chronist Seiler (gest. 1741) treffend sagt. Die Pest ist es vermutlich gewesen, welche die drei erstgenannten Dörfer wüst machte. 1375 wird Lindow überhanpt nicht mehr erwähnt, während es von Liepnitz noch heisst, es sei „von alters her nicht mehr bebaut gewesen". Seine Feldmark bildet jetzt die Bernaner Hinterheide. Der Vortragende wies auf die Stellen im Walde hin, wo in den letzten Jahrzehnten verschiedene Altertumssachen, vorzngsweise spätmittelalterliche Gefässreste gefunden wnrden, wo der Überlieferung nach die Kirche, die Schmiede und in späterer Zeit Kohlenmeiler gestanden haben. Zn Fnß wurde alsdann die Wanderung bis an den Liepnitzsee fortgesetzt, wo man eine Schar badender Jünglinge überraschte, die dem Kalender ein Schnippchen geschlagen nnd ein reguläres Freibad eröffnet hatten. Es ist wohl kaum jemals vorgekommen, daß in den letzten Oktobertagen eine größere Gesellschaft im Freien badete.*)

Im Vorübergehen besichtigte man das neue im Rohbau vollendete große Restanrant, welches das alte, trauliche Forsthaus Liepnitz jetzt völlig verdeckt nnd die Poesie seiner Umgebnng gründlich zerstört. Erbarmnngsloser wie hier ist wohl selten der Kampf gegen die Naturschönheit landschaftlich bevorzugter Punkte ausgefochten worden.

Anf dem Wege zum Regenbogensee kam man dann an den sogenannten „Schwedenschanzen", die vermutlich als mitteralterliche Wegsperren zn betrachten sind, vorüber, setzte die Wanderung am Nordufer des Liepnitzsees bis Ützdorf fort, bestieg hier wieder die Wagen nnd langte mit ziemlicher Verspätung in Biesenthal an, wo das Mittagsmahl im Seeschloss am Großen Wukensee eingenommen wurde. Knrz nach dem Eintreffen der ersten Ankömmlinge erreichte anch die an den Wirt vor 10 Uhr in Bernau aufgegebene Depesche ihr Ziel, welche die Ankunft von 70 statt der gemeldeten 43 Gäste verkündete, nnd so kam es denn, daß die gebotenen Genüsse den Anforderungen vielfach nnr unvollkommen entsprachen. Ungeteilten Beifall fand indessen das aus der Branerei

*) Im Oberen See zwischen Ützdorf und Lanke wurde noch am 1. November von Herren und Damen gebadet, im Hellsee sogar bis Mitte November.

von Seidel-Biesenthal bezogene „Grünthaler Unterhöhler" Bier, welches seinesgleichen in märkischen Landen nicht hat. Im Saale hatte das in Biesenthal ansässige Pflegschaftsmitglied des Märkischen Museums, Herr Rentier Knlisch, der sich um das Zustandekommen der Wanderfahrt große Verdienste erworben hat, zahlreiche Altertumsfunde aus Biesenthal ausgelegt, die er nachher dem Museum überwies: ein Hufeisen aus dem 16. Jahrhundert, einen wendischen Rittersporn aus dem 12. bis 13. Jahrhundert, einen Annenwalder Flaschenstempel, Gewerksstempel vom Jahre 1788, einen Lehrbrief der Tischlerinnung vom Jahre 1735 usw. Aus Biesenthal waren zur Begrüßung der Gäste außer Herrn Knlisch erschienen die Herren Brauereibesitzer Seidel und Braumeister Seidel. Nach kurzer Begrüßungsansprache erteilte der Vorsitzende, Prof. Dr. Zache, dem M. d. G. Rektor Monke das Wort zu einem Vortrag über das Landschaftsbild, welches sich dem Beschauer auf der Plattform des am 18. Oktober 1907 eröffneten Kaiser Friedrich-Aussichtsturm auf dem Schlossberge darbietet.

Der silberne Streifen, welcher im Westen und Norden im Gesichtsfelde deutlich hervortritt, ist die Finow, ein Bach, der sich südwestlich von Biesenthal aus verschiedenen Wässerchen (Rüdnitzer, Hellmühlen- und Pfauen-Fließ) bildet, von denen das Rüdnitzer, beim Dorfe Rüdnitz das Biesenthaler Fließ, vielfach auch das Langerönner Fließ genannt, gewöhnlich als der Hauptquellbach der Finow angesehen wird, weil sie anfangs seiner Richtung folgt. Seine Quelle liegt in der Nähe der Pankequelle und die Wasserscheide zwischen Finow und Panke, also zwischen Elbe und Oder in dem Höhenzug, den die von Bernau nach Biesenthal führende Chaussee vor Rüdnitz überschreitet. Das an Wasser, Wald und Wiesen reiche Gebiet der Langenrönne, welches wir im Rücken erblicken, besitzt hohe landschaftliche Reize, besonders in der Nähe der mittelalterlichen Langenrönner Wassermühle (nicht mehr im Betrieb); unfern der Biesenthaler Kiezmühle nimmt das Fließ den Abfluß der westwärts gelegenen Seenkette Liepnitz-, Ober- und Hellsee, das „Hellmühlenfließ" auf. Die Wasserscheide zwischen dieser Senke und der bei Birkenwerder mündenden Briese ist die Prenzlauer Chaussee beim Seekruge. Auch nach dieser Richtung hin schweift der Blick über ausgedehnte Waldungen, die zu den schönsten gehören, welche die Mark aufzuweisen hat. Von den zahlreichen Seen im Tal der nordwärts fließenden Finow (Vinow, früher auch Fuhre genannt) erblicken wir auf dem linken Ufer den Birken- u. rechts den Hegesee, durch welchen das Stadt- oder Sydower Fließ im Volksmunde „Staafließ" genannt, der Finow zufließt. Unterhalb der deutlich hervortretenden Wehrmühle erblicken wir die ostwärts mit der Eberswalder Forst zusammenhängende Binsenthaler Stadtheide. Saftige Wiesen begleiten das Flüßchen, weiter abwärts oft buchtenartig tief in das Waldgelände eindringend, bis die

Finow zwischen Grafenbrück und Schöpfurth in der Nähe eines ziemlich unbekannten mittelalterlichen Burgwalles in den gleichnamigen Kanal fällt. Das kulissenartige Vordringen der Waldspitzen gibt diesem noch gänzlich unbewanderten Gelände sein eigentümliches Gepräge und zaubert oft überraschend schöne Szenerien hervor.

Ganz anders ist das Bild, welches sich uns im Osten erschliesst; wir erblicken die Stadt Biesenthal, den einzigen Ort der Umgebung, der vom Aussichtsturm zu sehen ist, und südlich davon den rundlichen Streesee, der sich der Sage nach über einer versunkenen Stadt bildete; der Abfluß führt den Namen Pfauenfließ.

Der 26 m hohe, viereckige, teilweise aus Backsteinen im Klosterformat nach Zeichnungen des Kreisbaumeisters Schulz in Freienwalde von Tühbeke aufgeführte und 1907 am Geburtstage Kaiser Friedrichs eingeweihte Aussichtsturm auf dem 16 m hohen Schloßberge, der früher ein hölzernes „Aussichtsgerüst“ trug, birgt in seiner Eingangshalle ein eigenartiges Kunstwerk, ein von dem Oberammergauer Kunstschnitzer Andreas Lang im Auftrage des Kastellans des Arndt-Turmes auf Rügen, J. Knuth, aus einem deutschen Eichenstamm geschnitztes Standbild Kaiser Friedrichs. Als Vorlage diente eine auf dem Schlachtfelde von Wörth unmittelbar vor Beginn des Kampfes gemachte photographische Aufnahme des damaligen Kronprinzen. Ueber die Veranlassung zur Herstellung des Standbildes erzählte J. Knuth, jetzt Aufseher des Biesenthaler Aussichtsturmes, dem Vortragenden folgendes: Ich stamme aus Vilmnitz auf Rügen, wo meine Eltern ein Bauerngut besaßen. Einst sandte mich die Mutter nach Putbus, wo ich einige Einkäufe besorgen sollte; ich steckte zwei Taler, die ich im Laufe der Jahre erspart hatte, zu mir, um etwas Nützliches zu kaufen. Am „Tannenberge“ holte ich meine beiden Taler noch einmal hervor, um zu sehen, ob ich sie auch noch hätte, und steckte sie dann wieder ein. Beim Kaufmann in Putbus angelangt, bemerkte ich jedoch, daß ich sie verloren hatte. Eiligst lief ich wieder zurück; nicht weit vom Obelisken stand ein hoher, feiner Herr, der mich fragte, ob ich etwas verloren hätte, und ich erzählte ihm unter Tränen mein Unglück und wie ich das Geld so mühsam erspart hätte. Da zog der Herr seine Börse und schenkte mir 2 Taler, obwohl ich mich anfangs sträubte. Dann aber lief ich weiter bis zu der Stelle, wo ich vorhin meinen Schatz verloren hatte, und siehe, da lag er noch, fein säuberlich in Papier gewickelt. Sofort eilte ich zurück, um meinem Wohltäter das Geschenk wieder zu geben; ich traf ihn am „Zirkus“; doch wollte er die beiden Taler nicht nehmen, sondern erwiderte: „Wenn Du sie nicht geschenkt haben willst, mein Junge, dann will ich sie Dir leihen; werde brav und fleißig, und wenn Du etwas erspart hast, dann gib sie mir wieder; ich bin der Prinz Friedrich Wilhelm.“ Nun lief ich nach Hause zur Mutter, zeigte ihr die 4 Taler

und erzählte, was mir passiert war. Da sagte sie: „Jung', das darfst Du niemand sagen, ehe Du das Versprochene erfüllt hast; der hohe Herr, dem Du begegnet bist, wird einst unser König." Die Jahre vergingen; der Kronprinz wurde König und Kaiser. Und als die Trauerbotschaft von seinem Hinscheiden durch die Lande ging, da fiel es mir schwer auf die Seele, daß ich ihm nun nicht mehr die Schuld abtragen konnte. Um aber meiner Dankbarkeit wenigstens einen sichtbaren Ausdruck zu geben, ließ ich das Bild schnitzen, dessen Fertigstellung am 25. August 1896 auf dem Rugard in Gegenwart des Fürsten zu Putbus, des Barons v. Veltheim, des Landrats v. Lattorf und anderer Honoratioren gefeiert wurde. Nunmehr hat der Besitzer das Kunstwerk der Stadt Biesenthal überlassen, die ihn dafür zum Turmwächter ernannt hat.

Nach Beendigung des Vortrags wurde der Aussichtsturm bestiegen; leider mußte wegen der vorgerückten Tageszeit die Besichtigung des Genesungheims und eine in Aussicht genommene Ausgrabung aufgegeben werden. Die Mehrzahl der Teilnehmer begab sich direkt nach dem Schützenhause, um dort den Kaffee und einen kleinen ergänzenden Imbiß einzunehmen. Verschiedene Herren statteten jedoch vorher noch der großen Eibe im Garten des Apothekenbesitzers Herrn Roufs einen Besuch ab. Der Stamm des der Überlieferung nach etwa 500 Jahre alten Baumes hat in Meterhöhe 1,25 m Umfang. Obwohl die Krone noch außerordentlich frisch ist, sind die Jahre an dem Baume doch nicht spurlos vorübergegangen; am Stamme machen sich auf der Westseite Zeichen der Vermorschung bemerkbar. Schließlich wurden die „Biesenthaler Pferdeköpfe", eigentümliche Astbildungen an den Linden vor dem Schützenhause, besichtigt.

Im Schützenhause hielt Herr Seidel jun. einen Vortrag über die Geschichte Biesenthals und führte dabei folgendes aus: Die erste Burg auf dem großen Schloßberge rührt von Markgraf Albrecht II. her, der diesen Teil des Barnim den Pommern abnahm und durch Burgen bis nach Oderberg hin sicherte. Am Fuße der Feste Bysdal, die um 1250 erwähnt wird, bildete sich eine Ansiedelung, welche vielleicht schon um 1250 Stadtrechte erhielt. Dieselben werden in einer Urkunde vom 24. Dezember 1315, der ersten, die über Biesenthal vorhanden ist, bestätigt. Die Burg, mit reichlichem Landbesitz ausgestattet, wechselte häufig ihre Besitzer und gelangte 1441 in den Besitz der Familie von Arnim, welche die alte Burganlage erneuern und einen hohen Wartturm errichten ließ. Auch der benachbarte kleine Schlossberg wurde damals durch eine Zugbrücke befestigt und mit der Hauptburg durch eine Zugbrücke verbunden. Die Arnims sorgten auch für eine Umwehrung der Stadt durch Mauer, Wall und Graben und erbauten die Stadtkirche. Kurfürst Johann Georg erwarb am 15. 6. 1577 die Burg nebst Zubehör (10 Dörfer, Mühlen u. Eisenhammer) von den Arnims und ließ Burg

und Stadt durch Amthanptleute verwalten. Durch die Hussiten (1432) und später im 30jährigen Kriege hatte die Stadt viel zu leiden. Das Schloß wnrde verwüstet, und nnr geringe Manerreste neben dem nenen Aussichtsturm deuten die Stelle an, wo es einst stand. Ein kaiserlicher Oberst hrandschatzte die Stadt, die 1634 durch einen großen Brand fast völlig vernichtet wurde, wobei anch viele Urknnden verloren gingen. Ein zweiter verheerender Brand, der auch die Kirche zerstörte, legte 1756 die Stadt in Asche nnd vernichtete ihren Wohlstand. Die Stadt hatte 1730 noch 1100 Einwohner, 1770 aber nnr noch 811. 1845 erfolgte die Separation; seitdem hat sich der Wohlstand wieder gehoben. Im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts hat in Biesenthal eine rege Bautätigkeit eingesetzt; ein nener Stadtteil, eine vornehme Villenkolonie ist zwischen dem Schützenhause nnd dem Bahnhof entstanden, und im Westen, am Großen Wukensee der imposante Ban des Genesnngsheims des Gardekorps aufgeführt worden.

Znm Schlusse sprach Rektor Monke über die Geschichte des Grünthaler Unterhöhlers, des ersten märkischen Bieres, das nach hayrischer Art seit 1827 in dem bei Biesenthal gelegenen Dorfe Grünthal nnter Amtsrat Schütz von dem bayrischen Braumeister Konrad Bechmann gebraut wurde. Nachdem in Grünthal selbst der Brauereibetrieb eingestellt worden war, nahm Seidel denselben in der dem Schützenhause gegenüberliegenden Amtsbrauerei im Jahre 1876 wieder auf. Die Pflegschaft des Märkischen Museums hat hereits früher einmal Gelegenheit genommen, sich von der Sauberkeit nnd Akkuratesse, mit der in der Seidelschen Branerei gearbeitet wird, durch den Augenschein zu überzengen; hent hewies die Stoffprobe, daß das Unterhöhler ein Getränk ist, dessen Güte sicher von keinem andern märkischen Biere übertroffen wird.*)

Nachdem Prof. Dr. Zache in Vertretung des ersten Vorsitzenden den Bürgern von Biesenthal für die freundliche Aufnahme der Brandenburgia gedankt nnd ein Hoch auf die Stadt ausgebracht hatte, kehrten die Teilnehmer zu Wagen nach Bernau nnd von dort mit dem Vorortzuge nach Berlin zurück. O. Monke.

*) In Berlin wurde das Grünthaler Bier besonders volkstümlich durch den Restaurateur Gärtner, Schadowstr. 4 und Dorotheenstr. 65/66, der sich dort viele Jahre hindurch einer guten Kundschaft im bessereu Bürgerstande erfreute. Nochmals wurde das Restaurant und das Café Gärtner uach dem Holsteiner Ufer anlehnend an deu Stadtbahnhof Bellevue verlegt, woselbst es sich noch jetzt befindet. Die erwähnten vier Häuser gehörteu dem zuvor genauuteu außerhalb Berlins wohnhaften Amtsrat Schütz.

15. (4. ordentliche) Versammlung des XVI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 30. Oktober 1907, abends 7 Uhr im Brandenburgischen Ständehause.

Vorsitzender Herr Geheimer Justizrat Emil Uhles in Vertretung des durch Unpässlichkeit behinderten I. Vorsitzenden Herrn Geheimrat Ernst Friedel.

Von Herrn Ernst Friedel waren die unter I—III, VI—IX, XI und XII folgenden Mitteilungen eingegangen.

A. Allgemeines.

I.) Die Eröffnung der Stadtbibliothek und des Lesesaales in der Zimmerstraße 90/91 hat am 15. d. M. durch mich in Gegenwart des Bürgermeisters Dr. Reicke und der Mitglieder des Kuratoriums für die Städtischen Bibliotheken stattgefnnden.

Beide Bibliotheken, auch die Nachschlagebücherei sowie die Sammlung der Zeitnngen und Zeitschriften sind außerordentlich reichhaltig ausgestattet. Als technischer Chef dieses neuen literarischen Instituts fungiert der Stadtbibliothekar Dr. Arend Buchholz, durch dessen Sorgfalt bereits eine stattliche Reihe vorzüglich redigierter Kataloge hergestellt worden ist. Jeder Katalogband ist für 1 M., 10 Quittungsformulare sind für 5 Pf. käuflich. Aus der Leo-Stiftung stehen der Stadtbibliothek etwa 8000 Mark, ans der Albert-Cohn-Stiftnng etwa 11,000 Mark für das nächste Etatsjahr zur Verfügung. Das Niveau der beiden neuen städtischen Bibliotheksinstitute geht über das der gewöhnlichen Volksbibliotheken und Lesehallen hinaus, ohne akademisch-wissenschaftliche Aspirationen zu haben. Die Grenze zwischen höherer Volks- und Akademischer Bibliothek wird selbstverständlich in einzelnen Fällen zweifelhaft sein, das ändert aber an dem prinzipiellen Charakter nichts. Einzelne kleinere Bibliotheken sind der Stadtbibliothek geschenkt worden, die allerdings zum Teil fachwissenschaftliche Bestandteile haben, man konnte diese Dedikationen doch unmöglich deshalb zurückweisen. Endlich ist die Stadtbibliothek die Zentralstelle, aus welcher die Volksbibliotheken gespeist werden, umgekehrt können die Leser der letzteren sich Bücher aus der Stadtbibliothek bestellen.

Ich bitte die Mitglieder der Brandenburgia, die Stadtbibliothek, die auch des Heimatkundlichen viel enthält, wie Sie ans den Ihnen von neu vorgelegten mustergültig ausgestatteten auf der Höhe der Bibliothekwisssenchaft stehenden Katalogen ersehen haben werden, fleißig zu benutzen. Der Dienst wird von sachlich vorgebildeten Bibliothekarinnen versehen.

II.) Die Eröffnung des neuen Märkischen Museums ist, wie ich auf zahllose Anfragen hiermit antworte, für Ende Mai oder Anfang Juni 1908 in Aussicht genommen. Voraussichtlich wird eine Vorbesichtigung durch S. M. den Kaiser und König am Tage vor der feierlichen Einweihung seitens der Städtischen Behörden stattfinden. Der mit Projektionsapparat ausgestattete Vortragssaal wird leider wohl nur etwa 120 Sitzplätze bequem enthalten.

III.) Der Park in Pankow, welcher seitens des Herrn Killisch von Horn mit großer Liebe und großem Aufwand angelegt, von seiten der Brandenburgia aber vor etwa 4 Jahren besucht wurde, ist von der Gemeinde erworben und am 8. August 1907 unter Teilnahme von Regierungs-Vertretern der öffentlichen Benutzung übergeben worden. So ist der Wunsch, der von der Brandenburgia damals öffentlich ausgesprochen wurde, nicht leer im Winde verhallt, vielmehr in erfreulichster Weise in Erfüllung gegangen. Bei der Übergabe wurde allseits die traurige Verwüstung beklagt, welche sich jenseits des Parks am rechten Ufer der Panke auf dem forstfiskalischen Gelände von Schönholz weithin sichtlich erstreckt. Der schöne Kiefernwald ist niedergeschlagen, um das Gelände der Bebauung zu erschließen, wie der euphemistische Ausdruck für Waldverwüstung zum Zweck der Bauspekulation lautet. Bis auf weiteres ist von einer Betätigung der letzteren nichts zu sehen, auch wohl, angesichts des Darniederliegens des Baugeschäfts, des Kapitalmangels und der sich chronisch wiederholenden Baustreiks, für lange Zeit nicht viel zu erwarten.

IV.) Herr Rektor Monke berichtet ferner über die interessante Pflegschaftsfahrt des Märkischen Museums in das Tal des Tuchener Fließes. Am Sonntag, den 20. d. M., unternahmen etwa 20 Pflegschaftsmitglieder des Museums unter der Führung des Geheimen Regierungsrates Friedel eine Wanderfahrt in das Gebiet des Tuchener Fließes, das südlich von Eberswalde in der Nähe von Spechthausen in die Schwärze mündet und von hier an bis hinauf zur Schönholzer Schneidemühle, der sogenannten Untermühle, den Namen Nonnenfließ trägt. Diese Bezeichnung erklärt sich, wie der eine Teilnehmer, der Redakteur Schmidt in Eberswalde, mitteilte, wahrscheinlich dadurch, daß die Ländereien des Nonnenklosters in Friedland bei Wriezen einst bis in die Nähe des Fließes reichten. Beim Liesenkrüz, einer vom schlängelnden Bache gebildeten kleinen Halbinsel, der schönsten Stelle des an landwirtschaftlichen Reizen überreichen tief eingeschnittenen Tales, gab Rektor Monke einen kurzen Überblick über die zahlreichen Volkssagen, die sich an den Ort knüpfen. Man sagt, dort habe die letzte Nonne des einstigen Klosters, das hier plötzlich in die Erde versank, als die Nonnen gerade ausgegangen waren, ein Holzkreuz errichtet, um an dieser Stelle ihre täglichen Gebete zu verrichten. Ein solches Kreuz hat dort vor etwa

60 Jahren einer glaubwürdigen Überlieferung nach gestanden. Wahrscheinlich hat es dem Orte, der jetzt durch eine rundliche überdachte Laube gekennzeichnet ist, den Namen gegeben. Andere Sagen erklären das Kreuz als Erinnerungszeichen an einen Mord, den einst ein Schäfer an seiner treulosen Geliebten, der Liese, oder eine Bauersfrau aus Freudenberg, die ebenfalls Liese hieß, an ihrem Manne begangen hatte. Rektor Monke machte dann auf einen beim Lieseukrüz stehenden Elsbeerbaum (Sorbus torminalis) aufmerksam, der einzige seiner Gattung, der in diesem Walde wild wächst; er kommt auch sonst in der Mark nur selten vor. Nach kurzer Wanderung durch die mit hohen Buchen bestandene Schlucht wurde die Untermühle erreicht, eine Wassermühle, deren Gebäude aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges stammt. Sie gehörte etwa 200 Jahre lang einer Familie Müller; seit einigen Jahren befindet sie sich im Besitze der „Landwirtschaftlichen Betriebsgenossenschaft“ in Königsberg, Ostpr., die die Ländereien (etwa 900 Morgen) durch einen Pächter bewirtschaften läßt, später aber eine Heilanstalt dort einrichten will. Der Boden in der Nähe der Mühle ist reich an Ocker; eine im Garten entspringende Quelle enthält sogar $3\frac{1}{2}$ pCt. Doch hat man die fabrikmäßige Herstellung der Ockerfarben nach einigen Versuchen bald wieder aufgegeben. Die Untermühle hat, wie die weiter südlich gelegene „Neue Mühle“, einen auffallend großen Mühlenteich, weil eine große Wassermenge aufgestaut werden muß, wenn die Mühlen in Betrieb gesetzt werden sollen, denn der Fluß ist heut zu wasserarm. Die „Neue Mühle“ führt ihren Namen im Gegensatz zur „Mittelmühle“ beim Dorfe Klobbicke, der ältesten der vier Mühlen am Tuchener Fließ, die schon im Jahre 1360 vorhanden war. Zur Zeit Ludwig des Römers werden die Gebrüder Palmdach, Berliner Bürger, als die ersten Besitzer der Mühle genannt. Im Volksmunde heißt sie „die Vorde“. Diese ebenfalls am Tuchener Fließ gelegene Wassermühle, die sich durch ihre romantische Umgebung auszeichnet, wurde eingehend besichtigt; für den Besuch der vierten Mühle am Tuchener Fließ, der Obermühle, reichte leider das Tageslicht nicht mehr aus.

Nach dem Mittagsmahle im Dorfkruge in Klobbicke hielt Redakteur Schmidt einen Vortrag über die Geschichte des Dorfes. Ausgehend von dem Namen, den Fidicin von Beke-Bach abzuleiten versucht, während Prof. Hammer ihn auf einen Personennamen zurückführt, berichtete der Redner, daß in den älteren Urkunden der Stadt Eberswalde die Herren v. Globick häufig als Zeugen auftreten. So wird 1323 ein Conradus v. Globick genannt. Er und ein Hermann Wulkow in Trampe scheinen im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts unter den letzten Askaniern zu Einfluß gekommen zu sein. Conradus besaß ein festes Haus, ein „Schloß“, dessen Reste (Keller) auf dem Grundstücke der Halbbauern Liese noch heute zu sehen sind. Der Name des Ortes selbst tritt zuerst

1360 auf; 1375 hatte die Dorfflur 46 Hufen. Die Besitzer des Gutes haben anfangs häufig gewechselt. Längere Zeit (etwa 200 Jahre) hatten es die Herren v. Thermo inne, die es 1412 von Henning v. Luvenberg (Löwenberg) gekauft hatten. Vordem hatten Tyle und Erwyn v. Repkow es besessen. Zur Zeit der Thermos wurde Klobbicke von den Hussiten arg verwüstet (1432). Ein Otto v. Thermo lebte von 1499—1536 auf Klobbicke. Sein Sohn Hans setzte sich selbst ein Denkmal, das jetzt im Innern der Kirche an der Wand angebracht ist und die Umschrift trägt: „Anno 1575 habe ich, Hans v. Thermo, diesen Stein noch bei meinem Leben machen lassen." Der letzte Thermo nahm 1599 ein klägliches Ende. Er beleidigte seinen Geistlichen, P. Lang, der ihn vermahnt hatte während des Gottesdienstes, bedrohte ihn mit dem Tode und schlug seine Frau so, „daß sie schier nicht wie ein Mensch aussah." Der Kurfürst ließ ihn dafür 1599 mit seiner ganzen Familie gefangen setzen. Dann saßen die Herren v. Lindstedt auf Klobbicke. Sie suchten vom allem, die Wunden zu heilen, die der 30jährige Krieg dem Orte geschlagen hatte. Das Schloß war niedergebrannt, die Kirche verwüstet, sie stellten das Wirtschaftsgebäude wieder her, besserten die Kirche aus und erbauten einen neuen Altar. Nachdem die Freifrau v. Blumenthal das Gut einige Zeit besessen hatte, kam es 1676 in die Hände des Landesherrn; 1717 wurde es dem Amte Biesenthal, dann dem Amte Eberswalde zugelegt. Das kirchliche Patronatsrecht wurde bereits 1538 von Joachim II. der Stadt Eberswalde übertragen. Die Erbauung der Kirche, deren Kanzel und Altar aus dem Jahre 1630 stammen, fällt wahrscheinlich in das 13. Jahrhundert. 1905 wurde sie gründlich erneuert.

Nach der Besichtigung der Kirche und der Reste des ehemaligen Schlosses wurde der Rückweg angetreten.

(Vergl. Neue Preuß. Z. vom 20. Okt. 1907.)

V.) „Über die Pflege der Wissenschaft im Reich" befindet sich ein Artikel des der Brandenburgia von früheren Mitteilungen her wohl bekannten Universitätsprofessors Herrn Dr. Otto Jaekel im „Morgen, Wochenschrift für Deutsche Kultur" (15. d. M.). Bei aller Anerkennung, welche die Naturwissenschaften neuerdings, z. T. Dank der Förderung unsers Kaisers bei uns genießen, fehlt es doch auch hier an vielen notwendigen Lebensbedingungen, im Gegensatz zu anderen Ländern (z. B. Usona).

U. A. führt Jaekel folgendes aus: „Die Geologie wird eifrig gefördert, soweit die geologisch-kartographische Landesaufnahme in Betracht kommt. Etwa 40 höheren Beamtenstellen allein an der geologischen Landesanstalt in Berlin steht auch nicht eine Stelle in ganz Preußen gegenüber, die ausschließlich der rein wissenschaftlichen

Förderung dieses, die Allgemeinheit so lebhaft interessierenden Faches vom Bau und der Geschichte der Erde diente. Ihre Vertretung an den Universitäten ist mit der ganz heterogenen Palaeontologie oder mit der Mineralogie verknüpft, und jede Universität in Deutschland hat nur eine derartige Stelle. Auch hier werden wie in der Chemie und Physik fast nur noch Lehrstühle für die technischen Zweige der Wissenschaft geschaffen. Daß in diesen Fächern die Zersplitterung der Lehrkräfte der Wissenschaft wenig dient und die konkurrierende Verdoppelung umfangreicher Lehrsammlungen bisweilen in benachbarten Gebänden dem Staate ganz unnütze Ausgaben verursacht, sei hier nebenbei angedeutet."

„Die Zoologie, die als Hilfswissenschaft für die Medizin, die Hygiene, die Veterinärkunde, die Landwirtschaft, das Forstwesen, die Fischzucht, koloniale Kultur usw. in Betracht kommt, wird fast nur an diesen Berührungspunkten mit dem praktischen Leben gefördert. Dafür sind gerade in neuerer Zeit zahlreiche Institute und einzelne Stellen geschaffen worden, mit der Förderung der Zoologie als zentralem Stamme dieser praktischen Seitenzweige aber sieht es bei uns geradezu trostlos aus. Selbst in Berlin ist für dieses große Fach, abgesehen von den Beamten des zoologischen Reichsmuseums, die durch die Ordnung und Verwaltung der großen Materialien ganz in Anspruch genommen sind, nur eine einzige etatsmäßige Vollstelle vorhanden, und auch diese dient vorzugsweise dem Unterricht der Mediziner. Ich will gar nicht an amerikanische Verhältnisse denken, sondern nur die entsprechenden Zahlen aus Paris nennen, wo schon vor Jahren der einen Stelle in Berlin fünf Ordinariate mit ebensoviel selbständigen Arbeitsinstituten und drei Extraordinariate gegenüberstanden, auch hier abgesehen von den zahlreichen Museumsstellen und den zoologischen Professuren in der medizinischen Fakultät. Dekorative Namen weisen unsere Universitätsverzeichnisse allerorten in Menge auf, aber die Förderung des Faches von seiten des Staates ist jetzt wirklich auf ein so bescheidenes Maß reduziert, daß dabei die Wissenschaft unmöglich gedeihen kann."

„Wenn aber das Fach selbst so wenig gefördert wird, woher sollen dann noch tüchtige geschulte Kräfte für die praktischen Stellen herkommen, und wie sollen diese vom Fach selbst neue wissenschaftliche Nahrung und Anregung erhalten! Die Aussichten für junge Zoologen sind bei uns so überaus trostlos, daß man sich wundern muß, daß sich überhaupt noch opferwillige Dozenten diesem Fache widmen. Und man glaube nicht, daß die in praktischen Stellen untergebrachten für die Förderung des Faches noch wesentlich in Betracht kämen. Sobald sie dem preußischen Verwaltungsapparat eingefügt sind, haben sie nicht nur räumlich die Fühlung mit ihrer Fachwissenschaft verloren, sondern sind auch durch ihre speziellen Aufgaben vollständig in Anspruch genommen."

„Wieviel junge Gelehrte würden der Wissenschaft erhalten werden können, wenn man 100000 Mark jährlich als persönliche Remuneration für tüchtige Forscher in den Etat einstellte. Freilich sollte der Staat über diese nnerläßliche Anstandspflicht gegenüber den opferfreudigen, aber meist in ihren Privatmitteln arg beschränkten Gelehrten hinausgehen. So anregend in mancher Beziehung der Unterricht neben der Forschung ist, so ist es auch sehr zn bedanern, daß tüchtige Forscher nur als Universitätslehrer eine ihren Leistungen entsprechende Anstellnng finden können. Für eine rnhige Forschung ist die fortwährende Unterbrechung dnrch den Unterricht äußerst nachteilig, und es wäre deshalb in hohem Maße wünschenswert, daß außer den Universitäten anch staatliche Institute zur Pflege der reinen Wissenschaft geschaffen würden, wie wenigstens Ansätze dazu in anderen Ländern in Akademien nnd Gelehrteninstituten existieren. Bei uns haben die Akademien diese Ergänzung der Universitäten kaum in nennenswerter Weise geboten.“

„Selbst wenn der Staat sich aber auf die Förderung praktischer Bedürfnisse beschränken will, wird er sich nicht noch länger der Sorge entziehen können, daß die Naturwissenschaften in ihrem Kerne besser gepflegt werden, da sonst auch ihren praktischen Nutzanwendungen der nährende Boden verdorren wird. Fehlen aber dem Staat die Mittel zu einer großzügigen Pflege und Förderung der Wissenschaft, so ist wohl nicht daran zn zweifeln, daß sich auch in Deutschland wie in Amerika und vielen anderen Ländern hochherzige Freunde der Naturwissenschaft finden werden, die nnserer Nation in dem internationalen Wettkampf nm den Rnhm geistigen Fortschrittes gern einen Ehrendienst leisten wollen, zumal sie dadurch sich selbst und ihrem Namen das ruhmvollste Denkmal setzen würden. Dazu freilich müßte ein der Natnrwissenschaft frenndlicherer Hanch in höheren Regionen verspürt werden, nnd es müßte znm mindestens dafür gesorgt werden, daß hochherzige Spender mehr Frende an ihren Schöpfungen haben könnten, als sie dies bisher davon erhoffen konnten. Aber das glaube ich nicht, daß nnser Volk in diesem Punkte schlechter daran sein müßte als so viele andere, bei denen der Wissenschaft in den letzten Dezennien herrliche Pflanzstätten erstanden sind.“ (Vgl. im übrigen die folgende Nr. VI.)

Ich kann mich dem Wunsche des Herrn Jaekel nach einer frenndlicheren Förderung insbesondere der beschreibenden Naturwissenschaften von oben her nur anschließen. — Zwar ist gegen vor fünfzig Jahren mancherlei Erfrenliches geschehen durch Stiftungen, durch Stipendien, durch Mittel, welche seitens Vereinen nnd Gesellschaften für jene Gebiete geleistet worden. Es wäre aber noch viel mehr zu leisten, anch zur Pflege nnserer engsten Heimatknnde, welche hauptsächlich wegen fehlender Geldmittel im Schneckengange vorschreitet. Gibt es nicht anch bei uns Mäcene, die für dergleichen von ihren verfügbaren vielen Tansenden

einige sofort oder doch in Form von Testamenten oder Legaten übrig haben? Wahrlich nicht bloß die Kunst geht nach Brot.

B. Naturgeschichtliches.

VI.) Eine Akademie für Biontologische Studien. Herr Professor Dr. Otto Jaekel strebt in weiterer Ausbildung der unter Nr. VI geschilderten Gesichtspunkte die Gründung einer Akademie für biontologische Forschungen in Berlin bezw. in Dahlem an. Außer vier speziellen Forschungsinstituten und einer Bibliothek soll ein zentrales Institut für Entwicklungslehre mit einem öffentlichen Museum für dieses Fach verbunden werden. Selbstverständlich bedarf es zur Ausführung dieses genialen, ins Große und Umfassende gehenden Planes sehr beträchtlicher Mittel, für deren Beschaffung Private dem Staat oder Reich zur Hülfe kommen sollten. Herr Jaekel neigt der Vorstellung zu, daß es am besten sein wird, für die einzelnen Teilinstitute einzelne Donatoren zu gewinnen und diese später — nach vielfacher Analogie von Stiftungen — nach ihnen zu benennen. Zunächst liegen die Pläne für die Ausführung noch im Preuß. Kultusministerium. Sobald die Sache hier festere Gestaltung gewonnen, hofft Herr Jaekel u. a. auch auf eine Förderung seitens der Stadtgemeinde Berlin, da sie an dem Museum für Entwickelungslehre ein sehr lebhaftes Interesse hätte. Gerade dieses Fach zu fördern, wäre wohl eine Ehrensache für unsere stets wissenschaftlich-fortschrittlich gesonnene Hauptstadt. Berlin hätte dabei ein glänzendes Vorbild an einem entsprechenden Institut, welches die Stadtgemeinde Paris diesem wichtigsten aller biontologischen Fächer errichtet hat.

Die Brandenburgia nimmt von diesen wissenschaftlichen, ja auch ihre naturgeschichtliche Tätigkeit berührenden Plänen mit vollem Interesse Kenntnis und wird zur Förderung derselben, soweit dies in unserm Vermögen steht, gern bescheidentlich mitzuwirken bereit sein.

VII. Durch Wurzelkraft gesprengter Geschiebeblock. In diesem Frühjahr wurde beim Roden von Kiefern zwischen dem Spandauer Bock und Pichelsberg im obern sandig-steinigen Diluvium ein großer anscheinend granitischer Geschiebeblock von rundlicher Form ausgegraben, welcher durch die unwiderstehliche Kraft einer mehr und mehr sich vergrößernden seitlichen Wurzel von Pinus silvestris allmählich auseinandergetrieben worden ist. Der Stein ward von den Mitgliedern Neupert und Monke besichtigt und von dem Sohn des Erstgenannten photographiert. Wir teilen im Interesse dynamisch-geologischer Forschung eine Abbildung anbei mit.

Es wird deutlich ersichtlich, wie die Kiefernwurzel, die noch mit dem gerodeten Stubben verwachsen ist, den Stein fast regelmäßig halbiert hat.

Vielen Dank an die beiden Herren Neupert und an Herrn Rektor Otto Monke für die Beschreibung und die wohlgelungene Photographie.

Leider ist durch Ungeschick und Unkenntnis das interessante Stück, welches die Zierde jedes naturgeschichtlichen Museums gewesen sein würde, zertrümmert worden.



Durch Wurzelkraft gesprengter Geschiebeblock.

VIII.) Der Kampf um die diluvialen Eolithe tobt unter den Berufsgeologen noch unentwegt fort, teils gerichtet gegen die Eolithe, diese rohsten Steingeräte des Menschen überhaupt, teils bezüglich der Priorität ihrer Erforschung.

Ich hatte mir früher erlaubt, die interessante Arbeit des zur Zeit mit den Vorbereitungen zu einer archaeologisch-geologischen Forschungsreise nach Syrien und Palästina beschäftigten Herrn Professor Dr. Max Blanckenhorn*) vorzulegen, welche sich betitelt „Das relative Alter der norddeutschen Eolithenlager“ (Sitzung der Berliner Anthrop. Gesellschaft vom 22. Januar 1905). Vom stratigraphischen Standpunkt bemängelte Bl. hier, daß unser korresp. Mitglied Herr August Rutot in Brüssel bei der Würdigung der norddeutschen Eolithenfunde zu einseitig die belgischen, französischen und englischen Verhältnisse berücksichtigt

*) Einen großen Teil der entstehenden Kosten wird aus den dem Berliner Magistrat unterstellten wissenschaftlichen Stiftung meines verstorbenen Freundes Dr. Fedor Jagor bestritten werden.

nnd anf unsere Gegend ohne znreichende Begründung angewendet habe, z. T. beruht dies auf einem Mangel der betr. dentschsprachlichen Literatur. Zweitens moniert Bl. die übertriebene scharfe Trennnng der nach den beiden Leitfossilien Elephas antiqnus nnd El. primigenius benannten Hauptstufen. Diese Tiere hätten an derselben Örtlichkeit wiederholt gewechselt, E. antiquns mehr eine wärmere, das Mammnt mehr eine kältere Phase repräsentierend. Der dritte Fehler Rutots bestehe in seiner allznstarken Betonung der Arbeitsweisen (industries), die für ihn neben den genannten Elefanten das Alter absolut entscheiden, selbst wo es sich nm weit von einander entfernte Länder und verschiedene geologische Verhältnisse handelt. Blanckenhorn schloß mit folgender Zusammenfassnng: „Wir könnten aus alledem vielleicht — den vorläufig allerdings noch verfrühten — Schluß ziehen, daß der Mensch in Dentschland und Österreich während des Beginnes der Chelléo-Monstérienepoche oder des älteren Paläolithikums überhanpt noch nicht gelebt hat. Es wäre das gerade von dem Gesichtspunkte aus verständlich, daß damals während der Hauptzeit das Inlandeis in den Alpen in Süddentschland und im Norden gerade am allerweitesten sich ansdehnte nnd dem Menschen kaum eine Existenzmöglichkeit ließ. In dieser Zeit waren nnr die klimatisch begünstigten Teile der Erde, Südengland, Belgien, Frankreich, Italien, Spanien, Afrika nsw. von Menschen bevölkert. Das Gleiche gilt wohl auch für die zwei noch älteren Eiszeiten, die altdilnviale und die oberoligocäne, welche schon der sogenannten eolithischen Periode angehören. Ob der Mensch während einer älteren Interglazialzeit in Deutschland vorübergehend einwanderte, d. h. ob ein Teil der Eolithe der Mark, z. B. die von Freyenstein*), wirklich der ersten quartären Interglazialzeit der norddentschen Geologen angehört, bleibt immer noch eine offene Frage. Im allgemeinen aber kann man wohl sagen: Die meisten der sogenannten Eolithe Norddeutschlands so besonders die der Magdeburger Gegend, fallen einer jüngeren Periode zu als der eolithischen Periode Frankreichs und Belgiens, nämlich dem älteren nnd mittleren Paläolithikum, speziell dem Monstérien und dem Moustéro-Solutréen Hörnes oder Montaiglien Rutots."

Nachdem Herr Geologe Dr. Wiegers am 28. Febrnar 1905 sich bezüglich der Eolithe gegen Blanckenhorn gewendet, replizierte dieser in der Ihnen ebenfalls vorgelegten Zuschrift vom 15. Mai 1905: „Zur Frage der Mannfakte im Diluvium der Magdeburger und Neuhaldenslebener Gegend" (Monatsber. der D. Geol. Ges. 1905, Heft 5) wies nach, daß W. ihn vielfach mißverstanden habe und plädierte dafür, daß man den Ausdrnck Eolithe nicht zu weit ansdehne, d. h. nicht über das eigentliche Paläolithikum hinaus.

*) Vergl. über die Freyensteiner Eolithe Brandenburgia XII, 355.

Einen Schritt weiter geht das ebenfalls vorgelegte Schreiben Blanckenhorns vom 19. Februar 1907 in denselben Monatsberichten, Bd. 59, Jahrg. 1907, Nr. 3: „Zur Altersfrage der norddeutschen Eolithenfunde“, worin er zur Wahrung seiner Priorität gegen Wiegers und Rutot in Bezug auf die richtige Deutung des relativen Alters der norddeutschen sogenannten Eolithenvorkommnisse bezw. der ältesten Feuersteinartefakte in Deutschland das Wort ergreift.

Zum Schluß bemerkt Blanckenhorn folgendes: „Ich komme nun im Folgenden noch auf mein Verhältnis zu den Herren Rutot und Hahne. Letzterer war von meiner im Januar 1905 so positiv ausgesprochenen Behauptung, daß sowohl die Funde bei Hundisburg-Magdeburg als Taubach höchstens dem mittleren Paläolithikum oder speziell dem Ende des Moustériens angehören müßten, wie er selbst mir gegenüber zugab, wenig angenehm überrascht und beschloß deshalb, namentlich bei Taubach und Weimar selbst weitere Studien und Aufsammlungen zu machen, mit der ausgesprochenen Absicht, mich an der Hand neuen Materials gründlich zu widerlegen. Diese Studien an Ort und Stelle sowie im Weimarer Museum brachten ihm auch weitere Artefakte zu Gesicht, die er aber teilweise als typisch paläolithisch speziell Obermoustérien bezw. Untersolutréen anerkennen mußte, also genau in meinem Sinne. Hahne reiste dann nach Brüssel, legte Herrn Rutot das neue Material und die neuen Erfahrungen vor und hat so auch Rutot endgültig von dem mittelpaläolithischen Alter der Taubachschicht überzeugt. In seiner eben erst erschienenen kleinen Schrift, betitelt: „Taubach et Krapina“, stellt sich Rutot auf einmal fast ganz auf meinen 1905 dargelegten Standpunkt, wobei er auch seine ihm von mir vorgehaltene bisherige Überschätzung des Elephas antiquus als Leitfossil für unteres Diluvium rückhaltslos zugibt. Nach Rutot könnte jetzt Taubach wie Krapina und der Tuffkalk von Flurlingen mit Elephas antiquus und Rhinoceros Mercki der ersten Hälfte des Riß-Würm-Interglazials (im Sinne Pencks) und kulturell dem untersten Solutréen bezw. Eburnéen d. h. dem Montaiglien Rutots oder auch einer Übergangszeit vom Moustérien zum Solutréen zufallen, einer Stufe, die neuerdings E. Dupont als Niveau von Hastière bezeichnet. Da ich mit Herrn Rutot selbst früher korrespondierte und in Schriftenaustausch stehe, daher ihm auch bestimmt jene Abhandlung „über das Alter der norddeutschen Eolithenfunde“ zugeschickt habe, so sollte man erwarten, daß Rutot nun erwähnte, daß ich jenes Alter schon früher (energisch gerade ihm gegenüber) verfochten habe. Aber von mir ist in seiner neuen Schrift mit keinem Worte die Rede. Den so auffälligen Umschwung seiner Meinung schreibt er angeblich allein Penck und Hahne zu.

So sehr ich mich nun freue, daß ich von vornherein richtig geurteilt habe, und jetzt Geologen wie Anthropologen sich zu den Ergebnissen

meiner vergleichenden Studien bekennen, so wenig bin ich erfreut über die Art und Weise, wie andere Forscher meine Resultate sich zu eigen machen und mich wenigstens teilweise totschweigen."

Augenblicklich will ich diesen Eolithestreit nicht weiter verfolgen, er wird uns sicherlich noch öfter das Wort zu ergreifen zwingen; so viel ist gewiß, daß wir uns vor allen Dingen bezüglich der zeitlichen Anwendung des Worts Eolith wissenschaftlich verständigen und einigen müssen.

C. Kulturgeschichtliches.

IX) Die Karpathen. Halbmonatsschrift für Kultur und Leben. Herausgegeben von Ad. Meschendörfer in Kronstadt, Ungarn. I. Jahrg. Nr. 1. 1. Oktober 1907. Diese neue Zeitschrift dient den heimatkundlichen Interessen unserer deutschen Landsleute in Siebenbürgen. Gern entsprechen wir dem Wunsch der Redaktion, in der Brandenburgia von diesem neuen Unternehmen Kenntnis zu geben.

U. M. Fräulein Elisabeth Lemke, welches Siebenbürger Land und Leute aus eigener Anschauung kennt, berichtet folgendes. Von dem Siebenbürgener Lande, in dem etwa 234 000 Deutsche wohnen, haben wir Reichsdeutsche viel zu wenig Kenntnis, was natürlich einen Mangel an Teilnahme zur Folge hat. Man kann in Wahrheit sagen: Siebenbürgen, ein Lieblingskind der Natur, ein Sammelpunkt des interessantesten Volkslebens und ein Paradies der Gastfreundschaft. Die Rumänen bilden über 56% der Bevölkerung, die Magyaren und die ihnen verwandten Szekler 31, die Deutschen nicht ganz 10%; die übrigen 3% setzen sich zusammen aus Slowaken, Serben, Kroaten, Ruthenen, Juden, Bulgaren, Griechen, Armeniern und Zigeunern. Die im 12. und 13. Jahrhundert vom Mittel- und Niederrhein sowie aus Flandern herbeigerufenen Deutschen werden allgemein „Sachsen" genannt, weil (wie die mündliche Überlieferung behauptet) den Magyaren diese Bezeichnung, ohne Rücksicht auf Franken und andere Stämme, mit „Deutsch" gleichbedeutend war. Sie sind die fleißigsten und gebildetsten Bewohner des Landes. Ihre Schriftsprache ist das Hochdeutsch; unter sich sprechen sie ihre angestammten Mundarten. Neben der Treue für den eigenen König erhält sich eine uns in Erstaunen setzende, allerinnigste Liebe zum Stammmutterlande Deutschland.

Seit Oktober dieses Jahres erscheint in Kronstadt die Halbmonatsschrift „Die Karpathen". (Preis vierteljährlich 4 Kronen.) Herausgegeben von Prof. A. Meschendörfer. Unter den Mitarbeitern befinden sich auch reichsdeutsche Gelehrte und Schriftsteller. Mir ist unter anderem besonders der Beitrag von August Jekelius interessant: „Die Siebendörfer bei Kronstadt", in denen Csángós (ein ungarischer Stamm) wohnen. Ich habe viele Tage dort in der Nähe zugebracht und auch

die Siebendörfer besucht. — Es sei mindestens ein Probeabonnement auf die Zeitschrift empfohlen.

X) Herr Geh. Rat Friedel händigte mir auch einige Nummern der Zeitschrift für Geschichte und Kulturgeschichte Österreich-Schlesiens ein. Die Bestrebungen der dortigen deutschen Vereine sind unserer Anteilnahme ebenfalls ohne weiteres sicher. Manchen dürfte das Hineinspielen slawonischer Kulturelemente interessieren, so in der Abhandlnng über Matthäus Merians „Topographie von Böhmen, Mähren und Schlesien", herausgegeben 1650. Da ist auch von einem Ort Jablonke oder Jabluncka die Rede: „Ein Stättlein an der Elsa, im Teschnischen Fürstentum gelegen; davon aber sonders nichts denkwürdiges zu schreiben ist." Sollte es nicht vielleicht ein angesehener Platz für den Handel mit Äpfeln gewesen sein? Jablon heißt im Polnischen der Apfel. — Den Freunden der Volkskunde sei der Aufsatz „Philo vom Walde" empfohlen; unter diesem Pseudonym verbirgt sich der vielgeprüfte verst. Johannes Reinelt, zu dessen Buch „Schlesien in Sage und Brauch" unser großer Germanist Karl Weinhold das Vorwort schrieb, während auch viele unserer bedeutendsten Dichter jenem ihre Anerkennung bewiesen. So schrieb ihm Emanuel Geibel:

„Ein Segen ruht im schweren Werke,
Dir wächst, wie Du's vollbringst, die Stärke;
Bescheiden, zweifelnd fingst Du's an
Und stehst am Ziel, ein ganzer Mann."

Solche Worte an sich gerichtet zu wissen, dürfte manch einem begehrenswert sein.

D. Bildliches.

XI) Herr Ingenieur A. Herrmann legt durch u. M. Herrn Rektor Monke zwei vortreffliche von ihm gefertigte photographische Aufnahmen vor:

a) Die Brücke (Franzosenbrücke genannt) über das unter Nr. 5 erwähnte Nonnenfließ in höchst malerischer Umgebung, photographiert bei der Museumspflegschaft am 20. v. M. nnd

b) den wohlerhaltenen Giebel vom Kloster Chorin.

Beide Aufnahmen werden mit Dank der Sammlung des Märkischen Museums überwiesen.

E. Bücherbesprechungen.

XII) Von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege zu Berlin sind folgende zwei vortreffliche, so recht auf den Weihnachtstisch für Alt und Jung passende Büchlein, im Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig 1907, in ansprechender Ausstattung herausgegeben.

a) Der Joggeli. Erzählnng von Wilhelm Speck mit einem Geleitwort des der Brandenburgia als vortrefflicher heimatlicher Erzähler bestens bekannten Herrn Wilhelm Kotzde. Eine Perle nnter den Werken Specks.*) Wie unterschreiben, was Kotzde sagt: „Am reichsten aber wohl tritt Wilhelm Speck mit dem „Joggeli“ vor nns. Lag etwas Schweres über den „Zwei Seelen“, im „Joggeli“ ist Befreiung. Was in dem wunderlichen Herzen dieses Mannes lebt, das konnte nicht feiner dargestellt werden, als es nnserem Dichter gelang. Dieses Büchlein kann ein Verstehen für den Mitmenschen wirken, aus dem die Liebe fließt. Und dann, was alle Werke des Dichters auszeichnet: Die Gestalten treten vom ersten Angenblick an klar und scharf umrissen vor uns. Und ebenso sicher reiht sich Satz an Satz; da gibt es kein Abbiegen, jedes Wort fügt sich mit Notwendigkeit. Wilhelm Speck ist ein Meister der Erzählungskunst.“

Dntenbach, des guten wunderlichen Joggeli Heimatdorf, liegt irgendwo zwischen Werra nnd Fnlda im Angesicht des beinah 3000 Fnß hohen herrlichen Rundblicks vom Meißener. An Charaktertiefe ähnelt Joggeli Wilhelm Raabeschen Figuren, der Hintergrund und das Milieu klingt an Rosegger an.

b) Aus Geschichte und Leben. Erzählnngen von Adolf Schmitthenner ausgewählt und herausgegeben von Carl Meyer-Frommhold. „Der Seehund“, „Die Frühglocke“, „Friede auf Erden“, „Ein Wort“, „Der Dickkopf und das Peterlein“, „Am Ende der Welt“.

Adolf Schmitthenner ist leider im Januar 1907 in seinem Pfarrhaus zu Heidelberg plötzlich verstorben, betrauert nicht bloß von seinen süddeutschen Landslenten. Jugenderzählungen von rührender Innigkeit, so besonders „Der Seehund“, Die Geschichte von dem kleinen Mädchen, das von dem blinden Synagogendiener aus dem reißenden Bach gerettet wird. Auch wir beklagen, daß der feinsinnige Dichter dem dentschen Volk bereits im 53. Jahre eines arbeitsreichen und ebenso arbeitsfrohen Lebens entrissen worden ist.

Der freien Lehrervereinigung danken wir für die glückliche Auswahl beider Schriften nnd wünschen diesen die weiteste Verbreitnng.

F. Zwei Einsendungen von Herrn Otto Monke.

1. Den drei Unbekannten bei Trebnitz, Ober-Barnim.

In einem kleinem Gebüsch dicht an der Chaussee zwischen Trebnitz nnd Jahnsfelde (Ober-Barnim) liegt ein Stein mit der Aufschrift „Den drei Unbekannten“. Seit Jahren war es meine Absicht, die Geschichte dieses Steines zu ermitteln; die weite Entfernung schreckte mich stets znrück. Unlängst gab mir Herr Bolke (Vorstaud des Tonristenklubs

*) Vergl. die Erzählung „Zwei Seelen“ und die Novellen „Menschen, die den Weg verloren“, ebenfalls treffliche Werke Specks.

für die Mark Brandenhnrg) darüber folgende Auskunft. „Dieser Pnnkt hieß“ — nach Angabe des Herrn Oberleutnant von Pfuel-Jahnsfelde — „früher die Spukecke. Als die Chanssee gebant wnrde, fand man ziemlich flach im alten Weggraben eingegraben drei Gerippe mit einigen Fetzen nnd Uniformknöpfen. Sie wurden anf dem Kirchhofe beigesetzt, und mein Vater setzte das Kreuz an die Stelle. Nun spukt es nicht mehr. Man erfnhr später von einer alten Frau ans Hardenberg, daß 1812 dort ein Gefecht stattgefunden mit Heimkehrenden der Großen Armee, und sie hätte verwundete Italiener von dort über Jahnsfelde an die große Hauptstraße transportieren müssen. Knrz vor Jahnsfelde seien 3 gestorben, die man dann dicht am Wege eingescharrt hätte.“

2. Der tote Franzose in Potsdam.

Ein Tanzlokal Luisenstr. 71 führte früher den Namen „zum toten Franzosen“. Nach einer Mitteilung in der Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Potsdams war der am 18. März 1850 „wirklich“ verstorbene Begründer und Inhaber des Lokals der ans der Nähe von Lyon gebürtige Franzose José Bolsé, welcher 1812 Soldat wurde, bei Leipzig am 19. Oktober 1813 schwer verwundet und dann gefangen wurde, als Verwundeter nach Potsdam kam, dort anscheinend starb und in dem offenen Massengrabe auf dem alten Kirchhofe begraben, d. h. mit einer Kalkschicht bestreut wurde. Er erschien dann in der Nacht am Fenster des Totengräbers, wurde von diesem znnächst aufgenommen, verpflegt und dann in das Lazarett gebracht.

Nach seiner Genesung fand er Anfnahme nnd Beschäftigung bei dem Kanfmann Nevir-Potsdam; er verheiratete sich mit einer bei Nevir bediensteten Marie Fischer und gründete mit ihr zusammen ein kleines Viktualien- und Schankgeschäft Luisenstr. 71.

Seine Enkelin ist Schülerin der 1. Klasse der unter meiner Leitung stehenden 70. Gemeindeschule. Ihre Gesichtsbildung verrät (dem, der die Geschichte weiß) die französische Abstammung.

G. Anderweitige Mitteilungen.

Herr Professor Dr. Otto Pniower legte das eben erschienene Buch Jugenderinnernngen von Gustav Parthey. Handschrift für Frennde. Nen herausgegeben von Ernst Friedel mit folgenden Worten vor:

Als Motto steht anf dem ersten Blatt dieses Werkes der Spruch: Bene qui latnit, bene vixit. Wer sich gut zu verbergen verstand, der hat gut gelebt.

Diese Worte bezeichnen recht das Wesen des Verfassers, dem eine starke Schen nnd Schüchternheit eigen waren. Wie ein roter Faden zieht sich diese Zaghaftigkeit, diese Furcht vor der Öffentlichkeit durch die Memoiren. Wenn Gnstav Parthey aber nach außen hin nicht hervor-

trat, so war er deshalb doch kein tatenloser Mann. Vielmehr hat er eine stille, aber keineswegs geringe Wirksamkeit entfaltet.

Seine äußere Laufbahn ist merkwürdig und ungewöhnlich. Er war Verlagsbuchhändler und zugleich Gelehrter und zwar ein so hervorragender, daß ihm die große Auszeichnung zu teil ward, Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften zu werden. Er wurde im Jahre 1857 an demselben Tage wie Theodor Mommsen in die Körperschaft aufgenommen. Sein Fach war einmal die Geographie des Altertums: verschiedene Schriften antiker Geographen hat er herausgegeben. Dann aber beschäftigte ihn vorzugsweise die Geschichte Egyptens. Er schrieb ein lateinisch-koptisches Wörterbuch. Daß die Kenntnis dieses Idioms, der jüngsten Gestalt der ägyptischen Sprache, zur Erklärung der hieroglyphischen Inschriften unerläßlich ist, hat er mit Erfolg dargetan. Er hat weiter auf Grund der Kenntnis dieser Sprache die Berichte der klassischen Schriftsteller über das Pharaonenland geprüft und durch die Vergleichung mit den einheimischen Denkmälern auf ihren wahren Wert zurückgeführt. Wiederholt hat er das Land beschrieben und einzelne Teile geschichtlich behandelt. Aber auch Wanderungen durch Sizilien und die Levante hat er unternommen und darüber berichtet. Endlich war er ein leidenschaftlicher Sammler, besonders von Gemälden und Münzen und hat sich auch auf diesem Gebiete als Schriftsteller betätigt.

Er war ein Enkel Friedrich Nicolais und erbte das Geschäft, das er vom Jahre 1825 bis zu seinem Tode im Jahre 1872 leitete. Kurz vor seinem Hinscheiden schrieb er nun zunächst für die Familie diese Erinnerungen. Sie reichen etwa von 1806 bis zum Jahre 1821.

Das Haus Friedrich Nicolais war ein Mittelpunkt des geistigen Lebens Berlins. Das blieb es auch noch lange Zeit nach seinem Tode, der am 11. Januar 1811 erfolgte. Die meisten irgendwie hervorragenden Persönlichkeiten der Kunst und Wissenschaft verkehrten dort. Was damals von Männern und Frauen der Öffentlichkeit nach Berlin kam, versäumte selten in dem Nicolaischen Hause vorzusprechen. Zu vielen Orten und Menschen unterhielt der Verlag Beziehungen. Sie reichten bis in die höchsten Kreise hinein. So war Partheys Vater mit der Herzogin Dorothea von Kurland, die in Berlin im Anfang des vorigen Jahrhunderts Unter den Linden ein Palais, das kurländische Haus, bewohnte, intim befreundet. Auch diese Fürstin versammelte einen Kreis von Berliner Notabilitäten um sich. In die von dem Erzähler behandelte Zeit fallen nun aber auch jene große Ereignisse: der Krieg von 1806, der Fall Preußens, die Besetzung der Hauptstadt durch die Franzosen, der triumphierende Einzug Napoleons und dann die glänzende Erhebung von 1813—15. Man sieht: Parthey hatte wirklich etwas zu erzählen. Dazu kommen noch Reisen durch Deutschland, Frankreich und England, die er schon als junger Mann unternahm. An Stoff fehlte

es ihm also nicht, und man muß sagen, daß er ihn auch gut und fesselnd zu behandeln verstanden hat.

Parthey war, abgesehen von seiner Gelehrsamkeit, ein feingebildeter Mann. Eine hohe Kultnr spricht ans diesen Memoiren. Er war ein großer Verehrer Goethes, in dessen Gedankenkreis er sich eingelebt hat und in dem er besonders gern verweilt. Die Liebe zu dem Dichter berührt nm so angenehmer, als bekanntlich zwischen ihm und Partheys Großvater Nicolai ein nichts weniger als freundliches Verhältnis bestand. Goethe hat ihn für immer im „Faust" als den Vertreter des rechthaberischen Philistertnms in der Literatur gekennzeichnet. Diesem Ahnen nnd seinen Werken steht der Verfasser der Erinnerungen mit erfrischender Unbefangenheit gegenüber. Die Liebe zn Goethe aber hat ihn bestimmt, wo er nur konnte, über den großen Dichter zu berichten. Schon vor diesen Jngenderinnerungen hatte er eine Schrift herausgegeben: „Ein verfehlter und ein gelnngener Besnch bei Goethe" (1862, neu abgedrnckt 1883). In unsern Memoiren selbst bernft er sich mit Vorliebe auf ihn und zitiert gern aus seinen Werken. Auch erzählt er einiges damals Unbekannte aus seinem Leben. Die Qnelle dafür waren ihm die mit dem Nicolaischen Hanse befreundete Familie Körner, die auch znm Dichter vielfache Beziehungen hatte, nnd sein Heidelberger Lehrer, der Archaeologe nnd Mythologe Crenzer. Was er berichtet, besteht vor dem hentigen Wissen über den Dichter nicht, und wnrde mit Erlaubnis des Herrn Geh. Rats Friedel von mir in den dem nenen Abdruck beigegebenen Anmerkungen berichtigt oder ergänzt. Es sei mir gestattet, an dieser Stelle die Verbesserung eines Irrtnms, der mir entgangen war, nachzutragen. In der Bd. 2, S. 96, erwähnten ersten, von Dilettanten bewirkten Anfführung der „Iphigenie", spielte nicht Fran von Stein die Heldin, wie Parthey sagt, sondern Corona Schröter.

Dieser hier geschilderte Mann nun war seiner ganzen Natur nach ein stiller, treuer Beschauer, der sich gern belehrte und den Erziehung und die gnte Tradition des Vaterhauses dazu trieben, die Augen offen zn halten nnd alles Wissenswerte zu beachten und gewissermaßen zu buchen. Bedenkt man das alles, so darf man erwarten, daß seine Erinnerungen viel Interessantes bieten. Und diese Erwartnng wird auch nicht getäuscht. Das Berlin dieser Zeit tritt einem lebendig entgegen. Eine Fülle bemerkenswerter Personen wandeln an uns vorüber. Fast von jeder weiß Parthey Charakteristisches zu berichten. Der Kreis der Fran v. Recke mit ihrem von ihr unzertrennlichen Tiedge wird uns geschildert. Die Familie Körner spielt eine bedeutsame Rolle. Über die Geselligkeit der Zeit erfahren wir vieles, was uns heute mit einer Art Neid erfüllt. Vom Theater, den hervorragenden Mitgliedern des Schauspiel- nnd des Opernhauses hören wir allerlei Anekdotisches. Durchreisende Virtuosen werden uns vorgestellt. Die wichtigsten

Vertreter der noch nicht lange bestehenden Universität lernen wir kennen. Was werden uns allein von dem scharfsinnigen, bissigen Friedrich August Wolf, dem berühmten Altertumsforscher, für sarkastische Bonmots erzählt! Nicht minder interessant ist, was Parthey von dem Turnwesen berichtet und von seiner Militärzeit. Das Institut des Einjährig-Freiwilligentums war eben erst begründet worden. Wer Einjähriger war, wird mit Lächeln von den idyllischen Zuständen, die damals in Bezug auf diese Soldatenklasse herrschten, Kenntnis nehmen. Zuletzt führt uns Parthey von Berlin weg nach Heidelberg und München, nach Paris und London. Auch was er von dort berichtet, ist hübsch und fesselnd. In Paris erhielt er durch die Herzogin von Kurland Zutritt zu den höchsten Kreisen. So ist er in der Lage, allerlei Merkwürdiges über Talleyrand, namentlich den äußeren Menschen zu erzählen. Kurz, jeder wird das Buch mit Befriedigung aus der Hand legen.

Die neue Ausgabe hat, wie ich schon angedeutet habe, Herr Geheimrat Friedel mit Anmerkungen versehen, die dazu bestimmt sind, mancherlei Irrtümer, die dem Memoirenschreiber begegnet sind, zu berichtigen, manche vergessene Persönlichkeit, die der Verfasser als bekannt voraussetzen durfte, wieder in die Erinnerung zu rufen. Er hat dadurch das Verständnis des hübschen Buches erhöht. Der alte Text aber blieb vollständig intakt.

Zu Gustav Partheys Jugenderinnerungen möchte ich noch zwei Notizen aus neuester Zeit geben.

a) Unter dem Titel „Eine Silberhochzeit in Alt-Berlin“ hat der am 28. Mai d. J. verstorbene Schriftsteller Gotthilf Weisstein einen auf Friedrich Nicolai bezüglichen hübschen Aufsatz hinterlassen, den der Verein für die Geschichte Berlins in den Mitteilungen 1907, S. 204 und 205 veröffentlicht. Interessant ist der Kupferstich von J. D. Meil, welcher gelegentlich der Silberhochzeit Fr. Nicolais am 11. Dez. 1785 denselben gewissermaßen als Jubelgreis mit Frau und zahlreicher Familie darstellt. Dieser „Jubelgreis“ mit hoher Zipfelmütze und Schlafrock war aber erst 52 Jahre alt. So liebten es damals würdige Männern schon in den besten Jahren als würdige Greise zu posieren.

b) Dann gedenke ich des Schlosses Loebichau, das 1791 von der Gemahlin des letzten Herzogs von Kurland u. v. H. Biron gekauft worden war. Die ebenso schöne wie feingebildete Herzogin Dorothea geb. Reichsgräfin von Medem, stattete die Schlösser, von denen sie das größere umbaute, mit Kunstschätzen und einem ungewöhnlich reichen Mobiliar aus. Das Rokoko sowohl wie der Stil Louis XVI. und das Empire waren in der Einrichtung der Gemächer geschmackvoll vertreten. In ihnen empfing Dorothea die Großen jener Zeit, Kaiser Alexander I. von Rußland, die sächsischen Herzöge, Goethe, Talleyrand u. a. Was

aber dem Kreise der Herzogin auch sonst bleibende Bedeutung verlieh, waren die literarischen und künstlerischen Größen, die sich oftmals um sie versammelten. Ihre edle Schwester, die durch ihr Buch gegen Cagliostro bekannte Schriftstellerin und Dichterin Elise von der Recke, brachte manchen Sommer in Loebichau zu, mit ihr ihr Freund Christoph Aug. Tiedge, der Dichter der Urania, ferner Goeckingk, Moritz von Thuemmel, Anselm von Feuerbach, Christian von Meckel und auch Theodor Körner, der Herzogin Patenkind, sowie Jean Paul. — Der Dichter bekannter Burschenlieder, August von Binzer, führte als Braut Emilie von Gerschau aus Loebichau heim, die Pflegetochter der Herzogin Wilhelmine von Sagan, ältesten Tochter der Herzogin Dorothea. Emilie von Binzer verdanken wir eine Schilderung des Loebichauer Lebens bis zum Tode der Herzogin Dorothea (1821) in dem Buche: „Drei Sommer in Loebichau“ (Stuttgart, W. Spemann, 1877).

Indem ich diese Notizen zum großen Teil dem gleich zu erwähnenden Katalog 1490 des Lepkeschen Auktionshauses entnahm, verweise ich hinsichtlich der Beziehungen Gustav Partheys auf den von mir soeben herausgegebenen zweiten Band seiner Jugenderinnerungen und meine Anmerkungen dazu. Durch hochherzigen Entschluß seiner jetzigen Besitzer ist das Rittergut Loebichau, im Herzogtum Altenburg belegen, mit seinen beiden Schlössern der Deutschen Adelsgenossenschaft überwiesen worden, um daselbst ein evangelisches adliges Damenstift mit Haushaltungs- und Krankenpflege-Schule zu errichten. Die herrschaftliche und kunstgewerbliche Ausstattung der Schlösser, soweit sie dem gedachten Zweck nicht entsprechend war oder aus anderen Gründen nicht vorbehalten wurde, ist in den Tagen vom 21. bis 23. d. M. versteigert worden. Die Gegenstände gehörten der Geschmacksrichtung und Zeit von etwa 1790 bis 1820 an. Ernst Friedel.

II. Herr Kustos Buchholz zeigt einen auf einem Grundstück in Landsberg a. W. ausgegrabenen schönen Bronze-Hohlcelt vor, den Herr Rentier Geeder dem Märkischen Museum geschenkt hat; dazu zum Vergleich einen Flachcelt und einen Lappencelt.

Celt wird die Klinge der gebräuchlichsten und wirksamsten Waffe unserer heidnischen Vorfahren, der Streitaxt, genannt, die in ganz Nord- und Mittel-Europa, namentlich auch in der Provinz Brandenburg, sehr häufig gefunden wurde. Das Märkische Museum besitzt allein etwa 80 Stück.

Von den sehr mannigfachen Formen dieser Bronzewaffen lege ich hier die drei Grundtypen vor, in die sich alle anderen einordnen lassen und die zugleich annähernd die fortschreitende Kulturentwicklung innerhalb der ganzen Bronzeperiode, d. h. bei uns etwa in der Zeit von der Mitte des 2. Jahrtausend bis zur Mitte des 1. Jahrtausend vor Christus, markieren.

Der Flachcelt, lediglich eine Fortsetzung der Formen der Feuersteinbeile der Steinzeit, muß der ältesten Bronzeperiode zugeschrieben werden.

Der Lappencelt stellt eine Verbesserung des einfachen keilförmigen Flachcelts hinsichtlich der Befestigung an der Handhabe, dem Holzschaft, dar. Die Handhabe ist nicht mehr eine einfache Keule, in deren am Ende eingearbeitetes Loch der Celt eingetrieben wird, sondern eine solche mit recht- oder spitzwinklich abstehendem Ast. Das Ende dieses Astes wurde aufgespalten und der Rücken des Lappencelts so in den Spalt gesteckt, daß die beiden Spaltstücke sich in die Bahn zwischen je zwei Lappen einschoben. So konnte der Celt untrennbar mit dem Schaft dreifach verbunden werden.



Der Hohlcelt wurde auf das kurze Astende aufgesteckt und ein an ihm angebrachtes Ör diente zur sicheren Befestigung am Schaft mittels Riemen pp. Diese Form wurde offenbar gebräuchlicher, nicht allein, weil die Streitaxt damit leichter zu führen war, sondern auch, weil dadurch viel von dem teuren Metall gespart wurde. Die Lappencelte erfordern 400—500 Gramm Bronze, die Hohlzelte nur etwa 100 Gramm.

Während die beiden älteren Celtformen nur äußerst selten eine Verzierung zeigen, sind die Hohlcelte meistens mit ornamentalen Linien versehen, wie auch dieser von Landsberg a. W.

III. Unser Mitglied Herr Rektor Monke legte 2 Photographien vor, die Herr Ingenieur Herrmann, ebenfalls M. der Brandenburgia, gelegentlich der Pflegschaftsfahrt am 20. Oktober am Nonnenfließ aufgenommen hatte. Die erste betrifft die Brücke über die alte Bernauer Heerstraße, welche bereits anno 1812 von den Franzosen auf dem Marsche nach Rußland passiert wurde; die zweite stellt die etwa 1630 erbaute Schönholzer Schneidemühle mit dem sog. Ockerschuppen dar, welcher an den Versuch erinnert, den man unternahm, um die dortigen Wiesenerze fabrikmäßig auszubeuten.

Herr Rektor Monke besprach sodann unter Vorlage der Gegenstände folgende Eingänge:

a) Von Herrn Ackerbürger Fischer in Biesenthal dem Märkischen Museum überwiesen wurde eine auf seinem Grundstück ausgegrabene mitteralterliche Scheere, in der Form der noch üblichen Schafscheeren ähnlich, doch etwas zierlicher, ebenso ein wendischer Reitsporen (etwa 13. Jahrhundert),
b) ein kleines mit Stollen versehenes Hufeisen (etwa 16. Jahrhundert), geschenkt von Herrn Ackerbürger Brann-Biesenthal,
c) einen von Herrn Glasermeister Rücker-Biesenthal geschenkten Lehrbrief der Berliner Tischler-Innung vom 14. März 1735,
d) einen Gewerksstempel aus dem Jahre 1788; das Pflegschaftsmitglied Herr Knlisch aus Biesenthal stiftet denselben für die Sammlung des Märkischen Museums. Von dem genannten Herrn rührt ebenfalls ein bei Biesenthal ausgegrabener verzierter Knopf her, ferner ein Feuerstein-Nucleus und ein Flaschenstempel aus der 1747 gegründeten Annenwalder Glashütte bei Templin. Er zeigt unter einem fliegenden Adler die Inschrift: „Annenwalde 1817 Nr. 3,
e) einen ihm vom Direktor der Berliner Bockbrauerei, Herrn Röhrig verfaßten und persönlich übersandten Aufsatz über die Geschichte der genannten Brauerei. Er findet sich abgedruckt in der Jubiläums-Bockzeitung (1907) und bestätigt die von Rektor Monke in seinem Vortrag zu Biesenthal gemachte Angabe, daß unter den jetzt bestehenden Berliner Brauereien die Berliner Bockbrauerei die erste sei, welche Lagerbier nach bayrischer Art braute. Sie wurde 1838 gegründet, nachdem der Versuch Leys, das in seiner Brauerei vor dem Oranienburger Tor hergestellte bayrische Bier in Berlin abzusetzen, mißglückt war. Ergänzend fügte Rektor Monke noch hinzu, daß Ley, angeregt durch den Erfolg, welchen Hopff mit seinem Bock-Bier erzielte, um 1842 noch einmal versuchte, die Berliner Bocktrinker für sich zu gewinnen. Er eröffnete einen Ausschank in der Schönhauser Allee zwischen dem Pfefferberge und dem Schultheiß,

gegenüber dem jetzigen jüdischen Friedhof. Anfangs ging die Sache leidlich; später hatte er jedoch Unglück. Es war nämlich eines Tages ein Branbursche in die Branpfanne gefallen, nnd im Pnblikum verbreitete sich das Gerücht, er sei mitgesotten nnd das Bier trotzdem verzapft worden. Natürlich sollte nun anch das Bier nach dem Jnngen schmecken, und da war's mit dem Geschäft vorbei, obgleich die Gäste stets gut bedient worden waren. Schließlich gab Ley die Branerei anf, und seine Erben verkauften das Terrain mit gutem Nutzen. In nnserm Monatsblatt ist hierüber bereits eine Notiz enthalten.

Endlich verlas Rektor Monke eine von einer ehemaligen Schülerin der 70. Gemeindeschule Fräulein Hedwig Schnlz mitgeteilte Volkssage, die er alsdann in der von ihm redigierten Fassung zur Verlesung brachte. In dieser Form lantet „Die Sage von den Pappeln am Kirchhofe zn Putlitz folgendermaßen: Einst entstand in Pntlitz ein großer Brand, der in wenig Stnnden die ganze Stadt in Asche legte. Niemand konnte sagen, wie das Feuer entstanden war, bis sich der Verdacht der Brandstiftnng auf zwei Herren von Putlitz-Philippshof lenkte, die einen Streit mit der Stadt gehabt hatten. Ohne das Gerücht, das sich wie ein Lauffeuer unter den Obdachlosen fortpflanzte, näher zu prüfen, ergriffen die anfgeregten Bürger die beiden Adligen nnd sagten ihnen die Tat auf den Kopf zn. Da half denn kein Leugnen. Man schleppte die Unglücklichen vor die Stadt, machte anf dem dreieckigen Platz beim Kirchhofe am Wege nach Trieplitz eine tiefe Grube, warf die Herren hinein nnd begrub sie lebendig in voller Rüstung mitsamt ihren Rossen. Als nnn aber der erste Zorn verraucht war, stiegen bei einigen Bedächtigen schwere Bedenken auf, ob man nicht doch voreilig gehandelt habe. Um nun den Streit der Meinungen zu schlichten nnd die Schnld oder Unschuld der beiden Putlitze an den Tag zu bringen, beschloß man, ein Gottesurteil anzurufen. Man pflanzte zwei junge Pappeln auf das Grab nnd meinte, sie würden schon eingehen, wenn die Herren schnldig gewesen wären; denn über Ruchlosen könnten die Bänme nicht gedeihen. Würden sie dennoch grünen, so sollte das ein Zeichen der Unschnld sein. Und was geschah? Die Pappeln schlugen sogleich Wnrzeln; im nächsten Frühjahr erhielten sie neue Blätter, nnd in wenig Jahren wuchsen sie zn stattlichen Bäumen heran; jetzt sind sie die mächtigsten in der ganzen Gegend und ein Wahrzeichen der Stadt. Sie grünen noch hent in jedem Jahr nnd erinnern die Bürger an die Untat ihrer Vorfahren.

IV. Herr Prediger Dr. Runze: Karl Rosenkranz nnd seine Beziehungen zu Berlin. Wir hoffen diesen interessanten Vortrag in erweiteter Form als besonderen Aufsatz bringen zn können.

V. Nach der Sitzuug zwangloses Beisammensein im Restanrant Alt Bayern, Potsdamerstr. 10.

16. (12. ausserordentliche Versammlung des XVI. Vereinsjahres).

Mittwoch, den 13. November 1907, nachmittags 5 Uhr.

Besichtigung des Verkehrs- und Baumuseums. Invalidenstr. 50 51.

Die ehemaligen Bahnhofsgebäude der Hamburger Bahn einschließlich der überdachten Halle sind für das Museum eingerichtet worden. Der erste Vorsitzende, Geh. Regierungsrat Friedel, der nach soeben überstandener Krankheit zum ersten Male wieder in der Brandenburgia erschienen war, hob hervor, dass uns England, bezüglich der Gründung eines Eisenbahnmuseums vorangegangen, jetzt aber das Versäumte von uns gründlich nachgeholt worden sei. Die ausserordentlich reichhaltige Sammlung gliedert sich in drei Hauptabteilungen; die eine gilt dem Eisenbahnwesen, die zweite dem Wasserbauwesen und die dritte dem Hochbau. In der ersten werden Oberbau- und Gleisunterhaltung, Eisenbahnhochbau, Brücken und Tunnel, Signal- und Sicherungsvorrichtungen, Lokomotiven und Wagen nebst Zubehör, elektrische Anlagen, Eisenbahnwerkstätten, verschiedene Verkehrseinrichtungen und das Eisenbahnverwaltungswesen durch Modelle, Apparate, Maschinen, Reliefs und Zeichnungen veranschaulicht. Direktor Geheimrat Meyer führte die Mitglieder der Brandenburgia persönlich durch die verschiedenen Räumlichkeiten und gab die nötigen Erläuterungen. Er zeigte u. a. das Modell der ersten deutschen Lokomotive „Adler“, (Nürnberg-Fürther Bahn 1835), die „Borussia“ der Cöln-Mindener Bahn (1858) und eine Lokomotive der Stettiner Bahn vom Jahre 1858. Einen etwas „altfränkischen“ Eindruck machte ein mit gepolsterten Holzpuffern ausgestatteter offener Personenwagen der Breslau-Freiburger Bahn vom Jahre 1843. Das unglückliche Vehikel sieht einem alten Omnibus ähnlicher als einem modernen Eisenbahnwagen. Es setzte auch wohl eine Geschwindigkeit voraus, welche die Konkurrenz eines Radlers nur deswegen nicht zu fürchten hatte, weil es noch keine Radler gab.

Sehr lehrreich ist die Abteilung für Dampfkessel und Siederöhren. Die Gegenstände veranschaulichen auch die Gefahren, welchen die Lokomotive durch Abnutzung, falsche Behandlung und durch Ansatz von Kesselstein ausgesetzt ist. Es sind dort eingedrückte, angefressene und anderweitig defekt gewordene Siederohre ausgestellt, durch deren Platzen die Maschine selbst schwere Unfälle erleiden muss. Daneben bemerkt man auch die neuesten Erfindungen auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens, u. a. ein Achsenlager mit Rollen, nach dem Prinzip der modernen Kugellager der Fahrräder eingerichtet, um die gleitende Reibung

der Achsen in eine rollende zu verwandeln. Diese Erfindung wird augenblicklich auf der Straußberger Vorortstrecke erprobt und wahrscheinlich ein günstiges Resultat ergeben. In der Abteilung für Eisenbahnbremsen gewinnt man eine klare Anschauung von der Einrichtung und Wirkung der modernen Luftdruckbremsen, die so beschaffen sind, daß sie nur bei vermindertem Luftdruck anziehen, also bei etwaiger Absprengung eines Wagens und Zerreißung des Luftschlauchs sofort mit ganzer Kraft wirken.

In den Räumen für das Wasserbauwesen sind u. a. zahlreiche Modelle von Schleusen aufgestellt, z. B. die Schleusenanlage zu Wernsdorf und die zu Kehrsdorf am Oder-Spree-Kanal, die Schleuse bei Konty (Oder) usw. Andere Modelle und Reliefs machen uns mit den Wasserverhältnissen der unteren Oder und ihrer Mündung bekannt oder zeigen die Dünenbildung an der Ostseeküste.

Daß Pegel, Eisbrecher, Bagger und sonstige Wasserbaumaschinen in allen Formen vorhanden sind, ist selbstverständlich.

In der Abteilung für Hochbau sind Modelle moderner Monumentalbauten in grosser Zahl ausgestellt, daneben auch solche, welche die Konstruktionen und den inneren Ausbau zeigen. Eine besondere Unterabteilung macht uns mit den Baumaterialien bekannt.

Durchweg bietet das Museum eine Fülle von Belehrungen und Anregungen für Laien und Fachleute. Allerdings ist es mit einem flüchtigem Durchwandern der Räume nicht getan. Das wahre Interesse erschließt sich erst bei sorgfältiger, gründlicher Betrachtung der Einzelheiten. Kurz ist die Entwicklung unseres Eisenbahnwesens, aber reich an schönen Erfolgen; sie zeigt auf jeder Stufe, daß der Natur doch so manches abgezwungen worden ist durch Hebel und durch Schrauben.

Nach der Sitzung zwangloses Zusammensein im Restaurant zur Hochschule, Invalidenstr. 40/41.

---

17. (5. ordentliche) Versammlung des XVI. Vereinsjahres

Mittwoch, den 27. November 1907, Abends 7½ Uhr im Brandenburgischen Ständehause.

Vorsitzender Herr Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis IX und XI bis XIX her.

A. Allgemeines.

I.) Der Vorsitzende teilt das Programm der nächsten Sitzungen mit (u. a. Besichtigung des Städtischen Untersuchungsamtes und des Museums für Meereskunde).

II.) Zur Eröffnung des Hotels Fürstenhof Ecke Potsdamer Platz und Königgrätzerstraße waren an einzelne Mitglieder seitens der

Aschinger-Gesellschaft für den 5. d. M. in frenndlichster Weise Einladnngen ergangen, welche von uns angesichts der Anfschließnng eines der ansehnlichsten Berliner Neubaus der Gegenwart gern benutzt wnrden, zumal dabei nach verschiedenen Richtnngen hin viel Interessantes zn lernen ist. Um dem Bedürfnis möglichst ansgiebig zu genügen, schnf man für den Ban zunächst ein gewaltiges Areal, indem man nenn Häuser niederlegte, zu denen n. a. das alte „Hotel Fürstenhof“ und der „Leipziger Hof“ zählten. Man gewann auf diese Weise einen Flächenraum von annähernd 5000 Quadratmetern nnd konnte so dem Architekten Gelegenheiten znm Aufbau einer gewaltigen Straßenfront geben, einer Front, die mehr als 200 Meter Länge nmfaßt, sodaß dieser Hotel-Nenbau den größten Banlichkeiten, die Berlin in solcher Art überhaupt kennt, beizumessen ist. Was für ein gewaltiges Kapital znr Bewältigung der weitnmfassenden Pläne von der Verwaltung und der Bauleitung in Bewegung gesetzt wnrde, das erhellt schon aus dem Umstande, daß zur Errichtung und Fertigstellung insgesamt eine Summe von 15 Millionen Mark erforderlich war.

Der Neuban des Hotels „Der Fürstenhof“ ist nach dem Entwurf und unter Leitung der Architekten Bielenberg nnd Moser, deren Projekt derzeit bei der Konkurrenz nnter der Vereinignng Berliner Architekten mit dem ersten Preis ansgezeichnet wnrde, ausgeführt worden. Infolge der hervorragenden Lage des Bauplatzes und der hierdurch hervorgerufenen hohen Kosten des Bodenerwerbs sind im Interesse der Rentabilität ein Teil des Erdgeschosses nnd ersten Stockes für Läden und Restaurationszwecke verwendet worden, doch ist anch das Hotel im Erdgeschoß noch in bester Weise bedacht. In der Mitte des ganzen Gebändekomplexes befindet sich eine riesige Hotelhalle, welche sowohl von der Königgrätzerstraße wie auch vom Leipziger Platz aus erreichbar ist. Um diese Halle gruppieren sich in zweckentsprechender Weise die Ränme für Portier, für das Empfangsbnreau, für die Kasse, für die Direktion, für das Gepäck, für die Telephonzentrale nnd das Telephonzimmer, sowie Stände für Theaterbillett-, Blnmen-, Zigarrenverkanf nsw., ferner Schreibzimmer, Rauchzimmer nnd Damen-Salon. Von diesen Hallen führt eine breite Marmortreppe bis in das vierte Stockwerk, auch sind hier die geränmigen elektrischen Personenaufzüge angeordnet.

Das Grundprinzip der gesamten Anlage: „Ein Hotel zn errichten, das neben der Wahrnng des Komfortablen trotzdem jeder Geschmacksrichtnng nnd jedem Geldbeutel Rechnung tragen soll und nicht bloß eine Unterknnft für Millionäre darstellt“, darf als durchaus gelnngen angesehen werden. Die vier Stockwerke des „Fürstenhof“ enthalteu 300 Zimmer und 100 opulente Privatbadezimmer, welchen Ränmlichkeiten bezüglich der Ausstattung der Gedanke zn Grunde liegt, daß jeder einzelne Raum praktisch, komfortabel nnd hygienisch einwandsfrei sein

müsse. Nicht nur auf die in der Beletage und im ersten Stockwerk belegenen Appartements, bestehend aus Salon, Schlafzimmer und Badezimmer, sondern auch auf die in den oberen Stockwerken liegenden Wohnräume hat man diese Grundsätze ausgedehnt. Überall z. B. findet man schallsichere Wände und die Abdichtung ist so vollkommen gelungen, daß man nicht nur vom Nachbar nichts vernimmt, sondern daß sogar der vom Potsdamer Platz herauftönende Großstadtlärm kaum noch einen ganz schwachen Wiederhall findet. Die vorherrschende Farbe der Zimmereinrichtungen ist weiß bezw. hell, damit jedes Staubkörnchen sofort bemerkt und entfernt werden kann. Die Schränke hat man in die Wände eingebaut, die Möbel sind aus edelsten Hölzern gefertigt, aber statt der Kehlleisten usw. mit eingelegten feinen Intarsien versehen.

Von einem Bekleben der Wände mit Tapeten hat man im Interesse der Hygiene grundsätzlich Abstand genommen, doch machen die Zimmer mit der erfolgten Wandbemalung einen durchaus stimmungsvollen Eindruck. Die Heizkörper sind mit Marmor hinterkleidet und gleichfalls in weißer Lackierung gehalten, die Wasserzuführung ist eine dreifache: für Warm-, Kalt- und Trinkwasser. Als besondere Neuerung befindet sich im jedem Zimmer unter dem Telephon ein Briefkasten, der mit einer Glasscheibe verkleidet ist, sodaß der Gast seine Post in Empfang nehmen kann, ohne daß er eine Tür zu öffnen nötig hätte; auch ist ein Briefschacht in jeder Etage angebracht, der zu der Post- und Telephonzentrale im Vestibül führt. Das Heraushängen der Garderobe zum Zwecke der Reinigung erfolgt derart, daß ein Wandschrank zwischen den Doppeltüren diese aufnimmt, ohne daß irgend ein Unbefugter an die Kleidungsstücke zu gelangen vermöchte. Elektrische Glockensignale sind im Interesse der Ruhe im Hotel vermieden, die dienenden Geister werden vielmehr durch nicht mißzuverstehende optische Signale herbeigerufen. Für diejenigen Gäste aber, die ganz absolute Ruhe wünschen, sorgen die Zimmer, welche an den zu prächtigen Ziergärten umgewandelten Höfen liegen. Das im Erdgeschoß befindliche, ganz wundervoll und intim ausgestattete Restaurant wird übrigens nicht nur den Hotelgästen zugänglich sein, sondern auch für nicht im Hause Wohnende Dejeuners, Diners und Soupers servieren; selbstverständlich ist auch für künstlerische, diskrete Tafelmusik gesorgt. Überhaupt hat die Leitung für vorzügliche Aufnahme der Gäste hervorragend Sorge getragen, erhalten doch die ersten Kräfte des Hotels die weitaus höchsten Gehälter in Berlin. Es mag noch bemerkt sein, daß sich die Fundierung des Hotels durch die unter demselben befindliche Anlage der Untergrundbahn recht schwierig gestaltete, namentlich machte die Senkung des Grundwasserspiegels bedeutende Schwierigkeiten. Durch den Untergrundbahntunnel war auch die Teilung der sämtlichen Installationsanlagen in zwei Zentralen links und rechts von diesem Tunnel bedingt, was die Arbeiten

außerordentlich erschwerte. Die Fassade ist in Kircheimer Kalkstein mit reichen Bildhanerarbeiten in künstlerisch vollendeter Weise ausgeführt. Die örtliche Bauleitung lag in den Händen der Architekten Walther und Sewald aus dem Atelier Bielenberg und Moser.

B. Persönliches.

III. U. M. Herr Verlagsbuchhändler Ernst Frensdorff hat am 6. gleichzeitig sein fünfundzwanzigjähriges Geschäftsjubiläum und seine Silberhochzeit gefeiert. Unser geschätztes Mitglied ist als geschickter kenntnisreicher Schriftensammler und literargeschichtlicher Schriftsteller uns allen wohlbekannt und hochgeschätzt. Wir gratulieren herzlich.

U. M. Herr Dr. phil. Hans Brendicke ist gelegentlich der Feier des 50 jährigen Bestehens des Berliner Turnrates am 26. November 1907 neben Herrn Dr. med. Ferd. Goetz-Leipzig-Lindenau, Vorsitzendem der Deutschen Turnerschaft und Herrn H. Schröer, ehemaligem Vorsitzenden des Deutschen Turnlehrer-Vereins, als früherer Schriftführer des B. T. R. und langjähriger Lehrer der Vorturnerschaft auf Beschluß der Gauvertreterversammlung vom 22. Juni 1907 zum Ehrenmitgliede des B. T. R ernannt worden.

„Der Berliner Turnrath", gegründet 1857, ist ein Verband der z. Z. 43 Turnvereine Berlins und der Vororte mit etwa 9000 Mitgliedern in 150 Abteilungen umfaßt. Auch hier spricht die Brandenburgia ihren besten Glückwunsch aus. (Vergleiche auch Nr. X dieses Protokolls.)

C. Naturkundliches und Technisches.

V. Älteste Spur des Vormenschen-Leichnam von Elephas antiquus. U. M. Herr Dr. Friedrich Solger hat im B. L. A.*) vom 20. d. M. (Mammut und Urmensch) nach einer Ankündigung unseres korrespondierenden Mitgliedes August Rutot in Brüssel besprochen. Während die jetzigen ältesten Spuren menschenartiger Wesen — nicht unbestritten! — bis in den Miozän genannten Abschnitt des Tertiär zurückreichen, also vergleichsweise bis in die Zeit als bei Senftenberg und Groß-Raeschen noch die Sumpfzypressenwälder grünten und blühten, aus deren braunkohlenartiger Verlassenschaft unsere Briketts angefertigt werden, sollen die von Rutot gemeinten Spuren noch viel weiter ins Tertär, nämlich bis ins Oligozän zurückreichen. Das wäre also die Zeit, ungefähr und vergleichsweise, als bei uns nahe Hermsdorf a. N., Joachimsthal i. M., Freienwalde a. O., Bukow in der Märk. Schweiz, von einem etwa dem Mittelmeer faunistisch ähnlichen Ozean ungeheure Schlick-

*) Auch in der letzten Sitzung der Berl. Ges. für Anthropologie pp. ist auf die Rutotsche Ankündigung hingewiesen worden.

schichten — den heutigen Septarienton — mit vielen Schnecken und Muscheln abgelagert wurden, die heut zur Zement- und Ziegelfabrikation verwendet werden. „Forschen wir aber dem Oligozän nach, in dem jetzt Spuren des Menschen gefunden sein sollen, so müssen wir annehmen, schreibt Solger, daß seitdem mindestens eine, wahrscheinlich aber über zwei Millionen Jahre verflossen sind. Solche Zahlen erregen mit Recht auf den ersten Blick das Mißtrauen des Laien.“*) Wir können z. B. an den Kreideküsten Rügens beobachten, wie die fortschwemmende Brandung die schweren Feuersteine liegen läßt, die geradezu mitunter ein Steinpflaster bilden. Um ein solches Pflaster scheint es sich bei Boncelles unweit Lüttich zu handeln. Es ist dort von Sanden bedeckt, die sich durch eingeschlossene Tierreste als eine Bildung der Oligozänheit erkennen lassen. Damals muß also das Steinpflaster schon vorhanden gewesen sein und wenn seine Feuersteine wirklich vom Menschen benutzt wurden, so reicht letzterer auch bis in die Oligozänzeit zurück. Auffallend wäre es allerdings, fügt Solger hinzu, daß diese „Kultur“ sich während des ganzen Restes der Tertiärzeit, also doch wahrscheinlich eine Million Jahre hindurch nicht merklich weiter entwickelt hat, denn auch im Miozän, also in den erheblich jüngern Schichten der Auvergne, finden wir noch Eolithe von überraschend einfacher Form.**) Vorsicht ist also jedenfalls am Platze, ehe wir den Fund von Boncelles rückhaltlos für ein Anzeichen des Menschen ansprechen.

Mehr oder minder wohl erhaltene Kadaver von weltlichen Elefanten hat man — als Mammut, Elephas primigenius Blb. definiert — wie ihnen allen bekannt bislang nur im vereisten Sibirien gefunden. Gebeinreste des Mammuts, insbesondere Backzähne sind dagegen bekanntlich in der Nähe Berlins im Diluvium vielfach gefunden, wie u. A. die zahlreichen Fundstücke aus den Kiesgruben unseres Mitgliedes Franz Körner in Rixdorf und Britz, Kreis Teltow, beweisen. Es kommen dort auch Backzähne eines älteren Elefanten, wenngleich viel seltener, vor, des Elephas antiquus. In Sibirien hat man diese ältere Elefantenart in „Haut und Haar“ bislang nicht zu entdecken vermocht. Völlig überraschend kommt daher die Nachricht daß in Südost-Galizien in einer Erdwachsgrube zu Starunia bei Nadworua unweit der Quellen des Pruth Reste des Elephas antiquus in ungewöhnlich guter Erhaltung auch der Weichteile aufgefunden sein sollen.

---

*) Soweit es sich um den Menschen handelt, vor der Hand ganz besonders auch das Mißtrauen der Geologen. E. Fr.

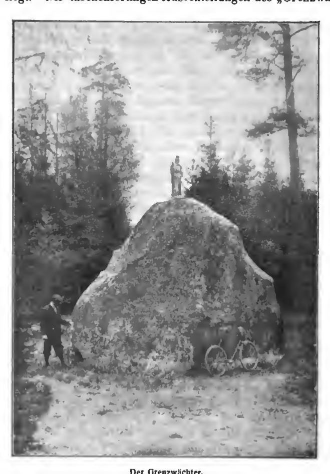
**) Der Mensch hat sich, nach allem was wir allmählich erfahren, sowohl körperlich wie intellektuell unglaublich langsam entwickelt, auch wird man beim Oligozän-Menschen wohl nicht an den alluvialen, auch nicht einmal an den diluvialen Menschen denken dürfen, sondern vermutlich an einen Vorläufer des Menschen, aus dem sich erst nach vielleicht von Millionen Jahren der eigentliche Mensch entwickelt hat. E. Fr.

Die 2 m langen Stoßzähne sollen noch Reste der Fleicheinfassung in weichem Zustande zeigen. Weiter hat man den Kiefer und den rechten Fuß ansgegraben. Das Interessanteste aber ist, daß auch ein großer Teil der Hant geborgen sein soll. Sie hat die Dicke von 2 cm, und die Arbeiter wollen stellenweise Haare von 2,5 cm bemerkt haben, die aber beim Herausnehmen aus der Erde am Erdwachs kleben blieben. Das Erdwachs, das wie das Petroleum aus der Zersetzung organischer Überreste hervorgeht, tritt dort in Spalten und in Hohlränmen jungtertiärer Schiefergesteine auf, die im übrigen Petroleum liefern und von den Ablagerungen der Eiszeit überdeckt wnrden. Auch hier bedarf es der Nachprüfung ob es sich wirklich um Elephas antiquus oder die Mittelform zwischen Elephas antiquus und Elephas primigenius, nämlich um Elephas trogontheri handelt, oder lediglich um Elephas primigenius d. h. das Mammnt. Die Unterscheidnng dieser Elefantenreste ist oft recht schwierig, selbt die Schmelzfalten der Backzähne scheinen mitunter so zn variieren, daß eine genaue Artbestimmung mitunter kaum möglich wird. El. antiqnns wird einer wärmeren Zeit als El. primigenius zugeschrieben; diese beiden Elefantenarten scheinen nicht zur selben Zeit am selben Ort gelebt zu haben.

VI. Ein riesiger Findlingsblock bei Jedlec, nahe Pleschen in der Provinz Posen, genannt „der Grenzwächter", anscheinend Granit, ist neuerlich dadurch geschützt worden, daß auf ihn gewissermaßen als Schutzpatronin ein Bild der heiligen Hadwiga (Hedwig) aufgestellt ist. Dieser Vorgang verdient in katholischen Landstrichen Nachahmung. Fränlein Hübner hat mir eine Abbildung auf einer Ansichtspostkarte verehrt, welche ich hiermit hernmreiche. Leider ist das Bild anscheinend nach einer Handzeichnung gemacht, daher vielleicht, namentlich geologisch nicht ganz verläßlich. Herr Robert Mielke bemerkt hierzu: Zu dem mächtigen Granitfindling von Jedlec möchte ich bemerken, daß er nur durch die mit ihm befindliche Hl. Hedwig vor der Vernichtnng gerettet worden ist. Auch ihm war schon das Schicksal vieler anderer zugedacht, als Pflaster verarbeitet zu werden, wenn nicht das auf ihm stehende Heiligenbild dieses Schicksal gewendet hätte. Jch kann bei dieser Gelegenheit auch noch auf einen ähnlichen Fall hinweisen, der sich kürzlich in Bayern zugetragen hat. Hier rettete der bekannte Architekt Gabriel von Seidl einen prächtigen alten Banm dadurch, daß er ein Marienbildnis an ihm anbringen ließ. Im übrigen werde ich mir erlauben, später eine bessere Aufnahme des Steines vorzulegen.

Nachtrag: Dies ist geschehen und teilen wir hierunter eine Aufnahme des merkwürdigen Geschiedeblocks, der sich neben unseren Markgrafensteinen in den Rauenschen Bergen bei Fürstenwalde a. d. Spree wohl sehen lassen darf, mit. Die zn Grunde liegende Photographie hat

Herr E. Fischer am 3. November 1901 für Kremmers hiermit bestens empfohlene Heimatskunde von Posen angefertigt. Der Block ist von Westen aus gesehen, der Name „Grenzwächter" paßt recht eigentlich, da dies Naturdenkmal nur einen Kilometer entfernt von der russischen Grenze liegt. Die taschenförmigen Ausschleifungen des „Grenzwächters"



Der Grenzwächter.

möchte ich gleich denen des kleineren Rauenschen Markgrafensteins auf Windgebläse während der Steppenperiode zurückführen.

Für die Mitteilung verbindlichsten Dank an Herrn R. Mielke, besonders aber an Herrn E. Fischer.

Zufällig fällt mir der nachfolgende Zeitungsausschnitt aus dem Berliner Tageblatt vom 19. Mai 1878, ebenfalls einen der Riesensteine

der Provinz Posen betreffend, in die Hände, den ich zum Vergleich abdrucke.

„Ans Gnesen war schon gestern in telegraphischer Kürze über eine nene „Mnttergotteserscheinung“ mit Militärbegleitung berichtet worden. Man schreibt uns aus Janowitz unterm 16. d. zu demselben Gegenstande: Marpingen und Dietrichswalde sind nicht die einzigen Gnadenorte, auch in unserer Nachbarschaft, in Lopienno, eine halbe Meile von hier, auf dem Besitz des Rittergutsbesitzers L. Wirth ist ebenfalls zwei Kindern die Mntter Gottes nnd zwar auf einem Steine erschienen. Der betreffende Besitzer hat, nachdem ihm durch die zuströmenden Menschenmengen im Felde bedeutender Schaden zugefügt worden, den Stein sprengen lassen. Trotzdem hörte der Zndrang nicht auf. Heut Nachmittag hat sich unser Landrat (i. V.) in Begleitnng des Distriktskommissarius nach dem Orte begeben; das Resultat ist mir noch nicht bekannt. Zu morgen war bereits von den naheliegenden Kirchen eine Wahlfahrt angeordnet.“ — Wie schade, daß die heilige Hedwig nicht auch den Riesenstein von Lopienno unter ihren heimatfreundlichen Schntz nehmen durfte!

VII. Mitteilungen der Berliner Elektrizitätswerke. Die reichausgestattete Nummer dieses Monats enthält, wie Sie ersehen wollen, einen Artikel über Otto von Gnericke nnd sein Denkmal in Magdeburg, ferner über die diesjährige Knnstausstellnng und das Lessingtheater, sowie über die Beleuchtung von Probierräumen in Damenkonfektionsgeschäften.

VIII. Berliner Schnellbahnprojekte. Unter diesem Titel überreicht Herr Oberingenieur Petersen das beifolgende illustrierte Heft, das um so interessanter ist, als jetzt in Berlin eine Probestrecke der Schwebebahn eingerichtet wird. Bereits vor einigen Jahren legte ich Ihnen ein reich illustriertes Werk vor, welches speziell dem Schwebebahnwesen nach dem Elberfelder Vorbild in Berlin gewidmet war. Ich werde anf dies Thema, da es in Berlin im eigentlichen Sinne „brennend“ ist und Versuche bevorstehen, in der Sitzung am 29. Januar n. J. noch einmal zurückkommen.

D. Kulturgeschichtliches.

IX. Dr. Netto: Ostasiatische Kunst in Alt-Potsdam. Unser geehrtes Mitglied hat in dieser vornehm ansgestatteten mit reichem Bildschmnck ausgestatteten, I. K. H. der Fran Kronprinzessin Cäcilie gewidmeten Schrift die hauptsächlichen hierher gehörigen Banlichkeiten aus Friderizianischer Zeit geschildert, insbesondere das Tabackshäuschen, welches zwar im holländischen Stil, aber in gewissen Einzelheiten auch mittelbar ostasiatisch-stilistisch beeinflusst ist, und das Drachenhaus beim Belvedere. Das Buch bietet weit mehr als der Titel erraten läßt, sowohl bildlich wie textlich: Es gibt einen Überblick über die Bau-

geschichte Potsdams seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Überall ist die Literatur früherer Zeit, sowie die Fülle der vorhandenen Abbildungen, Pläne und Grundrisse benutzt und manche antiquarische Quelle aufgesucht worden.

Ich gestattete mir meinerseits bei dieser Gelegenheit noch auf folgende kulturgeschichtliche Vorgänge aufmerksam zu machen.

Die ostasiatische Kunst hat dreimalig in unserer Heimat in die Kunst und das Kunsthandwerk eingegriffen. Zunächst unter dem Großen Kurfürsten, der sich bekanntlich in seiner Jugend im Haag in den Niederlanden aufgehalten und dort die ostasiatischen Kunstgegenstände gesehen hatte, welche die Niederländer viel, besonders von Japan importierten. Nachdem die Regierung dieses Inselreichs nach furchtbarem Blutvergießen die zahlreichen christlichen Gemeinden ausgerottet und die Fremden vertrieben, war es nur den Niederländern gestattet, eine kleine Faktorei auf der mittels einer Brücke mit dem Inselfestlande verbundenen unbedeutenden Insel Desima zu errichten und von dort aus unter für Christen und Europäer recht demütigenden Bedingungen, Handelsverkehr mit Nippon zu unterhalten.

Der Einfluß Japans auf das niederländische Kunsthandwerk des 17. Jahrhunderts macht sich namentlich in der keramischen Kunst geltend und da waren es insbesondere die Fayence-Tonwarenfabriken in Delft, welche sich im ostasiatischen Formenkreis bewegten. Diese Delfter Vasen, Kräutertöpfe u. dgl. sind auch bei uns sehr beliebt gewesen. Wenn sie japanisch erscheinen sollten, hatten sie auf weißem Grunde die bekannten Blumenmuster (Zwiebelgewächse, blühende Zweige von Kamellien u. dgl.), die noch heutigen Tages bei uns so sehr beliebt sind. Dies waren alles Nachahmungen in weicher Tonmasse (Fayence mit aufgelegter Glasur und Malerei). Die harte weiße Tonware, also in der Hauptsache das chinesische Porzellan, konnte bei uns damals noch nicht hergestellt werden. Dies geschah aber, nachdem Böttger seine Vorversuche mit glasiger Hartmasse (Verschmelzung der Gefäßmasse mit der Glasur in ein untrennbares Ganzes) in der Berliner Schloßapotheke angestellt hatte, in Meißen 1709 unter Nachahmung durchaus ostasiatischer chinesischer und japanischer Vorbilder und Muster. Damit kommen wir bis in die Jahre 1729/30 und dann auf die hiesigen Fabrikate von Wegely und Gotzkowsky, die sich anfänglich ebenfalls in ostasiatischer Formengebung bewegten. So lange die brandenburgisch-preußischen Überseeunternehmungen aufrecht erhalten wurden, d. h. bis zum Tode König Friedrich I. dauerte die Liebhaberei für Chinoiserien u. dgl. fort. — Friedrich Wilhelm I. wollte von dergleichen „Alfanzereien“ und „Schnurrpfeifereien“ nichts wissen, er sagte zwar von sich selbst einmal, daß er ein treuholländisches Herz habe, und er unterhielt auch fortgesetzt gute politische und wirtschaftliche Beziehungen zu den nieder-

ländischen Generalstaaten, aber mit einer direkten Förderung ostasiatischer Stilbestrebungen befaßte sich sein nüchterner, streng praktischer Sinn nicht. Destomehr sein großer Sohn, unter welchem das Rokoko in Berlin besonders gepflegt wurde, vgl. das Veitel Ephraimsche Haus, Poststraße 16, welches der Stadt Berlin gehörige Gebäude noch jetzt ein Chinesenzimmer aufweist, während ein eben daher stammender schön lackierter chinesisch stilisierter, aber wohl in Berlin angefertigter großer Holzschrank ins Märkische Museum gewandert ist. Mit den in diese friderizianische Periode fallenden Baulichkeiten in und bei Potsdam beschäftigt sich Netto eingehend, wie er auch darauf hinweist, daß die in England zuerst aufgekommene, die Natürlichkeit wieder auf den Schild hebende Gartenkunst im Gegensatz zu dem feierlichen französischen Gartenstil eines le Nôtre, eine Nachahmung der kleinen chinesischen Naturgärten sei. Bei den Wandmalereien jener Zeit in Berlin, Potsdam, Rheinsberg und auf vielen brandenburgischen Edelsitzen finden wir chinesische und japanische echte seidene Tapeten und Gobelins oder Nachahmungen auf Tapetenpapier mit Mustern von Blumen, Vögeln (Pfauen, Papageien u. s. f.), Affen und dergleichen, alles Motive, welche der Rokokostil mit Begierde übernommen hat.*)

Die dritte Invasion des ostasiatischen Stils setzt mit der Preußischen Handelsexpedition unter Graf Eulenburg ein, der unterstützt durch ein Kriegsgeschwader mit Siam, China und Japan, Handels- und Freundschaftsverträge in den Jahren 1860 bis 1862 abschloß, nachdem es einige Jahre zuvor dem Kommodore Perry an der Spitze eines Kriegsgeschwaders der Vereinigten Straßen zum ersten Male seit der holländischen Epoche gelungen war, mit dem überraschten Reiche des Mikado einen auf Eröffnung mehrerer japanischer Handelshäfen abzielenden Handelsvertrag

*) Nach der Entdeckung Amerikas kommt der Papagei vor, „der sprechende Zaubervogel unter Wasser", wie die Berliner entsetzt meinten, als sie bei Leonhard Turneisser von Thurn, dem Alchimisten Kurfürsten Johann Georg, 1510, zum ersten Male den Papagei im Glaskäfig sahen. Affe und Papagei sind dann im Rokoko besonders beliebt. Es wird ja sogar nach einer französischen Sage erzählt, daß der Papagei Rokoko, der Liebling einer alten Marquise, schimpfend und schnatternd alle Möbel zerhackt und zerbissen habe. Nur die in dem damals neuen Stile, mit Schweifung, Muscheldekoration und reichem Beschlage verschonte er. Man habe deshalb zunächst scherzend in der Dame Umgebung diese Möbel „Rokoko" genannt, und der Name sei bald verallgemeinert worden für Stil, Mode und Zeit. Wie sehr Affe und Papagei zum unentbehrlichsten Hausgetier in den Tagen von Reifrock und Puder gehörten, beweisen am besten Hogarths Kupfer, auf denen beide häufig nicht fehlen. Daß aber auch Friedrich der Große noch in späteren Jahren seiner Regierung, als aus dem eleganten Monarchen „der alte Fritz" geworden war, Affen und Papageien hielt, berichtet kein Geringerer als Goethe, der über seinen Potsdamer Besuch im Mai 1778 schreibt, er sei „dem alten Fritz recht nah' worden", als er dessen Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrissene Vorhänge sah, und über den großen Mann dessen eigene „Lumpenhunde" raisonnieren hörte.

abzuschließen. Wenige Jahre darauf wurden wir in Berlin durch das Erscheinen einer zahlreichen japanischen Gesandtschaft angenehm überrascht. Seitdem bürgerte sich die Vorliebe für den ostasiatischen, speziell japanischen Stil und Geschmack immer mehr ein. Seit der Entwicklung des sogenannten Jugendstils, der ein eigentlich etwas verwunderliches Gemisch des Biedermeyerstils der zwanziger und dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts ist, hat sich der japanische Knnsteinflnß immer mehr in Deutschland Bahn gebrochen. Der Baustil ist allerdings hierdurch aus naheliegenden Gründen am wenigsten beeinflußt worden.

Ich möchte anregen, daß von uns Alt-Potsdam, das die charakteristische Architektur des 18. Jahrhunderts mehr als irgend eine andere Stadt Dentschlands erhalten hat, von der Braudendurgia im nächsten Jahre einmal lediglich nach der architektonischen Seite hin, unter Mitberücksichtigung der von Herrn Dr. Netto gegebenen Gesichtspnnkte gründlich besichtigt nnd gewürdigt würde. Gerade wir Berliner und Großberliner besuchen fast nnr die Umgebung der Residenzstadt an der Havel und übersehen dabei fast immer das doch so lehrreiche und hochinteressante Stadtinnere von Alt-Potsdam.

Herrn Dr. Netto sagen wir für seine schöne Kunstgabe und die damit verbundene Anregung unsern verbindlichsten Dank.

X. Dr. Hans Brendicke. Der Münzensammler. Siebente Auflage. Stuttgart-Berlin-Leipzig 1907, Kl. 8°, 130 S. mit 66 Abbildungen im Texte. Orig.-Lbd. M. 1.— U. M. Herr Dr. Emil Bahrfeldt als kompetenter Münzforscher teilt hierüber folgendes mit:

Die Union, Dentsche Verlagsanstalt, gibt illnstrierte Taschenbücher heraus, die bestimmt und geeignet sind, jngendlichen Liebhabereien als Leitfaden und für die Beschäftigung mit wissenschaftlichen nnd technischen Dingen als Hilfsmittel zu dienen. Die Bearbeitung des hier vorliegenden Bandes No. 17 über die Münzkunde hat Herr Dr. Hans Brendicke*) übernommen und sich seiner Aufgabe mit Sachkenntnis und Geschick erledigt. Lediglich für den Anfänger in der Numismatik, den jungen Sammler berechnet, hat er es verstanden, aus dem außerordentlichen Umfange der numismatischen Wissenschaft das herauszugreifen, und, in Anbetracht des karg bemessenen Raumes, in knappe aber verständliche Form zu schlagen, was zur Einführung in die Münzkunde unentbehrlich ist und die Grundlage für das weitere Studium bildet.

Das Bnch trägt die Bezeichnung als siebente Auflage — noch nie hat eine nnmismatische Arbeit eine solche Auflage erlebt! Brendickes „Münzensammler“ sollte auf dem Weihnachtstische unserer Jugend, wo immer sie sich für Münzen und Münzensammeln interessiert, nirgend fehlen.

*) Unser Mitglied, vergl. Nr. IV dieses Protokolls.

XI. C. Kühns illustrierte Reisebücher: Durch das deutsche Land, Bd. 3. Thüringen. Mit einer Übersichtskarte, zwei Stadtplänen und zahlreichen Abbildungen. Da ich fast alle Jahre in Thüringen reise, so kann ich mir ein Urteil über unsers geehrten Mitglieds neuesten Führer erlauben und das geht dahin, daß derselbe allen Anforderungen des Touristen bestens entspricht. Die Darstellung gibt sich warm empfunden, ohne gekünstelt zu sein, was bei manchen anderen Führern unliebsam auffällt. Die Schilderung von Land und Leuten ist in jeder Beziehung wahr und gleichzeitig anheimelnd. Das Geschäftliche bezüglich des Reisens, der Wirtshäuser pp. ist am Ende bequem zusammengestellt. Auch diesem Führer Curt Kühns wünschen wir, daß er sich namentlich in Norddeutschland rasch einbürgern möge.

XII. Herr Bezirksvorsteher Carl Randow legt einen Bürgerbrief d. d. Berlin den 15. April 1812 betreffend seinen Vater, einen Lehrbrief des Berliner Perückenmacher-Gewerks vom 8. Oktober 1833 und einen Bürgerbrief d. d. Berlin, 7. September 1836, alles Familienurkunden, vor und übergiebt sie dem Märkischen Museum zum Geschenk, wofür bestens gedankt wird. Vermittelt durch n. M. Herrn Rektor Monke.

XIII. Fräulein Paula Sandrock in Potsdam legt vor und stiftet, ebenfalls durch Herrn Rektor Monke vermittelt, ein buntes gewebtes Band, das augenscheinlich angenäht gewesen ist, frühe Biedermaierzeit.

Fräulein Hedwig Matthiae, n. M., und andere Damen erklären es für die abgetrennte Borte oder Kante eines gewebten wollenen Umschlagetuchs der erwähnten Zeit. Dem Märkischen Museum zugewendet, mit Dank für die Spenderin, die schon verschiedenes in der Brandenburgia hat vorlegen und dem Märkischen Museum überreichen lassen, wie ich an dieser Stelle hervorzuheben nicht unterlassen möchte.

E. Bildliches.

XIV. Ernst Friedel: Berlin einst und jetzt. Unter entsprechend verändertem Ortstitel veröffentlicht Herr Redakteur Tischler eine Reihe von Städtebildern in der „Gartenlaube". Mich hatte er gebeten, Berlin in zweimal sechs Bildern: dieselbe Örtlichkeit immer einmal in der alten Zeit und daneben in der Neuzeit darzustellen und zu schildern.*) Wer die Wahl hat, hat die Qual, konnte und mußte ich angesichts der Größe der Reichshauptstadt denken und leider vieles fortlassen, was ich gern geschildert. Ich bin auf folgende Bilder verfallen. 1. Das alte Rathaus mit der Gerichtslaube und dem neuen Wäsemannschen Bau, für den ich, beiläufig, vom Standpunkt baugeschichtlichen Stilgefühls nicht viel übrig habe. — 2. Die Spandauer

*) Siehe die Gartenlaube, Nr. 41, 1907, S. 869 bis 873.

Straße, alt mit dem Blick auf das alte kurfürstliche Festungstor und dem am 27. August 1720 in die Luft gesprengten mittelalterlichen Pulverturm; neu: die mit der Handelsfachschule verbundene Heilige Geistkapelle. — 3. Der Dönhoffsplatz mit dem Meilenstein in der Biedermaierzeit und im Jahre 1907. — 4. Potsdamer Tor und Leipziger Platz zur Zeit Schinkels und modern mit dem von Messel errichteten Eckgebäude des Wertheimschen Warenhauses. — 5. Die alte Hundebrücke mit dem von der Bäckerinnung im Jahre 1776 erbauten Mehlhaus im Hintergrunde, darunter die Schinkelsche Schloßbrücke mit den antikisierenden Kriegergruppen. — 6. Die Neue Wilhelmstraße mit der Kolonnade Unter den Linden 76, darunter der jetzige Durchbruch. Der Text schildert allemal die bauliche Entwicklungsgeschichte. Ich erlaube mir mehrere Exemplare in Umlauf zu setzen.

XV. Berliner Kalender 1908. Herausgegeben vom Verein für die Geschichte Berlins. Preis 1 M. Diese Ausgabe steht hinter den früheren an Gediegenheit des Textes und Schönheit der Ausstattung nicht zurück. Béringuier schildert den 1827 von Saphir und Louis Schneider gestifteten literarischen Sonntagsverein „Tunnel über der Spree", der 50 Jahre hindurch eine geistige Vormacht in Berlin bildete. — Ich selbst beschrieb unter dem Titel „Abschied von Berlins ältestem Bürgerhause" das unserm Mitglied Eugen Preuß gehörige alte Haus Klosterstraße 87 (mit Zeichnung der Hofansicht von Heinrich Hensel), welches leider im Jahre 1908 einem Neubau Platz machen wird. — Der Herausgeber Voß erzählt uns unter der Devise „Ein Wahrzeichen des alten Berlin" von dem 1907 abgebrochenen Turm der Waisenkirche mit den anstoßenden ebenfalls verschwundenen Baulichkeiten. — Ebenso behandelt Georg Voß den Münzturm des Berliner Schlosses, jenen verhängnisvollen, kurzlebigen Bauversuch des großen Andreas Schlüter.

XVI. Als soeben erschienen lege ich vor „Bilder aus der Brandenburg-Preußischen Geschichte nach Radierungen von Daniel Chodowiecki. Herausgegeben von Prof. Dr. Georg Voß." Album mit 83 Lichtdruckbildern und erläuterndem Text von Prof. Dr. Georg Voß. (Verlag von J. Spiro).

Jeder, der ein treffendes Bild von der Geschichte früherer Jahrhunderte gewinnen will, wird mit besonderem Interesse diejenigen Bilder betrachten, in denen die alten Meister selber die historischen Ereignisse ihrer Zeit aus eigener Anschauung dargestellt haben. Wir wollen die Helden und Staatsmänner mit treuer Wahrheitsliebe von der Hand ihrer Zeitgenossen geschildert sehen. Die Bataillone, welche die großen Schlachten geschlagen haben, in den treu gezeichneten historischen Uniformen. Die einzelnen Stände der Bevölkerung, welche in den Jahren des Friedens die Blüte des Staates im gewerblichen Leben, in den Wissenschaften und Künsten herbeigeführt haben, nach dem wirklichen Leben beobachtet und in den Trachten und Landessitten ihrer Zeit geschildert.

Doch Bilder, welche mit diesem Sinn für die schlichte Wahrheit des wirklichen Lebens gemalt sind, finden wir in früheren Jahrhunderten nur selten. Die großen Gemälde, welche zur Verherrlichung der Ruhmestaten der Völker in früheren Zeiten geschaffen wurden, sind meist pomphafte Allegorien. Da sehen wir die Helden des 17. und 18. Jahrhunderts in den prunkvollen Rüstungen des klassischen Altertums und umgeben von allen den idealen Gestalten, welche die Kunst der Griechen und Römer zur Verherrlichung kriegerischen Ruhmes und aller Herrschertugenden ersonnen hat. Doch nach den wirklichen Gestalten in den Uniformen ihrer Zeit suchen wir in der Regel vergebens.

Um so freudiger ist es zu begrüßen, daß das Zeitalter Friedrichs des Großen einen Künstler besessen hat, welcher den König und seine Zeitgenossen mit der Treue des Chronisten gezeichnet hat. Dieser Meister war Daniel Chodowiecki. Wie oft hat Chodowiecki den König gesehen, wenn er auf seinem berühmten Schimmel durch die Straßen von Berlin ritt. Er hat seine Züge beobachtet bei den großen Frühjahrsparaden auf dem Tempelhofer Felde, wenn der König an der Spitze seiner Generäle die Fronten der Regimenter entlang galoppierte. In solchen Augenblicken hat sich dem Künstler das Bild des Monarchen tief in die Seele geprägt. Und daheim in der Stille der Künstlerwerkstatt, hat er die Züge mit dem Zeichenstift festgehalten.

Das gibt seinen Radierungen die schlichte Wahrheit des Milieus. So wie uns Chodowiecki den König in Krieg und Frieden geschildert hat, so lebte sein Bild in den Augen der Zeitgenossen. Dadurch sind die Radierungen Chodowieckis für uns zu Dokumenten des Zeitalters Friedrichs des Großen geworden. Der größte Teil dieser Bilder ist in den kleinen, zierlich ausgestatteten Kalendern und Almanachs des 18. Jahrhunderts erschienen. Doch wie wenigen ist es heute vergönnt, aus allen diesen Almanachs auch nur das eine oder andere Blatt im Original zu besitzen. Die großen Hauptwerke des Meisters in guten Abdrücken zu erwerben, ist heute nur begüterten Kunstsammlern möglich. Und doch sollten diese Blätter, welche so treu den Geist des friedericianischen Zeitalters widerspiegeln, als Ergänzung zu jedem Lehrbuch der vaterländischen Geschichte im ganzen Volke verbreitet sein. Namentlich der Jugend wird hier ein Bildermaterial von köstlicher Frische geboten.

Um diese Lücke auszufüllen, hat der obengenannte Verlag die Radierungen Chodowieckis aus der Brandenburg-Preußischen Geschichte in treuen Nachbildungen nach den Originalen des Meisters in einem Bande vereinigt. Die meisten Blätter sind in der Größe der alten Kupferstiche wiedergegeben. Nur die ganz großen Radierungen mußten verkleinert werden, um die volkstümlichen Ziele zu erreichen, welche sich die obengenannte Verlagsbuchhandlung bei der Herausgabe dieses Buches gestellt hat. Auf diese Weise war es möglich, den größten Teil aller Ra-

dierungen, welche der Meister aus dem Gebiete der Brandenburg-Preußischen Geschichte geschaffen hat, den weitesten Kreisen zu erschließen.

Der Text zu den Bildern stammt aus der Feder unseres Mitgliedes, des Konservators Prof. Dr. Georg Voß, der als einer der herragendsten Forscher auf dem Gebiete der Kunst des alten Berlin bekannt ist. Welche Bedeutung diese Bilder für unsere Kenntnis der vaterländischen Geschichte besitzen, wird eingehend geschildert.

Als überall willkommenes, insbesonders für den Weihnachtstisch bestens geeignetes Geschenk seitens der Brandenburgia warm empfohlen. Der Preis (4 M.) ist recht billig für das Gebotene.

XVII. „Zeit im Bild.“ 1907. 5. Jahrgang. Ich lege die Nr. 46 und 47 vor, welche dennoch reichen und interessanten aktuellen Bilderschmuck ausgezeichnet sind.

XVIII. „Neue Erscheinungen der Graphischen Kunst“ herausgegeben von der Kunsthandlung Rudolf Rath. Ich mache auf die mancherlei schönen, für den Weihnachtsgeschenktisch geeigneten Kunstblätter aufmerksam.

XIX. Der uns befreundete Touristenklub für die Mark Brandenburg, welcher seit seiner Begründung im Jahre 1884 außerordentlich viel geleistet hat, sowohl für die Aufschliessung neue Wege als auch für die Sammlung heimatkundlicher Erinnerungen aller Art, heut aber, da der Erste Vorsitzende Herr H. Lucke leider durch die gleichzeitig stattfindende Vereinssitzung behindert ist, durch die Herren Konrad Quenstedt, Rendanten und Genossenschaftssekretär Hugo Weber, Klubführer, vertreten wird, erweist sich so freundlich, uns verschiedene vom Klub aufgenommene schöne und lehrreiche Photographien vorzulegen bezw. mir für das Märkische Museum zu überweisen.

a) Herr Konrad Quenstedt, Würzburgerstraße 20,: aus dem alten Cottbus eine Tafel, 2 Photographien enthaltend: oben: Wollspühle am Mühlengraben. Unten: Blick vom Italiener Dörfchen nach dem Mühlenwehr der Spree, jetzt Elektrizitätswerk.

b) Herr Hugo Weber, Lützowstraße 89/90: in Postkartenformat 4 junge Frauen aus Ziebingen und Balkow, Kreis West-Sternberg, von vorn und 5 dgl. von hinten gesehen, alles überaus kräftige Gestalten, wahrhafte Hüninnen. Eine Anzahl Dubletten habe ich vorhin unter die Mitglieder verteilt.

c) Herr W. Lucke: 7 Kabinettphotographien. 6 stellte wiederum die ansprechenden Trachten von Ziebingen, Kreis West-Sternberg dar. Auf einem Bilde bemerkt man drei Frauen in Trauer. — Das 7. sehr ansprechende Bild, 2 „niedliche Backfische“, ist in Sandow bei Ziebingen aufgenommen, der schüchtern bescheidene Ausdruck der beiden hübschen Mädel ist geradezu wohltuend. Dieser Tracht fehlen die sonst für die Ziebinger Gegend eigentümlichen herabhängenden großen Bänder.





Trachten von Ziebingen.

Die unter XIX b erwähnten zwei Frauengruppen geben wir im Bilde mittels der Clichés wieder, welche uns vom Klub gütigst zu diesem Behufe geliehen sind.

d) Endlich 6 Visitenkartenformat-Bilder, bnnt, von Wenden nnd Wendinnen aus Cottbus Umgegend, Verlag des Hofphotographen Carl Metzner in Cottbns: 1. Braut und Brautjungfer; 2. Wendiu im Sonntagsauzng; 3. 2 Wendinnen, links im Trauer, rechts in Halbtrauer; 4. Wendin im Arbeitsanzng; 5. 2 Wendinnen in Halbtrauer; 6. 2 Männer, rechts Probratsch, links Hülfs-Probratsch.

Diese Photographien wurden mit größtem Interesse besichtigt und dankt die Gesellschaft für den gewährten Genuß nnd die damit verbnndene Belehrung verbindlichst.

XX. Herr Robert Mielke legte mehr schöne Photographien vor, welche Herr Photograph Zeisig-Perleberg anfgenommen hat, nnd bemerkt dazn folgendes:

Ich nehme die Gelegenheit wahr, der Versammlnng eine Anzahl sehr schöner Photographien vorznlegen, die Herr M. Zeisig in Perleberg gemacht hat. Herr Z. ist bekanntlich mit den Anfnahmen für das neue Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler beauftragt. Bei der Fülle unserer Denkmäler ist es natürlich ausgeschlossen, alle Aufnahmen zu benutzen; wir werden es daher dankbar begrüßen, daß Herr Zeisig mir Gelegenheit gegeben hat, aus dem reichen Material hier einiges vorznlegen. Sie werden schon aus den wenigen Blätter, die eigentlich nnr so ganz nebenbei gemacht worden sind, ersehen, in welcher Weise das nene Inventar auch illustrativ ausgestattet sein wird. Die meisten Bilder sprechen für sich selbst; namentlich die Landschaftsaufnahmen, welche mit sicherem Blick für das Charakteristische nnserer Heimat gemacht worden sind, werden Ihren Beifall finden.

Ich möchte mir nnr noch gestatten, Ihre Aufmerksamkeit auf die Banernhäuser der Lenzer Wische zn richten. Hier haben sich die altsächsischen Formen noch am reinsten erhalten. Es dürfte wohl das erste Mal sein, dass ein wohlerhaltener Herdraum (ein Flet) ans unserer Provinz photographisch aufgenommen worden ist. Der Herd selbst, (der sogenannte Schwibbogen), die Schränke nnd die am „Wiem“ aufgehängten Speckseiten erinnern nnmittelbar an hannoversche Hänser.

Hoffentlich findet Herr Zeisig noch Gelegenheit, die vielen heimatkundlichen Ergebnisse seiner Kamera in irgend einer Form gesammelt heranszugeben.

XXI. U. M. Fräulein Elisabeth Lemke hielt hierauf ihren Vortrag über die rote Farbe (Volkstümliches aus alter nnd neuer Zeit). Derselbe wird besonders veröffentlicht werden.

XXII. Nach der Vereinigung freie Vereinignng im Restanrant Alt-Bayern, Potsdamerstr. 10/11.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

18. (6. ausserordentliche) Versammlung des XVI. Vereinsjahres

Mittwoch, den 11. Dezember 1907, abends 7½ Uhr im Brandenburgischen Ständehause, Matthäikirchstraße 20/21.

Vorsitzender zu Anfang Herr Geheimer Justizrat Emil Uhles, dann Herr Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel.

Von dem Letztern rühren die Mitteilungen zu I bis VI her.

Allgemeines.

I. Tiefwerder und Pichelswerder. Da sich das Gerücht verbreitet hat, daß dies interessante Eiland, welches verdiente als Naturdenkmal in seiner Gesamtheit ungeschmälert erhalten zu werden, der neuen Baugesellschaft veräußert werden soll, so unternahm die Pflegschaft des Märkischen Provinzial-Museums dorthin am Sonntag, den 8. d. M. einen Forschungsausflug, um noch einmal einen ungestörten Eindruck zu gewinnen.

Wir gingen zunächst nach dem einsam gelegenen Dorf Tiefwerder, welches, obwohl eine neuere Kolonie und ein Abbau von der Fischeransiedlung auf dem Kietz und Burgwall bei Spandau (niedergebrannt bei der Belagerung dieser Festung durch die Preußen und Russen im Jahre 1813), dennoch viele alten Sitten und Gebräuche erhalten hat.

Als die Brandenburgia am 10. Januar 1903 (Jahrg. 1903/04, Nr. XII, S. 231—233) den Pichelswerder besuchte, erschienen daselbst auf Anregung u. M. des Herrn Neupert-Spandau unter Führung des Rektors Müller aus Tiefwerder drei Knaben, welche die drei Heiligen Könige (Kaspar, Melchior, Balthasar) darstellten, so wie sie als Sterndreher in den Zwölften um die Weihnachtszeit herumziehen, um ihr Lied aufzusagen und herzusingen.

Um mich über diese uralte kirchliche Sitte, die streng genommen, eigentlich nur dem 6. Januar als dem Heiligen drei Königstag gilt, nicht zu wiederholen, verweise ich auf meine diesbezüglichen Mitteilungen Brandenburgia VI, S. 214 und 215.

Wir konnten am 8. d. M. in Tiefwerder die ganze Ausrüstung der Knaben besichtigen und teilen hierbei eine Abbildung der drei kleinen

Sterndreher mit, welche unser verehrtes kunstfertiges Mitglied Herr Stadtbibliothekar F. Lüdicke am 10. Juni 1903 aufnahm. Er hat uns die Wiedergabe dieses höchst charakteristischen, niemals bislang veröffentlichten Bildes gestattet. Der mittelste Knabe hat das Gesicht um den „Mohrenkönig“ zu markieren, geschwärzt. Auch in der dies maligen Weihnachtszeit vom 15. ab werden die Sterndreher wieder in Tätigkeit treten.



Die Sterndreher.

In erklärender Weise hat, wie ich einschalten möchte, der unlängst verstorbene Lewis Wallace (General der nordamerikanischen Bundes-Armee und vormals VereinigteStaaten-Gesandter in Konstantinopel) in seiner Erzählung aus der Zeit Christi „Ben Hur“ (deutsch von B. Hammer, in 2 Bänden, 5. Aufl. 1889) die Heiligen Drei Könige geschildert, indem er mit deren Schicksalen die Person des Heilands auf ergreifende Art verflicht.

Wir setzten am 8. über zwei kleine Wasserläufe mittels Kahns und gelangten dann an das Nordende des Pichelswerders zu Fuß über die feuchten Wiesen.

Wegen der merkwürdigen geologischen Verhältnisse der Gegend verweise ich auf die ausführliche Darstellung unseres verewigten Mitgliedes Wilhelm Pütz „Tiefwerder und der Faule See“, Brandenburgia VI, S. 171 bis 176 und die dabei veröffentlichten zwei Kärtchen.

Die idyllische Ruhe des Pichelswerder fanden wir bereits gestört, indem, um den Kaiserdamm (die Heerstraße nach Döberitz) anzuschließen durch das obere sandig-steinige Diluvium ein tiefer Einschnitt gegraben war, dem ich ein primitives Steingerät, einen sogenannten Eolithen, entnahm, welcher derselben Schicht entstammt und der im Protokoll der Sitzung vom 26. Februar 1908 mit noch zwei anderen Eolithen abgebildet werden wird. Ich könnte noch mancherlei über den Tiefwerder mitteilen*), verweise aber auf dem bereits erstatteten Pflegschaftsbericht unseres verehrten heimatskundigen Mitgliedes Rektor Otto Monke.

Schließen möchte ich diese Mitteilung mit dem Wunsch für eine fröhliche Weihnachtszeit bis zu dem Heiligen Drei Königstag und mit den Versen Goethes, die der große Meister sich aus dem Volksmunde angeeignet hat.

Die heilgen drei Könige sind kommen alihier,
Es sind ihrer drei und nicht ihrer vier,
Doch wenn zu den Dreien der Vierte noch wär,
So wär ein heilger Dreikönig mehr.
Die heilgen drei König' mit ihrem Stern,
Sie essen, sie trinken und bezahlen nicht gern;
Sie essen gern, sie trinken gern,
Sie essen, trinken und bezahlen nicht gern.
Die heilgen drei Könge sind wohlgesinnt,
Sie suchen die Mutter und das Kind,
Der Joseph fromm sitzt auch dabei,
Der Ochs und Esel liegen auf der Streu.
Da wir nun hier schöne Herren und Fraun,
Aber keine Ochsen und Esel schaun,
So sind wir nicht am rechten Ort,
Und ziehen unsres Weges weiter fort.

Wegen der Gebräuche in der Mark Brandenburg zwischen Weihnachten — Neujahr — Heilige Drei Königstag (6. Januar) verweise ich im übrigen, namentlich auch hinsichtlich der hier in Frage kommenden osthavelländischen Teile auf Adalbert Kuhn: „Märkische Sagen und Gebräuche nebst einem Anhange von Gebräuchen und Aberglauben.“ Berlin 1843, Seite 347 bis 354. Bei dem Verse S. 353 daselbst:

„Die Frau ist unsre Fraun,
Sie schenkt uns einen Schierling (?)
Danach wohl einen Vierling (?)“

hat Kuhn zwei Fragezeichen gesetzt. Ich glaube, daß unter „Schierling“ ein Schilling gemeint war und unter Vierling ein Vierpfennigstück.

*) Nachträglicher Zusatz: In einem Artikel „Der Pichelswerder als Naturdenkmal“ habe ich (Lokal-Anzeiger vom 19. Januar 1908) die geschichtlichen und naturgeschichtlichen Verhältnisse der in Betracht kommenden Gegend sehr eingehend geschildert.

Persönliches.

II. Die Ausführung des Denkmals für Johanna Stegen, das „Heldenmädchen von Lüneburg", ist dem Bildhauer Moritz, dem Schöpfer des Marinedenkmals in Windhuk, übertragen worden. Es wird sich auf dem alten Sophienkirchhof an der Bergstraße erheben, wo die Verstorbene an der Seite ihres Gatten ruht. Das Denkmal, mit dessen Errichtung im Frühjahr begonnen werden soll, wird in einem 2 m hohen Stein aus schwedischem Granat mit dem Bronzerelief der Johanna bestehen. Die Inschrift lautet: „Hier ruht das Heldenmädchen von Lüneburg Johanna Stegen, verehelichte Hindersin, geb. 11. Januar 1793 in Lüneburg, gest. 12. Januar 1842 in Berlin. Sie trug im Gefecht bei Lüneburg am 2. April 1813 den Füsilieren und freiwilligen Jägern des 1. Pomm. Inf.-Regts. Patronen zu. Diese Heldentat ermöglichte den Truppen den Sieg. An ihrer Seite ruht ihr Gatte Wilhelm Hindersin, Oberjäger im Reicheschen Jäger-Bataillon 1813/14, Feldwebel im 27. Inf.-Regt. 1815, später Königl. Oberdrucker im Kriegsministerium, geb. 25. September 1792 in Berlin, gest. 31. Januar 1863 in Berlin." Die Brandenburgia nimmt mit Interesse hiervon Kenntnis und mit Dank an unser wertes Mitglied Herrn Major Noël, dem ja die Anregung zu der ganzen Angelegenheit verdankt wird. Die Einweihung dürfte im April 1908 vor sich gehen.

Naturgeschichtliches.

III. Die fischereiwirtschaftliche Bedeutung der Vögel. Von Professor Dr. Karl Eckstein, Eberswalde. Unter diesem Titel gibt unser hochgeschätztes korr. Mitglied die Übersicht über den Nutzen und Schaden des hier in Betracht kommenden Geflügels, sowie eine Karte der örtlichen Verbreitung des schwarzen Storchs, der Fischreiher-Horste und Kolonien. Niemand ist berufener, das genannte Thema zu beurteilen, als Eckstein, dem vermöge seiner Eigenschaft als Dozent an der K. Forstakademie Eberswalde ein besonders reichliches Material zufließt. Im einzelnen sei auf den sehr gehaltvollen Vortrag, gehalten vor dem Fischerei-Verein für die Provinz Brandenburg (Separat-Abdruck aus der Deutschen Zeitung, Stettin 1907), verwiesen. Den weißen Storch hält E. nicht für einen argen Fischräuber auf Grund von 27 Magenuntersuchungen. In unserer Provinz brütet dieser beliebte Volksvogel an zwei Stellen in Kolonien, einmal im Dorf Großziethen, Kreis Angermünde, wo über 12 bewohnte Nester sind, und bei Reetz, Kreis Arnswalde, wo sich Kolonien im Walde befinden. Die Vernichtung des weißen Storchs bei uns wäre, wie ich hinzufüge, nicht schwer, aber schändliche Barbarei, die vom heimatkundlichen Standpunkt aus nicht scharf genug verurteilt werden kann.

Kulturgeschichtliches.

IV. Ans dem Leben des Humoristen Adolf Glaßbrenner. „Der Gesellschaft der Bibliophilen, die da ißt und — trinkt im Kaiserhof zn Berlin am 1. Dezember 1907 zn ihrer Generalversammlnng gewidmet von Ernst Frensdorff, Verlagsbuchhändler und Antiquar, Berlin SW. 11, Königgrätzerstraße 44." Enthält außer einem Portrait des seiner Zeit so beliebten Berliner Schriftstellers den Verlagsvertrag vom 1. März 1833 zwischen Adolph Glaßbrenner nnd Bechtold & Hartje über „Berlin wie es ist und — trinkt" und Warnnngs-Circular vom 17. März 1834 seitens der Verlagsfirma an die Berliner Verlagsbuchhandlungen. Die beiden Schreiben sind vortrefflich faksimiliert.

Es handelt sich u. a. nm den bekannten Eckensteher Nante. Die günstige Aufnahme, welche das erste Heft beim Publiknm gefunden hat, läßt erwarten (besagt der Vertrag), daß anch die folgenden Hefte den erwünschten Erfolg liefern werden. A. Gl. verpflichtet sich nun mindestens 12 Hefte in Zwischenräumen von ca. 2 bis 3 Wochen zu liefern. Honorar pro Bogen 12 Thl., also für ein Heft von 2 Bogen 24 Thl., Anflage 1000 Exemplare. Wird mehr gedruckt, so zahlt der Verleger 100 Thl. Entschädigungs-Strafe, eine solche hat A. Gl. aber seinerseits zu entrichten, auch sofortige Vertragsaufhebung zu gewärtigen, falls er während der Kontraktsdaner ein Werk ähnlichen Inhalts veröffentlicht.

Nach dem 4. Heft scheinen Mißhelligkeiten entstanden zu sein, denn die Firma warnt vor der Verlagsübernahme des 5. Heftes „Fuhrleute."

Herrn Frensdorff, nnserm geschätztem Mitgliede, verbindlichsten Dank für das der Bücherei der Brandenburgia gespendete Exemplar.

V. Teltower Kreis-Kalender 1908. Herausgegeben vom Verlag des Teltower Kreisblattes (5. Jahrg., Preis 50 Pfg.). Dieser Jahrgang bleibt hinter den 4 früheren weder inhaltlich noch in der Ausstattung zurück. Die Kalendermonatsbilder sind dem Teltower Kanal, dem großen Kulturwerk des Kreises gewidmet, desgl. die S. 35—41. Die älteste Akazie der Provinz (in Britz) ist S. 20 abgebildet. Mittenwalde wird zweimal behandelt, der Paul Gerhardts-Tag am 12. März 1907 und York und seine Jäger in M. von Pastor Sandmann. U. M. Dr. Gnstav Albrecht berichtet „Aus der Vergangenheit des Grunewalds" S. 60—67. Der Kaiser Wilhelm-Tnrm auf dem Karlsberg im Grunewald, S. 69—73. Hiermit ist der lesenswerte Inhalt keineswegs erschöpft.

Bildliches.

VI. Weihnachts-Nummer des Kunst-Verlags der Photographischen Gesellschaft, Berlin, Stechbahn 1. Die reichhaltige

Answahl vorzüglicher Bildwiedergaben kommt zur Weihnachtszeit vielleicht manchem gelegen.

VII. Der unten folgende Vortrag.

VIII. Nach der Sitzung fand ein zwangloses Beisammensein im Restanrant Alt-Bayern, Potsdamerstraße 10/11, statt.

Zum Gedächtnis Johann Julius Heckers.

Von **Friedrich Wienecke** in Berlin.

Hecker entstammte einer Lehrerfamilie. Sein Vater war Rektor und Stadtschreiber zu Werden an der Ruhr; sein Großvater hatte die gleichen Ämter in Wesel bekleidet, und seine Verwandten väterlicherseits waren in verschiedenen Städten am Rhein in Schul- und Kirchenämtern tätig. Von seinen Eltern wurde er im pietistischen Geiste erzogen nnd früh zum Studinm der Theologie bestimmt. Doch war seine nrsprüngliche Neigung nicht der Gottesgelahrtheit, sondern der Naturwissenschaft zngewandt; sie hat ihn dnrch sein ganzes Leben begleitet nnd bestimmend auf sein Tun und Handeln und auf seine Lebensstellung gewirkt. Als Knabe eilte er hinans in Feld nnd Wald, nm Käfer, Schmetterlinge nnd Pflanzen zn sammeln, zu bestimmen, zu ordnen nnd sie seinen Sammlungen einzuverleiben. Als Zögling der lateinischen Schnle zu Essen fertigte er in der Apotheke in den freien Stnnden Medikamente oder stellte chemische und pharmazeutische Versnche an. In Halle fesselten ihn die Vorlesungen des Mediziners G. F. Hoffmann, und lange schwankte er, ob er sich nicht ganz diesem Studium zuwenden sollte. Als Lehrer am Pädagogium nnd am Seminarium selektum lehrte er neben klassischen Sprachen Physiologie, Botanik, Anthropologie, Chemie und Materia media, nnd seinem Einfluß war es sicherlich zn danken, daß in den Lehrplan der Pädagogii regii (1734) die Natnrkunde mit aufgenommen wurde. Hier entstanden seine ersten Schriften Lineamenta Anatomiae 1732, Einleitung in die Botanik 1733, Betrachtnng des menschlichen Körpers nach der Anatomie und Physiologie und Regeln zur Erhaltung der Gesnndheit, besonders für Studierende. Als Katechet am Großen Militärwaisenhanse in Potsdam legte er ein Herbarium an nnd lenkte dadurch die Aufmerksamkeit des Königs auf sich, der ihm einen Teil des Unterrichts der jüngeren Prinzen und Prinzessinnen übertrug. Die Gründung der ökonomisch-mathematischen Realschnle ist auf seinen Sinn für Naturwissenschaft zurückzuführen. Ihm verdanken auch der Modellensaal, das Raritätenkabinett nnd der Schulgarten die Entstehnng. In letzterem wurden auf Beeten medizinische, ökonomische und gewerbliche Pflanzen gezogen und Maulbeerbäume znm Zweck der Seidenwürmerzucht angepflanzt. Dieser Sinn für Naturwissenschaft war es

auch, der ihn bewog, einen Lehrer nach dem Harz zu schicken, um die Einrichtung der Bergwerke kennen zu lernen, und der ihn veranlaßte, die Lehrer zu ermuntern, die „Stätten der Meister, die Manufakturen der Kaufleute, die Bauerhöfe und Ackerfelder" kennen zu lernen und sich ein „wirkliches Bild" von ihnen zu verschaffen. Die Erholungsstunden nutzte er zum Sammeln von Pflanzen; er ließ sie zeichnen und malen, und so entstand seine Flora berolinensis 1749.

Es ist klar, daß bei der umfangreichen pädagogischen Wirksamkeit seine theologische Tätigkeit zurücktrat. Hecker war ein guter Seelsorger; aber „theologische Originalität" findet man in seinen Predigten nicht. Sie sind nüchtern und trocken und streng im pietistischen Geiste gehalten. Sie entbehren der Gedankenfülle und des rhetorischen Schmucks seiner Amtsgenossen Reinbeck und Spalding. Aber sie zeugen von dem, was er in seinem Amte übte: „werktätige Liebe", und was er erstrebte: „Besserung des Lebens aller Stände."

Wie sein Charakter des Genialen entbehrte, so war auch seine Persönlichkeit nicht imponierend. Das Urteil Friedrichs des Großen „allzu simpel" und „gar zu trocken" wird auch von Anton Friedrich Büsching über ihn gefällt, der ihn und seine Anstalten im Jahre 1749 besuchte: „Hecker hat das Ansehen eines trocknen, simplen und blöden Mannes. Er hat aber in der Stiftung, Einrichtung und Regierung der erwähnten Schulanstalten mehr Verstand und Tüchtigkeit gezeigt, als man ihm zugetraut hätte."

Der Schwerpunkt des Wirkens Heckers liegt auf dem Gebiet der Schulorganisation, und dieser Tätigkeit gelten die folgenden Ausführungen. Es sollen drei Fragen beantwortet werden: Wie waren Heckers Schulen organisiert? Wie wurde in den deutschen Schulen und im Seminar unterrichtet? Was ist aus seinen Anstalten geworden?

Wie waren Heckers Schulen organisiert? Als Hecker sein Amt am 2. September 1739 antrat, fand er in seiner Gemeinde weder Parochial- noch Armenschulen vor; wohl aber bestanden drei Winkelschulen. Seine Bemühungen hinsichtlich geordneter Schulverhältnisse bei dem Magistrat und der Armendirektion blieben erfolglos, und so sah er sich genötigt, selbständig vorzugehen. Er erklärte die eine Winkelschule, die von einem Unteroffizier vom Garnisonregiment gehalten wurde, zur Parochialschule und gewährte ihr aus dem einkommenden Beichtgeld eine Unterstützung. Er organisierte diese Schule nach dem Plan, der auf Grund der Verordnung vom 5. Dezember 1733 für die sechs reformierten Parochialschulen auf der Friedrichstadt von dem Prediger Fuhrmann entworfen war, und gewährte den armen Kindern freien Unterricht und unentgeltliche Lernmittel. Der Plan nimmt eine einklassige dreistufige Schule, in der die Kinder nach ihren Fertigkeiten im Lesen

in Abc-Schüler, Buchstabierer und Leser gruppiert waren, als Norm an und bemißt die tägliche Unterrichtszeit auf drei Stunden am Vormittag und zwei am Nachmittag. Der Religionsunterricht ist vorwiegend Katechismusunterricht, und der Rechenunterricht umfaßt die vier Spezies und die einfachsten Aufgaben aus der Regeldetri. Dieser Plan ist später von ihm erweitert worden und hat zur Grundlage bei der Abfassung des Generallandschulreglements gedient. Für die große Zahl der Kinder genügte die Schule nicht. Im Oktober 1739 eröffnete er die zweite, im August 1740 die dritte und im Juni 1741 die vierte Parochialschule. Den Wünschen der Eltern folgend, führte er 1742 Privatinformation in der französischen Sprache ein und stellte zu diesem Zweck einen Maître an. Aber die Unterrichtserfolge in den Schulen entsprachen nicht seinen Erwartungen; sie wurden beeinträchtigt durch den Einzelunterricht, von dem sich die Lehrer nicht trennen mochten, und durch die Organisation (einklassige Schule). Im Jahre 1744 schuf er die sechs bestehenden Schulen zu zweiklassigen um und überwies die Abc-Schüler und Buchstabierer der zweiten und die Leser der ersten Klasse. Gleichzeitig führte er den Unterricht im Latein ein und übertrug ihn einem Kandidaten der Theologie. Die Einrichtung bewährte sich; aus allen Teilen der Stadt strömten Schüler herbei, und aus den Privatkursen mußten gesonderte Sprach- und Realklassen gebildet werden. Die fortschreitende Entwicklung stellte Hecker vor die Entscheidung, sich mit dem Erreichten zu begnügen oder weiter zu gehen. Er entschied sich für das letzte und führte, nachdem er 1747 das Haus des eingegangenen Friedrichstädtischen Gymnasiums gekauft hatte, in den Jahren 1747/48 folgende Organisation durch: Die Sprachklassen vereinigte er zur lateinischen Schule und die Realklassen zur Realschule, die am 9. Mai 1747 feierlich eröffnet wurde. Aus den ersten Klassen der sechs Parochialschulen und zwei zweiten Klassen wurde die große deutsche Schule gebildet; die zweiten Klassen von vier Parochialschulen blieben, um den kleinen Kindern den weiten Schulweg zu ersparen, als Vorbereitungs- (Präparanden) Klassen an den Orten bestehen, und den Schülern war es gestattet, zur großen deutschen Schule überzutreten. Letztere war fünfklassig dreistufig. Zwei Klassen, eine Knaben- und eine Mädchenklasse, bildeten die Unterstufe. Die Mittelstufe umfaßte eine Knabenklasse, die Oberstufe deren zwei. Um den Mädchen eine entsprechende Bildung geben zu können, wurden 1748 noch zwei aufsteigende Mädchenklassen eröffnet, so daß also auch für sie eine dreistufige Schule vorhanden war. Den Schlußstein des ganzen Gebäudes bildete das am 14. Dezember 1748 gegründete Seminar, das der deutschen Schule angegliedert war. Der von Hecker geschaffenen Schulorganisation lag die Idee der Einheitschule zu grunde. Den Unterbau bildeten die Parochialschulen, von diesen zweigen sich die deutsche, die Mädchen-, die Real- und die lateinische Schule ab.

Im Jahre 1748 bot die Gesamtschule folgendes Bild:

1. latein. Schule:	2. Realschule:	3. Deutsche Schule:
4 theol. Kl.	2 germ. Kl.	1 Buchstb. Kl.
4 lat. „	1 Manuf. „	2 Lese „
4 franz. „	1 mech. „	2 Rechn. „
2 griech. „	1 anatom. „	2 orthogr. „
4 Rechn. „	1 physik. „	2 Brief. „
18 Kl.	1 Zeich. „	9 Kl.
	2 geogr. „	
	2 hist. „	
	11 Kl.	

Dazu kamen 2 Mädchen- und 4 Parochialschulklassen und 1 Seminarklasse, insgesamt waren es 45 Klassen, in denen 24 Lehrer, 10 ordentliche und 14 außerordentliche, unterrichteten. Die Schüler der Parochial- und der deutschen Schulen empfingen täglich fünf, und die der Real- und lateinischen Schule acht Stunden Unterricht. Die Schüler der Parochialschulen waren zum größten Teil Freischüler, oder sie zahlten wöchentlich 1 Gr. = jährlich 2 Tl. Schulgeld. In der großen deutschen Schule mußten das Doppelte und in der lateinischen und Real-Schule das Vierfache entrichtet werden. Ferien gab es nicht, nur in den Festzeiten waren einige Tage schulfrei; außerdem fiel an besonders heißen Tagen der Unterricht am Nachmittag aus. 1748 wurde die Schule von 350 Schülern besucht, von denen 119 der lateinischen, 67 der Real- und 164 der deutschen Schule angehörten. Die außerordentlichen Lehrer waren Kandidaten der Theologie; sie erhielten nebst freier Station in der Pensionsanstalt jährlich 50 Tl. und durften, um ihre materielle Lage zu verbessern, nebenbei privatim informieren. Sie betrachteten ihre Stellung als Durchgangsstation zum Schulamt oder zum einträglicheren Pfarramt. Diese Aussicht bewog viele Kandidaten trotz des geringen Gehalts, als Lehrer an der Realschule zu wirken, und Hecker war es möglich, stets billige und willige Arbeitskräfte zu erhalten und neue Klassen oder Kurse zu schaffen. 1762 waren sieben einklassige Parochialschulen vorhanden, und die Schülerzahl seiner Anstalten war trotz der Ungunst der Zeitverhältnisse auf 1100 gestiegen. 1767 bestanden acht Parochialschulen, und von den 1267 Schülern waren 400 Freischüler und 355 gehörten der Realschule an. Die Pensionsanstalt zählte 91 Zöglinge.

Wie wurde in den deutschen Schulen und im Seminar unterrichtet? Es ist schon bemerkt worden, daß Hecker im Hinblick auf die mangelhaften Erfolge in den Parochialschulen diese 1744 zweistufig organisierte. Damit trat gleichzeitig eine Änderung des Unterrichtsverfahrens ein. Der bisherige Unterricht war wie in allen Parochial-

und Armenschulen Einzelunterricht gewesen. Jedes Kind trat einzeln vor, sagte oder löste seine Aufgabe und blieb dann sich selbst überlassen. Jetzt wurde der Massenunterricht im eigentlichen Sinne durchgeführt und zu diesem Zweck den Lehrern in den wöchentlichen Konferenzen Anweisung gegeben.

Im Religionsunterricht nahm der Katechismus die erste Stelle ein. Den Wortlaut prägte man auf der Unterstufe durch Vor- und Nachsprechen, auf der Oberstufe durch Lesen ein. Viermal im Jahre mußte der Text durchgearbeitet werden. Die Erklärung geschah durch Sprüche aus dem Alten und Neuen Testament. Das Monatslied und der Monatspsalm traten in den Dienst der Erbauung, und die Anwendung erfolgte durch Ermahnung und Gebet. In der großen deutschen Schule ging man weiter. In den drei untersten Klassen mußte die Ordnung des Heils nach G. G. Fuhrmann und in den zwei obersten die Beschreibung der drei Glaubensartikel nach Freylinghausen durchgearbeitet werden. Hier kam auch die biblische Geschichte zu ihrem Recht. Wöchentlich wurden zwei Geschichten nach Frage und Antwort durchgenommen und gelernt und gleichzeitig eine Einleitung in die heilige Schrift und deren Bücher gegeben.

Der Leseunterricht begann mit dem Einprägen der Buchstaben, die auf Täfelchen den Kindern gezeigt und dann zur Vergleichung mit der an der Tafel stehenden Druckschrift in die Hand gegeben wurden. Das Buchstabieren erfolgte nach dem Berliner Abc-Buch, und als Lesebuch dienten die Bibel, Luthers erbauliche Schriften, Arndts Wahres Christentum und der Katechismus. Daneben wurden Zeitungen — der Verleger der Vossischen Zeitung, Rüdiger, stellte wöchentlich 50—60 Exemplare bis 1746 zur Verfügung — Akten und Handschriften gelesen. Bemerkt sei, daß Hecker im Privatunterricht Versuche mit der Ventzkyschen Lautiermethode anstellen ließ, die er im Großen Militärwaisenhause in Potsdam kennen gelernt hatte. Zwei Mohren, die ihm zur Ausbildung übergeben waren, lernten nach ihr in 50 (?) Stunden lesen. Zur allgemeinen Einführung gelangte sie nicht, weil Eltern und Lehrer ihr Widerwillen entgegenbrachten. Nur in einer Parochialschule am Rondel (Wilhelmstraße) wurde sie zum Erstaunen aller mit Erfolg angewandt, und mit Stolz erzählte der Seminarlehrer Werdermann seinen Seminaristen, daß auch er in seinen jüngeren Jahren Kinder nach dieser Methode zum Lesen geführt habe.

Der Schreibunterricht war mit Übungen im Stil und in der Orthographie verbunden. Die Kinder der Oberstufe hatten wöchentlich einen Brief zu liefern und Kanzlei- und Frakturschrift zu üben. In besonderen Briefklassen wurden Rechnungen, Quittungen, Frachtbriefe, Verträge etc. entworfen und als Musterbeispiele in ein Heft eingetragen.

Im Rechnen begann man mit dem Lesen und Schreiben der Ziffern, dem Auf- und Abwärtszählen und dem Numerieren. Er folgten dann die vier Spezies mit unbenannten und benannten Zahlen, die Brüche, die Regeldetri und die gewöhnlichsten bürgerlichen Rechnungsarten. Das Rechnen nach Regeln war verboten; jede Operation mußte begründet werden. Die Schüler traten der Reihe nach an die Tafel und lösten laut ihre Aufgabe. Wie im Schreibunterricht mußten Musterbeispiele „für den späteren Gebrauch" in ein Heft eingetragen werden. In den Rechenklassen, die mit der lateinischen Schule verbunden waren, ging man weit über dies Pensum hinaus.

Da eine strenge Abgrenzung der Schüler in Klassen nach unserm Begriff der Heckerschen Schulorganisation fremd war, so war es den Schülern der oberen Klassen in der deutschen Schule gestattet, an dem Unterricht in den Realklassen teilzunehmen; insbesondere kamen für sie die geographischen und historischen Klassen in Betracht. In der Geschichte begann man mit der allgemeinen Weltgeschichte und schritt dann zur deutschen Kaisergeschichte und zur brandenburg-preußischen Geschichte fort. Gewicht wurde auf Einprägung und Beherrschung von Namen und Daten gelegt. Das Gleiche galt von dem geographischen Unterricht; er begann mit der Betrachtung der Welt- und Erdkugel, sodann behandelte man Europa und Deutschland. Belebt wurde er durch Mitteilungen aus Zeitungen. Eigenartig ist, daß man Belehrungen über Anstand und gute Sitte mit dem naturkundlichen Unterricht verband, der sich auf Botanik und Leibeslehre erstreckte. Dem Gesang war täglich ½ Stunde vor Beginn des Nachmittagsunterrichts gewidmet; er beschränkte sich auf Einprägung von Choralmelodien für den Gottesdienst.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß mit dem Eintritt Hähns in die Heckerschen Anstalten 1752 in methodischer Hinsicht mancherlei Änderungen getroffen wurden, namentlich daß nun die Literalmethode dominierte. Es würde zu weit führen, auf sie speziell einzugehen. Das aber sei gesagt, daß sie die Verachtung, die sie später erfuhr, nicht verdiente. Hähn ließ sie anwenden, um den jungen Kandidaten, die ohne methodisches Geschick, oft auch ohne das nötige Wissen als Lehrer eintraten, ein Mittel zu bieten, zunächst selbst einmal den Stoff gründlich durchzuarbeiten, zu disponieren und sich einzuprägen und sodann die Form der Darbietung zu geben. Dem Schüler sollte das Erarbeitete (die Tabelle) das Lernbuch ersetzen und die Wiederholung erleichtern. Nicht das Lernen der Tabellen, sondern ihr Erarbeiten war das Ursprüngliche der so verhaßten Literalmethode. Daß sie mißbraucht wurde, war nicht seine Schuld. Hähn war es auch, der die (Ventzkysche) Lautiermethode zu einer Wortmethode umgestaltete. Er ließ die Laute aus einem Wort erkennen, aus Worten wiedererkennen und befestigen. So-

dann schritt er zum Aufbau der Silben, Wörter, Sätze etc. Das Lesen ging dem Schreiben voran. Um das Bild des einzuprägenden Buchstabens durch Phantasie und Erkenntnis zu erfassen, schlug er den Weg der ingeniösen und genetischen Entwicklung ein. Er unterschied die Druckbuchstaben in solche, die aus einem Strich, zwei oder drei Strichen bestehen und verfuhr in folgender Weise: Der Strich mit einem Punkt war das *i*, mit dem Horn das *l*, mit dem Kopf das *k*, mit dem Querstrich das *t* etc. Zwei Striche, oben verbunden, hießen *n*, unten verbunden *u*, oben und unten verbunden *o* etc. Von dem *o* wurden *d*, *g*, *v*, *a*, *p* etc. abgeleitet. Drei Striche, oben verbunden, bildeten das *m*, zwei oben, zwei unten verbunden, das *w*; daran schloß sich das *ch* etc. Weil das Behalten der Form und des Namens mit unterstützt wird durch die Farbe, so erschienen die Buchstaben farbig; dem fleißigen Kinde schenkte er bei guten Leistungen Buchstaben, die aus Pappe geschnitten und mit Gold- oder Silberpapier beklebt waren.

Wenn nun später in den Berliner Parochial- und Armenschulen nach den Aussagen Gedikes unterrichtet wurde: *l* heißt *l*, weil der Strich ein Horn trägt, *x*, weil das *r* ein Häkchen hat, *n*, weil die beiden Striche oben geschlossen sind etc., so ist das ein Mißbrauch aus Unverstand, gegen den keine Methode, sei sie auch noch so gut, geschützt ist. (Man denke nur an die Zahlenbilder, von deren Kennen und Nichtkennen die Arbeit in der Schule abhängig gemacht wurde: fünf sieht so aus: zwei oben, zwei unten, eins in der Mitte.) Wenn Gedike diese Verunstaltung der Methode tadelt, so hatte er recht; wenn er aber Hähn dafür verantwortlich machte, so hatte er unrecht. In Wirklichkeit ist auch er in seiner Wortmethode Hähn gefolgt. Denn auch er läßt den Laut aus dem Wort erkennen, nur erscheint der Laut in seiner Fibel, der erlernt werden sollte, in rotem Druck.

Der wissenschaftliche Unterricht bot keine Abweichungen. Das Seminar war der deutschen Schule angegliedert, und den Seminaristen war es gestattet, auch an den Stunden in der Realschule teilzunehmen. Im methodischen Unterrichte galt als Grundsatz, „gerade so zu unterrichten, wie es bei Kindern geschieht.“ Deshalb hielt der Inspektor, bezw. der Seminarlehrer die Lektionen mit den Seminaristen wie mit Kindern und gab gleichzeitig die nötigen Begründungen. Die Seminaristen hatten die Lektion sofort mit ihren Kollegen in der Klasse nachzuhalten, auf Stuben in Gruppen zu üben und auszuarbeiten. Der Inspektor nahm sie auf seinen Gängen durch die Schulen mit. Die Seminaristen hörten zu, machten Notizen und hielten selbst die Lektionen. Ferner mußten sie schriftliche Entwürfe fertigen, in ein Heft eintragen und dies dem Inspektor vorlegen, um später „geeignete Muster“ zu haben. Als Hecker 1753 eine laufende königliche Unterstützung von 600 Tl. erhielt, fand eine Scheidung der Lehramtskandidaten in Seminaristen und Präparanden

statt. Beide erhielten den gleichen methodischen Unterricht; aber erstere genossen mancherlei Vorzüge. Sie erhielten freien Unterricht, freie Wohnung, Kost und Anfwartung und waren verpflichtet, in der Pensionsanstalt Aufsicht zu üben, die Orgel bei der Andacht zu spielen nnd den Gesang zn leiten. Bei Vakanzen mußten sie eintreten nnd Stnnden in den Parochialschnlen, in der deutschen und in der Realschule übernehmen. Sie hatten zum größten Teil Gymnasial- oder Realschul-Bildung und wurden mit Stellen als Konrektoren, Kantoren, Parochialschullehrer oder Informatoren versorgt. Die Präparanden erhielten keine Vergünstigungen, ausnahmsweise freien Unterricht. Sie waren Handwerksgesellen oder Männer, die schon für eine bestimmte Stelle in Aussicht genommen waren nnd sich hier die nötige Geschicklichkeit erwerben mußten.

Was ist aus den von Hecker begründeten Schnlanstalten geworden? Wenn der Nachfolger Heckers, Esaias Silberschlag, klagt, daß er eine „desolate Schule“ vorgefunden habe, so mag er, so pietätlos das Urteil gegen den Stifter ist, nicht ganz unrecht gehabt haben. Denn einen solchen Schulorganismus, wie ihn Hecker geschaffen hatte, zu leiten, dazu gehörte ein Talent, wie nnr er es besaß. Der Inspektor Hennicke, der der Anstalt während des den Kindern Heckers bewilligten Gnadenjahres vorstand, war nicht der Mann. Um erfolgreich wirken zu können, gab Silberschlag den Schulen ein festeres Gepräge. Die lateinische Schnle erhielt den Namen Pädagoginm nnd wnrde ausschließlich für die stndierende Jugend bestimmt. Die Realschule nannte er Kunstschnle, in der vornehmlich Kaufleute, Ökonome, Offiziere ihre Ausbildung erhalten sollten. Die große deutsche Schule taufte er in Handwerksschule um; jedoch ist dieser Name nie allgemein geworden. So einschneidend diese Maßregel anch war, so wollte Silberschlag nicht ganz mit dem Prinzip des Stifters brechen. Die drei Schulen sollten ein „Ganzes ausmachen“, und „die Schüler sollten sich als Zöglinge einer Anstalt fühlen.“ Jedoch wurde ihnen das Teilnehmen an verschiedenen Knrsen erschwert und nur bei Geltendmachung besonderer Gründe gestattet.

Der dritte Direktor, Andreas Jakob Hecker, führte die Sonderung der drei Schulen noch weit schärfer durch. Das Pädagogium erhielt ganz den Charakter einer Gelehrtenschule, „in welcher philosophische und altklassische Studien vorherrschten.“ Wenn auf Heckers Wnnsch diese Anstalt am 9. Mai 1797, gelegentlich des fünfzigjährigen Jubiläums, den Namen „Friedrich-Wilhelms-Gymnasium“ erhielt, so war dies eine formelle Bestätigung der Organisation, die sie dnrch ihn seit 1784 erhalten hatte. Bedeutungsvoll war ferner die Tatsache, daß man die Realschule (Kunstschule) ihres Charakters entkleidete. Mehrere Realklassen gingen ganz ein, nnd die besonderen Vorträge über Statistik,

Technologie und angewandte Mathematik, über Reichs- und Staatengeschichte etc. stellte man ebenfalls ein. Die gesonderte Stellung der deutschen Schule im Gesamtorganismus wurde wesentlich anders. Sie war nicht mehr Selbstzweck, sondern sie trat als Vorbereitungsanstalt in den Dienst des Gymnasiums und der Kunstschule. Die von Silberschlag geschaffenen Handwerksklassen gingen ein; dagegen wurden, der Zeit entsprechend, Moral, französische Sprache, Gesundheitslehre etc. mit in den Lehrplan aufgenommen. Was von der großen deutschen Schule gesagt ist, gilt in erhöhtem Maße von den Parochialschulen; sie waren im wahrsten Sinne des Worts Stiefkinder geworden. Hecker hatte ihnen und ihren Schülern ein warmes Interesse entgegengebracht. Waren sie doch die ersten Schöpfungen gewesen, für die er einen Teil seines Einkommens dahingegeben hatte. Sie waren der Unterbau der vielgestaltigen Anstalt, aus denen die Schüler in die lateinische, Real- und deutsche Schule treten konnten. Sie unterstanden dem gleichen Inspektor, und die Lehrer nahmen an den Konferenzen teil. Aus den Schulprogrammen späterer Zeit erfährt man nichts mehr von ihnen, und es ist bezeichnend daß unter den wissenschaftlichen Abhandlungen Silberschlags und A. J. Heckers keine einzige ist, die den Elementarunterricht zum Gegenstande hat. In der Jubiläumsschrift werden nur die Namen der Lehrer genannt. In der Tat suchten sich die genannten Direktoren der Parochialschulen zu entledigen; denn sollten sie lebensfähig bleiben und eine Konkurrenz mit andern Parochial- und Privatschulen aushalten, so mußten auch sie zeitgemäß reorganisiert werden, und dazu fehlte das Interesse. Die Direktoren überließen ehemaligen Zöglingen des Seminars die Schulen als Privatschulen und zahlten aus kirchlichen Mitteln, Akzidenzien etc. das Schulgeld für arme Kinder. Die Parochialschulen unterstanden zwar auch weiterhin der Oberaufsicht des Direktors, aber nur in seiner Eigenschaft als Geistlicher der Dreifaltigkeitskirche. 1785 wurde die Aufsicht über sie dem Inspektor des in diesem Jahre selbständig gewordenen Seminars übertragen. Unter der Direktion Silberschlags wurde mit den entferntliegenden Schulen der Anfang gemacht: Der Schulhalter Beelitz übernahm die Schule in der Französischen Straße 10, Bürstenbinder die in der Jägerstraße 44 und Köbicke, der Mitbegründer des Seminars für Lehrer an niedern Schulen in Städten, die in der Wilhelmstraße, die er aber bald nach der Markgrafenstraße 83 verlegte. Im Jahre 1792 überließ A. J. Hecker dem Parochialschullehrer J. Fr. Schulze die Schule in der Taubenstraße, die er seit 1786 auf Kosten der Realschule verwaltet hatte. 1797 verlegte sie der Besitzer nach der Kanonierstraße 45, reorganisierte sie im philanthropischen Sinne zu einer gehobenen Parochialschule und verband mit ihr eine Pensionsanstalt. Ferner übernahmen die Schulhalter Elsner die Schule in der Wilhelmstraße 1, Lucas die am Achteck 6 und Schmidt die in der Wilhelm-

straße 47. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts waren nur noch zwei Parochialschulen dem Kuratorium der Realschule unterstellt und unter ihnen die, die einst Hecker im September 1739 als Winkelschule übernommen hatte, und die den Namen „Kantorschule“ führte. Bei der Reorganisation des Berliner Armenschulwesens in den Jahren 1826/27 gingen beide in Privatbesitz über. Wenn in späterer Zeit von einer Kantorschule bei der Dreifaltigkeitskirche die Rede ist, so ist damit die reformierte gemeint. Sie wurde 1826 in eine mittlere Bürgerschule umgewandelt, vermochte sich aber aus Mangel an Schülern nicht zu halten und wurde 1871 endgültig aufgelöst. Sie gehörte selbstredend nicht zu Stiftungen Heckers.

Ein ähnliches Los hatte der 1750 angelegte Schulgarten. 1780 wurde er verpachtet und dem Pächter gestattet, eine „honette Tabagie“ in ihm zu halten. Das Gewächshaus wurde abgerissen, die Maulbeerplantage ging bald ein, und die Seminaristen waren gezwungen, das Laub für die Seidenwürmer jeden Morgen auf einem Wagen aus dem Charlottenburger Schloßpark zu holen. 1825 wurde der 10 Morgen große Garten für den billigen Preis von 4700 Tl. verkauft.

Blicken wir noch einmal auf den Werdegang der Anstalten Heckers zurück: 1. Die lateinische Schule wurde 1769 in ein Pädagogium verwandelt und erhielt 1797 den Namen Friedrich-Wilhelms Gymnasium. 2. Die Realschule erhielt 1769 den Namen Kunstschule und wurde 1817 endgültig von dem Gymnasium getrennt, weil dieses als höhere Schule der Sektion für den Unterricht, sie aber der kurmärkischen Regierung unterstellt wurde. Sie erhielt den alten Namen Realschule wieder und blüht heute als Kaiser Wilhelms-Real-Gymnasium. 3. Die große deutsche Schule, 1769 Handwerkerschule genannt, bildete man zur Vorschule um. 4. Die 1748 gegründete Mädchenschule führte seit 1814 den Namen Töchterschule und seit 1827 den Namen Elisabethschule. 5. Das am 14. Dezember 1748 errichtete Seminar bekam 1785 eine selbständige Stellung und 1804 eine zweite Klasse; 1817 erfolgte seine Verlegung nach Potsdam und 1852 nach Köpnick. 6. Die Parochialschulen gingen nach und nach in Privatbesitz und 1827 in die Verwaltung der Stadt Berlin über.

Heckers Stammtafel.

1. Andreas Hecker, Kaufmann in Emmrich.
2. Gottfried Peter Hecker, Rektor und Stadtschreiber zu Wesel.
3. Heinrich Leonhard Hecker, geb. 4. 3. 1668, gest. 19. 8. 1732, Rektor und Stadtschreiber zu Werden. Gem. Anna Elisabeth Godifridi, Tochter des Bürgermeisters Godifridi in Werden.

4. **Johann Julius Hecker**, Oberkonsistorialrat und erster Prediger an der Dreifaltigkeitskirche, geb. 2. 11. 1707, gest. 24. 6. 1768. 1. Gem. Marie Muthen, verh. 31. 1. 1741, gest. 27. 10. 1749. 4 Kinder, davon überlebt Johanna Christine, gest. 1797 ihren Vater. 2. Gem. Karoline Wilhelmine Bethmann, Tochter des Kastellans Bethmann im Margrfl. Karl-Palais, verh. 1750, sie starb am 26. August 1768. 8 Kinder, davon überleben drei.

4. **Joh. Chr. Manuel Hecker**, Professor an der Artillerieschule und an der Militärakademie, geb. 1753, gest. 19. 9. 1810.

5. **Johann Julius Hecker**, gestorben als vortragender Rat im Justizministerium am 23. 10. 1854.

6. **Wilhelm Hecker**, gestorben als Oberstaatsanwalt bei dem Oberlandesgericht zu Naumburg a. S.

   Die überlebenden Töchter Joh. Jul. Hecker waren verheiratet, die eine mit dem Amtsrat Hubert in Zossen, die andere mit dem Sekretär Lehn in Berlin.

1. **Andreas Peter Hecker**, Bruder des Joh. Jul., Archidiakonus zu Stargard in Pommern, Gründer der dortigen Realschule.*)

2a. **Andreas Jakob Hecker**, Inspektor der Realschule 1780—84, Direktor von 1784 bis 1819.

2b. **Peter Johann Hecker**, Lehrer an der Realschule 1767—78, dann Professor in Rostock bis 1830.

2c. **Gotthilf Samuel Hecker**, Lehrer an der Realschule von 1780 bis 1783, dann Prediger und Prorektor in Stargard, stirbt 1825.

3. **Ewald Philipp Wilhelm Hecker**, Sohn des Andreas Jakob Hecker, wirkte von 1815—18 als Lehrer an der Realschule und wurde dann Steuerrat.

3a. **Gotthilf Georg Wilhelm Hecker**, Sohn des Gotthilf Samuel, wirkte an der Realschule, wurde dann Prediger in Blankenburg i. d. U.

   Sein Sohn **Hermann Hecker** starb als Pfarrer em. 1894 in Anklam.

---

*) Die Realschule in Stargard wurde 1759 mit Hilfe des Kriegsrats Vangerow gegründet.

19. (7. ordentliche) Versammlung des XVI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 29. Januar 1908, abends 7½ Uhr im Bürgersaal des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat E. Friedel.
Von demselben rühren die Mitteilungen zu Nr. I bis XXXVI her.

A. Allgemeines.

I. Der Vorsitzende begrüßt Namens des Vorstandes die Mitglieder in der ersten Sitzung des neuen Jahres, ersucht um recht rege Beteiligung und entwickelt das Programm für die nächsten Zusammenkünfte.

II. Zur Förderung des Heimatschutzes hat das Preußische Ministerium des Innern einen Erlaß an die einzelnen Verwaltungsbehörden ergehen lassen. Die eifrigen Bestrebungen zugunsten eines heimatlichen Stiles, wie sie insbesondere von Schultze-Naumburg ausgingen, haben somit ihr Ziel zum Teil erreicht. Der Erlaß betrifft die „Maßnahmen gegen bauliche Veranstaltungen in Stadt und Land (außerhalb des Gesetzes vom 15. Juli 1907)". Die Pflege der heimatlichen Bauweise soll gefördert und die Erhaltung der Eigenart eines Orts- und Straßenbildes gesichert werden. — „Es ist weder notwendig noch auch nur erwünscht, daß dabei nach Einheitlichkeit des Stiles gestrebt werde. Entscheidend ist nur eine Einheitlichkeit in dem Sinne, daß die gesamten Bauformen der Häuser in der Gliederung und Flächenbehandlung der Umfassungswände, in der Umrißlinie und der Ausbildung der Dächer, in ihrem Schmuck durch Zierformen und Farbe das Gepräge tragen, das sich unter dem Einfluß der örtlichen Verhältnisse, des Klimas und der Lebensgewohnheiten bei sachgemäßer Verwendung der einheimischen Baustoffe in der ortsüblichen Bearbeitung und Behandlung herausgebildet hat. — Die Wiederaufnahme aller Stilformen sollte dabei nicht nur an Äußerlichkeiten anknüpfen, sondern im Sinne und Geiste der Zeit, die diese Formen schuf, für die anders gearteten Bedürfnisse der Gegenwart einen entsprechenden stilgemäßen Ausdruck suchen." — Den Organen der Staats-, Provinzial- und Ortsbehörden wird nahegelegt, zu diesem Zwecke eine aufklärende, belehrende und anregende Tätigkeit zu entfalten. Als geeignetes Mittel wird u. a. empfohlen: 1. die Ver-

anstaltung öffentlicher, allgemein verständlicher Vorträge in Stadt und Land unter Benutzung der einschlägigen Literatur, z. B. Schultze-Naumburg: „Kulturarbeiten“ u. a. m.; 2. die Bildung von Ortsausschüssen etwa im Anschluß an schon bestehende Vereine zur Pflege der Kunst und der Geschichte, an Verschönerungsvereine u. dergl. Die Aufgabe solcher Ausschüsse würde es sein, den Baulustigen mit Rat und Tat zu helfen; 3. die Ausschreibung von Wettbewerben zur Erlangung von mustergültigen Vorbildern zu Bauentwürfen; 4. die Anregung zum Wetteifer in der Errichtung ansprechender, in das Ortsbild gut passender Bauten durch die Gewährung von Zuschüssen zu den Baukosten aus öffentlichen Mitteln, durch Zuerkennung von Ehrenpreisen oder durch öffentliche Anerkennung und Belobigung.

Über das oben erwähnte Gesetz gegen die Veranstaltungen von Ortschaften und landschaftlich hervorragenden Gegenden vom 15. Juli 1907 behalte ich mir einen besonderen Vortrag in der Brandenburgia vor.

IIa. Der Deutsche Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege, Berlin SW. 11, Dessauer Straße.

In der großen landwirtschaftlichen Woche, am Donnerstag, den 20., und Freitag, den 21. Februar d. Js., nachm. 6½ Uhr, findet in Berlin im Festsaal des „Künstlerhauses“, Bellevuestraße 3 (nahe dem Potsdamer Tor), die zwölfte Hauptversammlung des Deutschen Vereins für ländliche Heimats- und Wohlfahrtspflege (Berlin SW. 11, Dessauerstraße 14), mit folgender Tagesordnung statt: 20. Februar: 1. Ansprache des Vorsitzenden, Wirklichen Geheimen Rat Ministerialdirektor Dr. H. Thiel. 2. Jahresbericht, erstattet durch den Geschäftsführer Professor H. Sohnrey, Berlin. 3. Erziehung der Landjugend. Berichterstatter a) Pfarrer Keil, Wölfis, Sachsen-Gotha. b) Rittergutsbesitzer A. Wadsack, Hornsömmern b. Tennstedt, Kr. Langensalza. 4. Wohlfahrtsarbeit in Ostpreußen. Berichterstatter Pfarrer Skowronski, Marwalde, Kr. Osterode. 5. Feste und Spiele des deutschen Landvolks. Berichterstatter Gymnasialoberlehrer Dr. E. Kück, Friedenau. 21. Februar: 6. Die Wohlfahrtspflege auf dem platten Lande — ein Kampf gegen die Entfernung. Berichterstatter Königlicher Landrat Büchting, Limburg a. Lahn. 7. Aus der Landpflegearbeit. Berichterstatterin: Frida Gräfin zur Lippe, Oberschönfeld Kr. Bunzlau. 8. Heimatkunde und Heimatpflege im hannoverschen Kreise Burgsdorf. Mit Lichtbildern. Berichterstatter Dr. Bödeker, Lehrte i. Han. Alle Freunde der ländlichen Wohlfahrtsbestrebungen, insbesondere alle Freunde und Förderer heimatkundlicher Bestrebungen auf dem platten Lande werden um Teilnahme an allen oder doch an einer der Versammlungen gebeten.

Der Zutritt ist ohne weiteres und kostenlos gestattet.

III. Waldschutz. Die drohende Abholzung der Königsheide hatte den Treptower Kommunalverein veranlaßt, sich an das Landwirtschafts-Ministerium mit der Bitte zu wenden, die Königsheide im Interesse der arbeitenden Bevölkerung Berlins als Erholungsstätte zu erhalten. Hierauf ging dem Verein durch Landesoberforstmeister Wesener folgende Antwort zu: „Das vom Verein bezeichnete Gelände — die sogenannte Königsheide — für welches die geschlossene Bauweise zugelassen ist, repräsentiert bei einer Größe von etwa 200 ha einen Terrainwert von 15 Millionen Mark. Ich bin ohne eine besondere gesetzliche Ermächtigung nicht in der Lage, von einer Nutzung dieses immerhin einen beträchtlichen Teil des Nationalvermögens darstellenden Geländes zugunsten einzelner Gemeinden abzusehen, erkläre mich indessen bereit, wegen des Verkaufs eines Teiles desselben zu einem Vorzugspreise mit den beteiligten Gemeiden unter der Voraussetzung in Unterhandlung zu treten, daß diese sich beim Erwerbe der Eigentumsbeschränkung unterziehen wollen, die Fläche als Volkspark dauernd der Bevölkerung von Groß-Berlin offen zu halten."

IV. Vogelschutz. Ein großes Vogelfutterhaus ist nach den Angaben des Tiergarten-Direktors Freudemann westlich von der Siegesallee neben dem zum Luisen-Denkmal führenden Ahornsteig aufgestellt und am 14. d. M. vom Kaiserpaare auf seinem gewohnten Spaziergange besichtigt worden, wobei Direktor Freudemann die nötigen Erklärungen gab. Das Haus besteht aus einem Gestell von natürlichem Holze und wird von einer vierseitigen Überdachung aus geteerter Pappe, wie sie zum Decken von Dächern verwendet wird, überragt. An den Seiten befinden sich Scheiben, die durch darüber gebaute Dachluken gegen den Schnee geschützt sind. Im Innern des Hauses, das nach unten zu offen ist, stehen zwei breite, flache Holzkästen, auf welche die verschiedenen Futterarten, wie Hanf, Gerste, Mais, Spitzsamen und Sonnenblumenkörner, gestreut werden. Auch Trinknäpfe sind vorhanden. Das Haus wurde bald nach seiner Aufstellung von Sperlingen, Finken, Meisen und Drosseln in Scharen angenommen. Die ganze überaus praktische Einrichtung fand den besonderen Beifall der Kaiserin, und es sollen noch mehrere solcher Vogelfutterhäuser aufgestellt werden. Die Brandenburgia begrüßt diese tierfreundliche, heimatschützende Anordnung mit ehrerbietigstem Danke.

V. Bei der Sitzung des Berliner Waldschutzvereins am 10. d. M. waren wir durch drei Bevollmächtigte, die Mitglieder Herren Professor Dr. Zache, Grubenbesitzer Franz Körner und Dr. Gustav Albrecht vertreten. Letzterer berichtet als Ergebnis folgendes:

Vom Vorstand wurde eine Erklärung folgenden Inhalts vorgeschlagen, die einstimmige Annahme fand: „Die heute abend im Kaiserin Friedrich-Haus tagende, vom Berliner Waldschutzverein berufene Ver-

sammlung, die sich aus den verschiedensten Kreisen der Bürgerschaft Groß-Berlins zusammensetzt, beschließt eine Denkschrift an das Haus der Landtagsabgeordneten, welche die Emanation eines preußischen Waldschutzgesetzes veranlassen soll, zu dem Zweck die Veräußerung und die Abholzung der Wälder zu beschränken und in eine dem allgemeinen Wohl dienende Bahn zu lenken, und so die Wälder vor Verwüstung zu bewahren. Mit der Aufgabe der Abfassung der Denkschrift wird der Berliner Waldschutzverein betraut." Ein von Prof. Hentig eingebrachter Zusatz, eine Kommission von drei Mitgliedern zu erwählen, um dem Kaiser selbst in einer nachzusuchenden Audienz die Wünsche des Volkes zu unterbreiten, wurde unter der lebhaften Opposition des Vorsitzenden Geh. Med. Rats Dr. Ewald gleichfalls angenommen, wurde aber gegenstandslos, da die vorgeschlagenen Herren ihre Mitwirkung ablehnten und Ersatzmänner sich nicht meldeten.

Auf Vortrag des Vorsitzenden tritt die Brandenburgia diesem Beschlusse einstimmig bei.

VI. Jubiläum des Schlesischen Altertumsvereins. Das fünfzigjährige Jubiläum des Schlesischen Altertumsvereins wurde am Sonntag, den 12. d. M., am eigentlichen Gründungstage festlich begangen. Der Feier voran ging vormittags 11½ Uhr die Übergabe des Denkmals für den langjährigen hochverdienten Ehrenpräsidenten des Vereins, Geheimrat Dr. Wilhelm Grempler, seitens der Stadt an die Direktion des Kunstgewerbemuseums. Es ist einem Wunsche Gremplers entsprechend in der vorgeschichtlichen Sammlung des Museums errichtet, ein würdiger Wandaufbau nach einem Entwurfe Professor Hans Poelzigs aus grünem Marmor und Bronze mit der Aschenurne und dem Reliefporträtmedaillon des Verewigten von Professor Ernst Seger.

In der Festsitzung, die in dem stimmungsvoll hergerichteten Lichthofe des Kunstgewerbemuseums unter Anteilnahme der Spitzen der zivilen und militärischen Behörden der Provinz, Vertretern der Stadt, der Universität, gleichstrebender einheimischer wie auswärtiger Vereine und vieler Mitglieder des Vereins stattfand, hielt Direktor Dr. Seger als Vorsitzender des Vereins die Festrede, in der er der Schicksale des Vereins in den fünf Jahrzehnten seines Bestehens gedachte, die Sammlung von außerordentlichen Beiträgen seiner Mitglieder erwähnte, die eine Summe von ungefähr 6000 Mk. ergeben hat, von der unter anderem ein Gobelin des 16. Jahrhunderts, eine Arbeit schlesischer Herkunft für das Museum erworben werden konnte, und das Geschenk der Stadt Breslau in Höhe von 5000 Mk. als Beitrag für die Kosten des vom Verein vorbereiteten Werkes über „Schlesische Goldschmiedekunst" sowie der wertvollen Schenkung schlesischer Münzen des Mittelalters seitens des Geheimrats Friedensburg in Steglitz bei Berlin. Nach verschiedenen Ansprachen des Oberpräsidenten, des Oberbürgermeisters

und des Universitätsrektors teilte Geheimrat Professor Dr. Ponfick mit, daß der Verein aus Anlaß des Jubiläums in Verbindung mit der Direktion des Museums eine Bronzeplakette für besonders verdiente Mitglieder des Vereins und hochherzige Gönner des Museums gestiftet hat. Sie wurde einer ganzen Reihe von solchen verliehen. — Eine Besichtigung der neu eröffneten Abteilung „Alt-Breslau" und der Schausammlung der Münzen und Medaillen, zu denen die Museumdirektion je einen gedruckten Führer am heutigen Tage herausgegeben hat, der allen Mitgliedern des Vereins als Festgabe überreicht wurde, schloß die Feier. Auf das Glückwunschreiben der Brandenburgia ist eine freundliche Antwort eingegangen.

VII. Der neue folkloristische Forscherbund „FF." Herr Kaarle Krohn in Helsingsfors (Finnland) fordert zur Begründung eines internationalen Bundes für Folkloristik mit folgenden Statuten auf:

Statuten des bundes „FF."

§ 1. Der name des bundes wird bezeichnet durch „FF" (Folklore Fellows, Folkeminde-Forskere, Fédération des Folkloristes, Folkloristischer Forscherbund).*)

§ 2. Der bund verfolgt den zweck:

a) den forschern volkskundliches (folkloristisches) material aus den verschiedenen ländern zugänglich zu machen und kataloge derartiger sammlungen herauszugeben;

b) die herausgabe wissenschaftlich befriedigender veröffentlichungen volkskundlicher (folkloristischer) materialien in einer leicht zugänglichen sprache oder mit referaten in einer solchen zu fördern.

§ 3. Durch vermittlung des bundes können abschriften, auszüge und übersetzungen von handschriften und schwer zugänglichen druckwerken aus öffentlichen, und, so weit wie möglich, auch aus privaten sammlungen beschafft werden.

§ 4. Das von dem bunde besorgte material darf ohne besondere erlaubnis nicht zu anderen zwecken als wissenschaftlicher forschung benutzt werden (NB. nicht für gesamtpublikationen). Wird material verlangt, das gelegentlich zu einer wissenschaftlichen arbeit im eigenen lande verwendet werden soll, ist der vermittler berechtigt dasselbe während einer bestimmten zeit zurückzuhalten.

§ 5. Für jedes land, das im bunde durch mitglieder vertreten ist, soll eine lokalverwaltung oder ein vertreter eingesetzt werden, der die bestellungen des materials vermittelt.

*) Also Abkürzung nach Analogie von Usona = United States of North America Bedag = Berliner Elektrizitäts-Droschken-Aktien-Gesellschaft; Damuka = Deutsche Armee-, Marine- und Kolonial-Ausstellung; Augur = Ausstellung umfassend Geschäftsausstattung und Reklame; AEG = Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft, u. dergl. m.

§ 6. Beim beitritt zu dem bunde sind als beitrag zur bestreitnng der laufenden ausgaben des bundes und zur deckung des risikos, das die lokalverwaltung oder der vertreter bei bestellungen übernimmt, an diese ein für allemal 10 frcs. zu entrichten.

§ 7. Die mitteilungen des bundes werden allen mitgliedern nuentgeltlich zugestellt. Bei abschrift leicht leserlicher originale wird für 1000 buchstaben ca. 0,35 frc. oder ca. 1 frc. für die arbeitsstunde bezahlt. Das kollationieren nnd aufsuchen wird mit höchstens 1½ frcs. für die stunde honoriert. Dasselbe gilt von kopien schwer lesbarer originale und übersetzungen (NB. literarisch verwendbare übersetznngen nach übereinkunft). In grösseren städten kann bei weiter entfernung und beschränkter zugänglichkeit der abschreibestellen eine entsprechende vergütnng des zeitverlusts festgesetzt werden.

§ 8. Ein redaktionsausschuss von drei personen veröffentlicht mitteilungen über die handschriftlichen sammlungen und den stand ihrer benutzung.

§ 9. Dieser ausschuss ist befugt publikationen, die dem zwecke des bundes entsprechen, die signatur des bundes zu erteilen. Fürs erste werden „International series“ und „Northern series“ der „FF publications“ herausgegeben, letztere serie umfasst das skandinavische und finnisch-estnische material. Neue serien können mit hülfe der lokalverwaltungen von dem redaktionsausschuss veranstaltet werden.

§ 10. Der redaktionsausschuss wird alle drei jahre auf einem allgemeinen kongress oder durch schriftliche abstimmnng mit einer stimme für jede lokalverwaltung bezw. jeden vertreter gewählt. Auf ähnliche weise wird über änderung der satznngen des bundes abgestimmt, zu welcher stets eine mehrheit von zwei dritteln der stimmen erforderlich ist.

Axel Olrik.	C. W. von Sydow.	Kaarle Krohn.
Danks Folkemindesamling	Ronneby,	Helsingfors,
Kopenhagen.	Schweden.	Finland.

Der Begründung entnommen sind die nachfolgenden Zeilen.

Die sammeltätigkeit auf dem volkskundlichen (folkloristischen) gebiete während der letzten jahrzehnte hat eine unübersehbare masse wissenschaftlichen materiales zusammengebracht. Nicht nur die intensive arbeit organisierter gesellschaften, sondern auch die leistungen einzelner personen weisen staunenswerte resultate auf. Brauche ich den namen des grössten sammlers deutscher volkskunde, dr. Richard Wossidlo's, zu nennen, welcher in der anspruchlosen stellnng eines gymnasiallehrers in der kleinen stadt Waren über 700 landsleute zur aufzeichnung mecklenburgischer überlieferungen angefeuert hat? Oder soll ich des verstorbenen estnischen pastors, dr. Jacob Hurt's erwähnen, welcher über 100,000 seiten manuskript von ca. 1000 helfenden händen hinterliess?

Dass dieser fast unendliche reichtum von doknmenten eine breite und feste grundlage für die vergleichende volkskunde bilden wird, ist eine augenscheinliche und erfreuliche tatsache. Andererseits aber wirkt derselbe auf den gewissenhaften forscher beinahe erdrückend. Kaum vermag er die angehänften materialien seines eigenen volkes zu bewältigen. Wie soll er da hoffen den rastlosen fortschritten der sammeltätigkeit in den verschiedensten ländern und sprachen gebührend folgen zu können?

Es soll ein eintrittsgeld ein für allemal gezahlt werden. Einige bestimmnngen gegen missbrauch des für wissenschaftliche forschungen anvertranten materiales sollten auch festgestellt werden, vor allem, um gesamtpublikationen aus fremden sammlungen ohne besondere bewilligung vorzubeugen.

Vorläufig wäre es nicht nötig von einem lokalvereine und seiner verwaltung, um die Gründung derselben bei weniger günstigen verhältnissen nicht zu erschweren, mehr als diese vermittlung des austausches von materialien zu fordern. Ihr eigenes interesse für die sache würde sie allmählich schon dazu führen die sammlungen eines landes so weit wie möglich an einem aufbewahrungsorte zusammenzubringen und dieselben inhaltlich zu ordnen, damit nicht ein jeder besteller immer von neuem die durchsuchung des gesamten zerstreuten und chaotischen materiales zu bestreiten brauchte. Die kataloge könnten zu allererst die verschiedenen arten der an einem orte aufbewahrten volksüberlieferungen angeben mit verweisen auf nummern oder seiten. Nach und nach müssten aber noch verzeichnisse der verschiedenen themata ausgearbeitet werden. Das bedürfnis gegenseitigen beistandes würde der beste ansporn zum wetteifern in systematischem ordnen sein.

Ein bund der lokalvereine könnte ferner auf die wissenschaftlichen ausgaben der volkskundlichen materialien einfluss haben sowohl in der beförderung einheitlicher pläne als in der überwindung sprachlicher schwierigkeiten. Dass auf die früchte der sammeltätigkeit die landsleute, die sich an der arbeit beteiligt haben, das nächste anrecht haben, ist natürlich und unbestreitbar, denn ohne publikationen in der heimischen sprache wird das interesse für die volkskunde nicht aufrechterhalten. Auch giebt es überlieferungen, besonders die metrischen, welche jedenfalls in der originalsprache veröffentlicht werden müssen.

Die Brandenburgia steht dem neuen Folklorebunde wegen der verwandten Bestrebungen sympathisch gegenüber und hofft, daß dieselben der Devise aus dem „FF“ vollauf entsprechen werden.

VIII. Der dritte Internationale Kongreß für die Geschichte der Religionen findet in Oxford, England, vom 15.—18. September d. J. statt. Die Sektionen zerfallen in acht Nummern.

1. Religionen der Niedern Kultur (inbegriffen Mexiko und Peru).
2. Religionen der Chinesen und Japaner.
3. Religion der Egypter.
4. Religionen der Semiten.
5. Religionen von Indien und Iran.
6. Religionen der Griechen und Römer.
7. Religionen der Germanen, Celten und Slawen.
8. Die Christliche Religion.

Sollte es wünschenswert erscheinen, so wird der Ausschuß noch 2 oder mehr Sektionen anschließen.

Da verschiedene der Religionen und Konfessionen unser Heimatgebiet berühren, hat die Sache auch für die Brandenburgia Interesse.

B. Persönliches.

XI. Unser langjähriges Mitglied, Herr Stadtverordneter Michelet, ist zum Stadtvordneten-Vorsteher von Berlin gewählt. Herzlichen Glückwunsch!

X. Unser Ehrenpräsident Landesdirektor Otto Freiherr von Manteuffel hat eine hohe Ordensauszeichnung erhalten und ist an Stelle des jüngst verstorbenen Fürsten zu Inn- und Knyphausen zum Präsidenten des Herrenhauses gewählt worden. Unser hochverehrtes, liebenswürdiges, der Brandenburgia allzeit gewogenes Mitglied steht im 64. Lebensjahre. Dem Hause, das ihn jetzt an seine Spitze stellte, gehört Herr von Manteuffel seit bald einem Vierteljahrhundert an, da er im Jahre 1883 hineinberufen wurde. Acht Jahre darauf wählte ihn das Herrenhaus zu seinem Ersten Vizepräsidenten, und so hat er siebzehn Jahre dieses Amt bekleidet. Aber schon vor seiner Berufung in das Herrenhaus hatte Freiherr von Manteuffel sich am parlamentarischen Leben beteiligt. Im Jahre 1877 war er in den Reichstag gekommen und hatte sich hier der deutsch-konservativen Partei angeschlossen, deren Führer er längere Zeit gewesen ist. Sein Vater, unter Friedrich Wilhelm IV. einst Ministerpräsident, hat diese lebhafte politische Betätigung seines Sohnes zum Teil noch mit erlebt Dem Reichstag gehört Herr von Manteuffel erst seit wenigen Jahren nicht mehr an. Nach dem im Jahre 1896 erfolgten Rücktritt Levetzows wurde er Landesdirektor der Provinz Brandenburg. Eine hervorragende Stellung nimmt Freiherr von Manteuffel auch in der Generalsynode ein, deren Mitglied er ist. Seine Laufbahn im Staatsdienst hatte er 1872 als Landrat des Kreises Luckau, in dem sein Gut Krossen liegt, begonnen.

XI. U. M. Pastor Zimmermann in Niedergörsdorf ist unter Verleihung des Kronenordens III. Kl. in den wohlverdienten Ruhestand getreten. Bekannt ist Herr Z. in der Brandenburgia geworden u. a.

durch die Sammlung der Volkstrachten in der Fläming-Gegend, durch die vielfachen Denkmäler, die er auf den Schlachtfeldern von Dennewitz und Niedergörsdorf errichtet hat und durch daselbst befindliche Schlacht-Museum.

XII. Unser M. Herr Stadtverordneter Wilhelm Gericke feierte am 19. Januar 1908 seinen 70. Geburtstag; was u. M. für die Stadt Berlin, insbesondere für den Stadtteil Moabit getan hat, ist bekannt und wird in der Stadtgeschichte Berlins verzeichnet werden. Ich lege Ihnen außer dem Prolog zum Festkommers vom 20. d. M. ein auch heimatkundlich interessantes Gedenkblatt vor, das das unscheinbare ländliche Geburtshaus unseres Freundes auf den damaligen Pulverwiesen zeigt, ferner sein jetziges Wohnhaus Alt-Moabit 13, einen Plan des Stadtteils 1861 im Jahre der Eingemeindung nach Berlin und eine Ansicht von Moabit nördlich der Turmstraße vom Jahre 1877. Ich habe Namens der Brandenburgia Glück gewünscht.

XIII. U. M. Herr Prediger Dr. Max Runze feierte am 17. Dezember v. J. sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Geistlicher an der St. Johanniskirche zu Moabit.

Eingeleitet wurde der erhebende Festakt durch den selbstverfaßten und schön vorgetragenen Prolog des Frl. Adelheid Sachs, Tochter unseres Mitglieds, Nichte des Stadtverordneten Louis Sachs und Schwägerin des Reichstags-Abgeordneten Dr. Wiemer. Superintendent Frädrich beglückwünschte mit den Geistlichen der Gemeinde den Jubilar mit warmen Worten; mit ihnen erschienen die Abordnungen der kirchlichen Körperschaften des Moabiter Kriegervereins, des Vereins ehem. Kameraden des 2. Grenadier-Regiments, der Generalleutnant z. D. von Weiher, für die Brandenburgia Geh. Regierungs- und Stadtrat Friedel, Stadtverordneter Gericke, Deputationen des Moabiter Veteranen-, des Handwerker-Vereins u. a. m. Die Johannisgemeinde veranstaltete eine besondere Feier in den Hohenzollernsälen. Es fand ein Konzert statt, bei dem verschiedene Kapellen, Gesangvereine und namhafte Solisten, darunter Frau Luise Klosseck-Müller, Cellist Bernh. Schmidt, Hofschauspieler Paris und Frl. Helene Paris mitwirkten. Pfarrer Nithack-Stahn von der Kaiser Wilhelms-Gedächtniskirche feierte in geistvoller Ansprache den Jubilar, dessen Lebensbild er entwarf als eines modernen Theologen im guten Sinne des Wortes, der allezeit den Grundsätzen eines geistig vertieften Christentums treu geblieben und den Glauben mit dem Wissen in harmonischen Einklang gebracht habe. Der Redner wies auch auf die bekannte Tätigkeit Dr. Runzes als Balladenforscher hin, der in 17 Bänden sämtliche Balladen und Gesänge von Karl Loewe herausgegeben hat. Nach Herrn Nithack-Stahn sprachen Professor Dr. Volker und Professor Johannes Bolte. Zum Schluß beleuchtete der Ausschußvorsitzende Eisenbahnsekretär Mittendorf aus innigem Dankgefühl heraus die 25jährige

seelsorgerische Tätigkeit in der Johannisgemeinde. Der Gefeierte wies in seinem Dank anch daranf hin, daß er 1870/71 am Feldzuge als Kriegsfreiwilliger beim Grenadier-Regiment Nr. 2 teilgenommen habe. Dem Sieger winke nach beendetem Kampf der Frieden, die Rnhe, er aber stehe noch mitten in der Arbeit, die er, so Gott wolle, znr Ehre desselben nnd znm Wohle der Gemeinde fortführen werde. — Der Festausschuß überreichte namens der Gemeinde eine kostbar ausgestattete, mit mehr als 2000 Unterschriften bedeckte Adresse. Außerdem wurden dem Jubilar zahlreiche andere wertvolle Gaben und prächtige Blumenspenden von den Amtsbrüdern, dem Gemeindekirchenrat nnd persönlichen Freunden dargebracht. Dem Jubilar, der nns öfters dnrch Vorträge erfreut, habe ich nnsere besten Glückwünsche dargebracht.

XIV. U. M. Herr Sanitätsrat Dr. med. Karl Vormeng hat den Charakter als Geheimer Sanitätsrat, n. M. Herr Dr. med. Richard Cohn den als Sanitätsrat erhalten. Wir sprechen auch hier freundlichsten Glückwnnsch ans.

XV. Von Heinrich Eduard Kochhanns, des langjährigen Berliner Stadtverordneten-Vorstehers, Lebensaufzeichnungen, lege ich Ihnen, als Geschenk seines Sohnes, des Herrn Kaufmanns Albert Kochhann, das 4. Heft vor, umfassend denkwürdige Schildernngen aus den Jahren 1848 bis 1863 betreffend die Revolution, die Reaktions- und die mit den kriegerischen Verwicklnngen der schleswig-holsteinischen Erbfolgefrage abschließende Konfliktszeit.

XVI. Herr Professor Dr. Karl Schnchhardt, z. Z. Direktor des Kestner-Museums in Hannover, ist znm Direktor des Prähistorischen Mnsenms in Berlin und znm Generalinspektor für die Ausgrabungen in Preußen berufen. Geboren in Hannover 1859 ging er als Assistent zu den Ausgrabungen in Pergamon. 1887 war er in Athen und übernahm 1889 das Kestner-Mnsenm. Er leitete die Ausgrabnngen anf der Heisterburg in Deister, auf der Wittekinds-Burg in Osnabrück nnd beteiligte sich auch sonst an heimatkundlichen Forschungen.

Angesichts der vielen Beziehungen, welche wir zur Vorgeschichte nnserer Provinz haben, begrüßen wir Herrn Schuchhardt in der Hoffnung, daß er die neuen von Herrn Generaldirektor Bode gewiesenen Pfade wandeln werde, indem wir nochmals auf unsern in den Brandenburgia-Sitzungen vom 27. Februar und 24. April 1907 vertretenen, noch hent von uns als allein richtig befundenen Standpunkt verweisen.

Herr Schuchhardt ist, wie schon angedentet, auf dem Gebiete der Vorgeschichte wohl erfahren. In dieser Beziehnng erlaube ich mir einen Sonderabdruck aus der Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen, Jahrgang 1905, vorzulegen. (Hannover, Hofbnchdruckerei Gebrüder Jänecke 1906): „Die Steingräber bei Grundoldendorf, Kreis

Stade", verfaßt von Herrn Schnchhardt. Es handelt sich um 4 gewaltige der nenern Steinzeit, etwa 2000 Jahre vor Christus angehörige, megalithische Hünenbetten mit rechteckigen Blockumrahmungen und in der Mitte um große Grabkammern, die aus gewaltigen Trage- nnd Decksteinen erhaut sind. Das sehr interessante Ergehnis ist, daß die Steineinrahmnngen als Stützmauern dienten und innerhalh derselben das Erdreich in sanfter Böschung his an das megalithische Grab geführt war. In diesem Zwischenraum sind geringere Leute bestattet worden. Vielleicht hatte der Gutsherr sie geschaffen als ein Mausoleum für seine Familie. Die Gntseingesessenen wurden herum beerdigt. Gefunden ist in den sicherlich bereits viel nmgewühlten Kammern nur ein schlechtgehrannter ledergelber Tonhecher, 13 cm hoch, 11 cm breit und ein gehenkelter Tonlöffel von 8,5 cm Durchmesser. Die Sachen sind an das Stader Provinzial-Museum gelangt, das ich wiederholt, einmal mit u. Mitgl. Robert Mielke und Hermann Maurer besichtigt habe. Ich empfehle einen Besuch des lehrreichen Museums zu Stade dringend.

XVII. Herr Professor Dr. Georg Schweinfurth, gleichberühmt als Botaniker, als Geologe und steinzeitlicher Altertumsforscher, hat die große Güte gehaht, ein Druckexemplar der Titel aller von ihm veröffentlichten Briefe, Aufsätze und Werke aus den Jahren 1860—1907 (Berlin, Druck von W. Pormetter, Oktober 1907) mitzuteilen. Schweinfurth, der seit Jahren die Winter in Egypten, die Sommer in Deutschland, zumeist Berlin, von regstem Forschereifer heseelt, zuzuhringen pflegt, hat selbstredend den Schwerpunkt seiner gelehrten Tätigkeit in dem schwarzen Erdteil. Ich habe Ihnen Prohen der palaeolithischen Steingeräte, welche Schweinfurth auf dem linken Nilufer von Thehen, gegenüber Luxor, gesammelt, und die zur Verdeutlichung unserer parallelen heimatkundlichen Funde von Wichtigkeit sind, hier vorgelegt. Speziell interessieren uns folgende botanische Arbeiten: 1860, Über Bidens radiatus. Verh. d. Botan. V. f. Brandenburg, Bd. II, S. 112—152, insbesondere „Versuch einer Vegetationsskizze der Umgehung von Straußherg" a. a. O., Bd. III bis IV, S. 91—126. Betrifft namentlich den „der Blumental" genannten geheimnisvollen Wald mit der seltenen Labiata Melittis melissophyllum. — Sonst zu erwähnen ein Anfsatz üher die bei uns aherglänbischen Zwecken dienende Rose von Jericho „La vraie rose de Jéricho (Asteriscus pygmaeus), Bull. de l'Inst. Egypt. 1886. — No. 6, p. 92—96. — 1906: Pseudoeolithen im nordischen Geschiebemergel. (Zeitschr. f. Ethnol. XXXVII, S. 912—915. — 1906: Deutsch-französisches Wortververzeichnis der die Steinzeit betreffenden Literatur (W. Pormetter, Berlin, S. 1—78). Diese dankenswerte lexikographische Arheit habe ich in der Brandenburgia vorgelegt und anerkennend besprochen. — Endlich 1906: Der Torfmull und seine Bedeutung für den Verkehr mit den Tropen (Dentsche Kolonialzeitung, 23. Jahrg., Nr. 33, S. 322 nnd 323).

C. Naturgeschichte und Technik.

XVIII. Über Bodenbewegungen. Seitens der uns befreundeten Geographischen Gesellschaft zu Greifswald, Vorsitzender und Ehrenmitglied Geheimrat Dr. Credner, ist uns folgendes Anschreiben zugegangen.

Die Erdkunde wendet gegenwärtig in erhöhtem Maß ihre Aufmerksamkeit den Vorgängen zu, die unter unseren Augen die Beschaffenheit der Erdoberfläche verändern. Wenn wir von den Küsten absehen, vollziehen sich die einschneidendsten Umgestaltungen durch Bodenbewegungen. Von ihnen werden mehr oder minder tief reichende Partien des Bodens, aber auch „gewachsenes" Gestein, Felsen usw. ergriffen. Die Bewegung kann sein ein Stürzen (Bergsturz, Felssturz), ein Gleiten (Schlipf, Schlammstrom) oder endlich ein nur in seinen Folgen bemerkbares „Kriechen" (Kennzeichen: Stelzbeinigkeit der Bäume an Abhängen*), Hakenwerfen der Schichten), wobei das Material einen gewissen Einfluß auf die Form der Bewegung hat (ob Fels oder Schutt, ob Lehm oder Sand). Unter den Ursachen, so weit sie nicht in der Gesteinbeschaffenheit selbst liegen, spielen die Durchfeuchtung durch Quellen, ungewöhnlich starke Niederschläge, Schneeschmelze die Hauptrolle. Bei größeren Erscheinungen tritt noch ein auslösender Vorgang hinzu, wie namentlich ein Anschneiden der Böschung durch Wege-, Bahnbau oder Erosion u. a., unter Umständen auch eine Änderung der Massenverteilung durch Aufschüttung u. dgl. Die morphologische Bedeutung der Bodenbewegnngen beruht in einer Verstärkung des normalen Abtragungsvorganges. Sie tritt vor allem hervor bei der Abrundung der Mittelgebirgsformen und bei der Anlage und Ausgestaltung von Tälern. In beiden Richtungen haben die Untersuchungen der Neuzeit zu sehr wichtigen Ergebnissen geführt. Sie haben Gebiete zum Ausgangspunkt genommen, in denen diese Vorgänge sehr intensiv tätig sind. Es besteht aber kein Zweifel, daß sie auch an anderen Stellen von größerer Bedeutung sind, als man annimmt. Darüber und über die Verteilung Gewißheit zu schaffen und zur Beobachtung, zunächst innerhalb des deutschen Sprachgebietes, anzuregen, ist Zweck der Fragebogen, deren Versendung im Auftrage der „Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde in Deutschland" geschieht. Ich bitte daher, sie aufheben zu wollen und vorkommenden

*) Die Stelzbeinigkeit der Bäume an Abhängen ist mir besonders aufgefallen bei Olivenbäumen in verschiedenen Teilen Italiens vom Luganer See bis nach Kalabrien, ebenso in den Ruinen von Karthago. Als typisches Exemplar dieser Art von Baumstelzbeinigkeit schwebt mir immer eine Buche mittlerer Größe vor, die auf der sogen. Herthaburg bei Stubbenkammer gleich rechts über dem Haupteingang steht. Die Stelzbeinigkeit z. B. von Kiefern kann aber auch in schwankenden vermoosten Torfmooren vorkommen, wie Prof. Graebner anführt, wenn Kiefernkuseln aus Moorpolstern aufwachsen, wo sie der Stütze bedürftig werden. E. Friedel.

Falls auszufüllen bezw. ausfüllen zu lassen durch diejenige Person, die nach Ihrem Ermessen dazu geeignet ist. Ebenso bitte ich, mir Zeitungsausschnitte, auch wenn sie nur ganz kurz sind und sich zunächst nichts weiter über den Fall angeben läßt gütigst zusenden zu wollen.

Literaturangaben. K. E. A. von Hoff: Geschichte der durch Überlief. nachgew. natürl. Veränderung der Erdoberfläche. III. Gotha 1834.

E. Reyer: Bewegungen in losen Massen. Jahrb. k. k. geol. Reichsanstalt XXXI. Wien 1881. 431—444.

V. C. Pollack: Beitr. z. Kenntnis der Bodenbewegungen. Ebenda XXXII. Wien 1882. 565—588.

A. Heim: Über Bergstürze. Neujahrsbl. her. v. d. Naturforsch-Ges. 84. Zürich 1882.

G. Andersson: Solifluction, a component of subaërial denudation. Journ. of Geology XIV. 1906. 91—112.

G. Götzinger: Beiträge zur Entstehung der Bergrückenformen. Geogr. Abh. IX. 1. 1907. (Ref. von Braun in Geogr. Zeitschr. 1907. VIII.

R. Almagià: Studi geografici sulle frane in Italia. I. Mem. Soc. Geogr. Ital. XIII. Roma 1907.

G. Braun: Beiträge zur Morphologie des nördl. Appennin. II. Zeitschr. Ges. f Erdk. Berlin 1907. 464 ff.

Dr. G. Braun, Greifswald. Geographisches Institut.

Fragebogen über Bodenbewegungen.

1. Möglichst genaue Ortsangabe (wenn vorhanden, nach dem Meßtischblatt):

2. Wann trat die Bewegung ein bezw. wann wurde sie beobachtet? Dauer?

3. Art der Bewegung.

Bestimmungstabelle dazu:

	1. Gleitbewegung Bewegte Scholle wenig oder gar nicht zerrüttet	2. Rutschbewegung Bewegte Scholle in sich stark zerrüttet und durcheinander gemengt.	3. Sturzbewegung Zusammenhang der bewegten Scholle zerstört	4. Sackende Bewegung
a. Weiches, plastisches Material	α. Schlammstrom β. Gekriech γ. Schlipf	Frana (Erdrutsch)		Erdfälle
b. Schuttmaterial (Hauptmasse der bewegten Scholle Schutt)	Schuttgekriech	Schuttrutsch	Schuttsturz	
c. Felsmaterial (Hauptmasse gewachsenes Gestein)		Felsrutsch	α. Felssturz β. Abbrüche	

4. Kurze Skizze der geologischen und Bodenverhältnisse (in Ergänzung der geologischen Spezialkarte, wenn eine solche vorhanden).

Angaben über die Vegetationsdecke (Wald, Busch, Wiese, Feld, Moor).

Ist der Erdboden (Fels) sichtbar?

Sind Bodentiere (Mäuse, Maulwürfe, Ameisen) oder andere wühlende Tiere bemerkbar?

In welcher Zahl?

Können die Rutschungen auf das Treten von Herdentieren zurückgeführt werden?

Kann Bergbau oder sonstige menschliche Tätigkeit (Aufschüttung) die Ursache der Bewegungen sein?

Angaben über die Grundwasserverhältnisse, benachbarte Quellen und Riesel.

5. Sind Ihnen andere (auch ältere und prähistorische) derartige Bewegungen in der Gegend bekannt? An welcher Stelle haben sie stattgefunden? Wer könnte über sie Auskunft geben? Literatur?

6. Wer könnte mit näherer Untersuchung betraut werden?

Erwünscht ist

a) Übersendung einer Photographie.

b) Mitteilung über die Topographie (Kartenskizze, Neigung der betr. Abhänge und Stellen, Größe) und

c) Geologie (Ergänzung nach den Gesichtspunkten von 4).

d) Allgemeine Beschreibung und Folgeerscheinungen des Vorganges, angerichteter Schaden, Schutzbauten usw.

Wir empfehlen unseren Mitgliedern, diese heimatkundlichen Forschungen bestmöglich zu unterstützen. Beiträge nimmt der I. Vorsitzende gern entgegen.

Es freut mich, gleich einen kleinen interessanten Beitrag einer für unsere Provinz ungewöhnlichen Erdbewegung, den Bericht über einen Erdsturz innerhalb des Städtchens Oderberg i. M. anschließen zu können.

U. eifriges Mitglied Herr Architekt Karl Wilke teilt folgendes mit:

Ein glücklicherweise nur selten vorkommender Bergrutsch, vielleicht richtiger Bergsturz, erfolgte am Sonntag den 29. Dezember 1907 abends kurz nach zehn Uhr unterhalb des Friedhofs auf dem Grundstück des Herrn Rentier Prott. Von der dort etwa 20—23 m hohen Lehmwand löste sich plötzlich aus der Mitte eine gewaltige Schicht (wohl 100 cbm) und stürzte mit weithin vernehmbarem Getöse auf die auf dem Hofe stehenden Ställe und Schuppen herab. Ein 10 m breites zweistöckiges Stallgebäude wurde volltändig zertrümmert, wobei zwei Schweine und eine Ziege von den Trümmern begraben wurden. Darauf alarmierte man schleunigst die Freiwillige Feuerwehr, und mit dieser eilten auch viele Einwohner nach der Unglücksstätte. Der Wehr gelang es nach angestrengtester Tätigkeit alsbald, die beiden Schweine noch lebend zu befreien, während der Besitzer des Viehes auch heute vormittag noch die Freude hatte, die Ziege, welche ebenfalls noch lebte,

wieder ans Tageslicht befördern zu können. Die Rettung des Viehes ist wohl dadurch möglich gewesen, daß nicht ganze Lehmmassen, wohl aber kolossale Lehmblöcke herniederstürzten, welche die Tiere nur gewissermaßen einkeilten und infolgedessen auch den Zutritt der Luft gestatteten. Im andern Falle hätte schon ein Block die drei Tiere erschlagen können. Die Katastrophe wird dem Umstand zugeschrieben, daß in letzter Zeit zuviel Nässe in das Erdreich gedrungen ist und der darauf eingetretene Frost große Spaltungen in den Lehmwänden bewirkte. Weitere sichtbare Risse lassen darauf schließen, daß auf jener Stelle noch weitere, wenn auch nicht so große Lehmmassen niederstürzen werden. Der an den Stallungen entstandene Schaden wird auf 3000 M. geschätzt.

Es handelt sich um die sogen. Bastei, die malerische Höhe über der Stadt, besonders über dem ersten Grundstück am Berliner Tor, das dortige Wohnhaus ausgezeichnet durch einen wohl erhaltenen mehrere Jahrhunderte alten blechernen Wasserspeier in Drachenkopfform. Herr Wilke sieht die vorbereitende Ursache in der Bepflanzung der Lehmsprossen zu nahe am Abhang mit Dorn, dessen Wurzeln den Blocklehm, boulderclay, des sehr harten oberen Diluvialmergels, der mit großen Blöcken, die zum Teil Eiskritzen zeigen, durchsetzt ist, allmählig auseinander treiben. —

Ferner lege ich vor die Begleitschrift des Herrn Dr. Gustav Braun: Über Bodenbewegungen, Sonderabdruck aus dem XI. Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft zu Greifswalde 1908. 21 S. 8.

XIX. Große Geschiebe in Pommern von W, Deecke, an der unter XII erwähnten Stelle (Greifswald 1908) veröffentlicht. Der nach der Universität zu Freiburg i. B. als Ordinarius berufene, uns rühmlichst als Erforscher der geologischen Verhältnisse unserer nördlichen Nachbarprovinz bekannte Herr Professor veröffentlicht eine Liste mit kurzer Beschreibung der großen „Irrblöcke“, welche ihm bekannt geworden sind und deren Lagerungsverhältnisse denjenigen unserer Provinz durchaus entsprechen. Dieselbe Klage wie bei uns über die rücksichtslose Zerstörung dieser ehrwürdigen Zeugen der einstmaligen Vereisung. Es werden im ganzen 52 Stücke beschrieben. Ich erwähne Nr. 13 den Bußkam d. i. Boges Kamen, Gottesstein, vor Göhsen auf Mönchgut, weil ich denselben öfter bestiegen habe, wozu ein seetüchtiges Boot und zwei Mann erforderlich sind. Er liegt etwa 1000 Schritt vom Ufer bei 5,5—6 m Meerestiefe nach meinen Auslotungen und ragt bei ruhiger See 1 bis 1,5 m über Wasser hervor. Etwa 24 Personen können auf ihm stehen. Es handelt sich um eine gewaltige turmartige, viereckige Pyramide, anscheinend aus Gneis. — Nr. 34. „Ein riesiger Block von graulich-weißem, Granat führenden, aplitischem Granit wurde Anfang der siebziger Jahre in den Mühlenbecker Forsten bei Altdamm gefunden.

Die Maße lasse sich nicht mehr feststellen; aber Gustav Rose,*) der das Gestein eingehend beschriee, erwähnt, daß aus dem einen Stein gefertigt sind: Die große Säule im Treppenhause der neuen Münze [zu Berlin], 16 Säulenbasen von 4 Fuß Durchmesser für das Siegesdenkmal auf dem Victoriaplatz [soll heißen Königsplatz], ein Erbbegräbnis auf dem Petrikirchhofe und eine Anzahl kleinerer und größerer sonstiger Denkmäler."**)

39) „Geschiebe sehr bedeutenden Umfanges haben früher auf dem Vinetariffe bei Cosserow gelegen und über das ca. 2 m tiefe Wasser herausgeragt. Sie sind wie die meisten Steine dieser Untiefe zerstört und beim Molenbau von Swinemünde verbraucht."***)

47. „Das größte Geschiebe nicht nur in der Provinz, sondern der gesamten norddeutschen Ebene mit Ausnahme von Ost- und Westpreußen ist auf dem Kirchhofe von Gr.-Tychow bei Belgard zu sehen. Es ist noch etwas umfangreicher als der größte der Markgrafensteine in der Provinz Brandenburg. Seiner Gesteinsbeshhaffenheit nach wäre er als granatreicher Gneis zu bezeichnen. Nach Angabe des Herrn Pastor Meinhof zu Gr.-Tychow hat der Block 44 m Umfang, 3,74 m Höhe, 16,90 m Länge und 11,25 m Breite. Er ist buckelförmig gestaltet und soll noch über 4 m tief im Boden stecken, wenigstens hat man soweit gegraben. Sein Gewicht wird von Keilhack (Zeitschr. d. Deutschen geol. Gesellsch. 42, 1889, 783 und Prometheus 7, 224, mit Abbild.) auf 30–40000 Zentner geschätzt, sein Inhalt ist ca. 700 cbm. Durch seine Lage auf dem Kirche — er trägt ein Kreuz — ist er wohl vor Zerstörung geschützt; früher hat man freilich auch an ihm schon herumgeschlagen. Dieser Riesenblock sollte unter allen Umständen als Naturdenkmal unberührt von schädigenden Eingriffen bleiben."

Die Herstellung der auch in dieser engern Heimat vorkommenden megalithischen Grabkammern denkt sich Deecke folgendermaßen: „Zur Anlage einer Steinkiste wählte man ungefähr gleich hohe 0,50 bis 0,75 m messende Steine aus, und zwar stets geschrammte und daher einseitig ziemlich geglättete Geschiebe. Diese wurden mit der Schliffseite nach innen gestellt und bildeten als Ganzes die lange Kiste. Als Decksteine

*) Der bekannte Professor an der Berliner Universität Dr. Gustav Rose. Fr.

**) Über ein großes Granitgeschiebe aus Pommern. Zeitschr. d. Deutschen geolog. Gesellsch. 24, 1872, 419–423, und Nationalzeitung vom 26. Nov. 1872.

***) Der Herr Verfasser sieht bekanntlich in den noch vorhandenen Blockreihen die Reste großer Steingräben. S. 14 bemerkt er: „Vollständig denudierte Geschiebemergelkerne, die nur noch als Steinriff erhalten waren, hatten wir im Greifswalder Bodden in dem großen und kleinen Stubber, der Ellida-Bank, am Nordende der Insel Ruden, im Riff der Greifswalder Oin und in dem bekannten Steinriff von Coserow vor Usedom, das als Vinetariff bezeichnet wird. Das letzte ist schon von Friedrich dem Großen bei der ersten Anlage des Swinemünder Hafens ausgebeutet worden.

wälzte man dann darüber einige ganz große Blöcke. Ich kann mir kaum denken, daß man das Grab dnrch allmählige Unterhöhlnng nnd gleichzeitige Stütznng der an ihrer ursprünglichen Stelle liegenden Decksteine hergestellt habe. Denn in der Regel sind 3 oder 4 Riesenblöcke anf der Grabkiste, und daß solche Steine öfter so zusammengelegen haben, ist höchst unwahrscheinlich. Das Heben der gewaltigen Masse anf die andern Steine ist wohl nnr durch Erdanschüttung, also auf flach geneigter schiefer Ebene möglich gewesen. Die eigentliche Grabkammer noch nachträglich zwischen den vorher fest in den Boden eingelassenen Wandsteinen aus dem bis dahin unberührten, festen Untergrunde ausgehoben sein. So lagen die Decksteine von vorherein fest. Der Fnßstein wnrde schließlich nach der Beisetzung eingefügt. [1]) Immerhin bleibt der Transport von 4—7 cbm großen Blöcken mit den geringen Hilfsmitteln eine stannenswerte Leistnng."

Gerügt wird von Deecke mit Recht das unverantwortlich leichtsinnig betriebene Fortzangen der großen Blöcke an der Schar, ja in noch tieferem Wasser längs der Ostseeküsten. Dies fällt besonders vor Saßnitz in Rügen anf. Die Brandung ist infolge der untermeerischen Fortnahme der Rieseublöcke eine immer mehr verheerende geworden, sowohl der positive Anprall der Wogen als anch das negative Zurückwälzen der Wogen seewärts. In Saßnitz hatte man vor etwa zwanzig Jahren, weil damals bereits der eben geschilderte Übelstand sich in beständiger Verringerung des Ufersaums auf das unliebsamste bemerklich machte, aus Kies, Steinchen und Zement große rechteckige Konkretgußblöcke nach Art der natürlichen Blöcke am Ufersaum vorgelagert. Ich habe mich im Jnli v. J. davon überzeugt, daß von diesen Blöcken so gut wie nichts mehr vorhanden ist. Diese Blöcke waren im Vergleich mit den natürlichen Blöcken aus Granit, Gneis pp. als bröcklich zu bezeichnen und haben das unvermeidliche Durcheinanderwerfen nicht vertragen können. Der Hauptübelstand, daß bereits vor der Schar das Rollen und Anfwühlen des Untergrundes beginnt nnd daß dadurch allmählig das Lager der Schntzsteine erschüttert wird, ist in keiner Weise behoben worden. Jetzt ist man infolge davon genötigt, kostspielige parallele Pfahlreihen Banm an Baum tief in deu Meeresgrund zu treiben, zwischen denen die Blöcke, welche man von weither bezieht, eingeklemmt werden. Ich fürchte, daß anch diese kostspieligen Uferbefestigungen das Fortspülen des Strandes wenigstens au deu am meisten gefährdeten Stellen nicht verhindern werden, weil eben, wie ausgeführt, der Hauptübelstand in dem beweglichen Meeresgrund auf der Schar liegt.

---

[1]) Bei **gefrorenem** Boden mit einfachen und Walzen und beliebigen Menschenkräften ließen sich gewaltige Lasten leicht, soweit als nötig, aufwärts bewegen. E. Fr.

Anch an unseren brandenburgischen Strömen nnd Seen haben sich dadurch ähnliche Übelstände entwickelt, daß man bei Anstiefung der Fahrrinnen Steine, versnnkene Baumstämme, Sand- nnd Kiesbarren mit Genisten daranf, Rohr- nnd Schilfwände fortnahm, was zur Folge gehabt hat, daß das Ufer auf beträchtliche Strecken fortgespült wird. Beim Teltowkanalbau ist man vorsichtiger gewesen und hat an vielen Stellen Rohr gepflanzt, nm Rohrschntzwände besonders gegen Wellenschlag der Dampfer nnd Motorboote zn erzengen.

XX. Der alte Botanische Garten. Vom botanischen und gärtnerischen, insbesondere vom Standpunkt des Natnr- nnd Heimatschntzes begrüßen wir den Erwerb des alten Botanischen Gartens seitens der Stadt Berlin. Die Größe desselben beträgt nngefähr 58000 M., die Abfindung baar 2000000 M. nnd verschiedene Leistungen von Pflasterungen n. dgl.

Hinsichtlich der Anlegung nnd Unterhaltnng des Parkes ist folgendes besonders vereinbart:

1. Die Errichtung von Baulichkeiten ist, soweit es sich nicht nm kleine Erfrischnngshallen nnd ähnliches handelt, ausgeschlossen.
   Ingleichen haben alle den Charakter des Parkes als eine Erholungsstätte beeinträchtigenden geränschvollen Veranstaltungen zn nnterbleiben. Dagegen ist die Einrichtung von Spielplätzen für Kinder gestattet; dieselben dürfen jedoch eine Größe von 6000 qm nicht überschreiten und müssen gegen die Parkgrenzen mit mindestens 5 m breiten Deckpflanzungen versehen werden.
2. Der Park ist längs der Grenze des verbleibenden fiskalischen Restgrundstücks mit einem Umfahrtweg nach einem noch näher zu vereinbarenden Spezialprojekt zn versehen. Dieser Weg, welcher neben einem Bürgersteig auf der Seite des fiskalischen Restgrundstücks ans einem das Vorbeifahren zweier Wagen gestattenden Straßendamm bestehen mnß, wird von der Stadt angelegt und unterhalten, insbesondere auch in einer dem geringen Verkehr entsprechenden Weise beleuchtet. Die Breite des Umfahrtweges beträgt mindestens 5 m, wovon 4,5 m auf den Straßendamm und 0,5 m anf den neben dem fiskalischen Restgrundstücke anznlegenden Bürgersteig entfallen.

Der Umfahrtweg soll vor dem Mittelban des nenen Kammergerichtsgebäudes rampenartig ausgebaut, eventnell soll derselbe verbreitert oder es sollen Wendeplätze für Fuhrwerk angelegt werden. Die Mehrkosten einer derartigen Ansführnng werden vom Fiskns erstattet.

Kleine Abweichnngen ans Zweckmäßigkeitsgründen bleiben vorbehalten.

Die Überwachung des Parks und Umfahrtweges wird von der Stadt Berlin bewirkt und die Besuchs- und Verkehrsordnung für den Park- und Umfahrtweg ebenfalls von der Stadt Berlin vorgeschrieben und gehandhabt.

Dabei wird die Stadt Berlin dafür Sorge tragen, daß von und zu den an den Park angrenzenden Grundstücken jederzeit ein ungehinderter Verkehr auf dem Umfahrtwege stattfinden kann.

Der Park selbst erhält einen nach der Potsdamerstraße zu offenen Eingang und es steht der Stadt frei, denselben auch durch einen Torweg abzuschließen.

Soweit jedoch die angrenzenden Grundstücke mit staatlichen Gebäuden besetzt werden, ist der Fiskus berechtigt, für den Gebrauch der Bewohner im Zusammenhange mit diesen Bauten weitere verschließbare Zugänge anzulegen.

Seitens des Fiskus wird von der Elßholzstraße mindestens ein Zugangsweg bis an den Umfahrtweg im Innern des Parks angelegt, welcher für die Benutzung der Parkbesucher während der für den Park festgesetzten Besuchstunden, jedoch nicht länger als bis 10 Uhr nachts offen steht. Die Unterhaltung dieses Zugangsweges übernimmt der Staat auf eigene Kosten, dagegen besorgt die Stadt die Reinigung, Besprengung und Beleuchtung auf ihre Kosten.

Im übrigen wird im Interesse der Bebauung der angrenzenden Grundstücke folgendes vereinbart:

1. Fiskus verpflichtet sich bei einem Verkauf von Grundstücken des Botanischen Gartens Käufern folgende grundbuchlich sicherzustellende Verpflichtungen aufzuerlegen:
   a) nach dem Park nur Fassaden, aber weder Hinterhäuser noch Höfe anzulegen,
   b) auf den Grundstücken keine Fabriken und keine mit lästigem Geräusch oder üblen Gerüchen verbundenen gewerblichen Anlagen zu errichten,
   c) die Frontwände der Eckgrundstücke am Eingange von der Potsdamerstraße nicht als Brandmauern herzustellen,
   d) nach dem Parke zu Vorgärten von mindestens 4 m Tiefe anzulegen und zu unterhalten.
2. Die Stadt verzichtet auf ortsstatutarische Anliegerbeiträge zu den Kosten des gedachten Umfahrtweges im Park, sowie zu den Kosten der den Botanischen Garten umgebenden Straßen (Potsdamer-, Grunewald-, Elßholz- und Pallasstraße).
3. Die an dem Umfahrtwege zu errichtenden Gebäude erhalten ihre Ent- und Bewässerung von den vorhandenen Straßen, erleiden jedoch keinerlei bauliche Beschränkung aus dem Charakter oder den Rechtsverhältnissen des Umfahrtweges.

Insbesondere dürfen sie nach diesem zu eine Fronthöhe bis zu 22 m, sowie Türen und Fenster, auch Zugänge in den Vorgartenumwährungen erhalten. Ebenso dürfen in den oben gedachten Wänden vom Eingang vor der Potsdamerstraße Fenster angelegt werden.

Die Stadt verpflichtet sich auf Verlangen, dies Recht als Grundgerechtigkeit für die angrenzenden Grundstücke eintragen zu lassen.

Die Übergabe soll bis spätestens 1. April 1909 erfolgen.

Leider ist teils in Folge früherer amtlicher Devastierungen teils neuerlich in Folge Senkung des Grundwasserstandes der alte Baumbestand außerordentlich zurückgegangen.

XXI. „Die ersten Abbildungen der Dahlien"; unter diesem Titel hat Herr Geheimrat Professor Dr. L. Wittmack in dem vorgelegten Sitzungsberichte der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin No. 9 von 1907, S. 299 flg., interessante Mitteilungen sowohl in pflanzengeschichtlicher Hinsicht gemacht, wie in Hinsicht auf die große Liebhaberei, deren sich diese schönen mexikanischen Blumen in Berlin und Umgebung so besonders erfreuen. Francisco Hernandez, Leibarzt Philipp II. von Spanien, hat in Rom einen „Rerum medicarum Novae Hispaniae thesaurus" herausgegeben, der S. 31 und 372 die ersten Abbildungen der Dahlien enthält, im vorliegenden Heft S. 301 Fig. 1 und 2 das Acocotli der Mexikaner (Dahlia variabilis). Ich darf wohl einschalten, daß der uns geläufigere Name Georgine von unserm berühmten Berliner Pflanzenkundigen Willdenow herrührt, der einem Petersburger Botaniker Georgi zu Ehren im Jahre 1803 die Pflanzen Georgina nannten, übersehend, daß Cavanilles 1791 nach einem finnländischen Gelehrten Dahl das Genus bereits Dahlia getauft hatte, welcher Name nach dem Gesetz der Priorität der allein berechtigte ist. Sie wissen, daß die Dahlia meist in der gefüllten Blumenform bei uns seit 100 Jahren beliebt war, bis, ich weiß nicht absichtlich oder durch Rückschlag in die Urform, die einfache Blüte wieder auftrat und seit etwa 15 Jahren in gewissem Umfange auch bei den Gartenfreunden beliebt geworden ist. Diese einfache Dahlienform stellen nun jene soeben zitierten Abbildungen nicht dar, sondern bereits die gefüllte Abart.

Nun ist Ihnen weiter bekannt, welche züchterische Erfolge in unserer Heimat mit der Dahlie erzielt sind. In meiner Jugend war sie eine ausgesprochene Herbstblume, die leider durch die ersten Nachtfröste unerbittlich hingemäht wird; seit geraumer Zeit bringt man aber die Dahlie bereits im frühen Sommer blühend auf den Markt. Nur als Gartenstandengewächs üblich züchtet man jetzt Dahlien in Zwergformen, die sich trotz der ausgiebigen Wurzelknollen in großen Töpfen oder kleinen Kübeln präsentieren, so daß auch die lebende Dahlie dadurch gewissermaßen salonfähig wird.

Umgekehrt werden aber auch Riesenexemplare angestrebt, sowohl was die Höhe der Stauden, als auch ganz besonders der Umfang der Blüten anlangt; außerdem tritt hierbei eine merkwürdige Konkurrenz mit der Wappenblume des Reichs der aufgehenden Sonne, dem japanischen Chrysanthemum ein. Sie werden sich der großen Dahlien- bezw. Chrysanthemum-Ausstellungen im fiskalischen Ausstellungsgebäude von den letzten Jahren her erinnern. Die Dahlien und Chrysanthemen haben ja botanisch nicht viel mehr gemein, als dieselbe Familie der Kompositzen, im übrigen sind die Wurzeln und Blätter recht verschieden, dennoch wird von den Züchtern unverkennbar eine Konkurrenz in der Größe und der Gestaltung der Blüten angestrebt. Als die Pflegschaft des Märkischen Museum mit Damen und Herren der Brandenburgia vor 2 Jahren die großartigen Dahlien- und Chrysanthemum-Felder zwischen Carow und Blankenburg an der Nordbahn besuchte, da fiel die große Ähnlichkeit der beiden Kulturpflanzen in ihrem Habitus und in ihrer gärtnerisch-ästhetischen Wirkung auf; nur die prachtvollen Riesenblüten ins Auge fassend, waren wir mitunter zweifelhaft, ob in geringerer Entfernung vor uns ein Chrysanthemum- oder ein Dahlia-Feld lag.

Diese Übereinstimmung der optischen Wirkung ist um so überraschender, wenn man sieht, wie es den Dahlienzüchtern gelungen ist, die „S"förmige Drehung der Kronblätter und die leichte Zusammenfältelung derselben nachzuahmen, genau so wie sie bei den edelsten Chrysanthemum-Blüten so charakteristisch ist. Und wie wunderbar! wenn Sie S. 302, Fig. 3, die Dahlia variabilis unter der Bezeichnung „Cocoxochitl" der Mexikaner aufmerksam betrachten, so werden Sie mit Überraschung gewahren, daß die hochästhetische anmutige Variierung der gefüllten Dahlien-Spielart bereits im alten Mexiko vorgekommen ist. Man unterschätzt nicht selten die Kultur der Mexikaner zur Zeit der Conquista durch Fernan Cortez, weil die blutigen Menschenopfer der Azteken einen so abstoßenden Eindruck machen, daß man das Volk selbst als auf einer besonders niedrigen Stufe stehend sich vorzustellen geneigt wird. Das geht sicher zu weit, die Mexikaner kannten Aquarien, Terrarien, Vivarien und zoologische Gärten, ob sie auch botanische Gärten, wenigstens so ungefähr, in dem Sinne kannten, wie sie zur Zeit der Conquista versuchsweise in Padua, Bologna usw. vorhanden waren, stehe dahin, Blumenzüchter, Botanische Kultivateure waren sie bereits in überraschender Weise und dafür spricht gewiß, daß sie die Dahlien bereits in der Kultur züchteten, die wir erst in den letzten Jahren wieder neu erfunden haben.

XXII. Die Mitteilungen der Berliner Elektrizitäts-Werke, Nr. 12 vom Dezember 1907 enthalten, wie Sie ersehen wollen, vortreffliche Abbildungen der elektrischen Beleuchtung des Potsdamer Bahnhofs.

Im Kleinbetriebe elektrisches Plätten und Bügeln, sowie eine gefahrlose Christbaumbeleuchtung mit elektrischen Miniaturlampen.

XXIII. Die elektrische Schwebebahn Berlin, Gesundbrunnen—Alexanderplatz—Rixdorf hat zu Probeversuchen in der Brunnenstraße nahe dem Rosenthaler Tor geführt, die sehr verschieden beurteilt werden, jedenfalls die öffentliche Aufmerksamkeit in wachsendem Maße herausfordern. Ich lege Ihnen Photographien und eine Begleitschrift vor, welche die Continentale Gesellschaft für elektrische Unternehmungen in Nürnberg anläßlich Fertigstellung der Probestrecke verfaßt hat, und erinnere daran, daß ich Ihnen ähnliche illustrierte Schwebebahnprojekte bereits vor Jahr und Tag vorlegte, damals bezüglich auf die Strecke zwischen dem Halleschen Tor und weiter östlich längs des Schiffahrtskanals. Auch von einem ebenfalls herumgereichten Protest des Bundes der Berliner Grundbesitzer-Vereine vom 2. d. M. können Sie, wenn Sie wollen, Kenntnis nehmen.

D. Kulturgeschichtliches.

XXIV. H. Quilisch, Rektor in Freienwalde a. O. Heimatkunde der Provinz Brandenburg. Das trotz seiner Kürze inhaltreiche und zur schnellen Orientierung gut brauchbare Büchlein hat nun schon seine dritte vermehrte und verbesserte Auflage erlebt. S. 38. wolle der Verfasser für die 4. Auflage beachten, daß die Wenden ihre Leichen nicht verbrannten, sondern in der Erde begruben. Es kommen vereinzelt allerdings Spuren von Leichenbrand vor, wahrscheinlich aber nur als alte Sitte derjenigen Germanen, die sich als feuerbestattende Bestandteile der Bevölkerung unter den erdbestattenden Slaven erhalten hatten.

XXV. Helmolds Slavenchronik. Dem Bericht des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg vom 8. d. M. sei folgendes entlehnt:

„Herr Dr. Schmeidler sprach über die Slavenchronik Helmolds, die nicht nur durch direkte Nachrichten über die Besiedelung der Mark Brandenburg, sondern auch dadurch für die brandenburgische Geschichte wichtig ist, daß sie als einzige erzählende Quelle des 12. Jahrhunderts ausführliche und genaue Nachrichten über die große Kolonisationsbewegung wenigstens an einer Stelle Deutschlands, im östlichen Holstein, bietet. Die hier erzählten Züge sind vielfach typisch und lassen sich, mit der gebotenen Vorsicht, auf die Mark und andere Gegenden übertragen. — Helmolds Chronik ist im Jahre 1876 von Schirren in Kiel aufs heftigste angegriffen und ihr jede Glaubwürdigkeit bestritten worden; Schirren wollte in ihr nur ein tendenziöses, von Fälschungen durchsetztes Machwerk zur Erhöhung des Ruhmes und der Stellung des Bistums Lübeck sehen. Der Vortragende legte die Gründe dar, die Schirren zur Erhärtung dieser seiner These beigebracht hat, und zeigte

wie dieselben in der weiteren, ziemlich umfangreichen Literatur sämtlich widerlegt worden sind. Nach diesem Überblick über die Literatur vermochte er eine Charakteristik Helmolds als Schriftsteller zu entwerfen. Es ist an ihm bemerkenswert einmal die Bewußtheit und Sorgfalt, mit der er seine Chronik bearbeitet hat, wie man namentlich in den Teilen feststellen kann, wo er Adam von Bremen ausschreibt. Er hat aus dessen Werke nur das ausgewählt, was in den Plan seiner Arbeit paßte, und die übernommenen Partien stets sorgfältig nach den veränderten Zeitverhältnissen und eigenen, besseren Kenntnissen neu bearbeitet, sie niemals geistlos oder unpassend abgeschrieben. Sodann hervorragend ist die Begeisterung, die er für die Mission unter den Slaven und die Kolonisation des Ostens zeigt. Diesem großen Werke widmet er seine Chronik, er preist und erhebt die Männer, die es gefördert haben, die Gegner tadelt er. Die Mission und Kolonisation sind offenbar sein ihn ganz erfüllendes Lebenswerk. Warme Begeisterung, klares Zielbewußtsein und große und bewußte Sorgfalt bei der Arbeit sind die Eigenschaften, die wir dem Schriftsteller und wohl auch dem Menschen Helmold nach seiner Chronik zuerkennen müssen."

Ich kann als alter Kenner der Helmoldschen Chronik diesem Urteil, obwohl es den Anfeindungen, die Helmold auch neuerdings widerfahren, widerspricht, durchaus nur beipflichten.

XXVI. Robert Mielke: Das deutsche Dorf. Mit 51 Abbildungen im Text (Aus Natur und Geisterwelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen, 192. Bändchen). Teubner's Verlag Leipzig 1907. 132 S. Kl. 8.

Bauernfaust und Bauerngeist,
Ob auch selten man sie preist,
Sind des Staates Quell' und Macht,
Sind die Sieger in der Schlacht —
Wohl dem Staat, der das bedacht!

Heinrich Schrey.

Über das deutsche Dorf existieren große teure mehrbändige Werke, deren volkstümliche Verbreitung schon aus diesem Grunde ausgeschlossen ist. Um so erwünschter ist dies kleine Büchlein „Nimm mich mit" (nämlich auf Reisen), das einer der besten Kenner volkstümlichen Wesens, unser hochgeschätztes Ausschußmitglied Herr Robert Mielke, soeben auf den Literaturmarkt gebracht hat. Über zehnjährige Reisen von Nord nach Süd, von Ost nach West haben den Verfasser in Stand gesetzt, das deutsche Dorf gründlichst zu studieren. Es wird auch das germanische Dorf erwähnt, ebenso das friesische Dorf, obwohl es nicht eigentlich deutsch ist (da die Friesen nur im Vetterschaftsverhältnis zu den eigentlichen Deutschen stehen). Nicht minder gedacht wird des

wendischen, littanischen, polnischen und mährischen Dorfs, soweit es unter den jetzigen politischen Begriff Deutschland fällt, zumal eine Berührung und Mischung mit dem deutschen Element nicht selten feststellbar ist.

Die Dorfanlage und Flureinteilung wird gründlich erörtert, desgl. der Einzelhof und Einödshof, das Haufen- und Straßen- sowie Reihendorf. Klar und lichtvoll, dabei von warmer vaterländischer Gesinnung durchweht ist die Darstellung, welche durch 51 wohlgelungene Abbildungen belebt wird.

Ich kann die Anschaffung dieses Dorfführers überall, weit über den Kreis unserer Brandenburgia hinaus nur auf das wärmste empfehlen. Der Preis von 1 M. 25 Pf. ist geradezu billig.

XXVII. Niederlausitzer Mitteilungen. Ich lege Bd. X Heft 3 u. 4 (Guben 1907) der Zeitschrift der uns befreundeten Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde vor. Das Doppelheft enthält zur Geschichte der Stadt Cottbus wichtige Urkunden des dortigen Stadtarchivs in Registerform, her. von Fritz Schmidt, und von unserm Ehrenmitglied Prof. Dr. Jentsch die Gubener Kirchenordnung von 1632, außerdem kleinere Mitteilungen.

XXVIII. Hoffmann contra Spontini. Eine nachdenkliche Neujahrsgabe für 1908 von Hans von Müller. Privatdruck in 200 Exemplaren. Der uns als Spezialforscher Hoffmanns und als Vortragender in der Brandenburgia bestens bekannte Herr Verfasser läßt uns E. T. A. Hoffmann von der kunstkritischen Seite neu erkennen: „Hoffmanns Stellung zu dem französischen Klassizisten Spontini und dem deutschen Romantiker Weber ist in der Tat wohl das Hauptproblem seiner Ästhetik. Seine Bekehrung zu Spontini war im Frühjahr 1820 vollendet. Er, der sich doch 1814/15 chauvinistisch genug gebärdet hatte, begrüßte nicht nur gut europäisch den Pariser Meister bei dessen Ankunft in Berlin, sondern stellte sich ihm sofort zur Verfügung als Bearbeiter des Textes der „Olympia"; Brühls freudige Zustimmung vom 5. Juni 1820 liegt in Hoffmanns Nachlaß.*) Nun konnte ein überzeugter Verehrer Spontinis nicht zugleich mit Weber durch dick und dünn gehen; und wenn auch Hoffmann im Juni 1821 den „Freischützen" bei weitem nicht so geringschätzig beurteilte, wie z. B. Zelter, Spontini und Spohr unter den Musikern, Tieck und Schopenhauer unter den Schriftstellern, so konnte er die Oper doch nur mit Einschränkungen loben."

Aus meiner frühen Jugend klingt mir noch der grimmige Streit, verknüpft mit mancherlei Theaterintriguen hinüber, der sich an das unerquickliche Verhältnis Carl Maria von Webers zu Spontini knüpfte.

*) Im Märk. Museum. E. Friedel.

Weber hat sich durch den Freischütz, die beste Volksoper, die jemals geschrieben, für ewige Zeiten unsterblichen Ruhm erworben, auch wenn er keinen Oberon, keine Euryanthe und ungezählte andere Tonschöpfungen verfaßt hätte. Spontini war damals der Hofkomponist bei allen großen öffentlichen Feierlichkeiten, namentlich wurde Olympia mit einem für die damalige Zeit in Berlin unerhörtem Pomp aufgeführt. Allmählich ist er in Vergessenheit geraten; als höfischen Komponisten und Generalmusikdirektor löste ihn Giacomo Meyerbeer ab, der sich weit mehr auf dem Repertoire erhalten hat, als Spontini. Richard Wagner hat dann allmählich wieder den Meyerbeer zurückgedrängt.

Es ist auffallend, mit welchem Eifer R. Wagner für Spontini eintrat, dem Hoffmann später Knalleffekte, glänzende Szenerie aber zur Versteckung innerer Dürftigkeit vorhielt. Verfasser sagt: es wird eine Hauptaufgabe jeder künftigen Darstellung von Hoffmanns Musikästhetik sein, diese vollständige Wandlung seines Urteils über Spontini zu erklären."

Auf R. Wagners gegenteilige Auffassung möge am Schluß noch eine Stelle hier finden S. 15. „Als acht Jahre darauf [nach der Aufführung des Cortez in Berlin] unter Friedrich Wilhelm IV. der alternde Meister von Mendelssohn und Meyerbeer verdrängt wurde, trat Wagner in Dresden demonstrativ für ihn ein. Und als er wieder sieben Jahre später in Zürich die Kunde von Spontinis Tode erhielt, schrieb er in die dortige Eidgenössische Zeitung: „Spontini war das letzte Glied einer Reihe von Komponisten, deren erstes Glied in Gluck zu finden ist; was Gluck wollte und zuerst grundsätzlich unternahm, die möglichst vollständige Dramatisierung der Opernkantate, das führte Spontini — soweit es in der musikalischen Opernform zu erreichen war — aus." Er nennt den Verstorbenen, der von Publikum und Kritik wie ein toter Hund behandelt wurde, dann weiterhin den letzten der dramatischen Tonsetzer, die mit ernster Begeisterung und edlem Wollen ihr Streben einer künstlerischen Idee zugewandt hatten und schließt mit den Worten: „Verneigen wir uns tief und ehrfurchtsvoll vor dem Grabe des Schöpfers der Vestalin, des Cortez und der Olympia." In der gleichzeitigen Schrift „Oper und Drama" heißt es sogar, in (Cherubinis, Méhuls und) Spontinis Opern sei ein für alle mal das erreicht, was auf der ursprünglichen Grundlage der Oper sich Natürliches entwickeln konnte. — In der Tat hat Spontinis Vorbild mächtig auf Wagners ältere Opern eingewirkt. Der Rienzi geht in der Conception sowohl wie in der formellen Ausführung von Spontinis heroischen Opern aus; besonders auffallend ist die Verwandtschaft des Siegesmarsches mit dem in der Olympia. Ebenso stammt der Schlußchor im ersten Akt des Lohengrins viel mehr von Spontini als von Weber. Beides hat der Meister noch Ende der siebziger Jahre seinen Schülern Glasenapp und Wolzogen dankbar bekannt."

E. Bildliches.

XXIX. Ausstellung Zuckert: Aquarelle aus dem alten Berlin. Im vorigen Jahre hatte Herr Maler Johannes Zuckert die große Güte, uns eine ansehnliche Reihe von Aquarellbildern auszustellen, welche Teile des ältesten Berlin (Krögel, die Hinterhäuser der Stralauer Straße u. s. f.) in charaktervoller und dabei in jeder Hinsicht auch ästhetisch fesselnder Darstellung brachten. Vgl. hierzu Brandenb. XVI. S. 105—107. Auf meine Bitte hat Herr Zuckert nun eine Fortsetzung seiner bezüglichen Aquarellstudien aus den ältesten Teilen des heutigen Berlins, wie Sie sehen, in zehn Blättern ausgestellt. Es gilt was ich soeben von der früheren Ausstellung gesagt auch von der heutigen. Die beiden ersten Bilder zeigen die Straße „am Krögel" und einen Blick in den „Hof am Krögel" mit seinen eigenartigen Stützen. Das dritte Bild hat den Hof von „Kl. Stralauerstr. 4—6" zur Ansicht, der einzigen und ältesten Gerberei in der heutigen Altstadt. Das vierte Bild zeigt einen Überblick über „An der Fischerbrücke 5" mit seinen bemerkenswerten Holzsäulen. Zwei weitere Bilder haben zum Vorwurf „Neu Kölln a. W. 2" und „Petristr. 15". Beide durch seine alten Holzgalerien sehenswert. Größere Teile mit Umgebung waren durch drei Bilder vertreten. Das alte „Gefängnis am Molkenmarkt" von der Wasserseite aus, der „Inselspeicher" und die alte „Waisenkirche". Letztere ist inzwischen schon der Spitzhacke zum Opfer gefallen, um einem Neubau für die Wasser- und Gaswerke Platz zu machen. Das letzte Bild zeigt den „Schweinekopf", ein altes Wirtshaus in der Nähe des Bahnhofs Putlitzstraße. Dieses Gebäude, welches jetzt der Stadt gehört, soll das älteste der dortigen Gegend sein.

Diese Bilder fanden den reichen und wohlverdienten Beifall der Versammlung, ebenso die nach den ausgestellten Aquarellen angefertigten Ansichtspostkarten, welche sich betiteln: „10 Künstlerkarten aus den ältesten Teilen des heutigen Berlin nach Aquarellen von Johannes Zuckert." Für unsere Mitglieder sind diese ansprechenden Postkarten für 80 Pfg., also für einen sehr billigen Preis erhältlich. Wenn ich bedenke, wie viel banale und geradezu häßliche Postkarten zu gleichem oder noch höherem Preise vertrieben werden, so kann ich die Anschaffung der Zuckertschen Künstlerkarten nicht warm genug empfehlen, indem ich gleichzeitig Herrn Johannes Zuckert für den uns heut Abend gewährten Genuß unsern verbindlichsten Dank ausspreche, auch dafür, daß er uns gestattet, die folgenden vier Karten hier zu reproduzieren. 1. Hof am Krögel; 2. Kleine Stralauer Straße; 3. Petristraße und 4. den Schweinekopf nahe dem Südufer.

XXX. Über das Wirtshaus zum Schweinekopf bemerke ich folgendes auf Grund der Akten des Magistrats Tiefbau-Deputation, den Grundakten und der Auskunft des Städtischen Plankammer-Inspektors

Herrn Haase, welcher der Brandenburgia schon oftmals amtlich gefällig gewesen ist. An der Straße 30, Abt. VIII, des Bebauungsplanes bei der Einmündung in das Südufer liegt zunächst das Restgrundstück der von der vormals Hummelschen Eisenfabrik, Besitzer Kommerzienrat Bialon, im Jahre 1907 seitens der Stadtgemeinde Berlin erworbenen Restgrundstück Bd. 38, Nr. 1900, Grundbuch von den Umgebungen im Nieder-Barnim. — Der Teil östlich der künftigen Putlitzstraßenüberführung (Bd. 26, Nr. 1339 U. N. B.) ist an die mit Bd. 38, Nr. 1894 U. N. B. angrenzenden Berliner Elektrizitätswerke verkauft. An das erstgenannte Grundstück Bd. 38, No. 1900 U. N. B. stößt an der Straße 30 unmittelbar







Hof am Krögel.

Kleine Stralauer Straße.

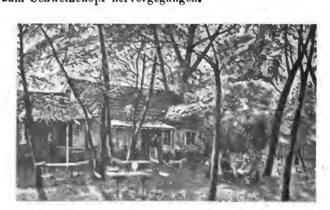
an das 10206 qm große Grundstück (Bd. 29, Nr. 1508 U. N. B.), vormals Chemische Fabrik für Teerprodukte, welches die Stadtgemeinde Berlin für 70 M. für den Quadratmeter, also für 714420 M. gerade im Begriff steht von der Besitzerin Frau Else von Stephani, früher verehelichten von Dulong, geb. Rütgers, zu erwerben. Dies Grundstück soll u. a. dazu dienen, die Straße 30 aufzuschließen, welche einen wichtigen Zugang zu dem am künftigen Nordwesthafen der Stadt Berlin belegenen Lade- und Lösch-Gelände bildet. Bekanntlich wurden dazu in der Hauptsache die weiten Ländereien des nach der Spandauer Stadtforst übergesiedelten Johannisstiftes verwendet.



Petristraße.

Das aus dem Hauptgebäude, einem Anbau links und einem kleinen Wirtschaftsgebäude dahinter links bestehenden Anwesen „Zum Schweinekopf" wird nicht selten mit einem andern ähnlichen Etablissement verwechselt oder identifiziert, der Wirtschaft „Zum Hungerigen Wolf" in der Nähe der inzwischen abgekarrten Moabiter Spießberge. Dies ist vollkommen irrtümlich. Auch ist der „Hungerige Wolf" bereits verschwunden.

Vom „Schweinekopf" besagt bekanntlich die Sage, einem Kurfürst sei auf der Jagd hier von einem ergrimmten Wildschwein arg zugesetzt worden und ein zum Glück in der Nähe befindlicher Köhler habe den Landesherrn dadurch gerettet, daß er mit dem brennenden Schürbaum dem Eber vor den Kopf gestoßen. Als der Kurfürst den Retter gefragt, welche Gnade er sich ausbitte, habe dieser um eine Schankgerechtigkeit gebeten und so sei aus der Köhlerei die Gastwirtschaft zum Schweinekopf hervorgegangen.



Der Schweinekopf.

Das Grundstück, auf dem das alte Gasthaus zum Schweinekopf steht, gehört seit der Einverleibung von Moabit im Jahre 1861 zu Berlin, ist 18662 qm groß und von der Stadtgemeinde Berlin für die künftigen

Westhafenanlagen um 559860 Mark (30 M. pro qm) angekauft worden. Das betr. Grundbuchblatt besagt folgendes:

Grundbuchsbezeichnung: 8 – 483 Umgebungen im Nieder-Barnim (früher Neu-Moabit Nr. 38).

Beschreibung: Der außerhalb der Stadt zwischen dem Oranienburger Tore und dem Unterbaum belegene Teil der ehemaligen Kämmereiheide vor dem Oranienburger Tor, welcher an der Birkenstraße anfängt und bis zur Königlichen Jungfernheide fortgeht, und ein Stück der sogenannten Krentzfenne in sich begreift mit einem Flächeninhalte von 10 Morgen, welcher bisher eine Pertinenz der im Hypothekenbuche von Neu-Moabit Nr. 47 verzeichneten Ackerfläche gewesen, nunmehr aber ad decr. vom 24. 10. 1837 daselbst abgeschrieben und unter obiger Nummer als ein für sich bestehendes Grundstück übertragen wurde.

Eigentümer: In geschichtlicher Erfolge

1. Der hiesige Bürger und Destillateur Franz Gerth. Von dem Gutsbesitzer Wilhelm Gotthold Büttner, der Ehefrau des Gutsbesitzers Schmidt, Wilhelmine Auguste und dem Ökonom Friedrich Wilhelm Ludwig Kratz, durch Erbpachtskontrakt für ein Erbstandsgeld von 100 M. und einen Kanon von 30 M. jährlich erworben.
2. Der Tabagist und Holzhändler Johann Christian Friedrich Heinrich Wils durch Subhastation am 24. 12. 1853 für den Preis von 960 M.
3. Geschwister Büttner
   a) Agnes Amalie Ferdinandine Henriette verehel. Dr. Spiekermann,
   b) Marie Auguste Caroline verehel. Bötzow am 2. 8. 1855 für 2121 M.

   Seit dem 20. 2. 1861 ist erstere Alleinbesitzerin.
4. Direktor John William Louth seit 13. 12. 1899.
5. The Neuchatel Asphalt Company in London seit 30. 12. 1902.
6. Stadtgemeinde Berlin seit 20. 7. 1906.

Eintragungen: In Abteilung II sind die aus dem Erbschaftskontrakt entstandenen Verbindlichkeiten eingetragen, jedoch im Jahre 1905 gelöscht worden, nämlich:

1. Erbpachtskanon von 30 M. jährlich.
2. Vorkaufsrecht des Erbverpächters.
3. Einspruchsrecht des Erbverpächters gegen teilweisen Verkauf und das Recht desselben auf Laudeminm-Gelder beim jedesmaligen Verkauf.

Im § 3 des Erbpachtkontraktes ist gesagt, daß der Erbpächter ein kleines aber baufälliges Haus mit erwirbt und berechtigt ist das aus

dem Abbruch herrührende Material zu behalten. Gemeint ist offenbar „Der Schweinekopf."

Im übrigen befindet sich im Grundbuch keinerlei Erwähnung der historischen Bezeichnung „Der Schweinekopf." Um so merkwürdiger ist es, mit welcher Zähigkeit sich diese Bezeichnung im Volksmunde bis heute erhalten hat.

In Folge von Anschüttungen liegt jezt die Diele des „Schweinekopfs" unter dem Niveau der Straße. Bei den Arbeiten für den neuen Westhafen der Stadt Berlin wird — in einigen Jahren — leider auch dies interessante geschichtliche Anwesen verschwinden.

XXXI. Seidenstickereien aus der Zeit der Königin Luise, speziell aus Potsdam stammend, breite Bänder, die als Schärpen getragen wurden, legt Herr Rektor Otto Monke als Geschenk des Frl. Bianca Schmidt in Potsdam für das Märkische Museum vor. Dieselben fanden den Beifall der anwesenden Kennerinnen und werden mit verbindlichem Dank an die Spenderin angenommen.

XXXII. Anregung zu dem Drama Heinrichs von Kleist „Prinz Friedrich von Homburg" scheint dem Dichter, wie man jetzt annimmt, ein Gemälde von Karl Kretschmar „Der Große Kurfürst und Prinz Friedrich von Homburg nach der Schlacht bei Fehrbellin" gewährt zu haben, welches sich im Jahre 1800 auf der Berliner Kunstausstellung befand. Obwohl Friedrich Wilhelm III. das Werk angekauft hatte, war es jetzt ganz verschollen, und alle Anfragen bei der Verwaltung der königlichen Schlösser hatten nur negativen Erfolg. Auch Direktor Dr. Seidel erklärte, daß das Gemälde unter den rund 11000 Bildern des königlichen Besitzes nicht zu finden sei. Nunmehr ist es Professor Dr. Hermann Gilow durch eine öffentliche Anfrage gelungen, einen Kupferstich von Freidhof nach dem Bilde von Kretschmar zu ermitteln. Herr Gilow teilt in dem Organ des „Vereins für die Geschichte Berlins" mit, daß die durch ihn bewirkte Wiedergabe des Stiches die erfreulichste Folge gehabt habe: Der Kaiser, dem die Veröffentlichungen des Vereins für die Geschichte Berlins vorgelegt werden, nahm davon Kenntnis und erinnerte sich sofort eines entsprechenden, im Treppenhause des kronprinzlichen Palais befindlichen Ölgemäldes, eben des Kretschmarschen Originals, unter dem der Kaiser — nach seinen eigenen, bei dieser Gelegenheit gebrauchten Worten — „gewissermaßen aufgewachsen", und das ihm daher „von Kindheit an in allen Einzelheiten vertraut" sei. So wäre denn, schreibt Professor Gilow, der Verbleib des so lange von den Freunden Kleists gesuchten Bildes, das dem märkischen Dichter wohl zuerst den Stoff zu seinem „Prinz Friedrich von Homburg" vor die Seele gerückt hat, ermittelt und damit die dauernde Beachtung und Schätzung eines Werkes gesichert, das wegen seiner Beziehung auf

unseren großen Dramatiker vor vielem anderen, künstlerisch vielleicht wertvolleren Wandschmuck unserer königlichen Schlösser bedeutsam ist.

Die Brandenburgia nimmt hiervon mit Interesse Kenntnis.

XXXIII. U. M. Herr Hofphotograph Schwartz legt von dem u. M. Herrn Banquier Eugen Preuß gehörigen, in der Brandenburgia mehrfach bereits erwähnten altertümlichen Hause Klosterstraße 87 die großen und schönen Photographien vor, welche vor einigen Jahren gelegentlich des Geschäftsjubiläums der Firma Fetschow & Sohn aufgenommen wurden. Das Haus wird, wie Herr Preuß mitteilt, leider noch in diesem Jahr verschwinden. In der Sitzung vom 27. November 1907 legte ich den Berliner Kalender von 1908 vor, in welchem ich, wie Ihnen erinnerlich, die Geschichte des Hauses darstelle und die berühmte nunmehr bedauerlicher Weise verschwindende Hofansicht abbilde.

XXXIV. Herr Rektor Monke überreicht im Auftrag des Fräulein Therese Rackwitz aus Pichelswerder drei von ihr kunstvoll geschaffene Ölgemälde, welche drei Anwesen darstellen, die in Pichelsdorf demnächst der Döberitzer Heerstraße (Kaiserdamm) zum Opfer fallen werden. Das Haus des Fischers Merten (Strohdach mit pferdekopfähnlichem Giebelzeichen), das Haus des Fischers Schüler und das Gasthaus „Zum Weißen Schwan."

Die Versammlung betrachtete die kunstvollen Bilder mit Interesse und bedauerte lebhaft, daß diese altehrwürdigen, echt märkischen Fischerstellen nun auch dem Verkehr geopfert werden müssen.

Namens des Märkischen Provinzial-Museums, welchem Frl. Rackwitz ihre Gemälde übereignet, spreche ich an dieser Stelle dafür den verbindlichsten Dank aus.

XXXV. Von der Redaktion der reich illustrierten Zeitschrift „Zeit im Bild" werden die trefflich ausgestatteten Nr. 3 und 4, VI. Jahrgang, in Umlauf gesetzt.

XXXVI. U. M. Herr Robert Mielke hielt hierauf einen mit schönen Lichtbildern ausgestatteten Vortrag „Das alte und neue Potsdam. Ein Rück- und Ausblick auf die bürgerliche Bauweise." Der mit größtem Beifall aufgenommene Vortrag, über den noch eingehend berichtet werden wird, wurde mit größtem Beifall und Dank aufgenommen, regte auch sofort den Wunsch an, daß das Potsdamer Stadtbild noch im laufenden Jahre Ziel einer Wanderfahrt der Brandenburgia sein möge.

XXXVII. Hierauf zwanglose Zusammenkunft im Ratskeller.

Kleine Mitteilungen.

Was sind Ringhen? Eine Erklärung aus der Praxis zu einer Eberswalder Urkunde, von Karl Wilke, Oderberg i. A. Daß die jetzigen „stattlichen" Eberswalder Mühlenpferde des Herrn Stolze dem Verfasser der Studie „Was sind Ringhe?" in Heft 6 Jhrg. XIII S. 216—218, der Brandenburgia aus wissenschaftlicher Verlegenheit helfen und zur Aufhellung des historischen Verständnisses beitragen, ist vom lokalpatriotischen Standpunkte aus betrachtet mit Freuden zu begrüßen, leider gelangt dadurch die uns zu Teil gewordene Belehrung zu einem Fehlschluß.

In der in Frage kommenden Mühlenurkunde von 1467 wegen Erbauung einer neuen, oder besser gesagt, wegen Verlegung der Niederfinower Schneidemühle nach Eberswalde, werden gleichzeitig Betriebsbestimmungen für die Mahlmühle getroffen, weil hier beide Betriebe vereinigt wurden. Hiernach war der Mühlenmeister verpflichtet, einen geeigneten Transportwagen für seine Mahlgäste weiterhin zu unterhalten und zwar einen solchen mit „Ringhen" oder Ringhenden, das sind Rungen, woran die Leiterbäume oder Seitenwände des Wagens zum bequemen Transport der Säcke festgelegt werden konnten. Noch heute unterscheidet man Lang- oder Blockwagen, Rungenwagen, Kastenwagen u.s.w. Wie treffend unterscheidet hieraus folgend die Urkunde zwischen armen und reichen Mahlgästen, denn es besaßen nicht alle geeignete Gefährte, wohl aber eine erforderliche Bespannung, die bei den Reichen Pferde, bei den Ärmeren Ochsen und Kühe, bei den Ärmsten Menschenleiber bildeten. Die mißlichen Wegeverhältnisse, man mußte über Land fahren, die bessere Ladefähigkeit und bessere Tragfähigkeit ließen den gemeinsamen Mühlenwagen entstehen, erst späterhin hält auch der Müller die Bespannung dazu vor. Der Magistrat von Eberswalde kaufte im Jahre 1479 dem Mühlenmeister die Anlage ab und der Kontrakt führt einen Mühlenwagen und bereits ein Pferd als Bespannung auf.

Die Kosten der Berliner Straßenbenennungs-Vorrichtungen. Dieselben sind gegen die frühere Art (Anheftung von Blechschildern an den Hausecken) erheblich teurer und setzen sich wie folgt zusammen: 1 eiserner Pfosten 70 Mk., 2 Schildhalter zusammen 47 Mk., 4 Emailleschilder zusammen 20 Mk., 4 Nummerschilder 4 Mk. Wo Kandelaber benutzt werden können, fällt die Post 1 fort. Im Jahre 1906 war die ausführende Firma Ed. Puls, Kunstschmiede, Tempelhof.

Inhalt des XVI. Jahrgangs 1907/08.

A. Aufsätze und Vorträge.

B. Bücherschau.

C. Abbildungen.

D. Register.

Druckfehler-Berichtigungen.

S. 31 unter Nr. 13 und 17 lies „Warzen“. Desgl. S. 35 unter Nr. 19.
S. 54 Zeile 19 v. u. statt: „wie der Name besagt“ lies: „wie unsere rezenten Arten“.
S. 70 „ 2 v. o. lies: „ebose“.
S. 111 „ 16 v. u. statt: „King“ lies: „Ring“.
S. 128 „ 5 v. u. lies: „Sympathiemänner“.
S. 130 „ 9 v. o. lies: „typische“.
S. 151 „ 10 v. o. statt: „erst“ lies: „jetzt“.
S. 210 „ 23 v. o. hinter: „finden“.
S. 210 „ 18 v. u. lies: „vollinhaltlich“.
S. 240 „ 8 v. u. lies: „einen“.
S. 263 „ 21 v. u. lies: „könnten“.
S. 269 „ 13 v. o. lies: „genera plantarum“.
S. 269 „ 20 und 21 v. o. lies: „Jussiu“.
S. 278 „ 2 v. u. lies: „Meyerias“.
S. 281 „ 19 v. u. lies: „primigenius“.
S. 287 „ 20 v. o. lies: „Kaunhowen“.
S. 288 „ 9 v. o. lies: „Kanne“.
S. 297 „ 10 v. o. lies: „Geinitz“.
S. 309 „ 6 v. o. lies: „Bürkner“.
S. 310 „ 3 v. o. lies: „Warschauer“.
S. 322 „ 19 v. o. lies: „Instituts“.
S. 323 „ 10 v. u. lies: „Haberkern“.
S. 326 „ 2 v. o. lies: „Direktion“.
S. 327 „ 13 v. u. lies: „dem“.
S. 330 „ 18 v. o. statt „dem“ lies „den“ und statt „von“ lies „in“.
S. 350 „ 1 v. u. lies „Altruppin“.
S. 351 „ 20 v. o. lies „Steinzeichnens“.
S. 355 „ 14 v. u. lies „Binenwalde“.

S. 389 Anmerkungen:
Zeile 2 v. u. fällt „da“ fort.
S. 397 „ 2 v. u. lies „Treuenbrietzen“.
S. 409 „ 17 v. u. lies „March“.
S. 452 „ 1 v. o. lies „der heutige“.
S. 452 „ 12 v. u. lies „Ihnen“.
S. 452 „ 14 v. u. lies „vorweltlichen“.
S. 464 „ 2 v. u. lies „Nach der Sitzung“.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

